This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

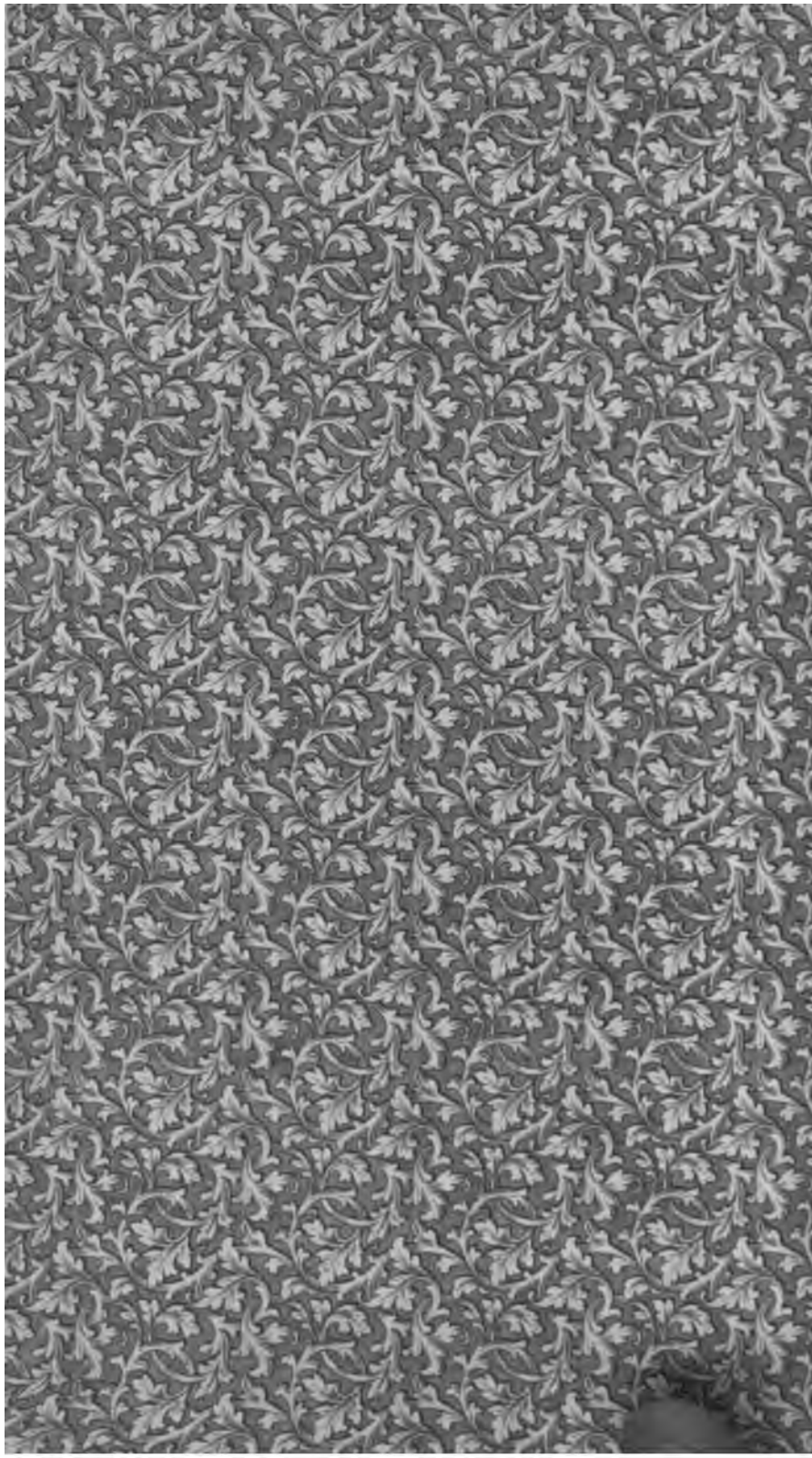
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

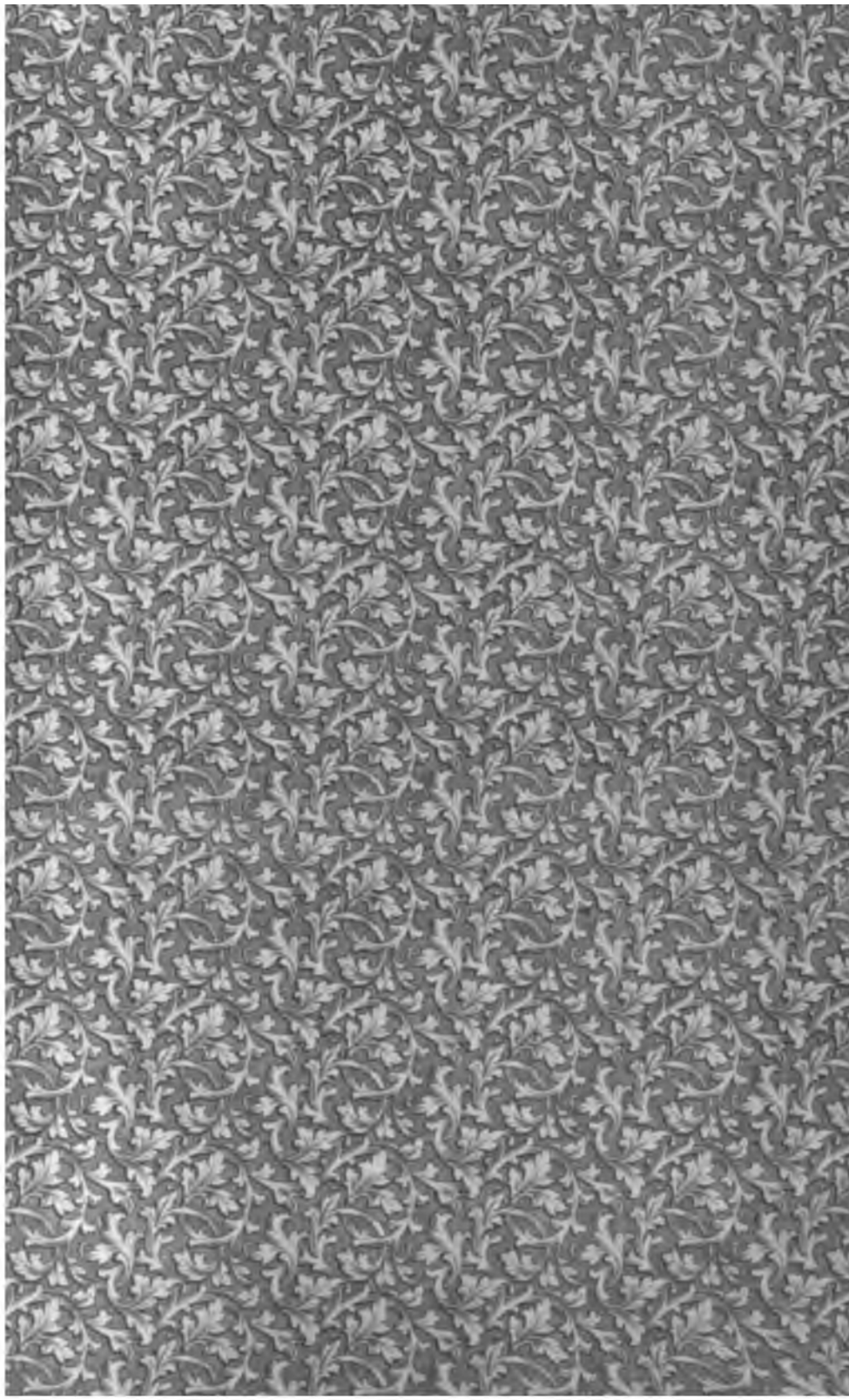
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

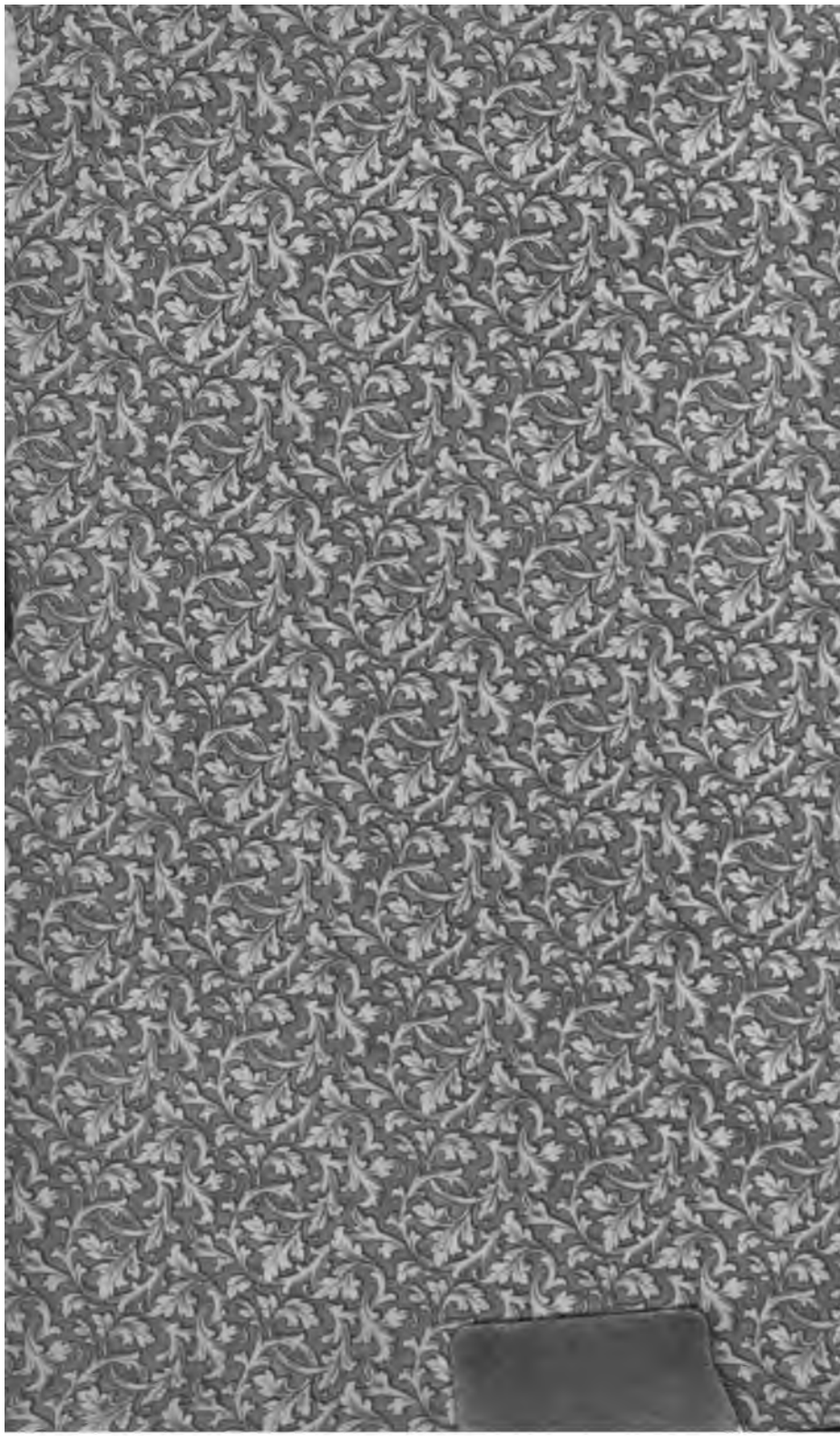
Über Google Buchsuche

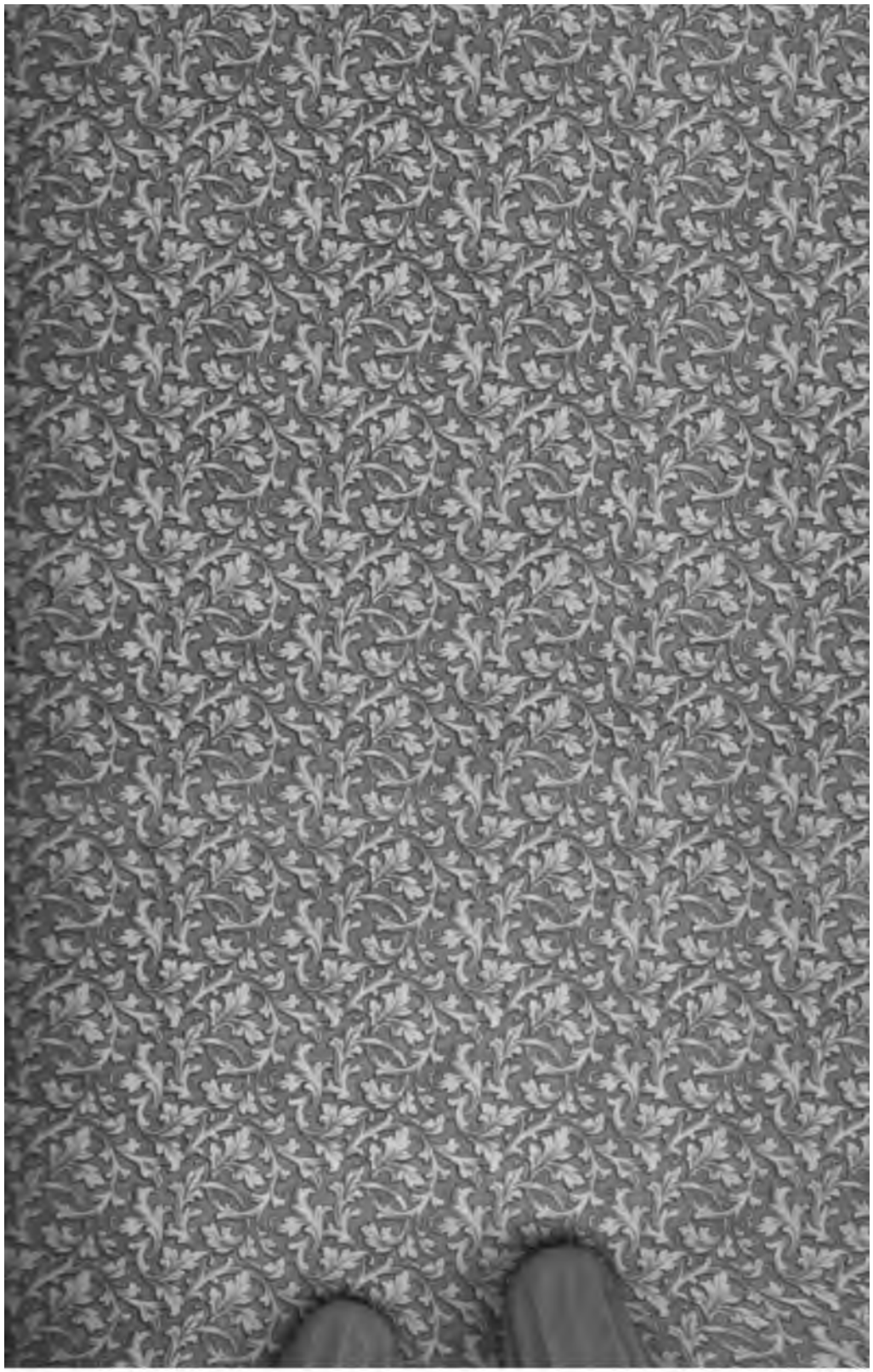
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Weltgeschichte in Umrissen









1-9

Weltgeschichte in Umrissen.

Federzeichnungen eines Deutschen,

ein Rückblick

am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts.

Berlin 1897.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–71

H.H.97.10
✓

HARVARD COLLEGE LIBRARY
COOLIDGE FUND

JAN 14 1943

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 11. Juni 1870
sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Zur Einführung.

Der Verfaſſer nimmt aus triftigen Gründen Anſtand, ſeinen Namen zu nennen, und ich komme gern dem Wunſche der Verlagsbuchhandlung nach, dem Buche einige einleitende Worte vorauszuſchicken. Ich rechne mir dies zur Ehre, denn es liegt hier die gedankenreiche Arbeit eines Mannes vor, den Anlage, Bildung und reiche Lebenserfahrung in hervorragender Weiſe befähigen, das Weſen der geſchichtlichen Entwickelung zu erforſchen. Was der Verfaſſer mit ſeinem Werke beabſichtigt, geht aus nachſtehenden von ihm herrührenden Bemerkungen hervor:

„Die nachfolgenden Blätter ſollen keine eigenen Geſchichtsforſchungen enthalten, alſo keine Geſchichte ſein, ſie ſind, wie der Titel ſie nennt, ‚Federzeichnungen, Rückblicke auf die Vergangenheit von dem Standpunkte eines heutigen Deutſchen aus‘. Die Darſtellung der Thatſachen, die Angaben der Namen und der Daten halten ſich zwar immer an die Ergebniſſe der Arbeiten unſerer beſten Geſchichtsforſcher; wo jedoch auch bei dieſen noch Zweifel und Meinungsverſchiedenheiten beſtehen, da mußte eine feſte Angabe, eine beſtimmte Zahl der Kürze wegen gewählt werden, auch auf die Gefahr hin eines Irrthumes in Einzelheiten.

Nicht um der Namen und Zahlen willen wird dieſes Buch veröffentlicht, vielmehr als Verſuch, die leitenden Ideen der Zeiten hervorzuheben, und um die Deutſchen aufzufordern, ihre Anwendbarkeit auf unſere Geſchicke zu erwägen.“

Ich hoffe nun, daß etwaige Abneigung gegen meine politiſche Stellung nicht Vorurtheile gegen das Buch hervorrufen wird. Denn mag man den Standpunkt des Verfaſſers, welcher in der Entwickelung

der Menschheit das Walten einer höheren, allweisen Macht erblickt, theilen oder nicht, so ist es für Politiker und Historiker, kurz für Jeden, der in der Weltgeschichte mehr sieht als eine unorganische Reihe von Ereignissen, in hohem Grade interessant, einem Gedankengange zu folgen, der in oft origineller Weise darlegt, wie die Schicksale der Völker auf ihre natürliche Beanlagung, auf ihre Tugenden und schlechten Eigenschaften zurückzuführen sind, der nachweist, wie die Vorsehung große und unbedeutende Männer, gute und schlechte Menschen wirksam in die Weltgeschichte eingreifen läßt, insoweit der Entwickelungsgang der Menschheit zu höheren Stufen das erfordert, der endlich die Auffassung begründet, daß dieser Entwickelungsgang sich gesetzmäßig vollzieht. Diese Gesetze für die Vergangenheit zu erkennen, ist eine der schwersten Aufgaben geschichtsphilosophischer Forschung, ihre Wirkung für die Gegenwart zu verstehen, bleibt auch für die bedeutendsten Geister ein Versuch. Einen solchen Versuch, die Gesetze historischer Entwickelung auf die Geschicke des deutschen Vaterlandes anzuwenden, macht der Verfasser aus seiner warmen patriotischen Gesinnung in geistvoller Auffassung der Dinge. Jedenfalls — meine ich — bietet das Buch den Gebildeten Besseres als die große Mehrzahl aller Bücher: geistigen Genuß beim Lesen, neue Gesichtspunkte über die Aufgaben geschichtlicher Forschung und Anregung zu eigenem Nachdenken, sei es in weiterer Entwickelung der Ideen des Verfassers, sei es im Widerspruch gegen ihn.

Ich zweifle nicht, daß, wenn dereinst der Verfasser genannt wird, dies Buch dazu beitragen wird, dem Namen auf dem Gebiete der Litteratur eine hervorragende Stelle anzuweisen.

Großpeterwitz, den 1. September 1897.

Graf zu Limburg-Stirum,
Mitglied des Reichstags
und des preußischen Hauses der Abgeordneten.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Zur Einführung III

I.

Die Zeit vor Chriſti Geburt.

Das Reich der Pharaonen 1
Die Monarchien Babylonien und Aſſyrien 29
Die Kinder Iſrael 41
Die Phönizier 65
Das perſiſche Weltreich 69
Die griechiſche Welt 83
Rom 122
Des Chriſtenthumes Anfänge 190

II.

Die Zeit nach Chriſti Geburt.

Roms Kaiſerzeit 205
Die Völkerwanderung 228
Morgenland und Abendland 253
Kaiſerthum und Papſtthum 288
Das neue Europa 340
Die atlantiſche Welt 416
Regiſter 505

I.

Die Zeit vor Chriſti Geburt.

Οὐ μὲν γάρ τί πού ἐστιν ὀϊζυρώτερον ἀνδρὸς
πάντων ὅσσα τε γαῖαν ἔπι πνείει τε καὶ ἕρπει.

Das Reich der Pharaonen.

„Wer nicht von dreitauſend Jahren
Sich weiß Rechenſchaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben."

Dieſes tiefſinnige Wort unſeres Dichters gab in einer Sommermuße den Anſtoß, daß ich mich daran machte, wieder die mir in ſo vielen Theilen ſo gründlich unbekannt theils gewordene, theils gebliebene Weltgeſchichte durchzunehmen, um mir von vergangenen Jahrhunderten Rechenſchaft zu geben. Aber mit dem Aufſchlagen des erſten Geſchichtswerkes mußte ich mit demſelben Dichter ſagen:

„Hier ſtock' ich ſchon, wer hilft mir weiter fort!"

Was wiſſen wir denn, was können wir eigentlich wiſſen von der Geſchichte? Können wir auch nur Selbſterlebtes überhaupt objektiv wahr wiedererzählen, ſelbſt dann, wenn für uns — was nur ausnahmsweiſe der Fall ſein wird — keinerlei Grund vorliegt, den Dingen irgend eine Schattirung, ſei es auch halb unbewußt, zu verleihen? Und wenn wir auch die Zeugniſſe verſchiedener verſchieden betheiligter Perſönlichkeiten zuſammenſtellen, immer bleibt noch ſehr viel des Ungewiſſen übrig, und der dieſes zuſammenſtellt, iſt auch eine beſtimmte und damit beſchränkte Perſönlichkeit, ſo daß wir dieſes bedenkend nicht weit ſein werden von dem verzweifelnden Ausrufe des Pilatus: „Was iſt Wahrheit?" Die bis vor Kurzem allein maßgebenden, weil allein bekannten Grundlagen der griechiſchen, jüdiſchen, ägyptiſchen Quellen werden jetzt durch täglich neu entdeckte orientaliſche Dokumente theils beſtätigt, theils aber auch abgeändert und widerlegt.

Ja, was ist Wahrheit in der Weltgeschichte! Nicht immer das Thatsächliche, das Geschehene, nein oft wird Sage zur Wirklichkeit, indem auf ihr sich weltgeschichtliches Recht und weltgeschichtliche Macht aufbauen, so die Sage von Petri Bischofsthum in Rom, so der Schweizer Freiheitsheld Wilhelm Tell, denn oft kommt es in der Geschichte nicht auf das an, was sachlich geschehen ist, sondern auf das, was die Menge als Thatsache ansieht und woran sie unerschütterlich glaubt. Gar Manches in der ältesten Geschichte Roms ist Sage und Fiktion und ward doch Wirklichkeit; denn durch den festen Glauben des Volkes daran wurde es Grundlage späterer Rechts- und Verfassungszustände.

Wie wenig ist es bei reichlichstem Materiale und bestem Willen schließlich doch möglich, die eigentlich entscheidenden Elemente herauszufinden. Können wir doch kaum in unserer eigenen Seele mit Sicherheit das entdecken, was in bestimmtem Falle den Ausschlag zu unserem Handeln gegeben hat. Wie Vieles hat von außen und im Inneren dazu mitgewirkt, und so ist jeder Entschluß ein so Zusammengesetztes, daß seine analytische Wiedergabe kaum möglich sein dürfte. Und insbesondere die alte Geschichte ist ausschließlich von Parteistandpunkten aus, meist von den Siegern geschrieben, aber auch in der neueren und neuesten Geschichte wirkt schnell und gründlich die Legendenbildung, und man gedenkt des Ausspruches Bismarcks: „Wenn man sieht, was über eine Periode, die nur drei Jahre rückwärts liegt, mit Erfolg gelogen wird, so wird es schwer, das zu glauben, was, durch Vermuthungen und Konjekturen unterstützt, aus früheren Zeiten uns erzählt wird."

Wenn wir aber unter solchen Gedanken verleitet sein könnten an der Aufgabe, uns von dreitausend Jahren Rechenschaft zu geben, zu verzagen, so mögen wir dessen gedenken, was Lessing sagt:

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: »Wähle!« ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: »Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.«"

So mache auch ich mich an meine Weise, die Weltgeschichte zu betrachten mit dem Bewußtsein, daß es eben etwas rein Subjektives sein wird, aber auch mit dem zu Eingang bekannten Zwecke mir subjektiv Rechnung von den vergangenen Jahrtausenden zu geben. Wer also

dieſes etwa leſen ſollte, der erwarte keine Geſchichte im unbedingten Sinne dieſes Wortes zu finden, ſondern eine Schrift, welche ſich in die Falten der weltgeſchichtlichen Toga drapirt, um Zeitgeſchichtliches auszuſprechen, und welche ihre Berechtigung zu beſtehen hernimmt aus der aufrichtigen Liebe zum Deutſchthume, aus mancher Beſorgniß um deſſen Zukunft, aus der Ueberzeugung aber auch, daß, wenn die Deutſchen ſich ſelbſt treu bleiben und in chriſtlicher Demuth an Ablegung ihrer Fehler arbeiten, ſie aus allem ſie bedrohenden Unheil ſiegreich hervorgehen und das zukunftsreichſte der Völker bleiben werden. Aber auch nur dann.

Ehe Geſchichte ſein konnte, mußte erſt das Menſchenthum, deren Träger, vorhanden ſein, und nicht abzuweiſen wird ſelbſt in der umrißartigſten Geſchichtsbetrachtung die Erwägung ſein, was denn die Grundlage des Menſchenthumes iſt. Es beginnt jedenfalls erſt mit der Familie, nicht mit Einzelmenſchen, die ſich dann etwa zu höheren Verbänden zuſammengefunden und geſchloſſen hätten. Nur in einer Familiengemeinſchaft können die Urzuſtände der Sprache ſich entwickeln, unbedingt nicht unter Einzelweſen, die keinen dauernden Zuſammenhang haben, mit der Sprache aber wird erſt der Menſch. So ſind denn die urſprünglichſten Familienzuſtände, wie wir ſolche noch bei Affen, Pferden und anderen Heerdenthieren beobachten, ſchon allem Menſchenthume vorausgegangen. Der Affenpatriarch mit ſeinen Weibern und Kindern bildet auch eine Familie; aber die erwachſenen Söhne brechen jeden Zuſammenhang mit ihr, ſobald ſie den eigenen Harem anlegen. Erſt die Sprache vermochte dem Familiengefühle Dauer über eine Generation hinaus zu verleihen, indem ſie das Band der Gemeinſchaft zwiſchen mehreren Generationen erhielt. So erhebt ſich der Menſch aus dem Thiere in Familiengemeinſchaften durch die Ausbildung der Sprache. Und indem damit das Beſtehenbleiben der Familie über die lebende Generation hinaus geſichert wird, erhebt ſich eben dadurch der Menſch auch zum Gedanken des Ueberirdiſchen; die Familie iſt die erſte aller Kultusgemeinſchaften, und zwar in der Form des Ahnenkultus, der Verehrung der verſtorbenen Mitglieder der Familie mit der Vorſtellung, daß nur durch die fortdauernde Verehrung auch der Seele Fortdauer geſichert werde. Noch heute finden wir dieſe Form bei den Chineſen, und ſtarke Spuren davon bewahrten die alten Römer in dem

Penatenkultus. Es beruht eben die menschliche Familie im Gegensatze zur thierischen auf dem gemeinsamen Kultus.

Indem so die Familie geeint und gefestigt wird durch den Gedanken an Etwas nach dem Tode, an etwas Ueberirdisches, wird deren Haupt, der Familienvater, zum Priester, und so sehen wir am Anfange, ja vor dem Anfange aller Geschichte die Religion stehen; sie ist das älteste Besitzthum des Menschen, und ohne sie keine Menschheit.

Die Familien wuchsen sich aus zu weitverzweigten Geschlechtern, oder ihrer mehrere schlossen sich zusammen und verbanden sich durch Ehen zu größeren Stämmen; Nahrungsnoth trieb dazu; denn der gleiche Boden kann mehr Bewohner nur dann ernähren, wenn diese in friedlicher Arbeit sich gegenseitig helfen und so die Produktionskraft vermehren. Je größere Gemeinschaften sich zusammenschließen, um so mehr Menschen kann derselbe Boden ernähren, andernfalls müssen, wie bei den Indianern Nordamerikas vor der Entdeckung, die Menschen durch unaufhörlichen Kampf Aller gegen Alle der Vermehrung der Gesammtzahl steuern, dann aber entsteht keine Geschichte.

Die Familie war also auch der Keim des Staates, und noch in dem sozusagen verstaatlichtsten aller Staatswesen, der römischen Republik, hat sich davon die deutliche Spur erhalten in dem despotischen Rechte des pater familias über alle seine Hausgenossen.

So können wir also sagen, daß eine Besiegung des Egoismus unter dem Zeichen der Religion Bedingung und Inhalt der Weltgeschichte ist; denn eine Gemeinschaft verlangt Zurücktreten des Ich vor dem allgemeinen Interesse. Wie das Kind der verkörperte Egoismus ist, so der Mensch in den Anfängen; je mehr aber die Verbände sich ausdehnen, in welchen er lebt, Familie, Stamm, schließlich Nation, um so mehr Opfer werden gefordert von dem Einzelnen für die Gesammtheit, um so mehr also wird Bezwingung des Egoismus durchgesetzt. Man könnte denken, daß schließlich in solcher Weiterentwickelung der Sieg über den Egoismus bis zur Vernichtung des Ich gehen kann; im Einzelfalle tritt das auch ein, bei dem Soldaten z. B., der das eigene Leben für den Sieg der Kameraden opfert; aber das ist eben Geschichte, daß dieses nie allgemein wird und des Menschen eigensüchtige Triebe ihn doch immer individuell und damit die Menschheit in Bewegung erhalten.

So liegen alſo in Gottesverehrung und Bezwingung des Egoismus die Grundlagen der Weltgeſchichte. Wir ſahen ſchon, daß das Familienhaupt auch der erſte Prieſter war; naturgemäß war er auch der erſte Richter über die Seinigen, und ſo ſehen wir, wie auch die Gerechtigkeitspflege, eine der nothwendigſten Grundlagen geordneten Staatslebens, von Anfang an unter der Aegide der Religion erſcheint; iſt doch überall der religiöſe Eid einer ihrer unentbehrlichſten Beſtandtheile. Und dieſer prieſterliche Richter iſt dann auch der natürliche Führer in allen Auseinanderſetzungen mit Stammesfremden und erhebt ſich auf ſolche Weiſe zum Volkskönige. Wie die Rechtspflege allein das Zuſammenleben von Schwächeren und Stärkeren, von Armen und Reichen, alſo das Beſtehen eines Volkes in ſich ermöglicht, ſo der Kampf das Fortleben eines Volkes unter den anderen. Hervorgegangen aus dem Geſchlechtstriebe des Mannes, wie der Hirſch kämpft, um ſich fortzupflanzen, giebt der Kampf den Nationen die Möglichkeit, ſich in der Welt fortzupflanzen und auszubreiten.

Heerführer, Richter, Prieſter zu ſein iſt alſo fortan die Grundlage des Königsthumes. Solche Stammeshäupter zeigt uns das Alte Teſtament in Abraham und Melchiſedek; daß Saul Prieſter nicht war und nach Lage der Dinge nicht ſein konnte, daß alſo eins der grundlegendſten Attribute des Königsthumes ihm abging, daran ging ſein ganzes Königsthum zu Grunde, wie die römiſchen Kaiſer deutſcher Nation daran, daß ſie den geiſtlichen Anſpruch zwar erheben, ihn aber gegen einen übermächtigen Prieſter nicht durchſetzen können. Als im alten Rom die Monarchie ſich geſtaltete, da vereinigte in richtiger Erkenntniß der Princeps in ſich wieder die drei Bedeutungen der neuen Würde, die Militärgewalt durch das Prokonſulat, der Hort des Rechtes zu ſein durch das Tribunat, das Prieſterthum durch das Pontifikat. Und auch die Kunſt dient zuerſt der Religion, rankt ſich an ihr zu eigenem Leben empor, wie auch die Wiſſenſchaft bei den Prieſtern die erſte Pflege und Entwickelung fand.

So liegt aller wirklich weltgeſchichtlichen Bewegung immer ein religiöſer Kern zu Grunde, und immer müſſen wir uns gegenwärtig halten, auch wo es nicht beſonders ausgeſprochen wird, daß dieſes Element dabei das eigentlich Treibende und Entſcheidende iſt, daß der Sieg Roms über Karthago der einer beſſeren über eine ſchlechtere

Religion war, daß Englands Emporsteigen zur Weltmacht, Spaniens schnelles Versinken solche Gründe hat, daß das gesammte Alterthum zu Grunde ging, weil es aus sich keine wahre Religion gebar und es daher dem Christenthume erliegen mußte, daß an diesem die gesammte Folgezeit sich auferbaut hat und daß uns daher das sozialdemokratische Evangelium des platten Materialismus rettungslos dem Untergange zuführen müßte.

An vier Stellen auf der Erde finden wir eine Kultur vor, deren Anfänge wir nicht nachweisen können, da sie sich in das Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten des eigenen Volkes verlieren; diese Kulturen können wir daher Urkulturen nennen. Solche gab es in Mexiko und Peru, dort wurde sie bei dem ersten Zusammenstoße mit der europäischen Kultur schnell mit allen Wurzeln ausgerottet; in Ostasien, dort blieb sie nach verhältnißmäßig schnell erreichter Blüthe viele Jahrhunderte lang stehen, ohne für die übrige Menschheit Früchte zu tragen; endlich in Babylonien und in Aegypten, hier trug sie Früchte, die dann für andere wieder zur Saat und damit ein dauernder Gewinn wurden der zur alleinigen Herrschaft gelangenden europäischen Kultur. Nur diese beiden Länder können daher an die Spitze einer weltgeschichtlichen Betrachtung treten, und bei der Wahl zwischen ihnen wird Aegypten der Vorrang gebühren, nicht sowohl weil seine Denkmäler, seine Kultur die älteren wären, das ist fraglich und kaum entscheidbar, sondern weil seine Kultur, dem Mittelmeere zugewandt, in die europäische Welt unmittelbarer hineinfließt als die babylonische, welche vielmehr in das Binnenland hinein sich verbreitet, damit aber ganz Vorderasien fähig macht, zwar nicht europäisch zu werden, aber doch eine sehr bestimmte Fühlung mit der europäischen Kultur zu halten und ein Zwischenreich zwischen ihr und Asien, eine Brücke der Vermittelung zu werden. Dem Laufe des Euphrat folgend, sucht und findet die babylonische Kultur mehr und mehr den Weg nach Asien als den nach Europa. Auch Babylon hat, und gerade in den ältesten Zeiten, weltgeschichtliche Verdienste um die Kultur Europas sich erworben; aber bald wendet es dennoch sein Antlitz nach Asien und zieht asiatische Kleidung an.

Es ist sogar möglich, daß babylonische Nachrichten in ein noch höheres Alterthum hinaufgehen als ägyptische; in dieser Beziehung besteht eine Art Turnier zwischen Aegyptologen und Assyrologen; doch ist

das kaum festzustellen. Ob hier oder da einige Jahrhunderte mehr oder weniger in Betracht kommen, kann auch gleichgültig sein, da jeden Augenblick auf irgend einer Seite ein neugefundener Inschriftstein die Wage wieder sinken machen kann. Worauf es ankommt, das ist, daß wirkliche Geschichte von Aegypten schon bekannt wird zu einer Zeit, wo Babylon höchstens eine Reihe Königsnamen aufzuweisen hat. Dagegen wäre es allerdings von großer Bedeutung, wenn sich ein beherrschender Einfluß der einen Kultur auf die andere und damit die unbedingte Priorität der einen derselben feststellen ließe, wie es sich dann aus den Darstellungen und Kunsterzeugnissen ergeben müßte. Aber diese zeigen vielmehr bei beiden Völkern merkbare Unterschiede, so daß sich nicht wohl Eins aus dem Anderen entwickelt haben kann, vielmehr eine verschiedene Form der natürlichen Begabung zu erkennen ist. Die Aegypter bilden einen strengen Typus heraus, den sie festhalten; die Babylonier individualisiren; die Ersteren suchen die Ruhe oder feierliche zeremoniöse Bewegung darzustellen, die Letzteren allerlei Wendungen und lebhafte Aktion mit stark artikulirten Muskeln; die Aegypter geben immer das Profil, die Babylonier das Gesicht oft selbst dann nach vorn gewandt, wenn die Figur im Profil ist; die Aegypter haben einen strengen Styl, die Babylonier streifen manchmal an heraldische Stylisirung; die ägyptische Kunst ist statuar, auch da, wo sie malt, die babylonische malerisch, selbst wenn sie meißelt.

Die babylonischen Darstellungen der ältesten Zeiten sind allerdings archaistischer, sie sind sogar manchmal nicht höher stehend als die Zeichnungen und Schnitzereien der Menschen der Steinzeit; aber ein höheres Alter der babylonischen Kultur kann man daraus noch nicht ableiten; denn von dieser Periode der ägyptischen Kultur dürfen wir eben wohl die Spuren nicht im Nil-Thale suchen. Die Aegypter kamen dorthin zweifellos, als sie schon auf einer nicht unbedeutenden Kulturhöhe angelangt waren. Woher? Sicherlich nilabwärts. Andererseits weist Vieles darauf hin, daß auch ihre Urheimath Asien gewesen ist; wenn sich daher auch übereinstimmende Züge mit den Babyloniern finden, so mögen diese stammen aus einer Zeit, wo beide noch im inneren Asien vereint waren. Ist die so allgemein unter allen Völkern verbreitete Sage einer großen die Länder bedeckenden Fluth begründet, so müssen die Keime der Völker sich auf den Gebirgen erhalten haben, und so ließe sich

denken, daß die Vorväter der Aegypter aus Asien herübergekommen im Hochlande Abessinien gehaust hätten und von dort dann allmählich nach Norden den Nil herabgestiegen wären; entströmt doch sein einer Quellfluß, der Bahr el Asrek (Blauer Nil), und sein größter Nebenfluß, der Takazzieh, den abessinischen Bergen. Doch führt das in bloße Vermuthungen hinein.

Von den eigentlichen Anfängen Aegyptens wissen wir Thatsächliches nichts, es tritt uns da, wo wir einen Anfang machen können, ein schon hoch kultivirtes gewissermaßen fertiges Volk in bestimmter geographischer Lage entgegen. „Aegypten", sagt Napoleon, „ist eigentlich nur das Nil-Thal von Assuan bis an das Meer", damit scheint nicht viel und ist doch Alles gesagt. Es ist der Staat, welcher entstand und so, wie er entstehen konnte auf dem vom Nil geschaffenen schmalen Streifen Kulturlandes, nur wenig kleiner als Belgien, freilich im Alterthume wohl von noch geringerer Größe, da der Nil unablässig angeschwemmt und insbesondere das Delta vergrößert, ja ganz geschaffen hat, und dessen Fruchtbarkeit gekennzeichnet wird durch die Angabe, daß er jetzt auf den Quadratkilometer 246 Menschen ernährt, weitaus mehr als irgend ein Land Europas. Nach Süden hat er seinen sehr bestimmten und natürlichen geographischen Abschluß bei Assuan durch die erste Stromschnelle, welche die Schifffahrt unterbricht und oberhalb deren das den Fluß begleitende Kulturland zu einem ganz unbedeutenden Maße einschrumpft. Im Westen begrenzt es die Wüste, im Osten diese und das Rothe Meer, im Norden das Mittelmeer: so liegt es fast inselartig da.

Der ursprüngliche Zustand dieses Gebietes scheint politisch der gewesen zu sein, daß es keinen einheitlichen Staat bildete. Ueberhaupt ist ein größeres Staatsgebilde nie das Erste, das ist vielmehr erst eine Folge der Uebervölkerung, welche die ursprünglichen, selbständigen, in eigenem Rechte lebenden Familien, Gaugenossenschaften, Stämme zwingt, sich zu einem größeren Verbande zu einigen, wenn sie auf dem gegebenen Gebiete zusammen fortbestehen und sich weiter vermehren wollen. Das ist es auch, was in der fortschreitenden Entwickelung des jetzigen theils schon übervölkerten Europa zu einem einigenden Zusammenschlusse in dieser oder jener Form führen muß, wenn anders die jetzigen Nationalitäten in ihrer unaufhaltsamen zahlenmäßigen Vermehrung ihr Dasein wahren wollen. Die größere oder geringere Anzahl Gaue, aus

denen Aegypten urſprünglich beſtand, waren zwar wohl voneinander unabhängig, aber doch nicht einzelne Staaten zu nennen, ſie waren die örtlichen Mittelpunkte, wo einſt die Anſiedler ſich niederließen. Aber der gleichartigen Natur der ganzen Nil-Niederung gemäß bildeten ſich auch dieſe Gaue ſehr homogen aus, ohne ſolche Verſchiedenheiten zu entwickeln, die für das Entſtehen eines Einheitsſtaates hätten ernſte Hinderniſſe ſein können, oder denſelben doch nur unter ſchweren Erſchütterungen hätten zu Stande kommen laſſen. Demgemäß ſind ohne erkennbare kriegeriſche Unruhen dieſe Einzelgaue allmählich zu einem Staate zuſammengewachſen. Dieſes Zuſammenſchließen der einzelnen Landſchaften des Nil-Thales zu einem Staate fällt noch in die Zeit, aus der geſchichtliche Nachrichten nicht vorhanden ſind; aber wäre es unter ſchweren Kämpfen geſchehen, ſo würden davon doch Sagen, Ueberlieferungen und Heldengeſchichten ſprechen; es iſt jedoch wohl ein langſamer, im Ganzen ruhiger Prozeß geweſen.

Dieſe Entwickelung iſt naturgemäß von Süden nach Norden gegangen, dem Laufe des Nils folgend; denn die erſten Anſiedler mußten aus Süden gekommen ſein. Der Norden, das Delta, konnte nicht der Urſprung der Anſiedler und des Staates ſein; denn dieſe ſumpfigen Niederungen ſind erſt ſpäter bewohnbar gemacht worden, auch hätten die erſten Anſiedler über das Meer herkommen müſſen, was dann erkennbare Spuren in den Sagen und Aufzeichnungen hinterlaſſen hätte, und hätte ſich dann dort ein Fiſcher- und Schiffervolk entwickelt. Von den Bergen des Inneren her dem Flußlaufe folgend kamen die erſten Einwanderer, und ſo hat denn auch ſpäter, trotzdem Memphis, die erſte Hauptſtadt, in der nördlichen Landeshälfte lag, „das Reich des Südens“ in den Titulaturen der Könige und der Beamtenhierarchie den erſten Platz behalten.

Wie Aegypten zeitlich aus dem ganz Unbekannten in die bekannte Geſchichtswelt hineingewachſen iſt, ſo auch geographiſch. Am Nil herunter gehend reicht es aus dem zum Theile ſogar noch heute unbekannten Inneren Afrikas herkommend in die helle Mittelmeerwelt, das erſte Kulturgebiet hinein und überbringt ſo längs des heiligen Nil-Stromes die befruchtende Erde uralter Kulturerrungenſchaften der Mittelmeerwelt, an deren Geſtaden ringsum ſie dann Früchte trug, die den alten abſterbenden ägyptiſchen Stamm weit übertrafen.

Warum aber, wenn doch der Lauf des Nils den Aegyptern ſo deutlich die Richtung auf das Mittelmeer hin gab, warum haben ſie

sich nie ernstlich auf dieses Meer hinausbegeben, warum haben ihre Flotten dort nie Siege erfochten, eine Rolle gespielt? Man könnte meinen, auf diesem Anschwemmungslande von großer Fruchtbarkeit, von Kanälen durchzogen, nach dem Meere hingehend, hätte sich, wie in den Mündungsgebieten des Rheines, ein Holland entwickeln müssen, und doch ist nichts dem zur Glanzzeit so seemächtigen Holland auch nur Aehnliches hier zu finden. Zwischen der Natur jedes Landes und der Natur des es bewohnenden Volkes besteht eine Wechselwirkung, und oft ist schwer zu sagen, auf welcher Seite der stärkere Einfluß liegt. Manches Land bildet sich sein Volk, aber auch manches Volk sein Land. Es ist hier wohl zu unterscheiden zwischen aktiven und passiven Völkern, oder, wie es auch Bismarck in Versailles gelegentlich einmal, den Unterschied zwischen Germanen und andererseits Kelten und Slaven hervorhebend, bezeichnete, männlichen und weiblichen Volksindividualitäten. Die ersteren sind die, welche das Land sich bilden, die letzteren unterliegen dem Einflusse der Landesnatur. Der stärkste Vertreter des ersteren Typus sind die Germanen, welche jetzt die verbreitetsten Träger der herrschenden und allein Zukunft habenden christlichen Kultur sind, und das beste Kennzeichen davon sind die ausgedehnten stark herangewachsenen Kolonisationen, die von England ausgingen; ein aktives, ein männliches Volk muß es sein, welches fremde Länder aufsucht, um sie der eigenen Kultur zu unterwerfen. Aber wie der Mann in der Vollendung seines Wesens weit höhere äußere Erfolge zu erringen vermag als das Weib, so ist er auch von weit größeren äußeren Gefahren bedroht, und so haben auch die Völker dieses Typus sich zu wahren, daß sie nicht nachlassen in männlicher Spannkraft, da sie sonst der größeren Dauerhaftigkeit und Zähigkeit der Völker weiblicher Begabung erliegen.

An der Schwelle der Weltgeschichte steht ein Volk weiblichen Karakters und das erklärt seine Dauerhaftigkeit bei geringer Thatkraft; das Weib ist zäher, langlebiger, es unterliegt zwar der männlichen Aktion, empfängt; aber der männliche Einfluß ist kurz, heftig und vorübergehend, der weibliche Organismus bewahrt dauernd, nährt und überliefert der Nachwelt. So können wir die Jahrtausende der ägyptischen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeit ansehen als das Austragen und Entwickeln empfangener Kulturkeime, empfangen, wir wissen nicht wo und wann, hier ist wirklich la recherche de la paternité

interdite, bis dann dieſelben reif geworden, frei von der Mutter ein ſelbſtändiges Leben entwickeln.

Das Königsthum des ſchon geeinten Aegyptens finden wir nun fertig vor mit ausgebildetem Prieſter- und Beamtenthume und mit allen Formen ſtreng geregelten ſtaatlichen Lebens in der Hauptſtadt Memphis im vierten Jahrtauſend vor Chriſto.

Der herrſchende Beamtenſtaat bewirkte, daß Aegypten im Inneren ſich blühend entwickelte, er hat aber auch wohl an ſeinem Theile verſchuldet, daß der ägyptiſche Karakter paſſiv blieb. Das ſtreng disziplinirte Volk verlor die Luſt zur Initiative und das Vertrauen auf eigene Leiſtung. Aehnliches zeigt die Wirkung des ruſſiſchen Beamtenſtaates.

Auch eine andere Seite des ägyptiſchen Staatsweſens läßt einen vergleichenden Blick auf Rußland werfen. Als Abkömmling und unmittelbarer Vertreter des höchſten Gottes iſt natürlich die irdiſche Allmacht des Pharao eine unbeſchränkte, weit mehr, als das in der heutigen Welt ſelbſt für einen Zaren oder Sultan möglich. Allein im Bewußtſein der Mitlebenden iſt doch ein großer Unterſchied zu Ungunſten des zariſchen Deſpotismus; in der Willkür des Zaren erblicken wir immerhin den Bruch eines jedem Menſchen angeborenen, wenn auch ungeſchriebenen Rechtes, der alte Aegypter nahm jede ſolche Handlung des „Herrn der Ewigkeit“, „des goldenen Horus“, „des guten Gottes“ als völlig in der von der Gottheit gewollten Rechtsordnung begründet hin. Der pharaoniſche Deſpotismus muß ihm in dieſem Lichte erſchienen ſein, da er ſo ungeheure Zeiträume hindurch ſich erhalten hat. Denn nothwendig iſt bei den alten Aegyptern ein ausgebildetes Rechtsgefühl vorhanden geweſen, beruhte doch alle Kultur auf den Nil-Ueberſchwemmungen und damit auf beſtändig nach ihrem Verlaufe wiederkehrender Bodenvermeſſung und Bodenzuweiſung, auf Waſſervertheilung, auf Pflichten und Rechten an Unterhalt und Nutzung von Kanälen, noch heute iſt ja das Waſſerrecht eine der am ſchwerſten zu regelnden Materien wegen der Konkurrenz ſo mannigfacher, ſchwer vereinbarer Anſprüche. Das Alles mußte alſo genaue Rechtsverhältniſſe und ein lebhaftes Gefühl für Recht ausbilden. Maß und Ordnung iſt ja Recht. Ueberhaupt haben die alten Aegypter eine augenſcheinliche Begabung für Maß, Mechanik, Formales gehabt, und eine ihrer Leiſtungen auf dieſen Gebieten iſt unvergänglich geblieben, ſie zuerſt, und ſie allein von den alten Völkern, haben das Sonnenjahr

bestimmt und angenommen. Man kann das nicht dadurch erklären, daß ihr Gottesglaube die Sonne zum Mittelpunkte hatte und etwa deshalb sie dieselbe besonders scharf beobachtet hätten; denn auch andere Völker beteten hervorragend die Sonne an, ohne ihre Zeitrechnung nach ihrem Laufe zu ordnen. Indem aber die Aegypter dieses thaten und ihr Jahr zu 365 Tagen ansetzten, legten sie den Grund zu dem jetzt noch gültigen Kalender. Man muß das nicht zu gering anschlagen und nicht etwa glauben, daß wir ja doch jetzt schon bei dem richtigen Sonnenjahre angelangt sein würden, wenn auch die Aegypter dieses nicht der römischen Welt überliefert hätten. Wer weiß, ob dieses der Fall wäre, und vor Allem schon so lange, so unbedingt und so allgemein, wenn das römische Weltreich noch nicht danach gerechnet hätte.

Nicht immer und in Allem muß das anscheinend allein praktisch Richtige zur Herrschaft gelangen, manchmal sogar wird durch willkürliches Eingreifen das schon Vorhandene auf immer zerstört. So geht es in der heutigen Kulturwelt mit dem Metermaß, ein für den täglichen Gebrauch unpraktisches und auf wissenschaftlich falschem Grunde ruhendes Maß, welches aber nun doch die Alleinherrschaft zu gewinnen bestimmt ist.

Unpraktisch ist es, als eine für das tägliche Leben unbequem große Einheit, die dann wieder als Unterabtheilungen nur eine zu große Menge zu kleiner Einheiten hat, so rechnet man immer mit Bruchtheilen oder mit Zahlen, die größer sind, als daß sie dem Geiste ein genügend einfaches Bild geben, mit Drittel, Viertel, Ein und ein Viertel Metern oder mit 65, 73, 81 Centimetern. Unpraktisch ist es vor Allem darin, daß es nicht, wie jedes nicht auf Befehl eingeführte, sondern natürlich entstandene Maß, dem menschlichen Körper entnommen ist. Im praktischen Leben kommt es nur selten auf äußerste Genauigkeit des Messens an, wohl aber darauf, daß ich jeder Zeit ohne viele Instrumente zu einem ungefähren Messen befähigt bin und sich dadurch ganz von selbst meinem Geiste der Begriff dieser Maße einprägt, die Länge des Fußes, des Daumengliedes, der Handspanne, des Schrittes, das sind durchaus vernünftige, allgemein verständliche, praktische Maße, die sich denn auch bei allen Völkern herausgebildet haben.

Nun sagt man, das Meter sei durch ein von der Natur selbst gegebenes unverrückbares Maß bestimmt und dadurch sicherer als alle die anderen willkürlich in ihrer Größe festgesetzten, es sei der zehnmillionste

Theil des Erdquadranten. Und doch ist dieses wissenschaftlich ein Irrthum, nicht sowohl deshalb, weil die ursprüngliche Messung des Erdquadranten sich als nicht ganz genau zutreffend erwiesen hat, auch nicht deshalb, weil wohl überhaupt die Form der Erde nicht die eines ganz regelmäßigen Sphäroids ist und daher kein Erdquadrant genau die Länge des anderen haben wird, sondern vor Allem deshalb, weil der ganze Gedanke der Maßfeststellung irrthümlich ist. Was heißt messen? Es heißt eine bekannte Größe mit einer unbekannten vergleichen. Also, um den unbekannten Erdquadranten zu messen, mußte man ein bekanntes feststehendes Maß zur Hand nehmen, dieses war die Pariser Toise. Aber gerade, weil über den Normalwerth der Toise Zweifel und Unsicherheit bestanden, suchte man aus dem Erdquadranten ein neues Maß abzuleiten, und so mußte man denn doch, um den Erdquadranten überhaupt messen zu können, eine Toisenlänge als normal annehmen, und unser heutiges Meter bedeutet nichts Anderes als einen bestimmten Theil einer schließlich doch willkürlich angenommenen Toise. Mit gleicher wissenschaftlicher Genauigkeit konnte man ein bestimmtes Fußmaß als normal und fortan als grundlegend erklären und, hätte man durchaus die Beziehung auf den Erdquadranten haben wollen, unschwer ermitteln können, der wievielste Theil desselben es sei.

So auch leidet unsere ganze Zeiteintheilung unter der Veränderlichkeit des Osterfestes, und wir schleppen diese unpraktische Einrichtung ruhig weiter fort, da sie uns so überkommen ist. Hieraus kann man sehen, wie viel darauf ankommt, wie derartige Dinge gleich in ihren Anfängen geregelt werden, und daraus das Maß des Verdienstes entnehmen, welches die alten Aegypter sich um uns erworben haben mit so frühzeitiger Festlegung des Sonnenjahres von 365 Tagen.

Dieses Reich von Memphis ist es auch gewesen, zu dessen Zeit die bekannteste, wunderbarste und dauerhafteste Hervorbringung des Aegypterthumes geschaffen wurde, die Pyramiden. Alles stimmt darin überein, daß dieselben selbst für unsere heutigen Kenntnisse und Hülfsmittel ein gewaltiges Werk sein würden, wie staunenerregend sind sie also für die damalige Zeit. Im Uebrigen knüpfen sich an sie immer noch eine Menge unentschiedener Fragen. Gewiß ist, daß sie Königsgräber waren; aber wie hat man sich deren Bau zu denken? Legte man eine kleine Pyramide an und vergrößerte sie schichtenweise je nach der Regierungsdauer?

Dieses erscheint als das Natürlichste, dem aber widerspricht Manches in ihrem inneren Bau. Wenn man aber gleich die Anlage so machte, wie sie später wurde, so hätte dann bei eintretendem Tode eines Königes der Bau unvollendet bleiben und so auf uns kommen müssen, oder der Nachfolger hätte ihn vollenden müssen, der aber doch wohl mehr an den Bau der eigenen Pyramide gedacht haben wird. Vielleicht hat ein solcher Nachfolger eine unvollendete Pyramide von seinem Vorgänger vorfindend sie dann für sich selbst ausgebaut, so daß möglicherweise gerade die größten Pyramiden schließlich nicht dem zum Grabe dienten, der sie begann, sondern dem, der sie vollendete. Die einleuchtendste Erklärung ist die von Brugsch-Pascha, wonach ein kleiner Kern ziemlich steiler Form gebaut und dieser dann zur Pyramidenform durch Umkleidung abgeschrägt worden wäre, dann eine neue Umkleidung und zwar stufenförmig in großen Absätzen und wiederum Ausfüllung zur Pyramidenform und so weiter. Inwiefern die thatsächliche Anatomie einer Pyramide dem entspricht, muß ich natürlich dahingestellt sein lassen.

Aber geschichtliche Thatsachen wissen wir von allen diesen Königen-Pyramidenerbauern so gut wie keine, die Pyramiden sind denn doch stumm für uns, für die Weltgeschichte aber ist das Stumme todt, und da muß man sich wohl sagen, wie unsicher es doch mit jenem menschlichen Nachruhme steht, der durch gewaltige Monumente für sich selbst sorgen will, wie doch auch hierin immer der Geist die Materie besiegt, wie Recht Horaz hat mit seinem „Exegi monumentum aere perennius“ und Wilhelm Humboldt, als er auf dem Leipziger Schlachtfelde sagte: „Reiche gehen zu Grunde, wie wir hier sehen; aber ein guter Vers besteht ewig.“ Und in dem für die Menschheit höchsten und wichtigsten Sinne gehört hierher Christi Wort: „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Der ungeheure Reichthum Aegyptens an solchen großartigen Denkmälern ist erstaunlich, mag man auch noch so sehr die Länge der Zeiten, in denen sie entstanden, in Betracht ziehen. Für gewisse Leistungen der Völker ist eben Reichthum unerläßlich. Freilich die erste und wichtigste Bedingung für ein Volk ist, überhaupt zu bestehen mit der Möglichkeit, die eigenen Geschicke selbst zu bestimmen, und wenn die Umstände so sind, daß dafür alle Kraft eingesetzt werden muß, so muß es eben geschehen, dann aber wird ein solches Volk immer der Gefahr

ausgesetzt sein, gewisse Seiten der menschlichen Bildung veröden zu lassen und dem Militarismus zu verfallen. So ging es lange Zeit den Römern und den Preußen, und die ersteren mußten es empfinden den Griechen gegenüber, wir noch heute den Franzosen und Engländern gegenüber. Und nicht das ist das Wichtigste dabei, daß dieser Militarismus zu viel materielle Mittel verschlingt, sondern hauptsächlich das, daß er zu viel von der geistigen Kraft des Volkes für sich verbraucht. Gustav Freytag nennt es ein Uebergewicht der protestantischen Landschaften Deutschlands über die katholischen, daß in den letzteren der größte Theil der Volkskraft, welche aus der Hütte des Arbeiters heraufkommt, bestimmt sei unter dem heiligen Salböl zu verdorren. So müssen auch wir noch immer, im Vergleiche zu dem meerumgürteten England, jährlich einen unverhältnißmäßig großen Theil unserer besten geistigen Kraft in den Offizierrock stecken; aber es ist eben eine Nothwendigkeit und besser doch ein siegreich herrschender Römer als ein schmachvoll besiegter Grieche zu sein.

Die Epoche des Pyramidenbaues hielt sich nicht lange auf der Höhe, es trat schnell eine bedeutende Verschlechterung der Leistungen ein, welches auf ein Sinken der staatlichen Kraft, das heißt hier also der königlichen Macht, hindeutet. Ueberhaupt finden wir keineswegs bei den Aegyptern ein Fortschreiten und Entwickeln, ein Weiterbauen auf der einmal gewonnenen Grundlage, sondern verhältnißmäßig früh einen hohen Standpunkt erreicht, den man als solchen anerkennt und, ängstlich besorgt ihn zu verlieren, ihn in Formeln und Regeln einzwängt, um ihn nur ja festzuhalten; wir haben es eben hier mit einem passiven Volke zu thun; es ist dieselbe Erscheinung wie in China, und damit tritt auch ein ähnlicher Stillstand, wie dort, in der Kunstentwickelung und überhaupt der Kultur ein.

Wenn wir in unserem modernen Leben so oft zu klagen haben über Unruhe, Unzufriedenheit, Widerstreit aller Art, so müssen wir doch bedenken, daß das eben den Nerv unseres Lebens ausmacht, uns immer wieder erneuert und vergleichsweise zu den antiken Völkern jung erhält. Ist nicht das deutsche Volk nach zweitausendjähriger Geschichte noch jung und frisch? Leben ist eben Kampf, und mag auch in unserem Herzen oft und nicht unberechtigt der Wunsch aufsteigen

„Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!“

so sollen wir doch nicht verkennen, daß unbedingte Ruhe Tod ist und daß, wenn wir nicht, wie Aegypter und Chinesen, dem Stillstande, dem geschichtlichen Tode verfallen sind, es unsere christliche Kultur ist, die uns zwar ewiges Unbefriedigtsein, ewiges Sehnen, Streben, Arbeiten, nie Erfüllung giebt, aber dadurch uns eben lebendig erhält. Das ist es, was Christus sagt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert."

Wenn man staunend steht vor der Zerstörung und Wüstelegung solcher Massen von Heiligthümern, wie in Aegypten, wenn man bedenkt die Ausrottung von Kultusformen, die Jahrtausende ausfüllten, die Profanation dessen, was für unzählige Millionen das Heiligste war, sollte uns da nicht gegen das Aeußere, das Formale, das Materielle auch der jetzigen Gottesdienste ein Gefühl des Sichbescheidens anwandeln? Wenn ich heute sehe, wie in allen Ländern Massen von Heiligenbildern, Sarkophagen, Mumien ꝛc. als der Inbegriff des Heiligsten verehrt werden, so frage ich mich doch: Wo werden diese unantastbaren Heiligthümer in dreitausend Jahren sein und wie sollen gerade die mir verehrungswürdiger sein als die Tempel des Horus oder Amon-Ra, und wie soll mir nicht als Frevel erscheinen jeder Versuch, den Menschen zu zwingen, das Heil nur in gewissen äußeren Formen und in anderen das Verderben zu sehen?

Aber weit bedeutsamer als Alles, was wir bisher von den alten Aegyptern betrachtet haben, ist eine Seite ihres Lebens, ihr Schriftthum. Auch diese gewaltigste Erfindung fällt naturgemäß schon vor jede geschichtliche Zeit, da ja die Geschichte erst beginnen konnte, wenn eine Schrift schon Wurzel gefaßt hatte; Sage beginnt mit der Sprache, Geschichte mit der Schrift. Wir finden Schrift bei den verschiedensten, räumlich getrenntesten Völkern als von Urzeiten heimisch vorhanden, selbst bei solchen Völkern wie die Indianer, die nicht einmal zur Seßhaftigkeit gelangt sind, nur einen geringen Standpunkt der Kultur erreicht und sich unfähig erwiesen haben, diesen zu überschreiten. Die Entstehung der Sprache haben wir uns wohl so zu denken, daß sich Laute bildeten und unterschieden, um die einfachsten Seelenzustände, Furcht, Freude, Verlangen, Kampflust ꝛc., auszudrücken, oder die einfachsten Bedürfnisse, Speise, Trank, Geschlechtsgenuß u. dergl. zu fordern, und daß diese sich mehr und mehr differenzirten. Die

Zeitungen brachten eine Nachricht von einem Amerikaner, der die Affensprache erlernt habe, d. h. die Laute zu unterscheiden und wiederzugeben, durch die sie Furcht, Freude, Sicherheit und Aehnliches ausdrücken. Es mag dahingestellt sein, ob es wahr ist, etwas Unmögliches liegt an und für sich nicht darin, und so kann der Uranfang aller Sprache gewesen sein.

Aber der Anfang der Schrift folgte diesen Bahnen nicht; nicht der Versuch, diese verschiedenen Laute durch bestimmte Zeichen wiederzugeben, war ihr Anfang, sondern es wurden die Gegenstände der Rede, die Dinge, um die es sich handelte, in Bildern verzeichnet, sodann die abstrakten Begriffe auch durch solche Bilder wiedergegeben, z. B. das Bild eines besonders schädlichen Thieres im Allgemeinen für den Begriff der Schädlichkeit gesetzt. Diese Bilder schliffen sich allmählich zu konventionellen Zeichen ab; aber sie blieben in ihrem Wesen doch, was sie waren, direkte Darstellungen einer bestimmten Sache, eines bestimmten Begriffs, so viele solcher also die Sprache des Volkes enthielt, so viele Zeichen auch die Schrift. Auf dieser Stufe blieben die altmexikanische und die chinesische Schrift stehen. Dagegen ging anderwärts die Entwickelung weiter, man bemerkte, daß die die Dinge und Begriffe bezeichnenden Worte aus einzelnen Sylben sich zusammensetzten, oftmals in verschiedenen Worten ein und dieselbe Sylbe wiederkehrte, und man kam dazu, diese durch bestimmte der aus der Bilderschrift herausgebildeten Zeichen festzulegen, so geschah es mit der babylonischen Keilschrift, die sich bis zur Stufe der Sylbenschrift erhob. Endlich als dritte und höchste Stufe tritt die Entdeckung ein, daß nur wenige einzelne Laute es sind, aus denen die Sprache besteht, und demgemäß auch ein nicht sehr umfangreiches Alphabet von Zeichen zur Wiedergabe aller Worte genügt. Zu dieser höchsten Stufe, der Lautschrift, Buchstabenschrift, hat sich die ägyptische Schrift aufgeschwungen und damit eine der höchsten für die fernere Kulturentwickelung folgenreichsten Errungenschaften aufzuweisen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß unmittelbar aus dieser Schrift sich unsere jetzigen Alphabete entwickelt haben, wie diese Entwickelung geschehen, ob überhaupt und in welchem Umfange aus den Hieroglyphen ist noch eine Streitfrage; aber das Grundsätzliche einer alphabetischen Auffassung der Schrift ist doch hier wohl zum Frühesten in der Welt

erschienen, und daß dieses so früh schon in der Weltgeschichte geschah, war ein sehr wichtiges Moment, es wäre wohl immer einmal und irgendwo im Laufe der Entwickelung dazu gekommen, aber daß es auch möglich sei, überhaupt nicht zu diesem Fortschritte zu gelangen, das lehrt eben das Beispiel Chinas.

Uebrigens hat die ägyptische Schrift sich nicht etwa unter Abstreifung der früheren Entwickelungsformen zu einer reinen Alphabetschrift ausgebildet, sondern sie hat auch die Bilder- und Sylbenzeichen noch bewahrt, so daß in ihr alle drei Systeme vertreten sind. Dieses ist ein Ausfluß des stark konservativen Sinnes der alten Aegypter, ein solcher Konservatismus behält auch unpraktisch Gewordenes noch lange bei, darin ist England noch jetzt hervorragend, welches im politischen wie im Geschäftsleben eine Menge veralteter Formen und Gebräuche unverändert beibehält, trotzdem sie theils inhaltlos, theils geradezu hemmend geworden sind. Aber solch anscheinend unpraktisches Bewahren des Veralteten zeigt sich schließlich doch als praktischer, als immer erneutes schnelles Gesetzemachen, mag es auch im gegebenen Augenblicke als das vernunftgemäßeste sich ausweisen, darin gaben besonders die Franzosen das schlechte Beispiel, aber wir gerathen auch schon auf diese Bahn. Die englische an den eigenen, ob auch veralteten, Formen unentwegt festhaltende Dickköpfigkeit zwingt aber schließlich sogar die Fremden, sich englischen Formen anzubequemen und wird so hervorragend praktisch. „Wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich."

Ein abschreckendes Beispiel des Gegentheils ist das bei uns sich geltend machende Bestreben, unsere überlieferte deutsche Schrift der lateinischen zu Liebe aufgeben zu wollen aus sogenannten Zweckmäßigkeitsgründen, weil die letztere einige praktische Vortheile bieten soll, und oft geradezu mit der Begründung, daß wir dadurch den Fremden den Zugang zu unserer Wissenschaft und Litteratur erleichtern. Quieta non movere, wie erst kürzlich die Weisheit unseres großen Staatsmannes uns wieder eingeschärft hat, und den Fremden das Unsere zugänglicher zu machen, das ist gar nicht nöthig, es war 1870 ein Vortheil Deutschlands über Frankreich, daß es von letzterem so wenig gekannt war, es ist eine Stärke Rußlands, daß es so schwer ist, Einblick in sein wahres Wesen zu gewinnen.

Mit der Ausbildung des Schriftthumes ging Hand in Hand naturgemäß die Ausdehnung des Einflusses derjenigen Klassen im Staate, die der Schrift mächtig waren, was ja damals noch eine schwerer zu erlernende Kunst war, als heutzutage die Stenographie. Diese Schriftkundigen waren, wie wohl bei allen Völkern der Fall gewesen, in erster Linie die Priester, deren Tempeldienst ihnen Ruhe und Muße zu solchem Studium ließ. Sodann aber bildete sich in Aegypten, wie es später auch in Rußland geschah, eine Schreiberkaste aus, und aus ihr entwickelte sich dann der gesammte Beamtenstand als ein um seiner selbst willen bestehender Stand, die stärkste Stütze des Despotismus, der in beiden Fällen das ganze Staatsleben in die Falten seines papiernen Formalismus einwickelte. Eine wirkliche Theokratie gab es nicht in Aegypten, denn der weltliche Despotismus war gerade durch Beihülfe dieser Beamtenkaste stark ausgebildet, aber er war, ebenfalls wie in Rußland, mit religiösen Elementen so innig verquickt, daß man doch auch eine Priestervorherrschaft im Lande erkennen kann.

Die religiösen Vorstellungen der Aegypter haben sich, wie die politischen Verhältnisse, aus lokalen Gottesverehrungen zu einem allgemeinen Sonnenkultus allmählich zusammengeschlossen, wobei aber die ursprünglichen einzelnen Thier- und Fetischdienste gleichfalls in Kraft blieben und nur Sorge getragen wurde, sie dogmatisch in den umfassenderen Kultus einzureihen. Die ursprünglichste Vorstellung ist es ja vielfach, in irgend welcher materiellen Verkörperung das Wirken der Gottheit zu erkennen, der Verstand des Urmenschen verlangt eine sinnliche Darstellung des Göttlichen, und so ist es ein Stein, ein Baum, ein Thier, welches zwar der Lehre nach nur die äußere, örtliche Erscheinungsform des Gottes ist, aber der Praxis nach doch Allen für den Gott selbst gilt. So entstehen heilige Stätten und heilige Bilder, an die sich unzertrennlich das Göttliche knüpft, nur an diesem Orte und vor diesem Bilde kann angebetet werden, und der Mensch, dem der Stein nur Gott darstellen sollte, arbeitet sich hieraus nicht zu der Anschauung durch, daß Gott auch dieser Darstellung nicht bedarf, daß er überall und unendlich ist, sondern verfällt im Gegentheile immer mehr dem Gedanken, daß der Stein Gott nicht nur darstellt, sondern selbst Gott ist. Immer weiter ab führt dann dieser Weg von der wahren Gottesverehrung, jener, die uns Christus in voller Reinheit gelehrt hat

in den erhabenen Worten: „Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Aber auch die christliche Kirche vermochte nicht, sich auf dieser Höhe zu erhalten, und so muß man sagen, daß mit verachtender Kritik oder mit hochmüthigem Gefühle besserer Gotteserkenntniß auf den Fetischdienst der alten Aegypter herabzusehen die kein Recht haben, die noch 1900 Jahre nach Christus die Iwerskaja Mutter Gottes durch die Straßen Moskaus fahren oder zu dem heiligen Rock nach Trier pilgern.

Wie nun dieses Reich von Memphis, von dessen Zuständen wir bisher gesprochen als von dem ältesten Inhalte der Weltgeschichte, untergegangen und das von Theben aus beherrschte emporgekommen, das weiß man im Einzelnen nicht. Wir erwähnten schon, daß der Pyramidenbau bald anfing eine merkliche Verschlechterung aufzuweisen, und so ist es wohl ein langsamer, allmählicher Prozeß des Verfalles und der Neubildung gewesen. Aus großen Ruinen sich wieder zu erheben war selbst einem so unkriegerisch veranlagten Volke wie den Aegyptern darum möglich, weil sie ein durchaus ackerbauendes Volk waren. Solche vermögen, wie der Boden selbst, den sie bebauen, gewaltige Stürme über sich ergehen zu lassen und doch im Ganzen unverändert fortzubestehen, das hat Deutschland nach den Verwüstungen des dreißigjährigen und der napoleonischen Kriege, Rußland trotz der Tatarenherrschaft die Möglichkeit der Erhebung gegeben, während Handels-, Industrie-, Kolonieſtaaten durch äußere Ereignisse in ihrem Lebensmark getroffen werden können, so ging es Karthago, Venedig, Holland, das ist die Schwäche des heutigen England, die Stärke Rußlands.

Auch über das von Theben aus regierte Reich giebt es nur ganz allgemeine Nachrichten und noch heben sich keine Persönlichkeiten weltgeschichtlich heraus. Es scheint, als sei abermals auf eine Periode kräftigen Erhebens eine solche der inneren Schwächen und Wirren eingetreten. Bis dahin hatte das enge lange Nilthal ein abgeschlossenes Leben für sich geführt. Ich erwähnte schon, daß seine Bewohner keine Neigung zur Seefahrt bewiesen, ins Mittelmeer gingen sie gar nicht hinaus, ins Rothe Meer anscheinend nur wenig. Nun aber drang zum ersten Male der Fremde erobernd bei ihnen ein. Um den Anfang des 18. Jahrhunderts vor Christo fiel ein kriegerischer, semitischer Nomadenstamm, aus den Libanonländern kommend und mit dem Namen

Hykſos = Hirtenfürſten bezeichnet, in Aegypten ein, ja ſetzte ſich dort feſt und errichtete eine Oberherrſchaft, die über zwei Jahrhunderte andauerte, ſich aber über den Süden des Landes nicht erſtreckt zu haben, derſelbe vielmehr unter der Herrſchaft Thebaniſcher Dynaſtien verblieben zu ſein ſcheint. Einen wirklichen Einfluß auf die Entwickelung Aegyptens hat die Fremdherrſchaft der Hykſos nicht gehabt, neue Kulturkeime brachten ſie nicht mit, es ſei denn, daß man die Einführung des Pferdes hier nennen will, nahmen vielmehr ſelbſt die ägyptiſche Kultur an, ſo wie noch heute in China die herrſchenden mongoliſchen Eroberer in Sitte und Kultur Chineſen geworden ſind. Nur ihre Gottesdienſte brachten ſie mit, aber der Baal (Herr) ihrer Heimath verſchmolz auch inſoweit mit den ägyptiſchen religiöſen Anſchauungen, daß er von ihnen als Sutech verehrt wurde, das dem Sonnengotte Horus feindliche Prinzip und ſomit auch, da letzterer der Schützer Aegyptens, der Schützer der Wüſte und des feindlichen Auslandes. Aber ſie wurden nicht heimiſch im Lande, ihre Hauptſtadt, Auaris, gründeten ſie ſich an der öſtlichen Grenze des eigentlichen Aegyptens, an dem Wege in ihre alte Wüſtenheimath, vermuthlich alſo in der Gegend des heutigen Tel-el-Kebir, wo man beiden Straßen nach Syrien am nächſten iſt, ſowohl der nördlichen über Salihieh nach Katieh, die ſpäter Napoleon I. marſchirte, als auch der ſüdlichen durch das Land Goſen nach Ismailia, welche die Sage die Israeliten einſchlagen läßt.

Die weltgeſchichtliche Bedeutung des Hykſos-Einfalles iſt, daß ſie die ägyptiſche Natur aufgerüttelt haben; die unkriegeriſchen Aegypter wurden gezwungen, ſich den Waffen zuzuwenden, um die Fremden zu vertreiben, und dieſes einmal geſchehen, iſt es natürlich und auch ſonſt oft in der Welt vorgekommen, daß der neuerwachte Trieb ſie nun veranlaßte, ihrerſeits erobernd ins Ausland zu ziehen. Damit aber erſt tritt ihre Kultur, die ſich bisher völlig ſelbſtgenügſam im Nilthale für ſich abſchloß, mit der übrigen Welt in Berührung und wird ſo weltgeſchichtlich wirkſam.

Mitte des 16. Jahrhunderts iſt es, anſcheinend nach längeren Kämpfen, den Herrſchern in Theben gelungen, die Hykſos aus Aegypten zu vertreiben, indem ſchließlich auch ihre Hauptſtadt Auaris eingenommen wird. Von nun an, wie ſchon erwähnt, beginnt die ägyptiſche Geſchichte auf einige Zeit eine kriegeriſche, erobernde zu werden, und damit heben

Mitte des 16. Jahrh.

sich denn auch deutlich die Personen der einzelnen Herrscher heraus.
Um 1500. Thutmosis I. vollendet das schon von seinen Vorgängern begonnene Werk des Vordringens nach Süden und erweitert das Staatsgebiet bis an den dritten Nilkatarakt. Aber noch bedeutsamer ist sein Vordringen nach einer anderen Seite, nach Syrien. Nilaufwärts zu gehen, das blieb immer noch in dem bisherigen Anschauungskreise; aber durch die Wüste in die Länder am Libanon und Euphrat vorzudringen, das war etwas ganz Anderes, Neues.

Unter den semitischen Stämmen, die diese Länder bewohnten, schritt Thutmosis siegreich vor bis in das Land Naharain (das Stromland), d. h. die Euphrat-Ebene, und jenseits dieses Stromes errichtete er ein Siegeszeichen, eine Inschrifttafel. Es ist wahrlich nichts Kleines und ein Zeugniß für die Thatkraft des Königes und die Güte des Heeres, daß dieses seit mindestens 2000 Jahren friedlich für sich lebende Aegypten jetzt Kriegszüge auf 1000 km weit von den eigenen Grenzen unternahm und durchführte, mögen auch die Gegner wohl nur wenig widerstandsfähige einzelne Stämme und Hirtenvölker gewesen sein, und ist auch das Ergebniß nur Beute, keine wirkliche Eroberung und Ausdehnung der Reichsgrenzen gewesen. Unter seinen Nachfolgern — Thutmosis II. zunächst, darauf seiner Gattin und Schwester Hatschepsut, welche eine Flotte nach Yemen zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen entsandte, so war alle Seefahrt in Verfall gerathen — ragt dann wieder
1462—1430 hervor Thutmosis III., auch Bruder der Hatschepsut. Dieser zieht wiederum die Wege seines Vaters nach Syrien, und wir wissen hiervon etwas Genaueres. Er marschirte zwischen dem Gebirge Juda und der Küste die Straße über Gasa, die ja auch Napoleon drei Jahrtausende später einschlug, während die Feinde sich am Kischon in der Ebene Esdrelon sammelten, wo sie eine Festung, Megiddo, als Stützpunkt hatten. Es wird nun gesagt, der König habe drei Wege einschlagen können, einen gerade auf Megiddo zu, aber durch einen gefahrbringenden Engpaß, einen weiter westlich über Taannuk, und einen, der nördlich von Megiddo in die Ebene mündete. Die Generale hatten den letzteren angerathen, der König aber sich für den ersteren entschieden, und es sei auch gelungen, die feindlichen Vortruppen zurückzuwerfen und das Heer aus dem Engpaß zu entwickeln. Die Sache ist ziemlich einleuchtend; die beiden anderen Wege hätten frontal auf den in der Kischon-Niederung

Front nach Südwesten stehenden Gegner geführt, der König aber, augenscheinlich eine echte Feldherrennatur, wollte ihn nicht blos schlagen, sondern vom Rückzuge ins Jordan-Thal abschneiden, was er durch das Wadi Abu Nahr in der Senke zwischen Karmel und Gebirge Samaria etwa über Dschenin vorgehend ganz gut konnte, sich im Kischon-Thale nach Norden wendend und ihn vom linken Flügel her aufrollend.

Vielleicht war auch die Lage Megiddos so, daß er hoffen konnte, auf diesem Wege den Feind von der Festung zu trennen. Dieses Letztere jedoch geschah thatsächlich nicht, vielmehr gelang es den Feinden, die vollständig geschlagen wurden, Zuflucht in der Festung zu finden, welche jedoch berannt und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde. Auch Thutmosis III. drang in ferneren Feldzügen bis ins Euphratland vor, er besiegte die Cheta (Hetiter), das geschlossenste und widerstandsfähigste der dortigen Völker, und nahm ihre Hauptstadt Kadesch. Da die Sitze der Cheta mit ziemlicher Gewißheit im Libanongebiete waren, so ist die Angabe, daß Thutmosis schon vor ihrer Besiegung ins Euphratland marschirt sei, unmöglich, er konnte nicht so an diesem als kräftig geschilderten Volke vorbeimarschirend seine Rückzugslinie ihm preisgeben.

Eine eigentliche Einverleibung in den ägyptischen Staat bewirkten jedoch auch diese Eroberungszüge nicht, es wurden Tributzahlungen festgesetzt und zu ihrer Sicherung Garnisonen in das Land gelegt.

Dieses neue siegreiche und erobernde Reich hat denn auch wieder mit den gewaltigen Geld- und Arbeitsmitteln, die ihm zu Gebote standen, eine überwältigende Anzahl mächtiger Bauten aller Art errichtet. Das Ungeheure dieser Leistungen ist wohl nie wieder in der Welt übertroffen worden und doch war es nicht, wie im kaiserlichen Rom und in dem Versailles Ludwigs XIV. cäsarisches krankhaftes Gelüst, die eigene Machtvollkommenheit sich selbst und der Welt zu beweisen, sondern etwas den Verhältnissen und Anschauungen des Landes ganz Gemäßes.

Es ist überhaupt ein nicht abzuweisender Eindruck des Studiums der Weltgeschichte, daß uns die eigene Person nicht nur, sondern auch das, was wir rings um uns als groß zu betrachten wirklich berechtigt sind, recht klein erscheint, sobald man „von 3000 Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben". Es mag ein Weltbürger wie Goethe auch diese Absicht damit verbunden haben, und doch muß man, gerade wenn man Deutscher

ist, sich hüten, dieser Stimmung das Gemüth zu sehr zu öffnen, da wir immer geneigt sind im Weltbürgerthume schwelgend die eigenen Volksinteressen hintanzusetzen. Wer hoch gestellt ist in der Welt, dem mag es wohl nützlich sein zu bedenken, daß, was wir auch von Größe, Pracht und Verehrung sehen, es doch schon oft seines Gleichen fand, ja vor Jahrtausenden schon weit übertroffen wurde; uns Kleinen ist es nöthiger, das Eigene werth zu halten, „dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten."

Nach den Zeiten der Kriegszüge Thutmosis' folgte eine Periode religiöser Streitigkeiten, welche, soweit es erkennbar, hervorgerufen wurden durch das Bestreben König Amenhoteps IV. monotheistische Anschauungen zur Herrschaft zu bringen. Schließlich aber erlangte das alte Dogma doch die Oberhand, und wie geistige Strömungen, die den Sieg gegen grundsätzlichen Widerstand gewinnen, immer ins Extreme umschlagen, ward auch die ägyptische Götterlehre nun immer stärker in der Richtung äußerer formaler Kirchlichkeit ausgebildet.

Dieses Alles jedoch nahm nur kurze Zeit in Anspruch und bald wenden sich die Herrscher Thebens wieder Kriegszügen nach Syrien zu. Hier aber tritt ihnen jetzt das auch schon in den früheren Feldzügen genannte Volk der Cheta gegenüber. Sei es nun, daß die Cheta ihre Waffenmacht und staatliche Organisation nach den früheren Erfahrungen verstärkt haben, sei es, was wahrscheinlicher ist, daß der kriegerische Aufschwung der ihrer Natur nach friedlichen Aegypter schon ein Ende hatte, hierauf wenigstens deutet das Anwachsen der Zahl fremdländischer Elemente in dem Heere, sei es, was sicherlich das Wahrscheinlichste ist, daß diese beiden Momente zusammentrafen, jedenfalls hatte Seti I. mit der Wiederaufnahme der Kriegszüge keine besonderen Erfolge. Auf ihn folgte sein Sohn, der berühmteste Herrscher der ägyptischen Geschichte,
1300—1230 Ramses II. Seine Kriege im Jordanlande und Syrien jedoch sind zwar ruhmvoll und auch gefahrvoll bis zu persönlicher Gefahr für den König, allein über die Cheta Sieger zu werden vermag auch er nicht, im Gegentheile sieht er sich genöthigt, mit ihnen einen Frieden zu schließen, der auf völliger Gleichstellung beider Staaten beruht und ein Defensivbündniß zwischen ihnen festsetzt. Dieses Volk der Hetiter spielt auch in der Geschichte Israels und Assyriens eine nicht unbedeutende Rolle, und doch hat es selbst keine nachweisbare Geschichte, ein Beweis, wie

eben das, was wir Weltgeschichte nennen, auch dem Worte des Apostels verfällt: „Unser Wissen ist Stückwerk.“ Und doch muß es gerade eine recht tüchtige Volkskraft gewesen sein, die so sich inmitten starker Reiche zu erhalten und ihnen Widerpart zu leisten wußte. Auch in der Geschichte Davids erweist sich Uria der Hetiter als ein besonders starker Karakter. Sie sind vielleicht gewesen wie in der modernen Welt die Korsen, Männer liefernd, Kampfnaturen, aber keinen Staat.

Mit Ramses' Thaten zeigt sich die kriegerische und erobernde Kraft Aegyptens als erschöpft und das Land kehrt zu seiner ihm natürlichen Friedensrolle zurück. Im Uebrigen war dieser Pharao das wahre Vorbild eines großen Herrschers der Orientalen. Voll des Gefühles seiner Macht, prachtliebend, sich sonnend in dem eigenen königlichen, man kann wohl richtiger sagen göttlichen Glanze und ihm unzählige Denkmäler errichtend, auch in der Reichhaltigkeit des Harems und Fruchtbarkeit der Nachkommenschaft würdiger orientalischer Herrscher. Er scheint das Land erfolgreich regiert, und Wohlstand und innere Ordnung scheinen unter ihm geblüht zu haben. Er scheint, müssen wir sagen, denn noch ist, was wir Geschichte nennen, nicht voll zu dieser Bezeichnung berechtigt, noch wird uns nur der äußere Rahmen einiger weniger Thatsachen gegeben, das gesammte diesen zum Bilde ausfüllende innere politische Leben erscheint uns nur schattenhaft.

Noch mehr mag übrigens zu seinem Ruhme beigetragen haben, daß es unter seinen Nachfolgern, die meisten führen gleichfalls den Namen Ramses bis zu Ramses XII., mit Aegypten abwärts ging. Bald nach des großen Königes Tode wagte sogar das Ausland Angriffe auf das bis dahin selbst offensive Aegypten. Sowohl die Nomaden der Sahara von Westen, als Barbarenstämme von Osten her, aus Syrien, aber wohl selbst erst von noch weiter hergekommen, versuchten den Einbruch in das reiche Nilland, doch gelang es noch sie zurückzuweisen. Allein unaufhaltsam sank die Staatsmacht und auch der Wohlstand, dagegen erhob sich Macht und Ansehen des Hohenpriesters des Amon von Theben und das folgende Jahrhundert ist bis zu seiner Mitte ausgefüllt mit einem Widerstreite königlicher und priesterlicher Interessen, bei dem die letzteren die Oberhand behalten.

Ende des 11. Jahrh.

Mitte des 10. Jahrh.

Es zeigt sich hier im Ganzen, daß der friedliche Ackerstaat Aegypten, der drei Jahrtausende sich erhalten und trotz mancher Wechselfälle immer

wieder sich erholt und aufgerichtet hat, dem endgültigen Verfalle entgegenging von dem Augenblicke an, wo er große kriegerische Herrscher hervorbrachte, welche ihn in Bahnen drängten, die seiner Natur nicht gemäß waren und daher seine eigentliche Kraft erschöpften. Dieses ist nicht zu vergessen, wenn man die Besorgniß aussprechen hört, daß das in so Vielem dem alten Aegypten so ähnliche China seinen Menschenreichthum einst kriegerisch gegen Europa in Bewegung setzen könnte. Wie schon zu Beginn bemerkt, war es ein Volk passiver, weiblicher Veranlagung, welches hier durch das Genie Einzelner zu einer aktiven, männlichen Rolle gezwungen wurde und an diesem inneren Widerspruche ging es zu Grunde. Die Frage überhaupt, inwieweit und unter welchen Bedingungen das Genie des Einzelnen der Entwickelung der Nationen förderlich sein kann oder verderblich wird, ist eine der weltgeschichtlich wichtigsten und wird an anderer Stelle noch unser Nachdenken beschäftigen müssen.

Zu der Geltendmachung der priesterlichen Interessen gesellte sich bald noch eine Prätorianerherrschaft der fremden, in den ägyptischen Dienst immer zahlreicher berufenen Kriegsschaaren. Damit waren denn Aegyptens Blute die Elemente zugeführt worden, die ihm ursprünglich am fremdesten gewesen waren und daher nur vergiftend wirken konnten, Theokratie und Militarismus, und die denn auch das Land vollends in Unruhen, Zwiespalt und Verderben stürzten.

Unter diesen Verhältnissen innerer Schwäche und Zerrissenheit geschieht es dann sogar, daß der Schwerpunkt der Königsmacht und Herrschaft, soweit solche noch vorhanden blieb, sich überhaupt gänzlich außerhalb des eigentlichen Aegyptens verlegte. Das mit dem Emporkommen des Thebanischen Reiches, hauptsächlich durch Thutmosis I., eroberte und seitdem in Abhängigkeit von den Pharaonen stehende obere Nilland, etwa von dem 2. bis zum 4. Katarakte, bei den Aegyptern Kusch genannt, stellte sich nun wieder unabhängig her und nicht nur das, sondern seine Könige gingen sogar bald ihrerseits nördlich im Nilthale vor und mit Hülfe der kriegerischen Sudanesen in ihrem Solde, die ja auch heute noch für die europäischen Mächte in Afrika
von 800—700 das beste Soldatenmaterial liefern, gelang es ihnen im 8. Jahrhunderte Erfolge zu erringen und sogar eine Art Oberherrschaft bis in das Delta hinein zu gewinnen. Es ist ja dieses Land Kusch das heutige

Nubien, welches als das Machtgebiet des Mahdi und ſeiner Derwiſche noch den heutigen Herren Aegyptens, den Engländern, eine empfindliche offene Wunde bedeutet und wieder zeigt, daß die geſicherte Herrſchaft über Aegypten nur zu haben iſt unter der Bedingung, auch das Uebergewicht in Nubien zu beſitzen. Mit dem 8. Jahrhundert vor Chriſto trat aber, wie wir geſehen haben, das umgekehrte Verhältniß ein, und damit bricht denn Aegyptens politiſche Rolle in nichts zuſammen, und es war nur noch die äußere Beſtätigung dieſer Thatſache, daß im Jahre 670 der Herrſcher Aſſyriens, Aſſurhaddon, das Nilland ſich 670
unterwarf. Aegypten iſt nicht mehr Gegenſtand der Weltgeſchichte, ſie wendet ſich dem Sieger zu.

Die Monarchien Babylonien und Aſſyrien.

Hiermit tritt nun die ſo wichtige Völkerfamilie der Semiten auf die weltgeſchichtliche Bühne, eine zweifellos viel männlichere als die Aegypter, welche thätig und eifrig in die Weltgeſchichte eingreift. Sie bildet das erſte der Weltreiche, ſie giebt uns das erſte Schiffer- und Kolonialvolk, ſie vermittelt der heutigen Kultur ihre Schrift, ſie gebiert eine für alle ſpäteren Zeiten bedeutſame und wirkſame monotheiſtiſche Gottesverehrung. Die Heimath dieſes Stammes iſt die große arabiſche Wüſte, von hier wanderten die ſemitiſchen Völkerſchaften in vorgeſchichtlicher Zeit in die umliegenden Länder ein, in das paläſtinenſiſche Küſtenland, wo aus ihnen die Phönizier wurden, in das Jordanland, wo ſie zu zahlreichen Völkern ſich ausbildeten, deren weltgeſchichtlich allein bedeutſames die Juden wurden, in die Euphrat—Tigris-Ebene, wo Babylonier und Aſſyrier aus ihnen hervorgingen.

Hier in dem Zweiſtromlande gelten als älteſte Bewohner die Sumerier. Nicht unähnlich den ägyptiſchen Verhältniſſen war das Land der Sumerier, dieſe Ebene von höchſter Fruchtbarkeit durchſtrömt von den gewaltigen Flußläufen des Euphrat und Tigris, die, im Schat-el-Arab ſich zuſammenfindend, doch nur ein Stromſyſtem bilden und, wie der Nil, ſelbſt durch Anſchwemmung das Fruchtland gebildet haben. Aber nicht ſo inſular abgeſchloſſen war doch dieſe Ebene wie das Nilthal, und immer mußte weit mehr mit den Nachbarn gerechnet werden, im Südweſten mit denen der arabiſchen Wüſte, im Nordoſten mit den tapferen, kriegeriſchen Stämmen Kurdiſtans, im Norden mit denen, die die rauhen Berge und Hochebenen Armeniens bewohnten.

Die älteſten Nachrichten berichten von einem im ſüdlichen Theile Meſopotamiens gelegenen Reiche mit der Hauptſtadt Sirgulla und können die Herrſcher, deren Namen hier als erſte geſchichtliche Nachrichten auftauchen, wohl zu Ende des fünften oder Anfang des vierten Jahrtauſends geſetzt werden. Man weiß aber kaum etwas mehr von ihnen als eben ihre Namen. Uebrigens hatte damals ſchon die Beſetzung des Landes durch Semiten ſtattgefunden und dieſe den Sumeriern gegenüber das Uebergewicht gewonnen.

Auch im Norden des Landes iſt um dieſe Zeit, etwa im dritten Jahrhundert des vierten Jahrtauſends, da, wo Euphrat und Tigris in der Gegend von Bagdad ſich mehr einander nähern, ein beſonderes Reich nachweisbar mit einer Hauptſtadt Agadi (Akkad) am Euphrat; aber das iſt denn auch ſo ziemlich Alles, außer einigen Königsnamen, was wir wiſſen. Dieſe Urbewohner, welche dann den Semiten unterliegen, gehörten, ſowohl die Akkadier (=Bergbewohner), wie die Sumerier (=Flußuferbewohner) dem uralo-finniſchen Stamme an, zu welchem die jetzigen Finnen, Turkmenen, Ungarn rechnen.

Nahezu ein Jahrtauſend kann man von Geſchichte nicht ſprechen. Jedoch etwa um 3000 ſind die Reiche, nach den Herrſchertiteln zu urtheilen, ſchon vereint. Wir finden als ihren Herrſcher Ur-Ba-u und als ſeine Hauptſtadt Ur. Das Uebergewicht bei dieſer Vereinigung hatte das ſüdliche Reich, das von Sirgulla, gewonnen. Aber da Ur die neue Reichshauptſtadt wurde und dieſer Ort weſtlich des unteren Euphrat lag, ſo zeigt ſich ein Verlegen des Schwerpunktes gegen die Wüſte hin. Ein Gleiches hatten wir einmal in Aegypten geſehen, als Eroberer fremden Stammes das Land unterwarfen und es für ſie natürlich war, ſich an der Straße zur alten Heimath anzubauen. In Babylonien ſcheint es ſich um keine Fremdherrſchaft gehandelt zu haben (wir ſind immer noch bei „ſcheint“, immer noch iſt „unſer Wiſſen Stückwerk“), obgleich man von dem ſchon genannten erſten Herrſcher Abſtammung und Geſchlecht nicht kennt. Es müſſen aber ſehr beſtimmte Beziehungen zu den Wüſtennomaden, ſehr gewichtige Gründe geweſen ſein, welche dieſe Schwerpunktsverlegung begründeten; denn als natürlich kann man es nicht anſehen, wenn der Herrſcher des Zweiſtromlandes außerhalb der von den Strömen umfloſſenen Ebene, des geräumigen reichen Kulturlandes, ſeinen Sitz aufſchlägt. Es iſt aber dieſe ganze älteſte „Geſchichte“

Um 3000

trotz der Funde und Denkmäler doch immer noch so höchst lückenhaft, daß für derartige Vorkommnisse Aufklärung nicht zu geben ist. Wir finden verschiedene Dynastien in verschiedenen Orten, bei denen zwar manchesmal ungefähre Zeitbestimmungen möglich sind, zwischen denen aber unausgefüllte Lücken klaffen, so daß nicht ersichtlich wird, wie und wann der Wechsel eintrat. Man kann eben doch nicht sagen, daß Babylonien in die Weltgeschichte eingetreten wäre trotz großer Reichhaltigkeit an Dokumenten, Denkmälern, Nachrichten aller Art. Ja dieses geschieht selbst noch nicht mit dem Emporkommen der in Babel am Euphrat herrschenden örtlichen Dynastie zu Herrschern über ganz Babylonien, über „Sumir und Akkad", wie es amtlich in Erinnerung an die ehemalige Trennung des Landes in eine südliche und nördliche Monarchie heißt, gerade so wie in Aegypten das Süd- und das Nordreich in den Königs- und Beamtentiteln aufgeführt wurden.

1923—1868

Dieses Emporkommen geschah mit dem Könige Chammurabi, der auf 1923 bis 1868 gesetzt wird und also durch das, was er darstellt, und durch diese Bestimmung einigermaßen das Gewicht einer geschichtlichen Persönlichkeit erhält. Allein bald nach ihm bricht wieder der Zusammenhang ab, und selbst wo er nach Namen und Zeitbestimmungen noch herzustellen ist, bleibt doch dem Inhalte nach immer noch Alles öde. So folgt bald wieder eine neue und zwar fremde, aus Kurdistan stammende Dynastie, aber ohne daß das Nähere davon erkennbar wird. Selbst wahrhaft weltgeschichtliche Ereignisse wie die Feldzüge der Aegypter, welche die beiden Thutmosis bis an den Euphrat führten, spiegeln sich in den babylonischen Nachrichten nicht ab.

Letztes Jahrzehnt des 12. Jahrh.

Schließlich müssen wir sogar finden, daß die geschichtliche Bedeutung Babyloniens eigentlich erst eintritt mit einem Unterliegen gegen einen äußeren Feind, gegen Assyrien, denn die Besiegung durch Tiglatpilesar ist es, welche das bisher ein abgeschlossenes Leben für sich führende Babylonien in die weltgeschichtlichen Kreise hineinzieht, und Tiglatpilesar selbst ist in ganz anderer Weise eine geschichtliche Figur, als die wenigen hier genannten und die vielen hier nicht aufgeführten Könige der mesopotamischen Tiefebene. Darin liegt eine Uebereinstimmung mit Aegypten vor, wo eigentlich auch erst der Hyksos-Einfall die Geschichte beginnen läßt.

Aber mit dem Aufschwunge Assyriens ist es denn auch dessen Geschichte, die in den Vordergrund tritt, und so ist Alt-Babyloniens Geschichte in dem Augenblicke beendigt, wo sie in den Lichtkreis der Weltgeschichte eintritt. Warum aber bedurfte es dann ihrer Erwähnung? Es geschah, weil Babylonien in kultureller Beziehung eine große Bedeutung besaß und eine Grundlage schuf, aus der vieles Spätere, ja vielleicht mehr als sich unmittelbar nachweisen läßt, herausgewachsen ist. Insbesondere ist auf die Schrift hinzuweisen, diese — die Keilschrift — hat ein großes Gebiet beherrscht und auch aus ihr sind manche Elemente in das allein herrschend gewordene europäische Alphabet übergegangen. Freilich waren es nicht die Babylonier selbst, die das vermittelt haben, vielmehr haben sie ihre älteste (sumerische) Hieroglyphenschrift nur bis zu einer Sylbenschrift, eben der Keilschrift, weiter entwickelt. Die Elemente einzelner Buchstaben dieser zu entnehmen, das ist Sache irgend welcher semitischen Stämme gewesen, durch die sie an die Phönizier gelangt sind, deren Alphabet ja dann die Grundlage aller jetzigen europäischen wurde.

Die Weltgeschichte jedoch steigt nun den Tigris hinauf und findet dort an dem oberen linken Ufer desselben und an den Nebenflüssen vom kleinen Sab aufwärts die Assyrier, semitischen Stammes und wohl schon seit den unvordenklichen Zeiten des ersten Aufbrechens aus Hochasien hier ansässig. Es scheint, als habe das alte Babylonien ein kulturelles Uebergewicht über Assyrien und in dieser Beziehung Einfluß auf dasselbe gehabt, solches zeigt unter Anderem die assyrische, wenn auch von der babylonischen verschiedene Keilschrift. Es wäre nur natürlich, daß das in der fruchtbaren Niederung sitzende Volk dem in den Bergen an den Tigris-Quellflüssen in rauher Landschaft angesessenen Volke darin vorausgewesen wäre. Aber dafür sahen wir schon, daß das letztere das politische Uebergewicht der stärkeren über die schwächere Hand gewann. In den ersten Zeiten freilich hat wohl auch politisch Babylonien ein Uebergewicht gehabt, wie ja immer ein weitaus höher über ein viel geringer kultivirtes Volk ein solches hat; es scheint, daß die Babylonier Städte anlegten bis in assyrisches Gebiet hinein, wohl als feste Punkte für Handel und Kolonisation halbwilden Bergvölkern gegenüber, so wie die Städtegründungen der Hansa und des deutschen Ordens in den jetzt russischen Ostseeländern.

Wir können nicht das Zurückweichen dieses Einflusses und das Erstarken Assyriens zu staatlicher Geschlossenheit im Einzelnen verfolgen, auch hier sind die Nachrichten nicht lückenlos, aber mit dem Ende des 15. und das ganze 14. Jahrhundert hindurch findet eine kriegerische Erweiterung der Herrschaft der Assyrerkönige statt, von denen besonders Salmanassar I., etwa 1330 bis 1310, (Sulmân-asarid = Salomon) hierin sich auszeichnet, ja sogar schon in Babylonien einfällt. Die Hauptstadt, von der aus Assyrien beherrscht wurde, war Ninive am Tigris (gegenüber dem heutigen Mosul), während die alte Landeshauptstadt Assur, die auch dem Volke den Namen gab, südlicher am rechten Tigris-Ufer lag (jetzt Kal'ah Scherkat).

Ende d. 15. Jahrh. 14. Jahrh.

etwa 1330—1310

Aber nach diesem Aufschwunge verlautet nahezu zweihundert Jahre nichts weiter und erst mit Tiglatpileser I. setzt endgültig die Geschichte Assyriens ein, um nun den Staat zu dem zeitlich ersten der Weltreiche zu entwickeln. Tiglatpileser, augenscheinlich aus eigenem kriegerischen Drange, nicht vertheidigungsweise oder zur Vergeltung, führt nach fast allen Richtungen siegreiche Vorstöße aus, nach dem Wan-See, nach Babylonien, bis an das Mittelländische (große) und das Schwarze Meer (das obere; denn für die im Tigris- und Euphrat-Lande Wohnenden mußte Alles, was über die Quellen dieser Flüsse hinaus lag, das Obere sein). Und, wie die Berichte über diese Kriegsthaten, so überliefert er uns ebenso genau auch die Schußlisten seiner großartigen Jagden, wie ja auch neuerdings unsere militärischen Herrscher auch oft eifrige Jäger waren und sind.

etwa 1130—1080

Daß Tiglatpilesers Kriegszüge die Eröffnung einer langandauernden Zeit äußerer Erfolge für Assyrien sind, nicht ein vereinzeltes Aufflammen kriegerischen Geistes, das bildet einen scharfen Gegensatz dieses Landes zu Aegypten, das zeigt, wie auch Babylon gegenüber, den Unterschied zwischen diesem Volke nördlicher Berge und denen der heißen, üppig fruchtbaren Flußniederungen und beweist, daß wir hier mit einem Volke männlicher Begabung zu thun haben.

Zwar unmittelbar nach Tiglatpileser erfolgt noch eine kurze Periode des Rückganges, doch tritt um die Wende des 10. zum 9. Jahrhundert schon wieder der dauernde Aufschwung ein, um mit Assurnassipal (Gott Assur schützt den Sohn) in weit ausgreifenden Kriegszügen, — über zwölf solche wird des Näheren berichtet —, wie zu den Zeiten Tiglat-

Ende des 10. im 9. Jahrh.

884—860

pileſers Aſſyriens Macht nach außen gewaltig zu vermehren und das Gewonnene durch ſtrenge Maßregeln zu ſichern. Ihm folgte ſein Sohn Salmanaſſar II., der in noch zahlreicheren Feldzügen in jeder Weiſe 860–825
die Erfolge des Vaters vervollſtändigte, insbeſondere nach Syrien hin, aber wenn auch unter den nächſten Nachfolgern die Lage ſich noch erhielt, ſo trat doch bald wieder einer jener Rückſchläge ein, die auch in Anfang des 8. Jahrh.
der Geſchichte eines vorwärts ſchreitenden Volkes nicht ausbleiben. Der nördliche Nachbar Armenien (Urartu) beginnt zu erſtarken, und von ihren Sitzen an den Quellen des Euphrat und Tigris und am Ararat dehnen ſich ſeine Bewohner, die uralo-finniſchen Chaldi, nach Süden auf Koſten Aſſyriens aus und nehmen die Gegend um den Wan-See ein. Desgleichen ſcheinen innere Unruhen das Land erſchüttert zu haben.

Allein 745 erringt ein gewaltiger Emporkömmling Phul unter 745
dem Namen Tiglatpileſer III. die Krone und erhebt in 18jähriger Regierung Aſſyrien zu neuer Macht und Ruhm. In mehreren Zügen wird Armenien niedergeworfen, Syrien erobert, ins Libanon-Land und in das Gebiet Iſraels, ſowie bis in das der Philiſter vorgedrungen; ja ſogar in die arabiſche Wüſte hinein trägt er ſeine ſiegreichen Waffen. Schließlich unterwirft er ganz Babylonien ſeinem Zepter und ſtellt dadurch eine Machtausdehnung Aſſyriens her, die noch nicht dageweſen war. Er ſtirbt Ende 727. Sein Nachfolger Salmanaſſar IV. vollendete 727
das Werk des Vorgängers, indem er den tributverweigernden und in Aegypten Schutz ſuchenden König Iſraels, Hoſea, mit Krieg überzog und ihn gefangen nahm. Dieſes Schutzſuchen bei Aegypten iſt weltgeſchichtlich nicht unwichtig, es zeigt die erſte Berührung des Umkreiſes der aufſteigenden aſſyriſchen mit dem der untergehenden ägyptiſchen Macht, es führt hinaus über den geſchloſſenen Rahmen der Geſchichte eines Volkes und zeigt den Zuſammenhang und die Wechſelwirkung zwiſchen allen Völkergeſchicken, jetzt erſt fängt eine internationale Politik an und dadurch im eigentlichen Sinne Weltgeſchichte.

Die Hauptſtadt Iſraels, Samaria, wird nach dreijähriger Belagerung eingenommen und viele Tauſende Iſraeliten werden in das Innere des Reiches zur Anſiedlung abgeführt. Doch fällt dieſes Ereigniß ſchon in 722–705
den Beginn der Regierung Sargons, wiederum eines Emporkömmlings. Das Syſtem der Verpflanzung ganzer beſiegter Volksſtämme in entfernte Gegenden des Reiches ſtammte ſchon von Tiglatpileſer III. und

bezeugt, daß diese großen Krieger auf dauernde Herrschaft und Einverleibung ausgingen, auf Errichtung eines fest gegründeten Weltreiches. So stellt Sargon die assyrische Herrschaft im Libanon- und Jordan-Gebiete fest, dabei auch eine zum Schutze heranziehende ägyptische Armee zurückschlagend; selbst in die arabische Wüste unternimmt er erfolgreich einen Feldzug und auch das Gebiet von Karchemisch mit diesem wichtigsten Euphrat-Uebergange verleibt er unmittelbar seinem
706–681 Reiche ein. Er stirbt ermordet und ihm folgt sein Sohn Sanherib (Sinacherib). Unter ihm fällt auch Juda in die Hand der Assyrer. Zunächst muß er freilich, wie übrigens sein Vater auch, seine Herrschaft in Babylonien gegen Abfallsversuche vertheidigen. Es gelingt zwar, aber in späteren Zeiten seiner Regierung sah er sich wiederum genöthigt, dorthin aufzubrechen und schließlich dem Widerstande durch völlige Verwüstung der Hauptstadt Babel ein Ende zu machen. Dazwischen steht aber der Krieg in Palästina. Dort hatte sich unter Anreizung der Aegypter eine Vereinigung verschiedener Stämme gebildet, bei welcher Hiskia von Juda eine hervorragende Rolle spielte,
701 zu dem Zwecke, das assyrische Joch abzuschütteln. 701 marschirt Sanherib heran, die phönizischen Küstenstädte unterwerfen sich schnell oder werden genommen, ein wiederum, wie zu Sargons Zeiten, herbeikommendes ägyptisches Heer wird abermals geschlagen und nun ganz Juda bewältigt, viele seiner Einwohner nach Assyrien abgeführt. Nur die Hauptstadt Jerusalem widersteht und zwar endgültig, da im assyrischen Heere die Pest ausbricht und ungeheure Opfer fordert. Immerhin war Judas Selbständigkeit gebrochen und die Macht Assyriens bis an die Grenze Aegyptens ausgedehnt.

Auch Sanherib wird ermordet und zwar von einem seiner Söhne (es sind Anzeichen vorhanden, als sei auch er selbst nicht unbetheiligt an dem Schicksale seines Vaters gewesen), jedoch schwingt sich ein
681–668 anderer Sohn, Assurhaddon, auf den Thron. Er war es, der die Weltstellung Assyriens vollendete, indem er Aegypten unterwarf. Bei allen den Kämpfen, die wir unter Sargon und Sanherib in Syrien, im Libanon-Gebiete und im Jordan-Lande haben ausfechten sehen, steckten die Aegypter dahinter. Daß sie ihre Heere schickten, ist angeführt worden, aber weit mehr noch that ihre Diplomatie in Aufhetzung aller dieser Völker; denn das erschlaffende Aegypten fühlte wohl,

wie ihm die waffengewaltigen Assyrer trotz seiner fast insularen Lage immer drohender auf den Leib rückten. Und wie das heutige England schon seit mehr als 150 Jahren seine diplomatische Geschicklichkeit darauf richtet, die Festlandsstaaten in seinem eigenen Interesse gegenseitig zu verhetzen, dem jeweilig drohendsten und waffenmächtigsten die Anderen zu verfeinden, so damals Aegypten, indem es die anderen zur eigenen Rettung vorschob und es daher mit Recht von ihm hieß: „Verlässest Du Dich auf den zerbrochenen Rohrstab Aegypten? welcher, so Jemand sich darauf lehnet, gehet er ihm in die Hand und durchbohret sie.“ Jetzt jedoch waren diese Bollwerke gefallen und Assurhaddon bekriegte Aegypten selbst, drang ein in das Land, schlug die Aegypter, die, wie bekannt, schon unter nubischer Oberherrschaft standen, und krönte sich, in Memphis eingezogen, zum Herrscher Aegyptens. Auch in die arabische Wüste erstreckt er seine Unternehmungen, wie Tiglatpileser und Sargon, ein Zeichen, einerseits, wie drohend doch immer diese kriegerischen Nomaden waren, aus deren Schooße sich ja auch so manche bewaffnete Einwanderung in die Nachbarländer entwickelte (Hyksos, Israeliten, Babylonier), andererseits, wie ernst diese Herrscher Assyriens die Aufgabe auffaßten, die Grenzen ihres Landes zu wahren.

Auf Assurhaddon folgte sein Sohn Assurbanipal, der für die 668–626
Griechen unter dem Namen Sardanapal das Urbild der Wollust wurde. Es scheint übrigens, als sei daran in der That viel Wahres gewesen, als habe er den Genuß in allen seinen Formen, feineren und gröberen, sehr kultivirt; daß es auch im ersteren Sinne richtig ist, beweist die große Bücherſammlung, die er in Ninive gründete und die heute eine der wichtigsten Quellen für unsere Kenntniß assyrischer Zustände ist. Nach außen mußte er zunächst einen Feldzug nach Aegypten unternehmen, wo der nubische König versucht hatte, seine Oberherrschaft wiederzugewinnen, nunmehr aber auch aus seiner Hauptstadt Theben verjagt wurde, und als Vasall Assyriens wurde in Aegypten Psammetich als König eingesetzt. Bald jedoch rufen erneute Unabhängigkeitsgelüste den Assurbanipal nach Babylonien, und wenn auch dort sowohl wie in der arabischen Wüste und am Strande des Mittelmeeres es gelingt, die assyrische Herrschaft wieder herzustellen, so benutzt nun doch dieses Psammetich, um sich, unterstützt von Gyges von Lydien, unabhängig zu

Psammetich 670–616

machen. Es ist dieses eben jener Gyges, der den König Kandaules
687 tödtete auf Verlangen von dessen Frau, worauf sich eine Anekdote bezieht, die uns schon Herodot erzählt und die so bekannt ist, weil sie auf allgemein menschlichen Gefühlen und Leidenschaften beruht, die alle Zeiten und Völker kennen und anerkennen, daß sie auch gewissermaßen weltgeschichtlich ist; denn sie beweist die Richtigkeit der Horazischen Ansicht darüber, für wie Vieles in der Geschichte cunnus teterrima causa, ein Umstand, der in Umrissen zur Weltgeschichte kaum jemals einen Platz finden kann, und der doch thatsächlich so oft der entscheidende war. Es soll das nicht gesagt sein im Sinne sittlicher Entrüstung darüber, wie oft sich weiblicher unberechtigter Einfluß in der Geschichte bemerkbar macht; denn ist er denn überhaupt so unberechtigt? Nächst dem Hunger, welcher der Erhaltung des Individuums dient, ist der Geschlechtstrieb, der den Fortbestand der Gattung sichert, das stärkste Gefühl, und so ist denn alles darauf sich Gründende, also auch der weibliche Einfluß in der Geschichte, nichts unbedingt Unberechtigtes. Zwar sagt uns das Wort Christi: „In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen;“ aber auf dieser Erde und somit auch für die gesammte Weltgeschichte vermögen wir uns eine geschlechtslose Menschheit nicht zu denken, und so haben denn für eben diese Geschichte die Beziehungen zwischen Mann und Weib auch ihre Berechtigung.

Nach dem Bisherigen konnte uns Assurbanipals Regierung als eine noch recht erfolgreiche erscheinen; aber, was die Kriegsberichte dieser Zeit angeht, so muß man immer im Auge behalten, daß es damit steht wie mit den Berichten, die noch heutzutage über die inneren Kämpfe der südamerikanischen Republiken nach Europa gelangen, wo immer in den eigenen Depeschen jede Partei die andere vernichtet hat. Als Ergebniß dessen, was unter Assurbanipal geschah, stellt sich schließlich doch heraus, daß Assyrien in allen seinen Fugen kracht, und nicht lange, so sollte ein Sturm daherfahren und das morsch gewordene Gebäude zertrümmern. So viel zu ersehen ist, haben im Innern Asiens Ereignisse stattgefunden ähnlich jenen, die später die Hunnen gegen Europa in Bewegung setzten. Schon unter Assurhaddon war ein Nordvolk, die Kimmerier, in Armenien eingebrochen, jetzt gleich nach Assurbanipals Tode wälzten sich die Skythen, aus den Ebenen zwischen Ural und

Dnjepr kommend und deren uralo-finnische Ureinwohner, daher und überschwemmten Armenien und Kleinasien. Zugleich empörte sich der Statthalter Babyloniens, Nabopolassar, und schwang sich zum unabhängigen Könige dieses Landes auf, ja, nachdem dieses gelungen, schloß er sogar ein Bündniß mit Kyaxares von Medien, und im Vereine mit ihm, der noch Niederlage und Tod seines gegen Assurbanipal 635 unterlegenen Vaters Phraortes zu rächen hatte, fällt er über Assyrien her und besiegt es völlig; sie nehmen Ninive ein und verwüsten es von Grund aus. Assyriens Stellung in der Welt, seine Geschichte, ist mit einem gewaltigen Zusammenbruche beendet. Was es geleistet hat für die Weltgeschichte ist mehr äußerlich als dauernd fruchtbar. Es war, sehr im Gegensatze zu Aegypten, eine wahre Militärmonarchie, ein wehrhaftes, soldatisches Volk mit harter Mannszucht; wer erkennt nicht ein solches, wenn Assurhaddon sagt: „Einen oder gar zwei Tage wartete ich nicht, vorn meine Soldaten musterte ich nicht und nach hinten schaute ich nicht, auf Fürsorge für die Rosse, das Gespann des Joches, auch auf das Kriegsgeräth achtete ich nicht, Proviant für meinen Marsch schüttete ich nicht auf, den Schnee und die Kälte des Monats Schebet, die Heftigkeit des Sturmes scheute ich nicht, gleich einem Raubvogel, wenn er seine Schwingen ausbreitet, öffnete ich, um niederzuwerfen meine Widersacher, meine Arme.“ (Nach Wiedergabe von Dr. F. Hommel, Weltgeschichte in Einzeldarstellungen.) Und wie anschaulich schildert uns Jesaias, wie sie denen erschienen, die ihre Waffen heimsuchten:

„Und siehe, eilend und schnell kommen sie daher. Und ist keiner unter ihnen müde oder schwach, keiner schlummert noch schläft; keinem gehet der Gürtel auf von seinen Lenden, und keinem zerreißt ein Schuhrieme.

Ihre Pfeile sind scharf und alle ihre Bogen sind gespannet. Seiner Rosse Hufe sind wie Felsen geachtet, und ihre Wagenräder wie ein Sturmwind.

Sie brüllen wie Löwen, und brüllen wie junge Löwen; sie werden brausen und den Raub erhaschen und davon bringen, daß Niemand erretten wird.“

Wahrlich ein Volk in Waffen!

Nabopolassar 633—605

Jedoch für die Kulturkraft des ursprünglich armen, harten Bergvolkes war die Ausdehnung seiner Eroberungen zu groß. Es ging den Assyrern so, wie ich aus Anlaß des Reichthums Aegyptens anführte, daß solcher nicht das Höchste ist für ein Volk, daß aber andererseits ein Volk, welches alle seine Mittel und Kraft für sein Bestehen immer von Neuem wieder einzusetzen gezwungen ist, sehr leicht einem unfruchtbaren Militarismus verfällt. Aber, wie schon an jener Stelle, so müssen wir auch hier sagen: besser ein siegreicher Assyrier als ein unterjochter Aegypter sein; und Assyrien war neun Jahrhunderte hindurch ein starkes, meist siegreiches Volk. Assyrien vermochte wohl seine siegreichen Fahnen in Memphis, Jerusalem und Sidon, in Damaskus, Babel und am Ararat aufzupflanzen, aber nur die Kraft einiger gewaltiger Herrscher war im Stande, diese Gebiete während einiger Zeit zusammenzuhalten; das geringste Erschlaffen der kriegerischen Großkönige mußte den ganzen Bau wanken machen. Nun lag aber auch überhaupt in der assyrischen Art etwas Napoleonisches, lediglich Eroberndes und Ausplünderndes. Es gelang nicht so weit ausgedehnte, theils schon weit länger und höher zivilisirte Gebiete dauernd einzuverleiben. Aber weltgeschichtlich wichtig ist es, daß solche Vereinigung und Verknüpfung aller dieser Völker versucht und wenigstens zeitweise durchgeführt wurde; es wurde dadurch die asiatische Welt an die Mittelmeerwelt angeschlossen, die völlige Abwendung jener nach dem persischen Golfe und dem kaspischen Meere hinschauenden Länder von der Kultur Europas verhindert, gezeigt, daß es sich hier um ein zu einer Kultureinheit bestimmtes Machtgebiet handelte, eine Aufgabe, welche dann die spätere persische Weltmonarchie noch ausgiebiger gelöst hat. Aber ehe wir diesem Erben der weltgeschichtlichen Stellung Assyriens uns zuwenden, müssen wir noch ein Volksgebilde betrachten, welches selbst und seine Schicksale sehr verschieden ist von den beiden großen Monarchien Aegypten und Assyrien und deren Schicksalen und doch gerade mitten zwischen ihnen liegt und oft der Gegenstand der Aktion Beider war.

Synchronistische Tabellen der alten Geschichte.

I.

ahr-hun-ernd	1. u. 2. Hälfte	Jahrhundert	Aegypter	Babylonier und Assyrer
tes 40	00			Reich von Sirgulla.
tes 30	00		Aeltestes Reich von Memphis; Pyramidenerbauer.	Reich von Akkad. Reiche von Sirgulla und Akkad
tes 20	00		Reich von Theben.	vereinigt; Ur-Ba- u.
		20.		1923—1868 Chammurabi (Dynastie von Babel).
		19.	Hyksos-Einfall.	
	1.	18.		
		17.		
tes 15	00	16.	Vertreibung der Hyksos. Thutmosis I.	
		15.	1462—1430 Thutmosis III.	Erstarken Assyriens.
		14.		1330—1310 Salmanassar I.
	2.	13.	1300—1230 Ramses II.	
		12.	Ramessi-	Aufschwung Assyriens. 1130—1080 Tiglatpileser.
10	00	11.	den. Ramses XII.	
		10.		
		9.		884—860 Assurnassipal. 860—825 Salmanassar II.
	1.	8.	Nubien erringt die Oberherrschaft.	745—727 Tiglatpileser III. 705—681 Sanherib.
		7.	670 Assurhaddon unterwirft Aegypten. 670 616 Psammetich. 616-600 Necho.	681—668 Assurhaddon. 625 Fall Ninives. 605 Schlacht bei Karchemisch.
tes	500	6.	526—525 Psammenit. Schlacht von Pelusium.	539 Fall Babels.
		5.		
		4.		
	2.	3.		
		2.		
		1.		

Die Kinder Israel.

Zwiſchen den großen Stromländern des Nil und des Euphrat erſtreckt ſich ein Gebiet ganz anderer Natur, geographiſch zwar ihre Verbindung bildend, aber doch eigentlich ſie trennend, ein bergiges, vielfach zerklüftetes Land mit ſchroffen Höhenunterſchieden auf geringer Entfernung, durchzogen von einem Fluſſe, der auch an ſeinem Theile trennend wirkt, nicht wie Nil und Euphrat die fruchtbaren Ufer, die er ſelbſt erſt geſchaffen, zu einem Gebilde vereinigend. Der Lauf des Jordans, mit ſtarkem Gefälle vom Hermon zum Todten Meere herabſchießend, iſt ein reißender; er trennt ſeine Uferlandſchaften, er geſtattet nur ausnahmsweiſe geringe Schifffahrt. Wie in einer Kluft ſtrömt er dahin; denn auf beiden Seiten begleiten ihn ſchnell und ſteil anſteigende Gebirgszüge. Jenſeits des öſtlichen derſelben erſtreckt ſich ſodann die Wüſte, der weſtliche tritt bis nahe an das Meer heran, nur einen ſchmalen Küſtenſtreifen laſſend. Und auch das nördlich des Jordangebietes liegende Syrien wird durchzogen von zwei noch höheren und ſchrofferen Bergketten, Libanon und Antilibanon, zwiſchen denen auch ein Strom nach Süden läuft, dieſer aber, der Nahr-el-Litani ehemals Leontes, ſich dann weſtlich wendend und in das Mittelmeer ſich ergießend.

Bei ſolcher Beſchaffenheit des Landes iſt es natürlich, daß auch die Bewohner auf vereinzelte zerſtückelte Stämme ſich vertheilen und zu keiner großen politiſchen Einheit ſich zuſammenſchließen. So viele trennende geographiſche Umſtände begünſtigten die Erhaltung der nationalen Eigenthümlichkeiten in allen Theilen des vielgeſtaltigen Landes,

verhinderten das gegenseitige Abschleifen und Verschmelzen derselben. Aehnliche Verhältnisse haben auch in Spanien die örtlichen Besonderheiten seiner Bewohner vor gleichmachender Zentralisation bewahrt.

Als die wichtigsten der hier in Betracht kommenden Völkerschaften sind zu nennen vom oberen Jordan und See Genezareth nach Norden hin die Hetiter (Cheta der Aegypter, armenischen Stammes) und die Aramäer, sodann längs des Wüstenrandes nach Süden hin Ammon (arischer Abkunft), noch südlicher und auch westlicher zwischen Wüste und todtem Meere Moab, südlich des todten Meeres Edom, von ihm westlich Amalek und bis ans Meer bei Gasa und Askalon die Philister. Zu verfolgen, wie und wann alle diese Völkerschaften sich dort bildeten und entwickelten, würde viel zu weit von der vorliegenden Aufgabe abführen, wir haben es nur mit den Israeliten zu thun. Zwischen den oben genannten Stämmen erfüllten das eigentliche Jordan-Land die Kanaanäer, wie die obigen (Ammon ausgenommen) der semitischen Völkerfamilie angehörig, und in deren Gebiet zogen geräuschlos und allmählich Nomadenstämme aus der Wüste ein, am meisten wohl um das 11. Jahrhundert, als unter den letzten Rameſſiden Aegyptens Macht anfing zu erlahmen und im Jordanlande schon nichts mehr vermochte, Babylonien desgleichen nicht mehr und Assyrien noch nicht dort mächtig war. Um das 11. Jahrh.

Die Geschicke dieser Nomadenstämme werden für uns weltgeschichtlich, trotzdem dieselben zeitlich und räumlich zwischen mächtigen Reichen nur eine verschwindende äußere Stellung einnehmen, aus zwei Gründen. Erstens, weil unter ihnen Christus geboren wurde und deshalb dann die Ueberlieferung der christlichen Kirche an alles das, was von Sage und Geschichte Israels vorhanden war, anknüpfte, es heiligend, ihm dogmatische Bedeutung beilegend und dadurch es so zu unserem geistigen Eigenthume machend, daß die ältesten israelitischen Gottesanschauungen und sogar Kultusformen dauernden noch heute wirksamen Einfluß auf die Entwickelung des menschlichen Geistes gewannen. Zweitens, weil diese Stämme, die für sich selbst nie ein starkes politisches Leben, kaum vorübergehend überhaupt einen Staat erwarben, sich, während alle anderen antiken Völker verschwanden, unter alle Völker, welche die Träger der jetzt allein herrschenden christlichen Kultur wurden, gemischt haben, unerschütterlich ihre Eigenart bewahrend und in allen Staaten ein Element bildend, mit dem gerechnet werden muß.

Welche Zustände dem ägyptischen Staate, der ersten Einwanderung in das Nilthal vorhergingen, davon wußten wir nichts, wir fanden schon vor einen Staat und die Schreibekunst, die Sage war verklungen. Anders in Israel. Die Schreibekunst besaßen die ersten Einwanderer in das Jordan-Land noch nicht, einen Staat bildeten sie auch erst dort allmählich, aber dafür bewahrten sie uns mit den Sagen und Ueberlieferungen aus ihrem früheren Leben den werthvollsten Einblick in die anfänglichen Kultur- und Glaubenszustände. Wir sehen Gestalten, wie die nomadisirenden Stammeshäuptlinge Abraham, Isaak und Jakob, die unter Weibern, Knechten, Zelten und Heerden als unbedingte Gebieter walten, wir erfahren von ihrem Verkehre mit anderen Stämmen, von ihren religiösen Formen und Anschauungen sogar mit Anklängen an ältere überwundene Gottesdienste bis zu den Menschenopfern, ihren Ehen und Streitigkeiten. Unmöglich kann Alles das einfach später erfundene Fabel sein, dazu ist es zu einfach, zu natürlich, zu sehr den Zuständen entsprechend, die noch jetzt bei den Wüsten-Scheïchs herrschen. Es spiegeln sich solche Spuren urältester Gebräuche in den israelitischen Quellen wieder, die nicht später hineingekommen sein können, sondern zeigen, daß eine wirklich alte Ueberlieferung zu Grunde liegt. So z. B. wenn Josua sich steinerne Messer zum Ritual der Beschneidung machen lassen soll. Steinerne Messer, vor der Erzzeit die einzigen, haben sich in vielen Kultuszeremonien erhalten, da gerade im Kultus das einmal Gewohnte, Althergebrachte bald als das einzig Erlaubte, das allein Heilige gilt, wenn auch das bürgerliche Leben sich anders und besser zu helfen weiß.

Beginn des 2. Jahrtausends vielleicht Mitte des 20. Jahrh.

Freilich ist Manches später hineingelegt, Manches anders dargestellt worden; aber die Grundlage fußt doch auf Wirklichem. Danach haben also Vorväter der Kinder Israel, solche, auf die die bewußte Ueberlieferung noch in deutlich erkennbarer Weise hinzeigt, in Mesopotamien gesiedelt und so Manches an tiefsinnigen Sagen und Mittheilungen über die Urzeit, die große Fluth und die Erschaffung der Welt von dort mitgebracht. Desgleichen sind auch Ueberlieferungen frühester Einwanderer in das Jordan-Land erhalten worden über einzelne Siedelungen und Kämpfe dort und Verhältnisse zu den Eingeborenen. Da aber Israel thatsächlich sich erst weit später endgültig und als Volk dort niedergelassen hat und man doch das Bedürfniß fühlte, die

Sagen und Ueberlieferungen von der Väter Zeit her in ein Ganzes mit innerem Zuſammenhange zuſammenzufaſſen, ſo mußte nun erklärt werden, warum denn die erſt dort ſiedelnden Erzväter nicht zum Volke wurden, warum ſich eine Lücke in der Erinnerung zeigt und ſpäter nochmals eine endgültige Beſitznahme des Landes ſtattfand. Es mußte um ſo mehr dieſes aufgewieſen werden, als mehr und mehr der Gedanke ſich ausbildete, daß Iſrael das Volk Jahves ſei, welches unter ſeiner beſonderen Leitung ſtehe, dem eben Jahve das Land Kanaan beſtimmt habe. Solches Bedürfniß war es wohl, was zur Entwickelung der Sage führte von dem Aufenthalte in Aegypten, dem Anwachſen daſelbſt zu einem großen Volke, der Bedrängung durch die Aegypter, und der ſchließlich gegen deren Willen bewirkten Auswanderung als Heeresmacht durch die Sinaihalbinſel zur Eroberung Kanaans unter einem gewaltigen von Gott berufenen Führer, der aus ſeiner Hand das Geſetz empfängt, welches den Bund Jahves mit Iſrael errichtet als Erneuerung eines ſchon mit den Erzvätern geſchloſſenen Bundes. Dieſes iſt eben Alles Sage. Nicht nur, daß von ſolchen immerhin doch höchſt bemerkenswerthen Ereigniſſen die reichhaltigen ägyptiſchen Dokumente auch nicht die geringſte Spur aufweiſen, es beweiſt auch der geſammte Zuſtand Iſraels, daß es aus der Wüſte gekommene Nomaden waren, daß ſie keineswegs aus dem damals höchſt kultivirten Lande, aus einem ſo geordneten Staatsweſen wie Aegypten kamen. Auch ſtimmt die Erzählung von den Kriegsthaten Joſuas nach Einbruch in Kanaan durchaus nicht mit dem Gedanken eines Hermarſches aus Aegypten. Wer von dort kommt, marſchirt, wie es natürlich iſt und wie es die Thatſachen oft bewieſen haben, über Katieh und Gaſa, d. h. in der Ebene zwiſchen Gebirge und Meer, er quetſcht ſich nicht in das unwegſame Gebirge hinein und noch weit weniger geht er, wie es die Annahme eines Anmarſches aus Aegypten von den Iſraeliten verlangt, auf dem linken Jordan-Ufer vor, um dann den Fluß zu überſchreiten und in denſelben Weſten vorzudringen, den er in der Ebene ſo viel leichter und ſchneller hätte erreichen können. Die Ueberlieferung läßt Joſua nach Einnahme Jerichos und Ai's gegen die Amoriter zwiſchen Gibeon und Ajalon ſtreiten, d. h. er würde den Ausgang aus den Bergen in die Ebene geſucht haben, natürlich für Jemanden, der von Oſten gekommen den Jordan überſchritten hätte, aber unmöglich, wenn

wir annehmen, daß er von Aegypten kommt. Wir können also in dem ägyptischen Aufenthalte nur eine Sage ohne geschichtlichen Hintergrund erblicken. Warum diese Sage sich gerade so gestaltete? Vielleicht weil Aegypten den Völkern Syriens und Palästinas schon damals ein geheimnißvolles Wunderland war und die Erzählungen davon auf die israelitischen Einwanderer einen besonderen Eindruck machten. Auch hatten die Kriege der Aegypter vor nicht langer Zeit gerade im Jordan-Lande ihre Spuren hinterlassen und so konnte sich wohl ein Gefühl herausbilden, als habe man sich „aus Aegyptenland" befreit, besonders da es einen Glanz auf Israel warf, sich so mächtigen Händen in der eigenen Heimath derselben entrissen zu haben.

Einen wirklich geschichtlichen Anstrich und wohl das Früheste, was über den Aufenthalt Israels im Jordan-Lande zuverlässig ist, haben andere Erzählungen, welche berichten von den Kämpfen einzelner israelitischer Stämme unter Führung eines Helden oder auch einer heldenmüthigen, begeisterten Frau, die ja in Israels Geschichte überhaupt eine große Rolle spielen, theils gegen andere Stämme des Landes, theils gegen solche, die in das Jordan-Land vorgebrochen sind. Wir sehen, daß im Ganzen die israelitischen Ansiedler noch keineswegs ein großes Volk bilden, daß sie schwer bedrängt sind zwischen starken Nachbarn und Mühe haben, sich zu erhalten. „Und da der Midianiter Hand zu stark ward über Israel, machten die Kinder Israel für sich Klüfte in den Gebirgen, und Höhlen und Vestungen." Und diese Kämpfe unter Deborah und Gideon spielen sich ab in der Kischon-Ebene und am mittleren Jordan, da wo am natürlichsten es der Fall sein mußte, wenn Israel aus der Wüste westwärts eingewandert war.

Nach Gideons Tode wirft sich einer seiner Söhne, Abimelech, von einer Beischläferin aus Sichem (Nabulus), zum Herren in dieser Stadt auf, seine sämmtlichen Brüder tödtend bis auf einen, der entflieht unter einem Fluche gegen Abimelech und die Bürger von Sichem. Dieser Fluch geht dann auch in Erfüllung, indem Zwistigkeiten zwischen dem neuen Könige und seinen Bürgern ausbrechen, die mit dem beiderseitigen Untergange endigen. Die Episode steht mit dem Vorangegangenen nur in losem, mit dem späteren in gar keinem Zusammenhange, doch ist sie erwähnenswerth, da sie uns einen Blick in die israelitische Anschauungsweise gewährt und zeigt, inwiefern hier ein scharfer Unter-

ſchied zu Aegypten, Babylonien, Aſſyrien iſt, und wie gerade aus dieſem Unterſchiede heraus ſich Iſraels weltgeſchichtliche Bedeutung entwickelt hat. Es iſt dieſes eine grundſätzlich andere und höhere ſittliche Auffaſſung aller Thaten der Menſchen und deſſen, was den Menſchen widerfährt. Die iſraelitiſche Geſchichtſchreibung und Ueberlieferung gründet alle ihre Erzählungen auf Verſchuldung und Sühne, auf Sünde und Strafe. Es kommt dabei gar nicht darauf an, inwiefern wir immer mit unſeren Anſchauungen dem zu folgen vermögen, auch nicht, ob in die alten Erzählungen von Abraham, Jakob, Gideon nicht Bedeutungen hineingelegt werden, welche die urſprüngliche Ueberlieferung nicht kannte, ſondern das Wichtige iſt, daß der jüdiſche Schriftgelehrte, der es uns in der jetzigen Form mittheilt, eine derartige ſittliche Grundlage in den menſchlichen Verhältniſſen als unumgänglich nothwendig empfindet und ihm das Leben und die Geſchichte nur ſo verſtändlich werden. Von alledem iſt auch keine Spur in den ägyptiſchen, babyloniſchen, aſſyriſchen Dokumenten zu finden. Iſrael verſchuldet ſich durch Abgötterei und durch Undank an dem Hauſe Gideons, Abimelech lädt Schuld auf ſich durch Brudermord, und nun werden Beide, der Eine durch den Anderen geſtraft durch das Eingreifen der Hand Gottes. „Gott ſandte einen böſen Willen zwiſchen Abi Melech und den Männern zu Sichem.“ Mit dieſem Gedanken der Verantwortlichkeit des Menſchen vor Gott für ſeine Thaten, der nothwendigen Folge, die die Sünde als Gott widerſtreitend auch auf Erden gebiert, bringt Iſrael ein ganz neues Element in die Weltgeſchichte, ganz unabhängig davon, daß ſeine eigenen ſittlichen Anſchauungen und Gottesdienſte noch höchſt unvollkommen waren. Die Sittlichkeit der jüdiſchen Religion iſt eine qualitativ andere als die des Heidenthumes. Wie anders verurtheilt das moſaiſche Geſetz Blutſchande, Verkehr mit Thieren als Verletzung der Heiligkeit Gottes und wie anders Juvenal, der nur die Gefahren ſieht, die dadurch dem Staate, der Geſellſchaft bereitet werden. Und auch die höchſten Geiſter des Heidenthumes ſahen in den Verfehlungen des Menſchen immer nur Vergehen gegen die Würde des Menſchen nicht gegen Gottes Heiligkeit. Auf dieſem Gebiete liegt die überwältigende, weltgeſchichtliche Bedeutung des ſchwachen, zerriſſenen Völkchens; das Judenthum iſt emporgekommen in bewußtem Gegenſatze zu den Thierdienſten der Aegypter und den oft ſo grob verſinnlichten Potenzen der babyloniſchen

und phönizischen Gottesdienste, indem es sich von solchen im Keime auch vorhandenen, und hin und wieder ausbrechenden und überwuchernden Anschauungen mehr und mehr losmacht, freilich ohne die ganze Höhe der Anbetung „im Geiste und in der Wahrheit" zu erreichen.

Eine solche Gottesanschauung kann aber nicht das Ergebniß sein der langsamen elementaren Arbeit eines ganzen Volkes, sie kann dadurch noch sehr in ihrer Reinheit gestört oder allmählich bedeutend getrübt und umgestaltet, sie kann aber dadurch nicht geschaffen werden, so wenig wie das Christenthum oder der Islam durch die allmähliche Arbeit des Volksgeistes geschaffen worden sind. Diese geistigen Erscheinungen, die wir im Gegensatze zu den Mythologien des Heidenthumes Religionen nennen, setzen einen individuellen Menschengeist als Religionsstifter voraus und so, wenn auch der Auszug aus Aegypten nicht als geschichtlich anerkannt werden kann, muß es doch und hat es einen Moses gegeben, aber es geht uns mit ihm wie den Kindern Israel, es liegt eine Decke auf seinem Antlitze; denn die Haut seines Angesichtes, das Gott geschaut hat, glänzt so, daß man ihn nicht ansehen kann.

Die eigentliche Geschichte der Kinder Israels beginnt mit der Aufrichtung des Königsthumes. Dieses Ereigniß betrachtet die israelitische Ueberlieferung in dem Lichte eines Abfalles von dem ursprünglichen Gedanken, wonach Israel unmittelbar das Volk Jahves sei und keinen irdischen Herrscher haben soll. Man muß aber wohl unbedingt den neuesten Ansichten darüber Recht geben, die hierin eine spätere Geschichtskonstruktion sehen, eben aus einer Zeit, wo erst der Gedanke, Israel sei das auserwählte Volk Jahves, sein persönlichstes Eigenthum, mit allen seinen Folgerungen zu voller Blüthe gelangt war. Es ist gewiß, daß die Entstehung des Königsthumes in eine Zeit schwerer Bedrängniß Israels durch äußere Feinde, die Ammoniter und Philister, fällt, es ist auch gewiß, daß eine religiöse Weihe dieses Königsthumes durch einen hervorragenden Priester Jahves, Samuel, geschah, so ganz grundlos war denn doch die später herrschend gewordene theokratische Anschauung nicht und daher das israelitische Königsthum von Anfang an nicht das, was das ägyptische oder babylonische war, die naturgemäße Verkörperung des Höchsten auf Erden.

Anfang des 10. Jahrh.

Dieser erste König ist Saul, der Sohn des Kis aus dem Stamme Benjamin, dessen Sitze nördlich des späteren Jerusalem in der Gegend

von Jericho waren. Er ſchlägt die Ammoniter bei einem Einbruche ins Jordanthal, desgleichen dann auch die Philiſter. Doch geſchieht das Alles immer noch mit ſo wenig Truppen und iſt überhaupt der Maßſtab dieſer Kämpfe ein ſo unbedeutender, daß man erkennen kann, wie ein Königsthum über alle Kinder Iſrael erſt im Werden iſt. Und dieſes Königsthum geräth ſogar mit dem anderen Iſraels Leben beſtimmenden Faktor, dem Prieſter- oder Prophetenthume, ſchnell in Uneinigkeit. Es iſt kein Grund an der Zuverläſſigkeit jener in allen ihren Zügen ſo alterthümlichen, ſo innerlich wahren und natürlichen Erzählung von dem Zwieſpalte zwiſchen Saul und Samuel zu zweifeln. Jahve giebt bei einem Kriege gegen Amalek durch Samuel den Befehl, die Feinde und ihr geſammtes Vieh ohne Schonung zu vernichten. Aber Saul ſchont den feindlichen König und das Volk, tödtet nur das ſchlechte Vieh und nimmt das gute mit ſich. Da tritt ihnen Samuel entgegen: „Was iſt denn das für ein Blöken der Schaafe in meinen Ohren, und ein Brüllen der Rinder, die ich höre?“ und auf Sauls Vorſtellungen, man habe nur Jahve Opfer mitbringen wollen, erwidert er: „Weil du nun des Herren Wort verworfen haſt, hat er dich auch verworfen, daß du nicht König ſeyſt“; er fordert dann den gefangenen Amalekiter-König vor ſich und haut ihn mit eigener Hand nieder. Saul hatte als ein auf die politiſche Zukunft bedachter verſtändiger Herrſcher handeln wollen mit ſeiner Schonung des feindlichen Fürſten und des beſten Theiles der feindlichen Beute; Samuel zeigt ihm, daß der unnahbare Geiſt einer finſteren und ſchroffen Auffaſſung des Jahvedienſtes, gewiß der früherer wilderer Zeiten, noch ſo ſtarken Boden unter den Kindern Iſrael hat, daß das junge Volkskönigthum deſſelben nicht Herr werden kann. Dieſer Zwieſpalt verhindert das endgültige politiſche Erſtarken Iſraels. Immer wieder gewinnen die religiöſen Inſtinkte auch in ihren herbſten Formen die Oberhand über eine praktiſch vernünftige Fügſamkeit in das, was die Welt fordert. Und doch beſaß dieſes Volk eine ſtarke praktiſche Ader.

Was das Königsthum allein auf feſte Füße hätte ſtellen können, wie eben überall da, wo dieſes wirklich gelungen, das wäre die Erblichkeit geweſen, und Saul beſaß in Jonathan einen Sohn, der dem Vater an kriegeriſcher Tapferkeit und praktiſchem Blicke mindeſtens gleichſtand.

Aber hier trat das Verhängniß in Gestalt eines weit höher für die Herrschaft begabten, eines wirklich großartig angelegten Mannes dazwischen, der dann eben die Krone an sich brachte. Solche Augenblicke sind es, in denen ein geschichtliches Moment sich geltend macht, welches uns schließlich doch am verständlichsten wird, wenn wir es als göttliche Leitung der Menschengeschicke bezeichnen. Solches wird unseren Augen besonders erkennbar, wenn der anscheinend zufällige Tod des Schlachtfeldes eine Persönlichkeit dahinrafft, die unserem Verständnisse nach der Geschichte bei längerem Leben einen anderen Verlauf gegeben hätte, wie z. B. der Tod Kyros des Jüngeren bei Kunaxa, Gustav Adolfs bei Lützen. Aber auch dann ist es der Fall, wenn das Auftreten einer Persönlichkeit in schwerer Entscheidungszeit begonnene Entwickelung unterbricht. So unterbrach das Erscheinen Davids die Entwickelung des israelitischen Königsthumes, das Erscheinen Karls V. die Entwickelung des Sieges des Protestantismus in Deutschland, Entwickelungen, die beide Male geben konnten, was später in Schmerzen vermißt wurde, politische Macht, staatliche Einheit.

Unter den Männern der Umgebung des Königes war sein Waffenträger David, der Sohn Isais, hervorragend an kriegerischen Thaten, aber auch eifrig bestrebt, nicht bloß zu bleiben was er war, sondern seine Stellung nur auszunutzen als Stufe zu Höherem. Er wird auch thatsächlich der Mann einer Tochter des Königes und es scheint ferner, als habe er sich mit dessen Sohn Jonathan in allerlei Machenschaften eingelassen, die aber, da sie zu keinem Ergebnisse geführt haben, auch in den Ueberlieferungen keine bestimmten Spuren hinterlassen haben. Saul, der uns als krankhaft reizbar, fast tiefsinnig geschildert wird und wohl von mannigfachen Sorgen bedrückt wurde, entdeckte jedenfalls Ungehöriges und beschloß die Beseitigung Davids. Dieser, rechtzeitig davon in Kenntniß gesetzt, entfloh und sammelte um sich, von dem Ansehen seiner Thaten getragen, eine Bande Männer, „die in Noth und Schuld und betrübtes Herzens waren", die Pflanzschule seiner späteren Leibwache, der Gibborim (Helden), die bald auf 400 anwuchsen, was zu damaliger Zeit schon beinahe ein Heer war. Mit diesen hält er sich in den Bergen auf, ungefähr in der Nähe von Hebron (El Gahl), und setzt die umliegende Gegend in Kontribution. Als die Philister eine nahe gelegene Stadt berennen, überfällt er sie, entsetzt die Stadt und setzt sich

nun seinerseits darin fest. Nun aber beginnt Saul denn doch zu meinen, daß er da Ordnung schaffen und diese Abenteurer von den Grenzen seines Gebietes wegbringen müsse. Er setzt denn auch wirklich David so zu, daß dieser schließlich bei dem Landesfeinde Israels, den Philistern, Zuflucht sucht.

Nunmehr jedoch rüsten die Philister zu einem Entscheidungskriege gegen das unbotmäßig gewordene Israel und es kommt zwischen ihnen und Saul zur Schlacht in der Kischonebene, wobei es freilich unbegreiflich bleibt, warum eigentlich beide Parteien erst dorthin so weit nach Norden gezogen sind, ganz außerhalb ihrer eigentlichen beiderseitigen Sphäre. Die Philister siegen, Saul stürzt sich, in Gefahr gefangen genommen zu werden, selbst in sein Schwert, Jonathan fällt. Die Sage läßt Saul schon vor der Schlacht von Jahves Rathe verlassen sein und bei unterirdischen Mächten durch Beschwörung Hülfe suchen. Die Gestalt Samuels erscheint und weissagt ihm sein Verderben. Es ist ein Stück von gewaltiger poetischer Anschaulichkeit, und auch hier wieder können sich alle die anderen gleichzeitigen orientalischen Schriftdenkmäler nicht im entferntesten mit dem großartigen Reichthume an Poesie und sittlichem Gehalte der israelitischen Schriften vergleichen. Das Lied Deborahs, die Todtenklage Davids für Saul und Jonathan, der Gang Sauls zur Hexe von Endor, die Erzählungen von Samuel, von David und Saul, Davids Lobgesang nach dem Siege gehören zu den höchsten poetischen Schätzen aller Völker und sind wahrlich mehr für die Weltgeschichte werth als Königstafeln, die uns die bloßen Namen uralter babylonischer Herrscher und die Möglichkeit geben, zu berechnen, ob sie ein oder zwei Jahrhunderte früher oder später gelebt haben. Sehr wahr sagt Ranke von Saul, er sei die erste tragische Figur in der Weltgeschichte. Er ist aber eigentlich überhaupt die erste lebendige Persönlichkeit, von der die Weltgeschichte Kenntniß nimmt, der gegenüber die Ramses und Assurhaddon doch nur steinerne Bilder sind.

Während aber so die Philister ihre Oberherrschaft über Israel wieder völlig hergestellt haben, bildet sich gerade jetzt dort ein neuer Kern nationaler Kraft, der dann schließlich das ganze Volk einigen und von der Fremdherrschaft befreien sollte; denn David wird von dem Stamme Juda, der in der Gegend von Hebron-Bethlehem siedelte, zum Könige gewählt. Das nun Folgende sagt am besten das Buch Samuelis

mit den Worten: „Und es war ein langer Streit zwischen dem Hause Sauls und dem Hause Davids. David aber ging und nahm zu, und das Haus Sauls ging und nahm ab.“ Schließlich entscheidet der Uebertritt des Feldhauptmanns Abner von der Partei des Sohnes Sauls, Isboseth, zu David. Allein dessen Feldhauptmann Joab, den Nebenbuhler in ihm fürchtend, stößt ihn nieder. David jedoch wird von ganz Israel als König anerkannt, und demgemäß fällt ihm jetzt zu, den Kampf gegen die Philister wieder aufzunehmen, worin er denn auch Erfolg hat. Nunmehr giebt er auch dem gesammten Volke eine gemeinsame Hauptstadt, indem er Jebus, die Stadt eines zwischen den Israeliten eingesprengt wohnenden kanaanäischen Stammes, erobert, wo jetzt Jerusalem entstand. Auch von hier aus als König führt David, theils durch Joab, theils auch noch selbst Kriege gegen die Nachbarvölker, insbesondere besiegt er die Edomiter und die Ammoniter, deren Hauptstadt er sogar einnimmt.

Wir müssen in David eine in jeder Beziehung ungewöhnliche, zum Herrschen geborene Natur erkennen, hoher Ehrgeiz und kühne Thatkraft vermählen sich bei ihm mit Vorsicht und List, wo sie geboten sind; die Königsrache für Beleidigung weiß er in seiner Brust zu verschließen, bis seine Zeit gekommen, ganz wie Homer es Kalchas sagen läßt:

„Denn stärker ist der König, wann er dem geringeren Manne zürnt;
Denn wenn er zwar auch den Zorn an jenem Tage hinunterwürgt,
So behält er indeß doch den Groll in seiner Brust zurück, bis daß
er ihn vollende.“

Andererseits bewahrt er auch dankbare Treue, so dem Andenken Sauls und Jonathans gegenüber, und weiß seine Anhänger fürstlich zu belohnen. Eine kraftdurchströmte Natur, wie es selbst seine Schwäche, der ausschweifende Liebesgenuß, die übergroße Zahl seiner Weiber zeigt. Dieses so oft in der orientalischen Geschichte üblen Einfluß übende Element sollte auch David noch Schlimmes bereiten. Er verführt Bathseba, die Frau eines seiner eigenen Getreuesten, des Uria, läßt diesen beseitigen und führt sie dann als Gattin heim. Aber auch hier wieder zeigt sich die völlig andere Auffassung, welche die israelitische Welt Derartigem entgegenbringt, wie z. B. die ägyptische. Als schwere Verschuldung Davids überliefert uns die Darstellung das Verhältniß zu Bathseba und den Tod Urias, und die bösen Folgen als nothwendige

Sühne, während in den ägyptischen Todteninschriften gerühmt wird, wie der entschlafene Herrscher alles Irdische wiedererhalten werde; darunter auch seine Manneskraft, „damit er die Weiber von ihren Männern nehme, wie es ihm gefällt.“

Aus der Vielweiberei und Haremswirthschaft Davids ging manches Unheil hervor, es war im Zusammenhange damit, daß die Regierung des Königes noch einmal in Kämpfe gestürzt wurde, und zwar dieses Mal im Inneren durch einen gewaltigen Aufstand des Absalom, eines Sohnes Davids, der nach der Krone trachtete. David muß zwar zunächst mit seinen Gibborim Jerusalem verlassen; aber der alte Guerillaführer zeigt sich doch schließlich dem Sohne sehr überlegen und in dem entscheidenden Gefechte kommt dieser von Joabs Hand um, obgleich der Vater seine Schonung anbefohlen hatte. Er war sichtlich seiner Familie gegenüber schwach, ein Zug, der sich bei vielen geschichtlich großen Männern wiederfindet. David stirbt in hohem Alter völlig entkräftet, Mitte des 10. Jahrh. nachdem er noch mit Umgehung eines älteren Sohnes den Salomon (= der Heilreiche) zum Könige hat ausrufen lassen, dazu beeinflußt durch dessen Mutter, seine Lieblingsfrau Bathseba.

Salomon fühlt sich schon ganz als legitimer König, besonders nachdem er den ausgeschlossenen älteren Bruder und einige der bedeutendsten Paladine seines Vaters, darunter den gewaltthätigen Feldhauptmann Joab, beseitigt und diese Stellen mit persönlichen Anhängern besetzt hat. Von seinen Thaten nach außen hin erfahren wir nur Unklares und haben daher um so mehr das Recht Einiges zu glauben, was den Anschein erweckt, als sei seine Macht etwas von Seiten der Nachbarn vermindert worden. Im Inneren war er ein sehr prachtliebender Herrscher, der besonders in Jerusalem eine Bauthätigkeit entwickelte, die seine, also in damaliger Zeit des Landes Mittel überstieg. Vielleicht aber gerade deshalb hat seine Regierung den Orientalen einen solchen Eindruck hinterlassen, daß seine Figur mehr und mehr sagenhafte Verhältnisse annahm und ihnen jetzt als Inbegriff heiliger Weisheit gilt, welche die gesammte Natur und Geisterwelt sich unterwirft, wie wir Alle dieses in Tausend und Einer Nacht gelesen haben. Es ist wohl Salomos Herrschaft drückend empfunden worden, er spannte die Kräfte des Volkes für seine Bauten hoch an, scheint aber dafür das Land auch gut geordnet, unter Anderem auch mit regelmäßigen

Garnisonen versehen zu haben. Wie gesagt, ein auf seinem Thron sich sicher fühlender legitimer Herrscher.

Aber Israel fühlte eben durchaus anders, die staatlichen Instinkte dieses Volkes waren so schwach wie die religiösen stark entwickelt und so vermochte es nicht, sich in die Nothwendigkeiten, welche die Festwurzelung eines starken Königsthumes mit sich gebracht hätte, zu fügen. Gerade für uns Deutsche ist dies ein Punkt des Nachdenkens. Auch bei uns sind die partikularistischen Interessen stark, streben die Stämme des Volkes sehr auseinander und erweisen sich einer gegen den anderen oft widerhaarig, auch das Haus Hohenzollern hatte und hat noch zu kämpfen mit dem Rufe: „Was haben wir denn Theils an David oder Erbe am Sohne Isai!" Auch bei uns erkennt das Volk wie das alte Israel zu wenig den Werth der Staatseinheit und des gemeinsamen Volkskönigsthumes und überschätzt die damit verbundenen Lasten und nothwendigen Uebelstände. Und auch darin besteht die Aehnlichkeit, daß auch unser Volk schließlich doch in seinem Innersten erst dann erregt wird, wenn es sich um religiöse Fragen handelt, daß unsere Kriege meist auch Religionskriege waren; das macht, daß noch heute Deutsche die treuesten Diener des römischen Stuhles sind, daß wir der Mahnung Germanias:

„Bin ich wirklich Eure Mutter, wollt Ihr meine Kinder sein,
Liebt mich mehr als Papst und Luther, geht zu Gottes Kirche ein",

so taube Ohren leihen, daß unsere politischen Interessen als Deutsche so oft hinter unser gereiztes religiöses Empfinden zurücktreten müssen. Der tiefste Grund dieser Erscheinung ist des Menschen göttlichste Eigenschaft, das Gewissen. Ich betonte schon, daß das sittliche Gefühl der Verantwortung für seine Thaten sich in den israelitischen Schriften in ungleich höherer und anderer Weise ausspricht als in denen der Aegypter, Babylonier ꝛc. So ist es auch deutsche Art, die Verantwortung vor dem eigenen Gewissen schärfer brennend zu fühlen als Andere, ja nicht selten bis zu einem Grade, wo sie Hinderniß für schnelle kühne That wird. Haben wir mit dem alten Israel diese Reizbarkeit des Gewissens, diese Lebhaftigkeit des Empfindens der Verantwortung vor Gott gemein, so aber auch die Eigenwilligkeit, welche die Forderung des individuellen Gewissens ohne jede Rücksicht auf das große Ganze durchzusetzen gewillt ist. Und es kann uns hierin das Schicksal Israels zu ernster Warnung dienen.

Salomos Sohn und Nachfolger Rehabeam glaubte sich noch dazu seines Erbkönigsthumes schon gar zu sicher und anstatt mit diplomatischer Geschicklichkeit die Unzufriedenheit des Volkes über die Staatslasten zu besänftigen, drohte er die Fügsamkeit zu erzwingen. Da aber reißen die Bande des Gehorsams, ganz Israel fällt von ihm ab, nur der Stamm Juda verbleibt ihm. Israel aber wählt zum Könige einen früheren Beamten Salomos, der schon einmal einen Aufstand gegen diesen versucht hatte, nach dessen Mißlingen aber nach Aegypten geflohen war. Jede Möglichkeit, daß sich zwischen Wüste und Meer, zwischen Euphrat- und Nil-Ebene hier in den Bergländern eine einheitliche Nation zu staatlicher Geschlossenheit herausbilde, die anderen um und zwischen sich auffauge, ist damit verschwunden. Mehr und mehr verflüchtigt sich den Israeliten ihr Staat zwischen den Händen, aber immer gewaltiger erhebt sich dafür in diesem Volke äußerster Zähigkeit der religiöse Gedanke, immer tiefer gräbt er sich in die Gemüther ein, und jeder äußere Schlag, der die Kinder Israels trifft, erweckt nur um so deutlicher den Gedanken, daß dieses väterliche Züchtigung für religiöse Verschuldung, das auserwählte Volk Gottes aber unzerstörbar sei und schließlich doch als Ueberwinder hervorgehen werde. Je schwächer die Volkseinheit wird, um so stärker bildet sich die Einheitlichkeit seines Gottes heraus. Ursprünglich war Jahve der israelitische Volksgott gewesen, der zwar von seinem Volke die unbedingte Diensttreue verlangte, den Abfall schwer strafte, auf die Verehrung der anderen Völker aber keinen Anspruch erhob; jetzt erhebt er sich immer mehr zum allmächtigen alleinigen Gotte der ganzen Schöpfung, und mit Recht, denn sein Wesen wird mehr und mehr vergeistigt und die Sittlichkeit seines Dienstes wird eine ungleich höhere als die des Dienstes des Baalim und des Moloch, ja auch der Götter des Olymp. Je mehr Jahve nun einiger Gott Israels wurde, um so wichtiger wurde auch die Verehrungsstätte, wo man vorzugsweise ihn sich als wohnend dachte, die Bundeslade in dem Tempel der Zionsburg, und damit also wurde Jerusalem immer mehr zu dem wahren Mittel- und Vereinigungspunkte der Kinder Israel. So hinterließ das Königsthum, welches mit David dieses Heiligthum gegründet hatte, dennoch der Nation den Kern ihrer geistigen Einheit, obzwar es selbst, und mit ihm die äußere Einheit, zusammenbrach.

Die beiden nunmehr getrennten Reiche, das kleinere Juda unter der Davidischen Dynastie und das größere Israel, dessen Herrscherhäuser vielfachem Wechsel unterworfen sind, bekämpfen sich zunächst gegenseitig und schwächen sich dadurch noch mehr. Bald aber verfallen Beide dem übermächtigen Einflusse der Fremden. Man denkt der Zeit,
9. Jahrh. wo Deutschland in ähnlicher Lage war, wo von rechts und links Franzosen und Russen als Verbündete oder Feinde sich in die gegenseitigen Streitigkeiten der deutschen Staaten einmischten, sich mit ihnen und gegen sie schlugen, unter allen Umständen aber Deutschland zum Schlachtfelde und zur Beute machten. So hier von beiden Seiten die Aegypter und Assyrer. Es sind die Zeiten Assurnassipals und Salmanassars II., wo die Assyrer ihre weitausgreifenden Eroberungszüge schon bis in das Jordan-Land erstrecken und die dortigen Völkerschaften mit Krieg überziehen. Unter diesen spielen die beiden jüdischen Staaten keine irgendwie hervorragende Rolle, häufig sind andere, wie Moab, Edom, die Aramäer, ihnen sehr überlegen und mit ihnen allen haben sie sich beständig auseinanderzusetzen. Die innere Geschichte der beiden Königreiche ist mit Unruhe und Blut erfüllt.

Die Vollendung des staatlichen Unterganges trat zuerst für das dem assyrischen Machtbereiche am nächsten liegende nördliche Reich Israel ein, als der König Hosea den Versuch machte, sich gegen Assyrien
722 auf den „zerbrochenen Rohrstab" Aegypten zu stützen. Nach dreijähriger Belagerung fiel die Hauptstadt Samaria, Tausende (27280 nach der assyrischen Siegesinschrift) werden nach Assyrien weggeführt. Aber schon der nächste assyrische Herrscher bereitet auch dem Reiche Juda sein Schicksal. Dessen König Hiskia war in eine Koalition der phönizischen und philistäischen Staaten gegen Assyrien eingetreten, alle werden einer nach dem anderen niedergeworfen, zuletzt ganz Juda mit Krieg überzogen, abermals viele Tausende der Einwohner (nach assyrischer Siegesinschrift 200150) weggeführt, Jerusalem selbst belagert
701 und schließlich die Einnahme nur verhindert durch eine große, im assyrischen Lager ausbrechende Pest. So war mit Beginn des 7. Jahrhunderts alle staatliche Selbständigkeit der Kinder Israel vernichtet, das Volk jeder politischen Bedeutung beraubt.

Und doch, wie schon gesagt, fühlte Israel, gerade je mehr es in völlige politische Nichtigkeit, ja Vernichtung versank, um so mehr sich

als Volk Jahves und immer mehr klärte ſich ihm der Gottesbegriff ab, je mehr dem Volke der zeitliche Beſitz entriſſen wurde. Es iſt dieſe ganze geiſtige Bewegung nicht unähnlich der, die in Deutſchland Statt hatte in den Zeiten von dem dreißigjährigen Kriege bis zu der Erhebung der Befreiungskriege. Auch das deutſche Volk bildete in ſich trotz der ſtaatlichen Trümmer, unter denen es hauſte, immer ſicherer den Gedanken heraus, daß ihm ein großer geſchichtlicher Beruf auf geiſtigem Gebiete vorbehalten ſei, und dieſe Ueberzeugung ward immer feſter, je mehr das morſche Staatsweſen der Deutſchen zuſammenſank, bis ſchließlich in den Tagen, wo alle politiſche Zukunft verſchüttet ſchien, die erſten Größen unſerer Litteratur dieſes als Thatſache ohne eine Schmerzensthräne hinnahmen, dabei aber die Führung der Geiſter im Reiche ihres Weltbürgerthumes als ebenſo zweifelloſe Thatſache erfaſſend.

So auch die führenden Geiſter des iſraelitiſchen Volksthumes, die Propheten. Je völliger ihr Volk verſinkt, um ſo ſicherer und unerſchütterlicher wird es ihnen, daß das nur eine Form der Leitung der Geſchicke Iſraels durch Jahve ſei, daß es nur eine wirklich bedeutſame Angelegenheit für Iſrael gebe, ſein Verhältniß zu Jahve, neben welcher Frage Sieg oder Niederlage, Vernichtung des Staates und Zerſtörung aller Städte oder Wiederaufbau von Staat und Stadt überhaupt nur in Betracht kämen als Symptome dieſes Verhältniſſes. Hier werden die höchſten Folgerungen gezogen deſſen, was wir ſchon als Anzeichen bemerken konnten in der Religion Iſraels, nämlich daß der ſittliche Inhalt dieſer Religion ein unvergleichlich höherer war als der der heidniſchen Mythologien. Der ſchon vorhandene ſittliche Kern der Jahve-Religion, daß Strafe auf Verſchuldung folgt, daß Jahve der einige Gott iſt, der keine anderen Götter neben ſich duldet, daß er unſichtbar iſt und nicht in äußerer Darſtellung angebetet werden darf, dieſer oft von Iſrael kaum erkannte Kern wird von den Propheten rein herausgeſchält und ſo von ihnen ihrem Volke ein geiſtiges Beſitzthum geboten, deſſen gleichen kein anderes damals lebendes Volk beſaß und das ſeine unvergängliche Wirkung für die geſammte Welt ausübte.

Gewiß konnte ſolches nur geſchehen bei einem Volke, deſſen Anlage ihm dafür die richtige Empfänglichkeit gab; aber gewiß iſt auch, daß einzelne gewaltige Perſönlichkeiten dieſes Alles klar formuliren mußten.

Nicht wie mit Schrift, mit Sprache, mit so vielen Erfindungen und Entdeckungen, die unmerklich von dem gesammten Volke herausgestaltet werden, ist es mit den Vervollkommnungen der sittlichen Lehren. Hier sind es immer Einzelne: Religionsstifter, Propheten, Gesetzgeber, welche der im Gewissen des Volkes schon lebenden Empfindung das erlösende Wort verleihen; die Reformation bedurfte eines Luther, so sehr ihre Gedanken auch schon in Aller Gemüth vorbereitet waren. Es bedarf auf diesem Gebiete immer einer That und deshalb Eines Mannes. Dieses führt uns zu der Betrachtung der Bedeutung, welche für alle Geschichte das Auftreten großer Männer hat.

Wir sahen soeben, daß auf dem Gebiete höchsten sittlichen und geistigen Fortschrittes das Erscheinen solcher überlegenen Naturen eine Nothwendigkeit ist, und so ist auch kein Volk, welches auch nur einigermaßen und einige Zeit eine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllt, ganz ohne solche großen Erscheinungen geblieben, die freilich bei den ältesten Völkern sich hinter den Gestalten sagenhafter Religionsstifter oder Halbgötter verstecken. Aber auf dem weltlich-politischen Gebiete sehen wir einen merklichen Unterschied zwischen den einzelnen Völkern. Wir finden solche, bei denen nur sehr selten ein hervorragend großer Mann sich zeigt, und andere Völker, die eine Ueberfülle derselben hervorbringen. Aber keineswegs sind etwa die letzteren die besonders politisch erfolgreichen, die ersteren die unbedeutenderen, eher das Gegentheil. Griechenland z. B. zeigt eine solche Ueberfülle höchst bedeutender Geister, Rom bringt eigentlich bis zu Marius keinen weltgeschichtlich großen Mann hervor, und doch, welches stetige, gewaltige politische Anwachsen in Rom, welche politischen Mißerfolge Griechenlands! Und mehr noch, es bezeichnet gerade auch in Rom das Auftreten der weltgeschichtlich Großen, der Marius, Sulla, Cäsar den schon erreichten Höhepunkt der Entwickelung, von wo aus die Volkskraft nicht mehr gewachsen, sondern gesunken ist. In der neueren Geschichte ist ein ähnliches Verhältniß zwischen der Entwickelung Deutschlands und Englands. Wie selten sind seit Cromwell in der englischen Geschichte die über Englands Grenzen hinaus großen politischen oder militärischen Namen und eine wie reiche Fülle solcher bietet Deutschland. Das vorige Jahrhundert zeigt in England keinen Friedrich den Großen, das jetzige keinen Bismarck, die Namen Pitt und Canning können sich mit ihnen nicht vergleichen, so wenig wie Clive

und Wellington mit den Feldherren Friedrich, Blücher, Gneiſenau, Moltke; ſo Mancher, den wir erſt an zweiter Stelle nennen, erreicht ſchon obige engliſche Größen, und wie Viele ſind nicht bei uns noch geweſen, denen allein das Wirken in ihren heimiſchen kleinſtaatlichen Verhältniſſen großes geſchichtliches Anſehen zu gewinnen unmöglich machte. Aber die Dürftigkeit an großen Männern hat England nicht verhindert, das großartigſte Staatsgebilde der Welt ſeit Rom zu werden, und die überreiche Fülle an ſolchen hat Deutſchland nicht davor bewahrt, lange das politiſch ſchwächſte aller Völker und immer noch das gefährdetſte zu ſein.

Es wird eben wohl das Volk die meiſten großen Karaktere hervorbringen, bei welchem die Einzelperſönlichkeiten am individuellſten herausgearbeitet ſind. Da aber eben auch der große Karakter nur individuell ſeine Wirkſamkeit geltend machen kann, ſo kann ſeine Einwirkung auf das Leben ſeines Volkes nicht ohne Eigenwilligkeit ſein, und je ſtärker eben in dieſem Volke die Einzelperſönlichkeiten individuell veranlagt ſind, je ſtärker die einzelnen Willensrichtungen ſein werden, um ſo mehr wird er Widerſpruch erregen, Gegnerſchaft erwecken. So in Deutſchland, in Griechenland. Darum zerfiel Letzteres trotz ſeiner großen Männer, darum hat Erſteres es den ſeinigen immer ſo ſchwer gemacht und die nach Lage der Dinge möglichen Erfolge immer ſo ſehr verringert. In England, in Rom dagegen iſt die ganze politiſche Gedankenrichtung eine viel einheitlichere, der politiſche Inſtinkt ein viel tiefer eingewurzelter, viel verbreiteterer, ſo daß ſelbſt der größte Mann nicht qualitativ, ſondern nur quantitativ Beſſeres geben, ſich nicht ſo hervorſtechend über das allgemeine Niveau erheben kann, und da er nothwendigerweiſe immer wirken wird in einer von der geſammten Maſſe ſeiner Nation inſtinktiv als richtig empfundenen Richtung, ſo wird ſein Wirken voll und ganz dem Erfolge eben dieſes Volkes zu Gute kommen. Aehnlich iſt es in Frankreich, wo zwar der politiſche Inſtinkt nicht in höherem Grade vorhanden und verbreitet iſt als in Deutſchland, wo dafür aber das Volk arm an ſchroffgezeichneten Perſönlichkeiten, daher leicht lenkbar iſt und ſchon an und für ſich geneigt iſt jedem Erfolge ſich zu fügen.

Wie ſehr es für den dauernden politiſchen Erfolg vortheilhaft iſt, ein hohes allgemeines Niveau der auf einen Zweck gerichteten Arbeit zu erhalten und dabei das Herausſtreben einzelner hervorragender Größen

möglichst wenig zur Erscheinung kommen zu lassen, das beweisen zwei der erfolgreichsten Organisationen der Welt, die römische Kirche und die preußische Armee. Gewiß hat wohl auch die preußische Armee in ihren Reihen schon napoleonische Genies gehabt; aber eine napoleonische Laufbahn gestattet sie Niemandem, einen Skobelew würde sie nicht dulden. Vielleicht hatte die Armee, die Oesterreich und Frankreich besiegte, noch größere geistige Potenzen als Moltke, fast erscheinen Blumenthal, Goeben als solche; aber das eben macht ihre Stärke aus, daß sie Jeden in seinem Kreise festhält, ein egoistisches napoleonisches Herausschießen des Einzelnen nicht duldet, möchte es auch dem Staate noch so große äußere Erfolge geben. Und zwar geschieht die Unterordnung nicht unwillig ertragen, sondern freiwillig als nothwendig anerkannt. Gerade die genannten Männer, die vielleicht Nebenbuhler seines Ruhmes hätten sein können, erkannten bereitwillig die helle, reine Gestalt Moltkes in ihrem Wirken an, das ist ein Großes, für Deutschlands Zukunft Glückverheißendes, was sich bei Slaven und Romanen nicht so findet;

„Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck."

Und fast in noch hervorragenderer Weise übt diese gewaltige Disziplin an allen ihren Mitgliedern die andere der genannten Organisationen aus, die römische Kirche. Seit die jetzige Verfassung dieser Kirche besteht, also seit dem Konzile von Trient hat die Staatskunst Roms oft große Siege aufzuweisen gehabt; aber die Namen der Sieger sind nicht zu weltgeschichtlichem Ruhme gelangt. Wo ein römischer Priester es vermochte, den eigenen Namen den Blättern der Weltgeschichte einzuschreiben, da war es nicht im Dienste Roms und also sein Priesterthum, nur etwas rein Aeußerliches wie bei Richelieu.

So sehen wir, daß große Männer keineswegs eine sichere Gewährleistung großer Zukunft sind, ja sogar ein Symptom des Gegentheils sein können. Es kommt eben auf die Volksindividualität an. Es scheint, als bedürften die romanischen Völker eines Führers überwiegender Größe, der die Masse fortreißt, um zu der vollen Höhe ihrer Leistungen zu gelangen, während die germanischen Völker, wie vor Allem das Beispiel Englands beweist, mehr die durchgebildete politische Reife des gesammten Volkes verlangen, um das Größte zu leisten. Doch nimmt Deutschland darin eine Mittelstellung ein; denn sicher ist, daß es ohne seine großen

Männer völlig versunken wäre, da es doch nun einmal den politischen Instinkt nicht als Begabung erhalten hat, sicher ist aber auch andererseits, daß es seine Zugehörigkeit zur germanischen Natur auch darin beweist, daß es nur schwer und widerwillig das Uebergewicht seiner großen Geister erträgt, das haben sie Alle erfahren, Friedrich der Große, Goethe, Bismarck; aber was auch die Mitlebenden von ihren Thaten abgezwackt und von ihrem Ruhme abzuzwacken versucht haben, Eines bleibt unvergänglich für ihr Volk, das ist, wie Gustav Freytag sagt, daß die Flamme ihres Lebens ihr ganzes Volk erwärmt hat. Wo freilich die Größe gänzlich in selbstsüchtige Eigenwilligkeit ausartet, da bringt sie dem Volke immer Unglück, Germanen oder Romanen, Karl XII. oder Napoleon I.

Die Frage der Stellung der Welt zu der einzelnen hervorragenden Persönlichkeit ist eine weltgeschichtlich bedeutsame, sie mußte einmal berührt werden, und so geschah es denn hier aus Anlaß des jüdischen Prophetenthumes. Auch Israel ertrug nur schwer große Männer und besaß deren viel und auch Israel war politisch immer schwach, es liegt ein geistiger Zug in ihm, der uns eher an Griechenland und Deutschland erinnert als an Rom, während es an England allerdings wieder erinnert durch seine Herzenshärtigkeit und den Hochmuth, mit dem es sich als das vor Allen auserwählte Volk ansieht.

Israel und Juda lagen, wie schon gesagt, nicht nur fast immer in schweren Kämpfen mit den anderen Völkerschaften des Landes, sondern sie bekriegen sich auch gegenseitig und über das Alles mußten auch sie, wie die anderen Völker dieser Länder, die assyrische Obmacht verspüren. Und in diesen Zeiten, wo beide jüdischen Reiche dem Untergange zutreiben, treten eben jene Propheten auf, welche mit der Predigt von Jahves Zorn über sein untreues, ihm nicht wahrhaft und unbedingt dienendes Volk und von dem unfehlbar hereinbrechenden Strafgerichte zugleich verbinden eine Predigt von Gottes Wesen, welche dasselbe weit heraushebt über alle Anschauungen des Heidenthumes und sich kennzeichnet dadurch, daß die geistigen Beziehungen des Volkes Israel zu seinem Gotte, nicht die äußeren Kultusformen als das Entscheidende erscheinen. „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank; was ist es denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt? Oder welches ist die Stätte, da ich ruhen soll?“ Jesaia 66, 1.

Vom 8. zum 7. Jahrh.

„Denn ich habe Luſt an der Liebe und nicht am Opfer, und an Erkenntniß Gottes, und nicht am Brandopfer.“ Hoſea 6, 6.

„Und ob ihr mir gleich Brandopfer und Speisopfer opfert, ſo habe ich keinen Gefallen daran; ſo mag ich auch eure feinſte Dankopfer nicht anſehen.

Thue nun weg von mir das Geplerr deiner Lieder; denn ich mag dein Pſalterſpiel nicht hören.

Es ſoll aber das Recht geoffenbaret werden wie Waſſer, und die Gerechtigkeit wie ein ſtarker Strom.“ Amos 5, 22—24.

„Womit ſoll ich den Herren verſöhnen? Mit Bücken vor dem hohen Gott? Soll ich mit Brandopfern und jährigen Kälbern ihn verſöhnen? Meineſt du, der Herr habe Gefallen an viel tauſend Widdern? . . . . Es iſt dir geſagt, Menſch, was gut iſt, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demüthig ſeyn vor deinem Gott.“ Micha 6, 6–8.

„Verlaßt euch nicht auf die Lügen, wenn ſie ſagen: Hier iſt des Herrn Tempel, hier iſt des Herrn Tempel, hier iſt des Herrn Tempel!

Sondern beſſert euer Leben und Weſen, daß ihr recht thut einer gegen den andern.“ Jeremia 7, 4—5.

Erſt hatte der Tempel zu Jeruſalem alle die verſchiedenen Orte der Verehrung („die Höhen“) verdrängt und dem Volke ſich als einiger, einzig berechtigter Mittelpunkt der Gottesanbetung herausgebildet. Dann kam die prophetiſche Predigt, um auch dieſen Gedanken, daß Jahve in einem Hauſe von Menſchenhänden erbaut wohnen könne, zu vertreiben und ſo die gereinigte Gottesanbetung im Geiſte dem Volke zu geben. Aber die Zeit hierfür war noch nicht erfüllet, und ward dieſes auch von den Propheten ſelbſt nicht mit voller Folgerichtigkeit gepredigt. Der Tempel behauptete ſich als ſichtbarer Mittelpunkt des zerriſſenen Volkes, ja befeſtigte ſich immer ausſchließlicher in dieſer Bedeutung, und erſt Chriſti Predigt vermochte ihn niederzuwerfen. Daß das heutige Judenthum noch an ihm feſthält, iſt eine Unwahrheit deſſelben; warum weinen ſie an ſeinen Mauern, da es ihnen doch bei der ungeheuren Macht ihres Geldes ſehr leicht möglich wäre, ihn wieder aufzurichten und ſich um ihn zu ſchaaren? Aber ſie wollen das gar nicht.

Wenn auch, wie wir geſehen haben, der ſtaatlichen Unabhängigkeit nicht nur des völlig gebrochenen Iſrael, ſondern auch der Judas von

den Assyrern ein Ende gemacht wurde, so erfolgte doch auch noch für dieses, wie schon 722 für Israel, die eigentliche Schlußkatastrophe. Es war aber schon nicht mehr Assyrien, durch welches sie bewirkt wurde, und so muß nun noch einmal der Blick sich nach Mesopotamien wenden.

Dort war, wie wir gesehen haben, mit der Zerstörung Ninives 625
das erste der Weltreiche, Assyrien, zu Grunde gegangen, und zwar mit Beihülfe des nun wieder in die Höhe kommenden und selbständig gewordenen Babylonien. Diesen Umstand hatte das herabgekommene Aegypten sich zu Nutze gemacht, um wieder seine Herrschaft über das Jordan-Land und Libanon-Land auszudehnen. Thatsächlich dringt dort auch der Sohn Psammetichs, Necho, vor, schlägt bei Megiddo Juda 609
und marschirt bis an den Euphrat. Dort aber tritt ihm der Sohn des ersten Herrschers Babyloniens, und selbst noch in diesem Jahre den 605
Thron besteigend, Nebukadnezar, entgegen, schlägt die Aegypter bei Karchemisch und macht damit diesem Versuche der Wiederaufnahme ihrer weltgeschichtlichen Stellung schnell ein Ende. Daß der Pharao gerade auf den wichtigsten Euphrat-Uebergang seinen Marsch gerichtet hatte, beweist, daß er durchaus beabsichtigte, den Strom zu überschreiten und seinen Kriegszug bis nach Assyrien oder Babylonien selbst fortzusetzen, ein Plan, den man nicht als den natürlichen Kräften der beiden Staaten entsprechend ansehen kann, und man muß sagen, daß, wenn er nicht schon am Euphrat geschlagen wurde, der Pharao sicherlich jenseits desselben vernichtet worden wäre.

Die Folge der Schlacht von Karchemisch war, daß nun Babylonien seine Obmacht über alle Völkerschaften des Libanon- und Jordan-Landes ausdehnte, und auch Juda unter seinem Könige Jojakim mußte sich unterwerfen. Als jedoch durch Unterlassung der Tributzahlung es sich abermals widerspenstig zeigt, marschirt Nebukadnezar herbei, berennt 597
Jerusalem, und des vorigen Königes Sohn, Jojachin, zieht es vor die Hauptstadt zu übergeben. Wiederum werden einige Tausende der wichtigsten Volksglieder nach Babylonien weggeführt und Zedekia an Jojachins Stelle zum Könige eingesetzt. Jedoch auch dieser sollte das Schicksal Judas nicht wenden; das Volk vermochte so wenig die nunmehr unvermeidliche Unterordnung unter Babylonien ruhig und würdig zu

ertragen, als es vermocht und verstanden hatte, die Freiheit und politische Selbständigkeit sich zu wahren, und so kündigt denn auch Zedekia dem Nebukadnezar den Gehorsam. Sogleich eilt dieser herbei und be-
Dezember 589 ginnt die Belagerung Jerusalems. Da es sich nur um Sieg oder Vernichtung handeln konnte, so war die Vertheidigung eine hartnäckige, und das um so mehr, als sogar Aegypten sich dazu aufraffte, dem wahrscheinlich von ihm aufgestachelten Zedekia ein Entsatzheer zu schicken. Aber Nebukadnezar thut, was in solchem Falle die tüchtigen Feldherren immer thaten, er hebt die Berennung Jerusalems schnell und entschlossen auf, geht den Aegyptern entgegen und schlägt sie; dann kehrt er zurück und nimmt die Belagerung der Stadt wieder auf, in welcher eine
Juli 587 furchtbare Hungersnoth entsteht. Im Juli 587 wird die Bresche gelegt. Den Vertheidigern gelingt es, unter ihrem Könige an einer schwächer bewachten Stelle sich durchzuschlagen. Sie werden jedoch bei Jericho von dem Sieger eingeholt und völlig zersprengt, der König gefangen und geblendet, Jerusalem einschließlich des Tempels wird durch Schwert und Feuer bis in Grund und Boden verwüstet und wieder werden Viele nach Babylonien weggeführt.

Der Sieger hatte somit Babyloniens unzweifelhafte Vorherrschaft über alle jene Länder wiederhergestellt. Ueberhaupt erreichte Babylonien und damit das Semitenthum unter ihm den Gipfelpunkt seines Glanzes und seiner Macht, und die Hauptstadt Babel wurde zur ersten Weltstadt in der Weltgeschichte, großartig an Bauwerken und ein gewaltiger Mittelpunkt aller Fremden, worin auch die wichtigste weltgeschichtliche Leistung dieses neuen, kurzlebigen babylonischen Reiches liegt. Kurz-
562 lebig, denn unter den Nachfolgern Nebukadnezars, der 562 stirbt, sinkt
539 schnell die Macht des Reiches, und schon 539 macht Kyros ihm ein Ende.

Bedenken wir übrigens die Schnelligkeit, mit der diese Machtwechsel sich folgen: 625 Ninives Fall, mit dem Falle Jerusalems 587 Babyloniens Höhepunkt und 539 schon Fall des babylonischen Reiches, Einzug des Kyros in Babel, so müssen wir doch sagen, daß der Vorwurf, unsere Zeit sei so schnelllebig, daß man zu keiner Ruhe gelangen könne, so wenig gerechtfertigt ist als so vieles Andere, was man „der guten alten Zeit“ als Vorzug nachrühmt. Die alten Völker lebten und verlebten sich schneller als wir, und Unruhe war wohl noch mehr in der

Welt als jetzt, zum mindesten eine für uns undenkbare Unsicherheit des täglichen Daseins. Und was die Beziehungen der Völker zueinander anbelangt, so dürfte wohl kaum damals eines derselben ein Vierteljahrhundert so völligen Friedens erlebt haben, wie jetzt alle Staaten des westlichen Europa genießen.

Doch ehe wir uns zu den Persern wenden, deren Reich und weltgeschichtliche Aufgabe nunmehr naturgemäß in den Vordergrund treten, muß noch eines Volksstammes gedacht werden, der, wie Israel im Bereiche Syriens gelegen, sich doch von den Schicksalen des inneren Landes fast unberührt und ganz eigenartig entwickelt hat, sich auf den schmalen Küstenstreifen zwischen Gebirge und Meer beschränkend und auf letzterem seine Zukunft suchend.

Die Phönizier.

Wie und wann dieſe Semiten die levantiniſche Meeresküſte beſiedelt
Jahrtauſend. haben, davon wiſſen wir nichts, es mag wohl im Laufe des 2. Jahrtauſends geſchehen ſein, um die Zeit etwa, wo die Hykſos in Aegypten einfielen, wo alſo wohl überhaupt ein ſtarkes Drängen der Völker im Libanon- und Jordan-Lande ſtattfand. Urſprünglich bildeten alle dieſe ſpäter als Phönizier Bezeichneten jedenfalls kein beſonderes Volk unter den Semiten. Es waren überall die ſchwächſten der im Fluſſe der ſemitiſchen Beſiedelung Syriens und Paläſtinas ſtehenden Clans geweſen und wurden daher von anderen, ſtärkeren aus Gebirgen und Flußebenen vertrieben und an die Meeresküſte hinangedrängt. So viel Lebenskraft beſaßen ſie aber doch als echte Semiten, um nun nicht ganz unterzugehen, ſondern in dieſen Verhältniſſen Wurzel zu faſſen und ihr Fortkommen zu finden, wo nur irgend ſie ſich örtlich einigermaßen ſichern konnten. So finden wir ſie ohne ſtaatlichen Zuſammenhang, unabhängige Stadtgemeinden bildend, ortweiſe angeſiedelt, wo eben ſie einen feſten Schutzort zu finden vermocht hatten, und, darin den ſtammverwandten Juden gleichend, niemals einen beſonderen Drang zur Staatenbildung zeigend. Wie am Meeresſtrande, am Fuße des Danteſchen Berges der Läuterung, nur die Binſe, die den Wellenſchlägen ſich widerſtandslos beugt, fortzubeſtehen vermag, ſo erhielten ſich hier in den Wellenſchlägen der Völkerkämpfe die phöniziſchen Küſtenſtädte durch Nachgiebigkeit; dem Sieger beugten ſie ſich meiſt ſchnell, zahlten jeden verlangten Tribut, aber führten gerade deshalb ihr eigentliches Leben ungeſtört für ſich weiter.

Was ſie weltgeſchichtlich gemacht hat, das iſt, daß ſie das erſte Seefahrer-, Handels- und Kolonialvolk geweſen ſind und daß ſie die

Vermittler der Buchstabenschrift für die gesammte Zukunft des Menschengeschlechtes wurden. Schon früher haben wir die zwei Quellen kennen gelernt, aus denen die Phönizier die Elemente ihrer Buchstabenschrift schöpfen konnten; dieses waren einerseits die ägyptischen Hieroglyphen, welche selbst sich schon bis in das Stadium einer Buchstabenschrift erhoben hatten, andererseits die babylonische Keilschrift, auf welche nicht unwichtige Uebereinstimmungen mancher Zeichen hinweisen, und die schon im 14. Jahrhundert die in der ganzen Levante herrschende geworden war. Jedoch nicht so unmittelbar entnahmen die Phönizier diesen Vorbildern ihr Alphabet, daß es aus ihnen fertig wie Athene aus des Zeus Haupte entsprungen wäre, vielmehr ist es auf Zwischenwegen, durch andere semitische Stämme durchfiltrirt, zu ihnen gelangt, um sich bei ihnen in der Form niederzuschlagen, in welcher es der Vater aller europäischen Alphabete wurde. Daß Letzteres der Fall, ist unbestritten und unbestreitbar, es zeigt sich klar in jedem Zuge, und das schon würde genügen, um den Phöniziern ihre weltgeschichtliche Stellung anzuweisen.

Aber sie hatten eben auch noch eine andere Bedeutung, welche bewirkt, daß wir sie an so vielen Punkten der antiken Welt antreffen. Und überall, wo immer wir sie vorfinden, verräth sie als diesem Stamme zugehörig ein Zug, der unseren Abscheu erregt und auch schon frühe bei den antiken Völkern dieses that, das sind ihre Menschenopfer. In allen Gottesverehrungen sind Spuren ehemaliger Menschenopfer als ältester Opferformen zu erkennen; aber in der ältesten Mittelmeerwelt haben doch auch alle Kulte so früh diesen Gebrauch zu üben aufgehört, daß wir eben nur noch die Spuren seiner ehemaligen Uebung erkennen, und zwar meist so, daß zugleich uns bezeugt wird, die zeitgenössische Erkenntniß wolle nichts mehr hiervon wissen. Bloß bei den Phöniziern hat sich das Menschenopfer nicht nur durchaus erhalten, solange sie in der Geschichte lebten, sondern ist recht eigentlich zu einer Staatseinrichtung und zum Mittelpunkte ihrer Gottesverehrung geworden, und zwar in seinen scheußlichsten Formen. Allein bei den Azteken findet sich solches wieder.

Wie es keinen phönizischen Staat gegeben hat, so giebt es, streng genommen, auch keine phönizische Geschichte; dieses Volkes Geschichte ist die seiner Seefahrt und Kolonisationen, nicht das, was zeitlich auf-

einanderfolgt, ist für sie wie für alle anderen Völker Geschichte, sondern die Orte, wo überall wir sie finden. In dieser Beziehung sind zuerst die Ursprungsstätten ihres Volksthumes zu nennen, nämlich eben die Städte der levantinischen Küste, vor allen Tyrus (Sur) und Sidon (Saida), dann auch Myriandos (Iskenderun), Rhosos (Arsus), Laodikeia (Latakieh), Arados (Ruad), Tripolis (Tarabulus), Byblos (Dschebail), Berytus (Beirut), Akka.

Von hier aus, und zwar vorzugsweise von Sidon und Tyrus ausgehend, entwickelten sie ihre Niederlassungen, zuerst auf Cypern, dann an der Südküste Kleinasiens, auf Rhodos und weiter auf den Inseln des griechischen Archipels. Allein zu bemerken ist, daß sie nirgendwo ein Land oder eine dieser Inseln völlig erobert und unterworfen haben, sie faßten eben nur überall an deren Küsten so weit festen Fuß, als es gerade nöthig war, um ihre Faktoreien zu errichten und zu sichern, in derselben Art, wie die Hansa sich in Preußen, Kurland, Livland, Esthland festgesetzt hat. Dagegen haben sie niemals, wie es die Hansa that, angestrebt, mit starken Kriegsflotten die See zu beherrschen; wo sie solche aufstellten, thaten sie es in fremdem Dienste.

Diese Ansiedlungen hatten ihren Ursprung meist in Sidon, die Bewohner von Tyrus zeigten sich noch unternehmender, sie gingen, nur die nöthigsten Zwischenstationen auf griechischen Inseln, auf Malta, Sizilien, Gozzo und der nordafrikanischen Küste anlegend, unmittelbar in den fernen Westen des Mittelmeeres und setzten sich in Spanien, dem an Silber und vielen anderen Metallen reichen Lande, fest; dort gründeten sie Cadiz und gingen mit unerhörter Kühnheit durch die Säulen des Herakles in das freie Weltmeer hinaus, um, wie immer im Alterthume längs der Küste fahrend, die fernen Zinn-Inseln, England, zu erreichen, ja wohl gar bis in die Ostsee, die Heimath des Bernsteins, zu gelangen. Nach Süden hin haben sie die canarischen Inseln erreicht und sind bis weit längs der westlichen Küste Afrikas gelangt, wohl mindestens bis an die Kongomündung. Doch waren dieses Alles ausnahmsweise Leistungen Einzelner, keine regelmäßigen Handelswege, denn solche wurden immer durch ständige Faktoreien längs der befahrenen Küsten bezeichnet, da ja eben die Schifffahrt sich an den Küsten hielt. An der Nordküste Afrikas, wo der regelmäßige Weg entlang führte, gründeten sie Utika und vor allen wichtig, an weltgeschichtlicher Bedeutung

n die Wende
s 2. zum 1.
ahrtausend.

die Mutterstadt Tyrus weit überragend, Mitte des 9. Jahrhunderts Karthago.

Dem gegenüber ist die politische Geschichte der phönizischen Hafenstädte von gar keiner Bedeutung. Wie schon erwähnt, wußten sie als richtige Handelsleute den wechselnden Gebietern Palästinas und Syriens, den Aegyptern, Assyrern, Babyloniern gegenüber sich meist rechtzeitig zu fügen, Gewalt der Waffen abzukaufen. Nicht immer, gerade von den beiden bedeutendsten Städten giebt es auch andere Nachrichten, von Tyrus, daß es dank seiner örtlichen Stärke den Assyrern mehrfach erfolgreich widerstanden habe, schließlich aber hat es doch auch immer wieder einen modus vivendi auf der Grundlage von mehr oder weniger Unterwürfigkeit gefunden; erst Alexander der Große zertrümmerte es 332. Von Sidon dagegen erfahren wir freilich, daß zweimal das Schicksal der Zerstörung dasselbe getroffen hat, 678 durch Assurhaddon und dann noch unter Artaxerxes III.

So treiben die Phönizier, ortweise von Stadtkönigen beherrscht, den größten Handel, die ausgedehnteste und kühnste Seefahrt, bis hierin die Griechen sie als ihre Erben ablösen, und bis ihre Geschichte völlig in diejenige des persischen Weltreiches aufgeht, welches sie, anders als Aegypten und Assyrien, völlig und endgültig einverleibt. Noch zwar lebt im Westen an der Nordküste Afrikas kräftig und zukunftsreich das phönizische Element, aber Karthago findet seinen weltgeschichtlichen Platz erst in der Geschichte Roms, gegen welches es in der großen Frage aller antiken Völker der Herrschaft über die Mittelmeerwelt in mächtigster und bedrohlichster Weise als Mitbewerber auf den Plan trat, um dem berufenen Erben sein Erbtheil ernsthaft streitig zu machen. Wir aber wenden uns jetzt zu den neuen Herren der alten Tyrier und Sidonier.

Synchroniſtiſche Tabellen der alten Geſchichte.

II.

Jahrtauſend	1. u. 2. Hälfte	Jahrhundert	Aegypter	Israel	Phönizier	Aſſyrer
3tes 2000			Reich von Theben.			
		20.		Abraham. Iſaak.		Chammurabi.
		19.	Hykſos-Einfall.	Jakob.	Beſiedelung der Küſte	
	1.	18.			durch die Phönizier.	
		17.				
2tes 1500		16.	Vertreibung der Hykſos.			
		15.	Thutmoſis III.			Erſtarken Aſſyriens
		14.				
		13.	Ramſes II. Ramaſ-			
	2.	12.	ſi-			Aufſchwung Aſſyriens
1000		11.	den. Ramſes XII.	Beſiedelung des Jordanlandes durch die Israeliten.	Phönizier ſetzen ſich am weſtlichen Mittelmeer bis	Tiglatpileſer
		10.		Saul. David. Salomon.	Spanien feſt.	
		9.		Israel und Juda.	Gründung Karthagos.	Salmanaſſar II
	1.	8.	Aegypten fällt unter nubiſche Herrſchaft.	722 Fall Samarias. 701 Belagerung Jeruſalems.		Sanherib
		7.		Propheten.	678 Zerſtörung Sidons.	Aſſurhadd
		6.		587 Fall Jeruſalems.		Fall Babel
1ſtes 500		5.			Macht	
		4.			Karthagos. 332 Zerſtörung Tyrus'.	
	2.	3.			264—241 1. Puniſcher Krieg. 218—201 2. Puniſcher Krieg.	
		2.			146 Zerſtörung Karthagos.	

Das perſiſche Weltreich.

Es tritt nun in den weltgeſchichtlichen Vordergrund das zweite der großen Weltreiche, Perſien, und damit ein ganz neues und, wie ſich zeigen ſollte, das zukunftsreichſte Element der Menſchheit, der indogermaniſche Stamm. Freilich entwickelte erſt die Zukunft alle die Eigenſchaften der Indogermanen, welche ſie zu den Trägern der eigentlich menſchlichen Kultur machten; die Perſer zeigen dieſelben nur erſt im Keime. Eine aufmerkſame Betrachtung der Weltgeſchichte ergiebt überhaupt, daß eine fortſchreitende Entwickelung des Vollkommneren aus dem Unvollkommneren augenſcheinlich in den Abſichten Gottes liegt. In dieſem Sinne hat auch die Darwinſche Lehre nichts Antireligiöſes oder Widerchriſtliches, wie denn auch ihr Stifter ſolches immer behauptet hat und alle die Folgerungen, die ſeine kleineren, aber darum nur um ſo einſeitig eifrigeren Nachfolger gezogen haben, abwies. Es iſt unter dieſen Sitte, wie es z. B. beſonders in den übrigens ſo werthvollen Schriften eines Brehm, eines Häckel ſcharf und verletzend hervortritt, bei naturwiſſenſchaftlichen Auseinanderſetzungen die Religion, die nichts damit zu thun hat, bei den Haaren herbeizuziehen und ein paar verachtende Seitenblicke auf die beſchränkten Pfaffengemüther zu werfen. Und doch kann man gern und unumwunden anerkennen, daß die Geſchichte, wenn anders wir ſie richtig verſtehen, allerdings zeigt, wie die gesta Dei per homines den Gang fortſchreitender Entwickelung einhalten und nichts Unbedingtes an ſich haben, daß auch in ihnen Samen, Blüthe und Frucht zu erkennen ſind und das Spätere die Spuren der früheren Entwickelungsſtadien noch aufweiſt, aber das Alles ſteht eben gar nicht im Widerſpruche mit dem Chriſtenthume.

Synchronistische Tabellen der alten Geschichte.

II.

Jahrtausend	1. u. 2. Hälfte	Jahrhundert	Aegypter	Israel	Phönizier	Assyrer
3tes 2000			Reich von Theben.			
		20.		Abraham. Isaak.		Chammurabi.
		19.	Hykfos-Einfall.	Jakob.	Beſiedelung der Küſte	
	1.	18.			durch die Phönizier.	
		17.				
2tes 1500		16.	Vertreibung der Hykfos.			
		15.	Thutmoſis III.			Erſtarken Aſſyriens.
		14.				
	2.	13.	Ramſes II. Ramaſ-			
		12.	ſi-			Aufſchwun Aſſyriens.
1000		11.	den. Ramſes XII.	Beſiedelung des Jordanlandes durch die Israeliten.	Phönizier ſetzen ſich am weſtlichen Mittelmeer bis	Tiglatpileſe
		10.		Saul. David. Salomon.	Spanien feſt.	
		9.		Israel und Juda.	Gründung Karthagos.	Salmanaſſar II.
	1.	8.	Aegypten fällt unter nubiſche Herrſchaft.	722 Fall Samarias. 701 Belagerung Jeruſalems.		Sanherib
		7.		Propheten.	678 Zerſtörung Sidons.	Aſſurhadde
		6.		587 Fall Jeruſalems.		Fall Babel
1ſtes 500		5.			Macht	
		4.			Karthagos.	
					332 Zerſtörung Tyrus'.	
	2.	3.			264—241 1. Puniſcher Krieg. 218—201 2. Puniſcher Krieg.	
		2.			146 Zerſtörung Karthagos.	
		1.				

Das perſiſche Weltreich.

Es tritt nun in den weltgeſchichtlichen Vordergrund das zweite der großen Weltreiche, Perſien, und damit ein ganz neues und, wie ſich zeigen ſollte, das zukunftsreichſte Element der Menſchheit, der indogermaniſche Stamm. Freilich entwickelte erſt die Zukunft alle die Eigenſchaften der Indogermanen, welche ſie zu den Trägern der eigentlich menſchlichen Kultur machten; die Perſer zeigen dieſelben nur erſt im Keime. Eine aufmerkſame Betrachtung der Weltgeſchichte ergiebt überhaupt, daß eine fortſchreitende Entwickelung des Vollkommneren aus dem Unvollkommneren augenſcheinlich in den Abſichten Gottes liegt. In dieſem Sinne hat auch die Darwinſche Lehre nichts Antireligiöſes oder Widerchriſtliches, wie denn auch ihr Stifter ſolches immer behauptet hat und alle die Folgerungen, die ſeine kleineren, aber darum nur um ſo einſeitig eifrigeren Nachfolger gezogen haben, abwies. Es iſt unter dieſen Sitte, wie es z. B. beſonders in den übrigens ſo werthvollen Schriften eines Brehm, eines Häckel ſcharf und verletzend hervortritt, bei naturwiſſenſchaftlichen Auseinanderſetzungen die Religion, die nichts damit zu thun hat, bei den Haaren herbeizuziehen und ein paar verachtende Seitenblicke auf die beſchränkten Pfaffengemüther zu werfen. Und doch kann man gern und unumwunden anerkennen, daß die Geſchichte, wenn anders wir ſie richtig verſtehen, allerdings zeigt, wie die gesta Dei per homines den Gang fortſchreitender Entwickelung einhalten und nichts Unbedingtes an ſich haben, daß auch in ihnen Samen, Blüthe und Frucht zu erkennen ſind und das Spätere die Spuren der früheren Entwickelungsſtadien noch aufweiſt, aber das Alles ſteht eben gar nicht im Widerſpruche mit dem Chriſtenthume.

Als diese Indogermanen in die Landstriche, die für die folgende Geschichte zunächst in Betracht kommen, aus Hochasien einzogen, fanden sie dort Einwohner des uralofinnischen Stammes vor, also nahe Verwandte der Ureinwohner, auf welche die Semiten in Mesopotamien stießen. Es handelte sich hier um das Land zwischen Kaspischem Meere, Persischem Busen und Tigris, welches auch heute noch das westliche Persien bildet, kaum irgendwo sind die politischen Grenzen so dieselben geblieben. Es ist zum größten Theile bergiges aber fruchtbares Land, der Entwickelung eines kraftvollen gesunden Volkes günstig, wenn es dazu die Keime mit sich bringt.

Nicht unmittelbar jedoch fiel den Persern die Herrschaft in diesen Gegenden zu, sondern sie selbst erkannten vielmehr erst die Gewalt eines anderen arischen Stammes über sich an, den sie dann aber sich unter-
u. 8. Jahrh. warfen. Es waren dies die Meder, welche schon in früheren Zeiten eingewandert waren. Mit dem benachbarten Assyrien geriethen sie zu der Zeit von dessen Macht unter Tiglatpileser I. verschiedentlich in feindliche Berührungen, ohne jedoch zu unterliegen, obgleich sie damals anscheinend noch keinen einheitlich geschlossenen Staat bildeten.

Anfang des 7. Jahrh. Dieses scheint für die Meder erst etwa Anfang des 7. Jahrhunderts durch Dejokes eingetreten zu sein. Dessen Sohn Phraortes unterwarf Persien seinem Zepter, als er aber auch mit Assyrien den Kampf
635 aufnahm, unterlag er, wie wir schon wissen, gegen Assurbanipal und fiel selbst in der Schlacht.

Wie auch schon in der Geschichte Assyriens erwähnt, rächte ihn sein Sohn Kyaxares durch Zerstörung Ninives. Zu der Zeit war unter den Nachfolgern des Gyges Lydien mächtig geworden und hatte sich erobernd nach Osten in Kleinasien ausgebreitet.

Kyaxares nahm den Kampf gegen dasselbe auf und nach seinem
595 595 erfolgten Tode setzte sein Nachfolger Astyages (Drache) den Kampf fort ohne besonderen Erfolg, schließlich kam es zu einem gütlichen Abkommen. Astyages scheint seine Herrschaft verhaßt gemacht zu haben, auch muß wohl überhaupt die medische Macht nicht mehr ganz auf der früheren Höhe gewesen sein, die langen unentschiedenen Kämpfe mit Lydien lassen darauf schließen, und so gelang es einem Fürstensohne von

Dejokes 708—655 Phraortes 655—635 Kyaxares 635—595 Astyages 595—559

großer Begabung, der als Geisel der Treue seiner heimathlichen Landschaft in der Hauptstadt Ekbatana (das heutige Chamadan in Kurdistan) erzogen wurde, die Krone an sich zu bringen. Es war dieses Kyros (Kuruš) aus dem Hause der in Persis (das jetzige Farsistan) regierenden Achämeniden. In ganz anderer Weise ist dieser eine vollgeschichtliche Persönlichkeit als alle die Aegypter, Assyrier, Babylonier, ja selbst Israeliten, die wir bisher kennen lernten; erschienen die ersteren uns als Steinbilder, denen gegenüber die großen Israeliten lebendige Persönlichkeiten waren, so waren doch auch diese von Sage und Ueberlieferung dermaßen umsponnen, daß sie etwa uns ansahen wie Lenbachsche Bilder, in denen zwar das Wesentliche des Menschen, der geistige Ausdruck, kräftig und bedeutend hervortritt, aber die sonstigen Einzelheiten verschwimmen. Kyros aber ist nicht minder als Saul oder David ein einem Jeden von Jugend auf bekannter Name, aber noch mehr wie dieses, auch eine scharf umrissene politische Persönlichkeit, dessen Thaten uns erkennbar und verständlich sind wie die Peters des Großen oder Karls V.

Kyros also gelang es seine engeren Landsleute, die Perser, zur Erhebung gegen die medische Oberherrschaft zu veranlassen und durch Einverständnisse im feindlichen Lager sowie durch Bundesgenossen, die er gewann, unterstützt, errang er den Sieg, anscheinend nicht ohne große Bedrängniß, wenigstens liegt der Ort, wo er zum Gedächtnisse der Entscheidungsschlacht und Gefangennahme des Astyages Pasargadä gründete, inmitten des eigentlichen Persis, seiner Heimath. Nachdem er die Herrschaft über ganz Medien errungen hatte, genügte doch dieses 559
seinem aufs Großartigste angelegten Herrschergeiste nicht und bald schon steckte er sich das Ziel, die unbedingte Oberherrschaft in ganz Westasien zu gewinnen. Zwei Nebenbuhler fand er auf diesem Wege, Babylonien und Lydien. Zunächst stieß er mit Letzterem zusammen.

Hier herrschte in seiner Hauptstadt Sardes seit 561 Krösos: sein Reich dehnte sich bis an den Kisyl-Irmak und den Taurus aus und war berühmt seiner unermeßlichen Reichthümer wegen. Kyros ging zunächst diplomatisch vor, indem er versuchte, Einverständnisse in Lydien selbst zu gewinnen, gerade wie er es auch gemacht hatte in Medien, ehe er des Astyages Herrschaft zu stürzen unternahm. Er war, wie

überhaupt keine gewaltsame Natur, so auch nicht ein Eroberer im Sinne Alexanders des Großen und Napoleons, welche die Waffenentscheidung um ihrer selbst willen liebten und sie anriefen, auch wo andere Mittel und Wege möglich, sogar sicherer waren. Er war vielmehr ein großer Staatsmann, der Dauerndes zu schaffen gedachte, ein Karl der Große, ein Bismarck, und so zeigte er sich immer bereit zwar kühn zu wagen, aber doch nur nach gründlichster Vorbereitung und nach dem Siege zwar das Nothwendige zu fordern, aber den geschlagenen Gegner wenn möglich zu versöhnen und persönliche Rache jedenfalls nicht zu üben. In diesem Falle glückte ihm das Bestreben nicht, diplomatisch in Lydien Fuß zu fassen, er hatte sich an die erst kürzlich der lydischen Herrschaft verfallenen jonischen Küstenstädte gewandt, dagegen machte dieses Krösos auf die drohende Gefahr aufmerksam und er beschließt nun seinerseits, durch einen Angriff zuvorzukommen.

Das Folgende ist nun freilich unklar. Sicher ist, daß es zur
549 Schlacht zwischen Krösos und Kyros bei Boghas-Kiöi kam, warum aber Kyros sich in diese nördlich abgelegene Gegend begeben, oder warum Krösos, wenn er ihn angreifen wollte, dorthin gegangen war, um ihn zu suchen, das ist nicht einzusehen. Vielleicht hat Krösos gar nicht unmittelbar den Kampf mit Kyros gesucht, sondern durch das Ueberschreiten des Kisyl-Irmak nur Kappadokien zu unterwerfen getrachtet, um so seine Macht gegenüber Persien im Allgemeinen zu vermehren und militärisch durch das Vorschieben seiner Grenzen bis an den Antitaurus und Karabel-Dagh seine Stellung zu stärken, Kyros aber erkennend, daß es doch zu der Entscheidung kommen müsse, hat nun das Einrücken in Kappadokien als feindlich gegen sich selbst richtig aufgefaßt und ist dorthin marschirt, um den Lydiern diese Eroberung zu verwehren. Jedenfalls also kam es dort zur Schlacht, die zwar nicht eigentlich eine Niederlage für Krösos gewesen sein soll, nach der er aber doch nach Sardes zurückging, um die äußerste Kraft seines Reiches aufzubieten. Jedoch ihm dazu keine Zeit lassend drang Kyros gleich nach, schlug Krösos unter den Mauern seiner Hauptstadt, belagerte ihn in derselben und nimmt sie nach kurzer Zeit durch Handstreich. Krösos wird von dem Sieger milde behandelt und dieser versteht den ungeheuren Zuwachs seines Reiches demselben sicher einzufügen und durch seine Satrapen festzuhalten, nur Kilikien bleibt unter seinem Syennesis, dem einheimischen

Herrscher, ein die persische Oberhoheit fast nur dem Namen nach anerkennender Staat.

So geschah hier, da auch die Griechenstädte der West- und Südwestküste unter persische Herrschaft kamen, die erste Berührung der asiatischen mit der griechischen Welt. Mit dem Uebergewichte der frühesten weltgeschichtlichen Erscheinungen tritt Asien auf, aus dieser Wiege der Völker gehen die ersten Kulturstaaten, die ersten Weltreiche, die ersten Religionsformen hervor; aber es zeigt sich dann, daß ihre Aufgaben eben nur vorbereitende auf Besseres und Größeres gewesen waren, schnell verschlingt die weltgeschichtliche Bedeutung des Griechenthumes Alles, was ihm vorherging. Und doch auch nur, um selbst durch eine höhere Sittlichkeit verdrängt zu werden. Wieder also vermögen wir den göttlichen Willen in der Geschichte waltend zu erkennen als ein die Menschheit von Stufe zu Stufe leitender, richtiger noch, ihrer Arbeit das Ersteigen einer Stufe nach der anderen als Ziel setzender. Freilich wird man auch diesen Gedanken nicht in apodiktischer Unbedingtheit auffassen dürfen. Wir können nicht mit der göttlichen Gerechtigkeit übereinstimmend ansehen, daß Menschennaturen, die früher gelebt haben, nur deshalb unvollkommener, also dem göttlichen Gedanken weniger entsprechend seien als andere, denen freiere Erkenntniß nur durch die spätere Zeit, in der sie lebten, zugänglicher war. Auch ist der Fortschritt, den mir die Weltgeschichte doch thatsächlich zu offenbaren scheint, eben auch kein unbedingter, alle Geschichte auf Erden strebt einem Ziele zu, aber gewiß nicht dem, die reine Vollkommenheit der Menschheit auf Erden zu bewirken; „alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß". Es hat sich das Göttliche des Menschengeistes zu jeder Zeit offenbart und zu jeder Zeit Früchte getragen, die für ihr Gebiet das Vollkommenste waren, so die Bildhauerkunst der Griechen, die mittelalterliche kirchliche Baukunst und Malerei, so die christliche Religion selbst. Ueber die Lehre Christi kann die Menschheit nicht hinauskommen und doch werden wir nicht sagen, daß deshalb fernerhin keine geschichtliche Entwickelung mehr stattfände.

Während Kyros durch seine Satrapen den Westen Kleinasiens unterwarf, drang er selbst im Osten vor und man behauptet, daß er sogar Afghanistan und Beludschistan mit seinem Reiche vereinigt habe. Nach diesen Erfolgen machte sich Kyros daran, das Gebäude seiner

Herrschaft durch die Bezwingung Babyloniens zu krönen. Nach sorgfältiger Vorbereitung seines Heeres auf die für den Kampf in der reich kanalisirten Tiefebene bevorstehenden Aufgaben überschreitet er den Tigris, schlägt das babylonische Heer und wirft es in die Hauptstadt
539 Babel zurück. Diese nimmt er durch Ableitung des Euphrat und darauf folgenden Ueberfall ein und nunmehr ist er Herr ganz Westasiens, über welches er noch zehn Jahre als trefflicher Organisator herrscht. Was er geleistet, kann sich dem Größten in der Geschichte an die Seite stellen. Einem Stamme angehörig, der in Abhängigkeit von einem mächtigeren und, wie es scheint, auch höher kultivirten Volke sich befand, reißt er seine Landsleute so mit sich empor, daß sie nicht nur dieses Verhältniß abschütteln, sondern ihrerseits die Gebieter ihrer ehemaligen Herren werden und dann sogar alle Nachbarn sich unterwerfen, das mächtigste aller bisher gewesenen Reiche aufrichten. Und doch hört man nicht von Aufständen, von Verschwörungen gegen ihn; die Unterworfenen versteht er mit ihrem Schicksale zu versöhnen, Allen eine solche Herrschaft zu bieten, die ihnen wesentlich als besser erscheint. Eine königliche Gestalt und wohl der Erste in der Geschichte, dem der Name des Großen gebührt. Sein Ende ist nicht unbedingt klar, am wahrscheinlichsten ist,
529 daß er im Vertheidigungskampfe gegen in seine Reichsgrenzen einbrechende Horden fiel.

Die Herrschaft der Achämeniden war fest gegründet und ohne Zwischenfall bestieg der Sohn des Kyros Kambyses (Kambusija) den Thron. Dieser jedoch war an staatsmännischer Einsicht und ruhiger Erwägung des Nothwendigen und Möglichen dem Vater durchaus unähnlich. Kaum zur Herrschaft gelangt macht er sich an großartigste, und für das eigentliche Interesse des Perserreiches überflüssige, Eroberungspläne. Zunächst ist Aegypten das Ziel. Aber ehe er sein Reich verläßt, hält er es der Sicherheit seiner Krone wegen für nothwendig seinen Bruder Smerdis beseitigen zu lassen. Die Herrschaft der Achämeniden war zwar wohlbegründet, aber nach orientalischer Anschauung eben nur die dieses Hauses, nicht die einer einzelnen Linie oder gar einer einzelnen Persönlichkeit desselben. So haben ja bis in neueste Zeit hinein die türkischen Sultane immer gerade ihre nächsten Verwandten zu fürchten und

deshalb auch zu beseitigen gehabt, denn nur daß das Haus Osmans herrsche, ist unerschütterlicher Grundsatz. Sicherlich that Kambyses, was die Sachlage verlangte, aber andererseits beweist doch auch die Nothwendigkeit, in die er sich brachte, daß diese Eroberungszüge nichts für Persien Unentbehrliches mehr erwerben sollten; hätte das allgemeine Urtheil fühlen müssen, daß sich die Geschicke Persiens ohne die Eroberung Aegyptens nicht erfüllen könnten, so wäre der dazu ausziehende Großkönig auch ohne Brudermord seines Thrones sicher gewesen.

Aegypten fiel schnell durch die Schlacht von Pelusium 525 vor den 525
persischen Waffen, und Kambyses läßt nicht, wie einst die Assyrer, den Pharao als seinen Vasallen bestehen, sondern bekleidet sich selbst mit dessen Würde. Auch hierin würde Kyros staatsmännischer gehandelt haben, wenn er überhaupt eine so außer dem natürlichen Machtbereiche Persiens liegende Eroberung unternommen hätte. So aber bringt die neue Pharaonenwürde dem persischen Großkönige schnell neue Aufgaben und Ansprüche und in deren Erledigung beweist er, wie gefahrvoll es gewesen die Doppelkrone Aegyptens sich aufzusetzen. Aegypten war für Persien etwa, was die Lombardei für Oesterreich gewesen ist, ein materiell reiches Gebiet außerhalb des natürlichen Machtbereiches, welches eine große Weltstellung verlieh, für deren Schutz und Aufrechterhaltung aber zu beständiger Kriegsarbeit und damit zu Vernachlässigung der heimischen Verhältnisse zwang.

Denn freilich ein Pharao, ein solcher, der es wirklich sein wollte, mußte, das haben wir schon früher gesehen, Herr auch über den Mittellauf des Nils sein und mußte der Wüste östlich und westlich seines Kulturgebietes sicher sein. Aber wie weit abliegend von allen vernünftigen Zielen persischer Politik waren doch nun die Unternehmungen, auf welche Kambyses sich einließ. Die Eroberung der Oase des Amon und Nubiens unternahm er, sogar die Abessiniens soll er geplant haben, auch schreibt man ihm den Plan einer Flottenexpedition gegen Karthago zu, was freilich weit eher in die Richtung der Aufgaben eines Herrschers Persiens gepaßt hätte, aber doch wohl seine thatsächlichen Mittel weit überstieg. Was er aber unternahm, scheiterte und nun rief ihn eine große Gefahr nach Persien zurück. Ihm, der alle persischen Interessen hintansetzte, um an den Enden der Welt Eroberungen nachzujagen, der seinem Lande beständig fern blieb, war es in kurzen sieben Jahren

gelungen das so fest gegründete Werk des großen Kyros zu erschüttern. Von Seiten der Meder ward der Plan gefaßt die verlorene Herrschaft ihrem Stamme zurückzugewinnen, doch aber wirkte des Kyros Geist noch so mächtig, daß man nicht glaubte dem Volke einen Herrscher anderen Blutes bieten zu dürfen. So stellte man denn einen falschen Achämeniden auf; der Magier Gaumata benutzte eine flüchtige Aehnlichkeit, um sich für des Kambyses Bruder Smerdis auszugeben, dessen heimlich erfolgter Tod fast unbekannt geblieben war, und eröffnete damit die Reihe jener seitdem zahlreich gewordenen Kronprätendenten von fälschlich angemaßtem Blute, die besonders in der russischen Geschichte sich mehrfach als alleinige Möglichkeit erwiesen, um das Volk von der regierenden Gewalt abwendig zu machen, und damit zeigen, wie nahe Rußland dem Orient angehört.

Kambyses, von welchem man, nach dem was erwiesen ist, die volle Berechtigung hat, auch das Tolle und Wüthige, was von ihm erzählt wird, zu glauben, erfährt auf dem Rückmarsche in Syrien, daß das Land seinem Gegner zufällt, und tödtet sich selbst, an Allem verzweifelnd. Und doch lag dazu noch gar kein Grund vor, vielmehr hätte voraussichtlich sein Erscheinen und entschlossenes Auftreten schnell dem Gaumata und seinen Anhängern das Ende bereitet. Wenigstens gelang das recht leicht einem anderen Achämeniden, einem Vetter dritten Grades des Kambyses, Darius (Darijavusch). Mit wenigen vornehmen Genossen
521 überfiel und erschlug er ihn und trat dann selbst die Herrschaft an.

In den Zeiten des Kambyses und des Gaumata war so Manches von der Reichseinheit verloren worden, so manche Empörung hatte sich Luft gemacht und ihr Gefüge erschüttert. Aber dieses achämenidische Geschlecht hatte ächtes Königsblut in sich; wie Darius selbst in der großen Inschrift am Felsen bei Bisutun in Kurdistan sagt, „werden wir Achämeniden genannt, von Alters her sind wir erprobt, von Alters her waren unsere Sprossen Könige", und so wurde Darius allen Widerstandes Herr und die persische Weltmacht wieder in der Größe wie zu Kyros' Zeiten hergestellt, freilich erst nach einer Reihe schwerer Kämpfe und nach Besiegung ernster Aufstände in den Kernlanden des Reiches, unter denen die Unterwerfung Babyloniens mit der langdauernden Belagerung Babels als das Wichtigste hervorragt. Aber auch des

Kambyses Werk war nicht mehr rückgängig zu machen, Persien konnte den Fuß, den es einmal auf Aegyptens Nacken gesetzt hatte, nun nicht mehr zurückziehen, ohne das Ganze seiner asiatischen Machtstellung zu gefährden, und so zieht, noch während Widerstand in der arabischen Wüste und sogar in Persis selbst durch seine Heerführer unterdrückt wird, Darius nach Aegypten, wohin ihn gleichfalls Unruhen riefen.

Mit dem Jahre 516 waren alle erheblichen Widerstände gebrochen 516
und nun begab sich Darius an das Werk der Aufrichtung einer festen, die Staatseinheit verbürgenden Organisation, er schuf einen gebildeten tüchtigen höheren Beamtenstand, aus welchem insbesondere die obersten Stellen der verschiedenen das Reich bildenden Provinzen — Satrapien — besetzt wurden. Doch darf man natürlich bei Beurtheilung ihrer Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit keinen modern europäischen Maßstab anlegen, Musterbild eines solchen Satrapen ist der Tissaphernes, den wir noch bei Gelegenheit des Auftretens des jüngeren Kyros kennen lernen werden; sie stehen im Allgemeinen im Guten und Schlimmen türkischen Paschas, besten Falles russischen Gouverneuren gleich. Und so wie in Rußland die inneren Gouvernements getrennte Militär- und Zivilverwaltung haben, in den entfernteren oder unsichereren, wie die sibirischen Gouvernements, der Kaukasus und Polen, aber Beides in der Hand des Generalgouverneurs vereint ist, so war Letzteres auch im persischen Reiche für Satrapien wie Aegypten, Lydien, Parthien und andere der Fall, und wie dort in einzelnen unterworfenen Ländern, z. B. in Kilikien, Armenien, die Fürsten selbst nichts Anderes als erbliche persische Gouverneure waren, so noch heute in Rußland der Emir von Buchara und in Indien verschiedene Radschas.

Darius verstärkt diese Regierungsmittel noch durch Einrichtung eines Kurierdienstes, für welchen insbesondere der gewaltige Bau der das Reich von Susa bis Sardes durchziehenden Königsstraße (2500 Kilometer) bestimmt war, durch Ausprägung gleicher Münze in Gold (Dareike = 21 Mark) und Silber (zu 2 Mark), durch Regelung der Steuern, welche schon unter dem zweiten seiner Nachfolger einen Betrag von über 900 Millionen Mark aufgebracht haben, also im Verhältniß des Geldwerthes unvergleichlich mehr, als irgend eine heutige Großmacht bezieht. Jedoch auch Darius war schließlich darauf bedacht die Macht seines Weltreiches noch weiter auszudehnen, und zwar ins-

besondere in zwei Richtungen schien dieses nothwendig, nach Norden hin in defensiver Absicht, da die Skythen aus Südrußland beständig die Reichsgrenzen bedrohten, nach Westen hin in offensiver Absicht, indem Darius sich mit dem Plane trug die Griechen seiner Herrschaft zu unterwerfen, deren Kolonien an der kleinasiatischen Küste schon seinem Zepter gehorchten. Man wird wohl einen solchen Plan als dem natürlichen Laufe der Dinge nicht widersprechend ansehen müssen. Zweifellos hat die ganze Geschichte der Mittelmeerwelt sich in der Richtung entwickelt eine Einheit aus allen seinen Küstenstaaten zu bilden, und wenn nicht Persien, sondern schließlich erst Rom zur Verwirklichung dieser Aufgabe berufen war, so können zwar wir, nicht aber konnte Darius solches wissen, sein Streben daher, noch dazu an der Spitze eines den Griechen stammverwandten Volkes, nach Herrschaft auch im Mittelmeerbecken war vernünftig und staatsmännisch, d. h. nicht gegen die Natur der Dinge.

Erst mußte er natürlich die defensive Aufgabe lösen, um bei der
513 Offensive seiner Flanke sicher zu sein. So bemächtigt er sich des Bosporus, überschreitet ihn auf einer Schiffbrücke und dann auch, sich nach Norden wendend, die Donau und dringt in das eigentliche Skythien ein. Jedoch der Feind weicht überall, und als dann Darius schließlich zurückkehren muß, da er lediglich in die Luft gestoßen hat und sein großes Heer dort nicht ernähren kann, dringen die Skythen heftig nach und verursachen ihm schwere Verluste. Der Feldzug war verloren, und zwar so verloren, daß die Perser jetzt lange Jahre hindurch still saßen, Jahre in denen eben Darius die obenerwähnten Organisationen der inneren Verwaltung zum großen Theile durchführte. Ob dieses in Folge des Eindruckes seiner Niederlage geschah, dafür fehlt freilich genügender Anhalt es zu behaupten; so sehr auch dieses Alles schon viel mehr Geschichte ist als die ägyptische, so kommt es doch noch immer oft genug vor, daß man sagen muß: „fehlt leider nur das geistige Band".

Was Darius nun gethan hätte, ob nochmals erst sich gegen Skythien gewendet oder unmittelbar gegen die Griechen, muß dahingestellt bleiben, denn die Ereignisse enthoben ihn dieser Entscheidung.
500 Eine Empörung der griechischen Kolonien an der kleinasiatischen Küste brach aus, zu der Aristagoras, Tyrann von Milet, den Anstoß gab. Aber der dem Griechenthume so eigene Fehler des mangelnden Gemein-

sinnes, der partikularistischen Interessenpolitik ließ sie nacheinander alle wieder von den Persern unterworfen werden. Nunmehr erst entsendet 492
Darius ein Heer über den Bosporus, welches jedoch wenig ausrichtet, da ihm die Flotte, auf die es sich hauptsächlich basirte, durch einen Sturm vernichtet wurde; es zieht sich daher wieder nach Asien zurück. Zwei Jahre später erfolgte ein neuer Zug der Perser gegen Griechenland und dieses Mal kam es zur ersten Schlacht. Die Perser waren mit einer mächtigen Flotte geradezu nach Attika gesegelt und hatten ihr Heer dort bei Marathon gelandet. Allein auf gewisse Einverständnisse mit griechischen Unzufriedenen rechnend, wie es ja leider die Gegner Griechenlands fast immer konnten, warteten sie und versäumten es, sogleich Athen selbst anzugreifen. So gewannen die Athener die Zeit, sich gegen die drohende Gefahr zu organisiren und schließlich auf Antreiben und unter Führung des Miltiades selbst offensiv gegen 12. Sept. 490
die immer noch bei Marathon stehenden Perser vorzugehen, sie zu schlagen und auf ihre Schiffe zurückzuwerfen. Mit dieser ersten kriegerischen Berührung der Perser mit dem eigentlichen Griechenlande ist der Augenblick gegeben, wo Letzteres der Mittelpunkt der Betrachtung werden muß, obgleich die weltgeschichtliche Bedeutung Persiens noch nicht erschöpft ist. Diese liegt, wie schon gesagt wurde, in dem Eintreten der Indogermanen als Faktor der Weltgeschichte und in ihrer Bildung eines Weltreiches, welches zuerst den Gedanken einer einheitlichen Beherrschung der Mittelmeerwelt anbahnte.

Aber bevor wir uns ganz dem Griechenthume zuwenden, ist es noch nöthig die religiösen Ideen kennen zu lernen, welche die beiden Weltreiche Assyrien und Persien belebten, die wir bisher nur von der staatlichen Seite betrachtet haben, doch müssen wir da gleich etwas weiter greifen und die allgemeinen Grundlagen religiöser Anschauungen in ältester Zeit uns vergegenwärtigen.

Die Formen, in welchen die erste übersinnliche Vorstellung sich entwickelt, sind:

Der Fetischismus. Die Gottheit sich örtlich beschränkt und materiell an einen Gegenstand gebunden vorzustellen ist eine der rohesten, aber auch einfachsten und darum verbreitetsten Vorstellungen und aus Stein, Holzpfahl und Bundeslade sind die vollendetsten Gottesbilder und Tempel bis zum Zeus Olympios des Phidias, der Venus von Milo und dem

Kölner Dome entstanden, allerdings aber auch daraus der niedrigste Aberglaube genährt worden. Uebrigens ist aber gerade der Fetischismus sehr häufig keine ursprüngliche Anschauung, sondern ein Rückfall.

Der Ahnenkultus. Von ihm ist schon zu Eingang die Rede gewesen; er ist besonders verbreitet und bleibt bestehen mit und neben anderen Anschauungen.

Personifikation der Naturerscheinungen. Diese Auffassung der Natur als Manifestation des Göttlichen zeitigte die bedeutendsten der bekannten Mythologien, die griechische, die römische, die altgermanische und die skandinavische und zeigt, daß diese Anschauungsart dem indogermanischen Karakter besonders naheliegend ist. Doch trägt sie naturgemäß einen Keim schnellen zu Grundegehens in sich. Ahnenkult und Fetischismus vermögen sehr wohl sich zu läutern und zu reinerer Anschauung zu erheben. Eine Götterversammlung, deren Mitglieder die vielfach sich bekämpfenden und sich vereinigenden Naturerscheinungen versinnbildlichen, muß nothwendig je länger je mehr einem Anthropomorphismus verfallen, der ihrem göttlichen Ansehen einen nicht wieder gut zu machenden Schaden zufügt, der sich auch deutlich schon in den ältesten Nachrichten ausprägt, grob in der Edda, künstlerisch fein bei Homer.

Der Unterschied von Zeugen und Gedeihen, Vergehen und Wiederwachsen. Dieses als Grundlage zu nehmen setzt schon mehr spekulativen Geist voraus, wie er den Orientalen, vor Allen den Semiten eigen, die denn auch allein wirkliche Religionen herausgebildet haben. Auf Grund dieser Anschauung wird dann der Gedanke des Unterschiedes zwischen männlichem und weiblichem Prinzip in der Natur und auch der Gedanke des Tödtens und Gebärens den Verehrungsformen zu Grunde gelegt.

Der Gegensatz von Licht und Nacht, nothwendig auch eine der ursprünglichst sich aufdrängenden Vorstellungen. Er kann zu sehr verschiedenartiger Entwickelung des religiösen Denkens Anlaß geben. Es kann sich aus ihm herausbilden ein Glaube an Götter und Dämonen als Vertreter eines Licht- und eines Nachtreiches, oder auch kann sich der Kampf zwischen Licht und Finsterniß nur versinnbildlichen in dem Dualismus zweier gleich mächtiger und gleich ewiger Prinzipien. In noch anderer Auffassungsweise führt diese Betrachtungsart zur Sonnen- und weiterhin zur Feuerverehrung, und wenn darin auch monotheistische Anschauung zu Grunde liegt, so differenzirt dieselbe sich doch nach der

verbrennenden und belebenden, der vernichtenden und wohlthätigen Wirkung von Sonne und Feuer leicht auch in mannigfache Göttergestalten.

Diese Anschauungen von den Unterschieden des Lichtes und der Finsterniß haben die Gottesbegriffe der Babylonier und der Perser beherrscht. Bei den Ersteren beruhten die Götterdienste nur auf dem Lichtkultus und der Anbetung der Sonne als Urquells des Lichtes. Späterhin spaltete sich die Anschauung in Annahme eines männlichen und weiblichen Prinzips, Bel und Istar, und schließlich entwickelte sich ein völliges Pantheon von Naturgottheiten, meist solche der Lichterscheinungen, und dieser Kultus wurde unverändert von den Assyrern übernommen.

In Persien hat frühzeitig ein spekulativ von einem Religionsstifter festgelegtes Dogma die Herrschaft über die älteren Naturdienste gewonnen. Dieser Kultus, die Religion des Zoroaster (Zarathustra), beruht auf der dualistischen Anschauung des unbedingten Gegensatzes zwischen Licht (Ahuramasda oder Ormasd) und Finsterniß (Angromanja oder Ahriman). Hieraus hat sich dann der Dienst des heiligen Feuers entwickelt.

Bei den Aegyptern sahen wir schon, daß die Lokalkulte immer mehr in die Sonnenverehrung des Horus verschmolzen, wobei aber die Grundlage des religiösen Gedankens dualistisch blieb, und dieses gewahrt wurde durch des siegreichen Horus beständig erneuerten Kampf mit dem Reiche der Finsterniß.

Die Phönizier endlich verehrten vor Allem das Schaffende und Vernichtende, das Zeugende und Tödtende in den Naturkräften, aber, wie wir auch schon sahen, in den grobsinnlichsten Formen als Molochdienst (Melek-König) in unmenschlichen Opfern und als Dienst der Astarte in sinnlichen Ausschweifungen.

Natürlich gehen nicht alle und jede religiösen Anschauungen dieser Völker in diese Schemata auf, allein es ist dieses doch das Leitende, Geistige in denselben: wo nichts Ueberwiegendes als geistiger Inhalt vorhanden wäre, wo jede Einzelnheit gleich berechtigt wäre, da könnte man dann überhaupt nicht sagen, daß Ein Kultus vorhanden gewesen.

So sehen wir, wie überall in diesen Gottesdiensten zwar ein großer und reiner Gedanke, der wohl entwickelungsfähig gewesen wäre, zu

Grunde liegt, daß er indeß doch bald mehr und mehr überwuchert wird von Beiwerk, welches ſich aber als das Eigentliche, Weſentliche der Gottesverehrung darſtellt, den Kultus ſchließlich in Formelweſen, Aeußerlichkeiten feſtbannt und den Gottesgedanken in ſinnverwirrender Menge göttlicher Weſen erſtickt.

Nur Iſrael zeigt zwar auch deutliche Spuren urſprünglicher, animiſtiſcher und fetiſchiſtiſcher Kultusformen bis zu den Menſchenopfern hin, aber gerade bei ihm haben wir geſehen, wie es ſeine weltgeſchichtliche Rolle war, alle die bisherigen Schranken zu durchbrechen und eine höhere Gotteserkenntniß zu finden. So alſo erhält und entwickelt ſich der Keim reiner menſchlicher Gotteserkenntniß an einem Punkte der Mittelmeerwelt, welcher abſeits des zum politiſchen Mittelpunkte beſtimmten liegt und ſeinerſeits keinerlei politiſche Kraft und Bedeutung gewinnt. Es iſt von weltgeſchichtlichem Werthe, daß nicht in eine Hand das politiſche und religiöſe Schwergewicht für die geſammte Mittelmeerwelt gelegt wurde, und daß daher dieſe Menſchheit, indem ſie ihre politiſche Beſtimmung erfüllte und vollendete, nicht auch zugleich ihre religiöſe Entwickelung abſchloß.

Die griechiſche Welt.

Man möchte faſt ſagen, daß die ganze bisherige Weltgeſchichte den Eindruck macht einer Vorhalle, eben nur zu dem Zwecke ſo errichtet, daß ſie dienen könne als Zugang zu dem Griechenthume. Wir ſahen die älteſten bis in die vorgeſchichtlichen Zeiten hineinreichenden Kulturen Aegyptens und Babyloniens und inwiefern ſie nothwendige Grundlagen für ſo manches der Menſchheit Unentbehrliche wurden; wir ſahen ein anderes Volk, in welchem die religiöſen Ideen ſo überwiegend den Inhalt ſeines Wirkens ausmachten, ſo mächtig gährten, daß es zu einem politiſchen Daſein gar nicht gelangte; wir ſahen wiederum ein Volk, welches ſtaatliche Formen gleichfalls verſchmähend ſeine Bedeutung darin findet, alle Theile der Erde dem Verkehre zu erſchließen, und ſchließlich ſehen wir auf die Bühne der Weltgeſchichte treten eine neue Völkerfamilie, die zuerſt mit kräftiger Hand alle dieſe Völker zuſammenfaßt und damit zuerſt verſucht dieſer geſammten um die Geſtade des Mittelmeeres ſich gruppirenden Kulturwelt auch äußerlich den Gedanken ihrer Einheitlichkeit aufzuprägen, eine Zukunft, zu der die Mittelmeerwelt, wie es ſich gezeigt hat, allerdings beſtimmt war. Jedoch erſt ſollte noch der Schlußſtein in die Kultur derſelben geſetzt werden, ehe ſie ſich dann auch äußerlich, politiſch zu einer Einheit zuſammenſchloß. Dieſer Schlußſtein, dieſe Vollendung der antiken Welt war das Griechenthum.

Es hat ſich neuerdings eine Betrachtungsweiſe geltend gemacht, die das Alterthum, ſelbſt das zurückgelegenſte ägyptiſche, uns ſo darſtellen will, als ſei ein Unterſchied gegen jetzt kaum vorhanden geweſen, als brauche man, wie ein geiſtreicher Schriftſteller witzig bemerkt, ſtatt Memphis nur Leipzig und ſtatt Papyros nur Zeitung zu ſagen, um

genau das ägyptische Leben zu verstehen. Mag nun diese Anschauung allerdings vornehmlich in Romanen sich geltend machen und auch ihre berechtigte Seite haben, insofern ja freilich in Vielem und Großem die menschliche Natur sich gleich bleibt, so ist sie andererseits aber doch so verbreitet und geht so weit in ihren Folgerungen, daß ich nicht umhin kann zu betonen, wie ich glaube, das ganze Fühlen und Denken, die ganze Weltanschauung der alten Orientalen sei eine uns völlig fremde gewesen, und plötzlich in diese Welt versetzt, würden wir — selbstverständlich von allem Aeußerlichen, Materiellen abgesehen — so wenig mit ihr leben können wie ein alter Aegypter oder Babylonier mit unserer Weltanschauung. Ein Fisch und ein Pferd athmen beide Luft, aber dieses hat nicht das Organ, um dem Wasser die zu seinem Athmen nöthige Luft zu entnehmen, und jener kann nicht in der Luft selbst leben und athmen. Darum eben ist es das weltgeschichtlich Bedeutsame an dem Griechenthume, daß es uns völlig menschlich verständlich ist, daß es die Luft uns bietet, in der auch wir athmen, und daß es aus einer uns fremden fast gegensätzlichen Welt den Uebergang bildet zu der Welt allgemeinen Menschenthumes und Gleichberechtigung aller menschlichen Persönlichkeiten, die aus dem Christenthume hervorgegangen ist. Hierzu war das Griechenthum die Vorfrucht und an der Schwelle zu seiner Geschichte kann das Wort stehen: *Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί.*

Aber freilich lag für die Griechen selbst darin auch die Gefahr, die uns Deutsche so oft bedroht, so oft geschädigt hat, über dem Gedanken allgemein menschlicher Kultur die eigenen Volksinteressen zu vergessen und zu vernachlässigen. Und der Gedanke der menschlichen Freiheit artete für die Griechen selbst bald in einen solchen Kultus der Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums aus, daß darüber das Gemeinwesen zu Grunde ging.

Die Geschichte nicht nur des Griechenthumes, auch Griechenlands beginnt mit einem der größten Denkmäler, welches der menschliche Geist sich je gesetzt hat, einer der glänzendsten Blüthen des menschlichen Gemüthes, mit den Gesängen des Homer. Nicht wie bei Aegyptern, Babyloniern und Assyrern müssen wir aus Königslisten und trockenen Verzeichnissen uns ein Gerippe der ältesten Zeit herstellen, die aber doch schon geschichtliche war, sondern wie bei Israel erhalten wir durch ge-

waltige Schriftdenkmäler ein vollkräftiges Bild deſſen, was das Griechenthum war, kurz bevor es im Lichte der Geſchichte auftrat, und vor Allem wir erkennen daraus, welche Gedankenwelt es beſeelte. Ilias und Odyſſee bieten uns ein lebensvolles Bild des vorgeſchichtlichen Griechenthumes, gerade ſo wie wir ein ſolches von Iſrael aus den Büchern Joſua, Samuelis, Chronika, Könige erhalten, nicht nach den Einzelheiten, aber für das Weſen der Sache. Dieſes iſt die Bedeutung der homeriſchen Geſänge für die griechiſche Geſchichte.

Die Zuſtände, unter welchen die Griechen kurz vor Eintritt in die Geſchichte lebten, waren die kleiner ſelbſtändiger Kantone unter erblichen Herrſchern — Königen —, die jedoch keineswegs orientaliſche Machtvollkommenheit beſaßen, ſondern mit ihren Edlen beriethen und die Zuſtimmung der Volksverſammlung, dieſe freilich mehr eine äußere Form, herbeiführen mußten. So beruhten ihr Anſehen und ihre Gewalt auf den perſönlichen Eigenſchaften, andererſeits aber waren ſie doch wirkliche Könige von Gottes, nicht des Volkes Gnaden, der König heißt „der Zeusernährte“, „ſeine Ehre iſt von Zeus und es liebt ihn der Lenker Zeus.“

In der Schilderung der Volksverſammlung legt Homer den Finger auf die Blöße, die der Gang der politiſchen Entwickelung Griechenlands zu ſeinem Verderben immer zeigen ſollte, indem ſich mehr und mehr agitatoriſches, demagogiſches Treiben entwickelte und nicht die Rathsverſammlung der Edlen der politiſche Schwerpunkt blieb; das Auftreten des Therſites iſt typiſch vorahnend und ein Schrei des Herzens iſt es, der den eigentlich wunden Punkt der griechiſchen Politik aufdeckt, wenn Agamemnon ausruft: „Wenn aber jemals wir in Einigkeit rathſchlagen werden . . . . .“ und Odyſſeus: „Nicht gut iſt die Vielherrſchaft“, ein Schrei, den oft und oft in ſeiner Geſchichte auch dem Deutſchen auszuſtoßen beſchieden war und dem zum Unheile des Vaterlandes unſere ſogenannten Volksvertreter noch heute allzu oft ihre Ohren verſchließen. Wenn es bei uns früher Intereſſen einzelner Städte, Landſchaften, Dynaſtien waren, ſo ſind es jetzt Intereſſen einzelner Erwerbskreiſe, mehr noch politiſch-theoretiſcher und kirchlicher Parteien und am meiſten und kläglichſten die perſönlichen Intereſſen der einzelnen Parteihäupter, die das ἐς γε μίην βουλεύειν verhindern. Solche Fraktionsführer meint Neſtor, wenn er ſagt: „Der

ist nicht unseres Geschlechts, unseres Rechts, unserer Heimath, der des entsetzlichen Bürgerkrieges begehrt." So erkennt schon Homer klar die Gefahr partikularistischer Kantonalpolitik, die den Griechen dann ebenso verderblich wurde wie einst uns, wie sie auch die Schweiz so oft geschädigt und wie sie an ihrem Theile dazu mitgewirkt hat, das seemächtige Holland von seiner Höhe europäischer Macht herabzustürzen. Andererseits zeigt auch gerade Homer, wie trotz alledem — auch darin Deutschland ähnlich — der Gedanke nationaler Zusammengehörigkeit immer in dem Griechenthume gelebt hat, denn er kennt Bezeichnungen, die zusammenfassend für alle Griechen gelten, Danaer, Argeier und besonders Achaier.

In Bezug auf die religiösen Anschauungen erkennen wir in Homer schon das unbedingte Ueberwiegen des Zeus, welches in geschichtlicher Zeit der griechischen Religion einen fast monotheistischen Zug gegeben hat, aber ebenso auch die künstlerische Ueberfülle der Erscheinungsformen des Göttlichen, welche diesen monotheistischen Zug nie hat endgültig durchdringen lassen und welche, zu unbefangen das Menschliche dem Göttlichen naherückend, nothwendig bald zu einem Religionsverfalle führen mußte. Davon, daß es sich um ursprünglich gleichberechtigte oder sogar örtlich allein verehrte Gottheiten handelt, ist bei Homer nur anekdotenhaft Umgestaltetes übrig geblieben. Hier ist Zeus der unumschränkt gebietende Vater der Menschen und Götter, er thront allein über ihnen, er allein mischt sich nicht in die Schlachten der Männer, er allein tritt in keinen persönlichen Verkehr mit den einzelnen Sterblichen, wird ihnen nicht sichtbar, während mit allen anderen Gottheiten die Helden ganz unbefangen verkehren, aber die Unnahbarkeit und bedingungslose Unsichtbarkeit des israelitischen Jahve erreicht auch er nicht. Auch ist er nicht wie dieser Volksgott, die Volksfeinde sind nicht auch seine Feinde, er ist vielmehr Gott der Troer sowohl als der Griechen.

Und auch älteste Gebräuche und Anschauungen spiegeln sich im Homer noch sehr erkennbar wieder, so z. B. schlachtet Odysseus den Todten ein Opfer, sie trinken das Blut und danach vermögen sie mit ihm zu reden und zu verkehren, das ist eine der ursprünglichsten antiken Kultusformen, die Ahnenverehrung. So fanden wir auch im alten Testamente Spuren ursprünglichster Kulte, aber während für Israel Derartiges, wenn auch anders ausgedeutet, noch als fortwirkend

und geltend beſtehen blieb, ſo iſt bemerkenswerth, wie es dagegen in den homeriſchen Gedichten eine ſozuſagen unſchädliche harmloſe Form angenommen hat, obgleich ſie doch zeitlich dieſen Dingen noch recht nahe geſtanden haben müſſen.

Am ſchärfſten aber zeigt ſich der ganze Unterſchied griechiſcher und jüdiſcher Anſchauung in der Frage der Verantwortlichkeit des Menſchen vor ſeinem Gott. Die ganze altiſraelitiſche Litteratur durchzieht dieſer Gedanke der Verſchuldung vor Jahve und der dadurch verdienten Strafe. Nichts davon bei Homer, hier tragen vielmehr die Götter die Verantwortlichkeit für die Thaten der Menſchen. Agamemnon beſchuldigt Zeus, daß er den Streit zwiſchen ihm und Achilleus angeſtiftet habe, Priamus ſagt geradezu der Helena:

„Du biſt mir nicht ſchuld, die Götter ſind mir die Schuldigen“, und als die Troer die Schuld auf ſich laden, das beſchworene Abkommen zu verletzen, und ſo ihr Untergang als gerecht erkannt werden muß, da iſt es doch auf Beſchluß der Götter, daß Athene den Pandaros zu dieſem Eidbruche antreibt.

Es beruht eben das geſammte Griechenthum, wie es uns ſchon im Homer in ganzer Fülle und Blüthe entgegentritt, auf ſo rein menſchlichem Fühlen, auf einem, ich möchte ſagen, künſtleriſchen Geltenlaſſen auch der Fehler und Schwächen, auf einem Alles-entſchuldigen, weil Alles-verſtehen, daß kein Raum bleibt für die ſtrenge Selbſtprüfung des Menſchen vor ſeinem Gott, für den Ernſt der Heiligkeit und Gerechtigkeit des Höchſten, die ausſchließlich das iſraelitiſche Empfinden erfüllen. Beide Völker ſind an der Ausſchließlichkeit ihrer Auffaſſung zu Grunde gegangen, die Griechen völlig verſchwunden, uns nur ihr künſtleriſches Erbe laſſend, die Iſraeliten immerhin noch nach gänzlicher politiſcher Vernichtung als Volksſtamm weiter beſtehend, denn ihr Ideal war trotz der Engherzigkeit ihres Verſtehens deſſelben ein ſittlich hohes. Erſt das Chriſtenthum vermochte dem Menſchen eine Vereinigung dieſer beiden Richtungen zu geben, und auch dieſes bedurfte langer Entwickelung dazu; noch im mittelalterlichen Katholizismus liegen Weltfröhlichkeit und Askeſe in unverſöhntem Kampfe und bald die eine, bald die andere gewinnt die Oberhand, eine freie menſchliche Vereinigung des ernſten Gedankens der Schuld vor Gott und der berechtigten Freude an ſeiner Schöpfung bietet erſt der Proteſtantismus.

Wir sagten schon, daß Homer uns die volle Blüthe des Griechenthumes zeigt, die dann in geschichtlicher Zeit sich zur reifen Frucht entwickelt, aber dabei auch manche geile und wilde Auswucherung hervorbringt. So zeigt sich die Stellung der Frau und jenes Grundübel des Alterthumes, die Sklaverei, bei Homer noch in weit günstigerem Lichte, als dieses später der Fall war. Die spätere griechische Frau verfiel in haremähnliche Abgeschlossenheit und der Grieche den Verlockungen des Hetärenthumes und mehr noch und schlimmer der Knabenliebe; von dem Letzteren ist noch nichts bei Homer zu merken, denn der dem Manne unbeschränkt zustehende geschlechtliche Umgang mit den kriegsgefangenen Weibern hatte damit nichts zu thun und das Bild der Freundschaft zwischen Achilleus und Patroklos will ich mir selbst durch Shakespeare nicht beflecken lassen, da Homer nicht den Schatten eines Anlasses dazu giebt. Die Zurückgezogenheit des Weibes in das Frauengemach zeigt sich allerdings in ihren Anfängen auch bei ihm schon. Die Sklaverei ist noch lediglich Hausklaverei, wie sie bei allen Völkern des Alterthumes zuerst bestand und noch heute bei den Arabern besteht, die unschädlichste, vergleichsweise gesundeste Form derselben, da sie den Sklaven zum Familienliede macht, keine Latifundienwirthschaft oder Fabrikthätigkeit war noch darauf gegründet und doch erkennt auch schon Homer das darin liegende Uebel, wenn er den Eumaios sagen läßt:

„Denn die Hälfte der Tüchtigkeit nimmt der weitdonnernde Zeus weg
Des Mannes, wann ihn der Tag der Knechtung überwältigt."

So waren die Verhältnisse, in denen die Griechen lebten, ehe ihre Geschichte beginnt, denn das große gemeinsame Unternehmen, welches die Grundlage des homerischen Epos bildet, der Zug gegen das kleinasiatische Troja, muß zwar nothwendig in seinem Kerne geschichtlich sein, ist aber doch dem geschichtlichen Blicke entrückt. Auch liegt zwischen der homerischen Zeit und den geschichtlichen Anfängen ein bedeutender Zeitabschnitt, über den Nachrichten fehlen.

Weit anders erging es hier wie in Aegypten, Babylonien, Persien. Im ersteren Lande handelte es sich um ein unvermischtes Volksthum, in den beiden anderen um je zwei solche, von denen jedoch eines das unbedingte Uebergewicht gewann, Assyrier über Babylonier, Perser über Meder. In Griechenland aber fand eine lebhafte Völkerwanderung statt, Stamm verdrängte Stamm und an vielen Stellen schoben eine

oder mehrere neue Völkerſchichten ſich über das autochthone Element der Pelasger, während auch noch ägyptiſche und phöniziſche Einflüſſe und Einwanderungen ſtark erkennbar an der Entſtehung des Griechenthumes mitgewirkt haben. So wies denn das ſchließliche Ergebniß, das Hellenenthum, eine reiche Mannigfaltigkeit der Begabungen und Beſtrebungen auf. Das Jahr 1300 bezeichnet ungefähr die Zeit, zu der die Einwanderung der Danaer, des Hauptelementes des ſpäteren Griechenthumes, in das von den Pelasgern bewohnte Griechenland ſich durchſetzte. Um 1300

Im Beginne der Geſchichte finden wir die griechiſche Welt ſchon weit über das eigentliche Griechenland hinaus ausgedehnt durch thatkräftige Koloniſation, welche die ganze Zeit von der Mitte des 8. bis Mitte des 6. Jahrhunderts erfüllt. Im Norden hat ſie die Küſten des Schwarzen Meeres beſetzt, im Oſten das ganze Inſelreich des ägäiſchen Meeres und die kleinaſiatiſche Küſte, im Weſten Unteritalien und Sizilien. Und hier iſt denn aber auch gleich der Punkt, wo das partikulariſtiſche Element des griechiſchen Karakters ſeinen weltgeſchichtlichen Einfluß beginnt, indem es verhindert, die Widerſtände zu brechen, welche einer Ausdehnung des Griechenthumes über dieſe Grenzen hinaus entgegentreten, nämlich im Oſten die lydiſche Monarchie, im Weſten das Erſtarken des kolonialen Nebenbuhlers, Karthagos, und bald darauf der Italiker ſelbſt. Dazu hätte einheitliches Zuſammenfaſſen der griechiſchen Macht gehört, ſo aber konnte nicht den Griechen das Vereinigen der Mittelmeerwelt zufallen. Ja die koloniale Ausdehnung ſelbſt war zwar eine Ausbreitung des Griechenthumes, der griechiſchen Kultur, aber nicht ein politiſcher Machtzuwachs Griechenlands. Ueberall Wurzel faſſend, ſog der koloniſirende Grieche bald aus dem fremden, nunmehr zu neuem Heim gewordenen Boden einen neuen Lokalpatriotismus, darin, uns zu Leid und Schande müſſen wir es bekennen, nur von den ſo gründlich und ſo bereitwillig zu Amerikanern, Ruſſen, Engländern werdenden Deutſchen übertroffen. Mitte des 8. bis Mitte des 6. Jahrh.

Die griechiſche Geſchichte iſt nicht eine Geſchichte Griechenlands, denn dieſes wurde nie ein politiſcher, blieb immer nur ein geographiſcher Begriff, ſie iſt Stammesgeſchichte der einzelnen Kantone, und wo ſie eine Einheit gewinnt, da immer nur dadurch, daß einer dieſer Kantone das politiſche Uebergewicht und ſeine Geſchichte damit allgemeine Bedeutung für ganz Griechenland gewinnt. Zuerſt iſt dieſes für den

dorischen Stamm der Spartaner der Fall. Versehen mit einer in den härtesten Formen ausgebildeten, schroff militärischen Organisation, deren Grundlagen auf ihren großen Gesetzgeber Lykurg zurückgeführt werden und die den spartanischen Namen sprichwörtlich für alle Zeit gemacht hat, erringen sie von Ende des 8. bis Mitte des 7. Jahrhunderts die Vorherrschaft auf dem Peloponnes in schweren langandauernden Kämpfen gegen ihre Nachbarn Argolis, Arkadien und besonders Messenien, welches Letztere in den beiden messenischen Kriegen völlig niedergeschlagen und unterworfen wird, trotzdem in beiden Kriegen die Messenier bedeutende Männer an ihrer Spitze sehen, Aristodemos und Aristomenes; doch lebt wenigstens nach so tapferem Widerstande ihr Name noch fort, in ihrer Kolonie auf Sizilien, bis dahin Zankle, nach ihnen Messana genannt.

Ende des 8. bis Mitte des 7. Jahrh.

Nur noch herber und schärfer mußte der aristokratisch-militärische Karakter des spartanischen Staatswesens dadurch sich herausbilden, denn größer wurde die fast rechtlose Masse der Unterworfenen, in Knechtschaft Verfallenen, über der die Herrschaft der Spartaner sich durch den Säbel erhielt, wie in ihrer kräftigen Zeit die der Türken über der waffenlosen und den Bekennern des Islam gegenüber auch fast rechtlosen Rajah. Ein moderner Sozialist könnte wohl meinen, in dem kommunistischen spartanischen Staate sein Ideal verwirklicht zu sehen, aber er würde dann vergessen, daß es eine wenig zahlreiche militärische Aristokratie war, die auf dem Rücken der in Sklaverei gehaltenen Massen, eben dessen, was heute die Sozialistenführer mit ungerechter Ausschließlichkeit das arbeitende Volk nennen, ihren soldatischen Kommunismus eingerichtet hatten. Das Festhalten an dieser Staatsverfassung in aller ihrer Beschränktheit und Einseitigkeit machte sie stark nach außen und ersparte ihnen die Erschütterungen im Innern, von denen überall sonst in Griechenland das Verschwinden der alten homerischen Königsherrschaft und der Uebergang der Gewalten in die Hände der Aristokratie begleitet war; in Sparta ward sogar der Name der Königswürde erhalten, je zwei Persönlichkeiten bekleideten sie immer.

Dieser politische Wechsel führte aber auch überall außer Sparta dahin, daß mit der Zeit die Herrschaft der vornehmen Geschlechter sich äußerst verhaßt machte und so den Drang zu demokratischer Ent-

730—710 1. messenischer Krieg. 645—630 2. messenischer Krieg.

wickelung, der immer in den Griechen lebendig war, besonders anregte, allerdings nicht, ohne daß nicht vielfach, um nur die Geschlechterherrschaft zu brechen, zunächst die Staatsleitung einem einzelnen Machthaber, einem Tyrannos, überlassen wurde.

Bei solchen Zuständen der anderen Kantone hätte wohl Sparta mit seiner kraftvollen Organisation Allen gegenüber die Obmacht gewinnen und so ein geeintes Griechenland herstellen können, aber seine tüchtige Kasernenerziehung war doch zu einseitig, um staatsmännische Genies hervorzubringen, die so etwas verwirklichen konnten, und bald trat als Nebenbuhler der spartanischen Staatsbildung die demokratische athenische auf den Plan. Das Emporkommen dieser hatte das Stadium der Tyrannis durchlaufen. Freilich war in Athen der Versuch gemacht worden, den schwer empfundenen Uebelständen der Aristokratenherrschaft durch eine gründliche von Solon Anfang des 6. Jahrhunderts ins Werk gesetzte Verfassungsreform abzuhelfen. Bei den so sehr gering entwickelten Geld- und Kreditverhältnissen der antiken Welt verfielen regelmäßig die unteren Klassen in hoffnungslose Schulden und damit nach damaligem Rechte in Knechtschaft. Wenn heute die sozialistischen Weltverbesserer die kapitalistische Gesellschaftsordnung als das Grundübel ansehen, mit deren Abschaffung das Paradies auf Erden eintreten werde, so mögen sie von Griechenland und besonders von Rom lernen, bei deren Verfassungskämpfen es sich immer um soziales Elend, um eine so fürchterliche Verschuldung der Massen handelte, wie sie eben nur möglich ist bei völliger Naturalwirthschaft, bei allgemeinem Mangel an geprägter Münze, bei Abwesenheit jeder Ausgleichung des Kreditwesens, jeder Regelung des vorhandenen Kapitalvorrathes, wie es heute der vielgeschmähte Giftbaum, die Börse, besorgt. Was die Einführung der Schrift für den geistigen, das war die Einführung geprägten Geldes für den Handelsverkehr, wie aber dann zur ersteren bei ungemein gesteigerten Ansprüchen der Menschheit die Buchdruckerkunst helfend, fast herrschend hinzutrat, so zum letzteren die Börse, ein Faktor der Verallgemeinerung seiner Wirkung, durch den mit derselben gegebenen Menge die zehnfache Leistung hervorgebracht wird. Damit soll sie nicht als etwas Fehlerfreies hingestellt werden, vervollkommnete Mittel geben immer auch reichere Gelegenheit zu ihrem Mißbrauche, wie es ebenfalls

Anfang des 6. Jahrh.

Solon 640—559.

dorischen Stamm der Spartaner der Fall. Versehen mit einer in den härtesten Formen ausgebildeten, schroff militärischen Organisation, deren Grundlagen auf ihren großen Gesetzgeber Lykurg zurückgeführt werden und die den spartanischen Namen sprichwörtlich für alle Zeit gemacht hat, erringen sie von Ende des 8. bis Mitte des 7. Jahrhunderts die Vorherrschaft auf dem Peloponnes in schweren langandauernden Kämpfen gegen ihre Nachbarn Argolis, Arkadien und besonders Messenien, welches Letztere in den beiden messenischen Kriegen völlig niedergeschlagen und unterworfen wird, trotzdem in beiden Kriegen die Messenier bedeutende Männer an ihrer Spitze sehen, Aristodemos und Aristomenes; doch lebt wenigstens nach so tapferem Widerstande ihr Name noch fort, in ihrer Kolonie auf Sizilien, bis dahin Zankle, nach ihnen Messana genannt.

Ende des 8. bis Mitte des 7. Jahrh.

Nur noch herber und schärfer mußte der aristokratisch-militärische Karakter des spartanischen Staatswesens dadurch sich herausbilden, denn größer wurde die fast rechtlose Masse der Unterworfenen, in Knechtschaft Verfallenen, über der die Herrschaft der Spartaner sich durch den Säbel erhielt, wie in ihrer kräftigen Zeit die der Türken über der waffenlosen und den Bekennern des Islam gegenüber auch fast rechtlosen Rajah. Ein moderner Sozialist könnte wohl meinen, in dem kommunistischen spartanischen Staate sein Ideal verwirklicht zu sehen, aber er würde dann vergessen, daß es eine wenig zahlreiche militärische Aristokratie war, die auf dem Rücken der in Sklaverei gehaltenen Massen, eben dessen, was heute die Sozialistenführer mit ungerechter Ausschließlichkeit das arbeitende Volk nennen, ihren soldatischen Kommunismus eingerichtet hatten. Das Festhalten an dieser Staatsverfassung in aller ihrer Beschränktheit und Einseitigkeit machte sie stark nach außen und ersparte ihnen die Erschütterungen im Innern, von denen überall sonst in Griechenland das Verschwinden der alten homerischen Königsherrschaft und der Uebergang der Gewalten in die Hände der Aristokratie begleitet war; in Sparta ward sogar der Name der Königswürde erhalten, je zwei Persönlichkeiten bekleideten sie immer.

Dieser politische Wechsel führte aber auch überall außer Sparta dahin, daß mit der Zeit die Herrschaft der vornehmen Geschlechter sich äußerst verhaßt machte und so den Drang zu demokratischer Ent-

730—710 1. messenischer Krieg. 645—630 2. messenischer Krieg.

wickelung, der immer in den Griechen lebendig war, besonders anregte, allerdings nicht, ohne daß nicht vielfach, um nur die Geschlechterherrschaft zu brechen, zunächst die Staatsleitung einem einzelnen Machthaber, einem Tyrannos, überlassen wurde.

Bei solchen Zuständen der anderen Kantone hätte wohl Sparta mit seiner kraftvollen Organisation Allen gegenüber die Obmacht gewinnen und so ein geeintes Griechenland herstellen können, aber seine tüchtige Kasernenerziehung war doch zu einseitig, um staatsmännische Genies hervorzubringen, die so etwas verwirklichen konnten, und bald trat als Nebenbuhler der spartanischen Staatsbildung die demokratische athenische auf den Plan. Das Emporkommen dieser hatte das Stadium der Tyrannis durchlaufen. Freilich war in Athen der Versuch gemacht worden, den schwer empfundenen Uebelständen der Aristokratenherrschaft durch eine gründliche von Solon Anfang des 6. Jahrhunderts ins Werk gesetzte Verfassungsreform abzuhelfen. Bei den so sehr gering entwickelten Geld- und Kreditverhältnissen der antiken Welt verfielen regelmäßig die unteren Klassen in hoffnungslose Schulden und damit nach damaligem Rechte in Knechtschaft. Wenn heute die sozialistischen Weltverbesserer die kapitalistische Gesellschaftsordnung als das Grundübel ansehen, mit deren Abschaffung das Paradies auf Erden eintreten werde, so mögen sie von Griechenland und besonders von Rom lernen, bei deren Verfassungskämpfen es sich immer um soziales Elend, um eine so fürchterliche Verschuldung der Massen handelte, wie sie eben nur möglich ist bei völliger Naturalwirthschaft, bei allgemeinem Mangel an geprägter Münze, bei Abwesenheit jeder Ausgleichung des Kreditwesens, jeder Regelung des vorhandenen Kapitalvorrathes, wie es heute der vielgeschmähte Giftbaum, die Börse, besorgt. Was die Einführung der Schrift für den geistigen, das war die Einführung geprägten Geldes für den Handelsverkehr, wie aber dann zur ersteren bei ungemein gesteigerten Ansprüchen der Menschheit die Buchdruckerkunst helfend, fast herrschend hinzutrat, so zum letzteren die Börse, ein Faktor der Verallgemeinerung seiner Wirkung, durch den mit derselben gegebenen Menge die zehnfache Leistung hervorgebracht wird. Damit soll sie nicht als etwas Fehlerfreies hingestellt werden, vervollkommnete Mittel geben immer auch reichere Gelegenheit zu ihrem Mißbrauche, wie es ebenfalls

Anfang des 6. Jahrh.

Solon 640—559.

die Buchdruckerkunst zeigt, doch aber verhindert sie solche Zustände, wie sie beständig die antiken Staaten erschütterten, sie gleicht aus, ebenso wie die Eisenbahnen ausgleichend wirken und so es verhindern, daß in civilisirten Staaten noch Hungersnoth in einer Provinz ausbrechen kann, während die andere ihr Getreide nicht fortzuschaffen vermag, Zustände, die vorher auch unsere Staaten periodisch heimsuchten. So war auch in Athen Solons Aufgabe eine Regelung dieser Zustände, was denn auch, wie immer in diesen Fällen, durch eine Art gesetzlich geregelten Bankerotts bewirkt wurde. Die dem Staate dann von Solon verliehene Verfassung beruhte auf einem Klassenwahlsystem nach einem Vermögenszensus. Allein, wie schon erwähnt, die Tyrannis vermied Athen dennoch nicht, ihrer bemächtigte sich nach mannigfaltigen
538 Kämpfen — endgültig erst 538 — ein Soldat aus der atheniſchen Aristokratie, Peisistratos, der sich aber gerade bei seinem Emporkommen auf die geringeren Klassen stützte. Seine Regierung ist von großer Bedeutung für Athen gewesen, er gab diesem zu zerfahrener Demokratie neigenden Staatswesen festen inneren Halt, gab ihm Manches, was dann werthvolle Errungenschaft für seine spätere Weltstellung wurde, jedoch nicht lange genug festgehalten blieb.

Schon unter seinem Sohne ward mit Beihülfe der Spartaner die atheniſche Tyrannis wieder gestürzt und sogleich auch durch Kleisthenes
509 die Verfassung, 509, weiter in demokratischem Sinne ausgebaut, freilich mit wenig Schonung des geschichtlich Gewordenen, was gerade bei dem griechischen und insbesondere dem atheniſchen Karakter wenig weise war.

Für uns, für die gesammte Nachwelt, also für die Weltgeschichte, ist aus dieser Zeit am wichtigsten, daß Peisistratos zum ersten Male die homerischen Gesänge sammeln und niederschreiben ließ und damit einen kanonischen Text derselben herstellte. Ehrt dieses ihn, so ehrt es doch noch mehr die Griechen, daß sie bisher als gesammtes Volk so wohl den Werth dieser Gesänge zu schätzen gewußt hatten, daß dieselben in vollem Umfange lebendig bei ihnen geblieben und dadurch eben überhaupt noch vorhanden waren. Nur ein hoch begabtes, im besten Sinne künstlerisch empfindendes Volk vermochte solches, wie sehr sind bei uns

Peisistratos: 1. Tyrannie. 560—555 vertrieben. 2. Tyrannie. 550—549 vertrieben. 3. Tyrannie. 538—527.

die alten Volksdichtungen der Vergessenheit verfallen; wir wissen, daß zwar Karl, auch darin der Große, sie sammeln, sein Sohn Ludwig sie aber wieder vernichten ließ. Aber hätten sie im Volke wirklich noch gelebt, so hätte nicht eines Kaisers Wille sie verschwinden lassen können.

Dieses also war die Lage Griechenlands, als der Ansturm der persischen Weltmacht gegen das Hellenenthum erfolgte, nachdem seine kleinasiatischen Kolonien demselben schon erlegen waren, die meisten Kantone in vereinsamter Selbständigkeit und oft sogar untereinander in Entzweiung, Athen, erhebliche Erschütterungen soeben überstanden habend, in der Entwickelung der Demokratie begriffen, nur Sparta waffenmächtig dastehend und die Kraft des Peloponnes unter seinem Bundesvorsitze zusammenfassend. Wie der persische Angriff entstand und sich entwickelte, haben wir bei Gelegenheit der persischen Geschichte schon gesehen. Aber die bei Marathon zwar zurückgewiesene, immer jedoch noch ebenso stark drohende Gefahr vermochte weder dem Griechenthume die nicht nur für dauernde Erfolge, sondern auch für Sicherheit und politische Unabhängigkeit unerläßliche Einigkeit, geschweige denn Einheit zu geben, noch in Athen eine fester gegründete und gesichertere Regierungsform zur Herrschaft zu bringen, so wenig wie heute die zweifellos drohende, höchst ernsthafte Russengefahr es vermag, die Deutschen zur willigen Anspannung aller ihrer Wehrkraft, zur Aufgabe der engherzigen partikularistischen Streitigkeiten und Parteizänkereien zu bewegen. Es ist ja eben die griechische Geschichte in Vielem ein nur allzu oft erschreckend ähnliches Spiegelbild der deutschen, bei so mancher Seite derselben müssen wir uns sagen, de te fabula narratur und leider beinahe immer mit einem Seufzer. Auch für die Athener bewährte sich, daß der Reichthum an genialen Naturen, an großen Männern die politische Zukunft eines Volkes zu sichern noch nicht vermag, wenn nicht gefestigte innere Zustände denselben Halt und Zügel verleihen. Neben dem Miltiades, der aber bald nach seinem Siege starb, besaß Athen damals noch den staatsmännisch wie militärisch hochbegabten Themistokles und den streng rechtlichen, aber politisch wenig fähigen Aristides. Zwischen diesen Beiden erhob sich jetzt der politische Machtstreit, bis der Letztere seinem Gegner weichen mußte.

Xerxes (Xaiharša) 485—465. Miltiades ?—489. Themistokles 527—460. Aristides 540—467.

Noch aber war selbst die unmittelbare persische Gefahr nicht
480 vorüber. Des Darius Nachfolger Xerxes überschritt den Hellespont mit einer Armee, deren Zahl in den Ueberlieferungen sicherlich sehr übertrieben angegeben wird, die aber jedenfalls bedeutend die der Griechen übertraf. Zu geschlossenem, einigem Entgegentreten vermochten es diese nicht zu bringen. Spartas Streitkräfte verließen den Peloponnes nicht, Athen aber genoß jetzt den Vortheil, den das Dasein großer Männer gerade in den kritischsten Zeiten den Staaten zu geben vermag, die Zusammenfassung aller lebendigen Kräfte der Nation für einen kühnen, von dem Gewöhnlichen abweichenden Entschluß. Themistokles, in dieser Krisis mit ganzer Machtvollkommenheit verfügend, verlegte alle Widerstandskraft des Staates in die Flotte, gab die Stadt selbst auf.

Zu Lande trat den Persern nur eine Vorhut von 7000 Mann unter dem spartanischen Könige Leonidas entgegen, um den aus Thessalien in das eigentliche Hellas führenden Engpaß der Thermopylen zu sperren. Xerxes griff sie zunächst frontal an, vergeblich und mit starkem Verluste. Wie bei fast allen antiken Schlachtschilderungen bleibt auch hier Manches unerklärt und zweifelhaft. Es soll ein Verräther erst den Persern die Umgehung der griechischen Stellung ermöglicht haben, als ob es eines Verräthers bedurft hätte, um dem Gegner zu lehren, eine frontal uneinnehmbare Stellung durch Umgehung unhaltbar zu machen, das liegt ja für Jeden auf der Hand, und den Weg zu finden, dazu bedarf es nur einiger Rekognoszirungen.

Die Griechen waren wohl etwas wie die heutigen Franzosen, bei denen auch jede Niederlage ihren Verräther haben muß. So z. B. geben französische Federn in Darstellung der Schlacht von Leipzig den Uebergang von etwa viertausend Sachsen zu den Verbündeten als ein die Schlacht entscheidendes Moment, während es thatsächlich für das große Ganze gar nichts entschied. Nun denke man sich, daß eine spätere Zeit über diese Epoche gerade nur Las Cases oder Fain überliefert erhielte, so würde Solches also dann als geschichtliche Thatsache gelten, oder, wenn dieses etwa nicht, so würde es doch des schwersten Apparates geschichtlicher Beweisführung bedürfen, um die Angaben der einzig überlieferten Schriftsteller zu entkräften und das wiederherzustellen, was der natürliche Menschenverstand a priori annimmt. Und ebenso steht

Leonidas reg. 491—480.

wir fast Allem aus dem Alterthume Ueberlieferten gegenüber, Alles Parteigeschichte, wie Rotteck und Janssen, einseitige Nationalgeschichte, wie Thiers und auch Treitschke, oder besten Falles ehrliche Geschichte, aber mit sehr geringen Hülfsmitteln. So wenig wir einen Homer hervorbringen können, so wenig konnte es bei Griechen oder Römern einen Ranke geben. Wir überheben uns nicht, wenn wir das sagen, denn ein Homer ist doch noch weit mehr als ein Ranke.

Es wurde also von den Persern die Thermopylen-Stellung umgangen und die unter Leonidas zur Deckung des Rückzuges der rechtzeitig abgezogenen Hauptkräfte zurückgebliebene schwache Nachhut vernichtet. Das persische Heer, auch darin unseren Verhältnissen leider ähnlich, daß unter seinen Fahnen zahlreiche griechische Kontingente fochten, überschwemmte nun ganz Griechenland nördlich des Isthmus, es mit Feuer und Schwert verwüstend, Athen selbst nicht ausgeschlossen. Der es längs der Küste begleitenden Flotte jedoch brachte nunmehr die vereinigte griechische Seemacht hauptsächlich durch Verdienst des Themistokles am 20. September bei Salamis eine solche Niederlage bei, 20. Sept. 480
daß Xerxes, die Flotte als unentbehrliche Basis seiner Landoperationen ansehend, den Peloponnes gar nicht betrat, sondern sich selbst mit der größeren Hälfte des Heeres unter Mitnahme ansehnlicher Trophäen nach Asien zurückzog, während nur die kleinere Hälfte in Thessalien verblieb.

Letzteres war deutlich genug, um den Griechen zu zeigen, daß die Kämpfe mit dem Erbfeinde für sie noch nicht vorüber seien, vermochte aber doch nicht zu hindern, daß nicht unmittelbar nach überstandener Gefahr die Griechen wiederum in klägliche innere Uneinigkeit verfielen, und als dann 479 der dritte persische Ansturm erfolgte, da gelang es nur 479
mit Mühe, im letzten Augenblicke Sparta zur Unterstützung Athens zu bringen, und unter dem Oberkommando des Spartaners Pausanias trat nun die versammelte Macht der zum Widerstande entschlossenen Griechenstämme den in Attika eingebrochenen Persern entgegen und schlug sie am 25. September 479 bei Platää. Dieses Mal war der Sieg 25. Sept. 479
so entscheidend, daß die Perser das europäische Festland räumten und in ihre asiatische Heimath zurückwichen. Allein auch dort hatte sie bei dem Vorgebirge Mykale am gleichen Tage eine Niederlage getroffen, indem die griechische Flotte eine Armee-Abtheilung gelandet, das dortige

persische Heer geschlagen und so die griechischen Küstenstädte Kleinasiens von persischer Oberherrschaft befreit hatte.

Die Schlachten von Marathon, Salamis, Platää, Mykale haben weltgeschichtliches Gewicht deshalb, weil durch sie wenn auch nicht Macht und Einfluß Persiens auf Griechenland endgültig gebrochen, aber doch die Aussichten des Orients vernichtet wurden, die volle Herrschaft über das Mittelmeer-Becken zu erlangen, das heißt der ganzen antiken und damit auch zum besten Theile unserer Zivilisation den Stempel aufzudrücken. Allein es trat nun nicht damit Griechenland an die Stelle Persiens, um diese Herrschaft zu erringen, ja es wurde nicht einmal Erbe dieser Bestrebungen, da seine inneren Zwistigkeiten, der Mangel an Einheitsdrang, an staatlicher Disziplin, es zu solcher Rolle gänzlich unfähig machten. Zwar rafften sich die griechischen Stämme im nun gewonnenen Gefühle ihrer Stärke jetzt dazu auf ihrerseits dem Orient offensiv entgegenzutreten, aber gerade daraus entwickelte sich der Dualismus zwischen dem unruhigen, emporwachsenden, revolutionären Athen und der bisher unbestrittenen griechischen Vormacht, dem aristokratisch-konservativen Sparta.

Unter dem Antriebe des noch immer mächtigen Themistokles warf Athen sich mit aller Macht und Anstrengung darauf, eine Großmacht zur See zu werden, und bald war das Ziel erreicht, die minderen Seestaaten unter seiner Leitung vereinigt und unter Kimons Führung die zweifellose Vorherrschaft der atheniſchen Flagge im ägäischen Meere und an der kleinasiatischen Küste festgestellt, insbesondere durch den
465 großen Sieg über die Perser am Flusse Eurymedon 465.

Athen tritt jetzt in die Zeit demokratisch-parlamentarischer Entwickelung, die dadurch unterstützt wird, daß große Persönlichkeiten zahlreich auftreten, ihrem Ehrgeize in heftigen Parteikämpfen Luft machen und Einer den Anderen verdrängt. So muß Themistokles vor Kimon weichen und dieser dann vor dem neuaufsteigenden Sterne des Perikles, und wie damals die Dinge es mit sich brachten, wurden erstere Beide verbannt. Auch hier werden wir wieder in trauriger Weise auf einen Vergleich mit den Deutschen hingewiesen; Themistokles' Größe bewahrt ihn nicht davor, bei dem Landesfeinde, dem Perser, Hülfe zu suchen und ihm die seinige zu bieten, wie ja zu jeder Zeit auch die deutschen Herren

gekränkt in ihrem berechtigten oder unberechtigten Ehrgeize Römern, Guelfen, Franzosen mit Rath und That beigestanden haben. Auch hierin schon hielt Homer den Griechen den Spiegel vor mit dem Bilde des zürnenden Achilleus; „ob Zeus wohl den Troern helfen und sie, die Achaier, an die Hintersteven und um das Meer herum zusammendrängen und tödten wolle"; und jener große Deutsche, an dessen Bilde wir Alle uns aufrichten, aus dessen Geiste wir Kraft schöpfen können, ist auch darin so deutsch, daß er zürnend dem eigenen Werke zu drohen vermochte.

Nach außen hin war aber dieses doch eine Zeit gewaltigen Aufsteigens für Athen und Sinkens für Sparta, dessen ganze strenge politische Verfassung dem Emporkommen außergewöhnlicher Persönlichkeiten ungünstig war. Wenn dieses, wie schließlich auch die Geschichte Spartas beweist, dem dauernden politischen Erfolge eines Staates nicht schädlich ist, so können naturgemäß doch auch Perioden eintreten, wo ein solcher Staat sich überflügelt sieht durch große Leistungen genialer Persönlichkeiten. So gerade geschah es jetzt, Sparta ließ sich starke politische Fehler zu Schulden kommen, ward freilich auch damals von mancherlei Unglück betroffen. Athen gewann also während der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts immer größeren Einfluß, ein immer ausgedehnteres Machtgebiet, während Sparta in die zweite Reihe trat. 1. Hälfte des 5. Jahrh.

Solcher politische Machtwechsel konnte aber natürlich nicht vor sich gehen, ohne gegen Athen starke Leidenschaften, Haß, Neid, Rachsucht für erlittene Niederlagen zu erwecken, denn friedlich ging das Alles nicht vor sich, und schließlich kam es zu einem Zusammenraffen dieser feindlichen Kräfte und einer athenischen Niederlage bei Koroneia 447. Nun griff auch Sparta gegen die übermächtige Seestadt zu den Waffen und Perikles mußte, um ein schwereres Geschick abzuwenden, einen schweren Entschluß fassen, er mußte nachgeben, den Frieden suchen, indem er den Bund griechischer Staaten, an dessen Spitze Athen sich gestellt hatte, so verkleinerte und einschränkte, daß er Sparta nur mehr das Gleichgewicht hielt. Dieses aber that Athen noch fortwährend in vollem Maße und gerade jetzt erlebte es seine glänzendste Zeit. Perikles schmückt es mit jener gewaltigen Menge von Meisterwerken, welche den Ruhm 447

griechischer Baukunst aller Nachwelt überliefert haben, eine Zeit wie einst die des Thebanischen Reiches in Aegypten, aber freilich Werke, die nicht nur wie dort durch den Druck der Massen und den Ernst ihrer Solidität wirken, sondern durch das künstlerisch Maßvolle der Ausführung und die unbedingte Harmonie aller Verhältnisse. Pyramiden und gothische Münster sind ihrer Natur nach Steinbauten und in Holz nicht zu denken, der griechischen Baukunst ist aber wohl eine Periode des Holzbaus voraufgegangen, Karyatiden, säulengetragene Querbalken werden in ihren ersten Anfängen in Holz gedacht sein. Dauernder aber und größer als diese Bauten verkünden uns, wie geistesmächtig das damalige Athen war, welche Kräfte höchster Art sein Volk besaß, die Namen Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, Thukydides.

Bis zu seinem Tode, fast dreißig Jahre lang blieb Perikles an der Spitze der atheniſchen Staatsgeschäfte, er nahm eine Bismarcksche Stellung ein, Souverain ohne den Titel, schuf aber auch wie dieser durch die oft schroff zu Tage tretende aristokratische Ueberlegenheit seiner Natur viele Gegner erst sich, dann auch seinem Werke, sich aber keinen Nachfolger für sein Werk.

Bei dem so hergestellten Gleichgewichte zwischen dem peloponnesischen Bunde unter Sparta und dem attischen unter Athen lag nun freilich beständig die Gefahr vor, daß eben dieses Gleichgewicht gestört werde durch Streitigkeiten zwischen griechischen Staaten, an denen es nie fehlte, und die leicht die Interessensphäre des einen Bundes berührend, ihn zur Einmischung veranlassen konnten. Die Lage war ähnlich wie die Preußens und Oesterreichs vom Wiener Kongreß bis 1866, ein künstliches Interessengleichgewicht, dem immer ein Machtkonflikt drohte, und schließlich sollte sie denn auch zu einem Bruderkriege führen, zu jenem sogenannten peloponnesischen Kriege, welcher aber nicht wie der von 1866 ein reinigendes Gewitter war, nicht gesundere Zustände herbeiführte, sondern Hellas' politischen Niedergang einleitete. Zwistig-
432 keiten zwischen Korinth und Kerkyra brachten 432 Athen zur Einmischung, worauf Sparta gleichfalls nicht glaubte still zusehen zu können.

Der ausbrechende Krieg war also der einer Seemacht und einer Landmacht, jede auf ihrem Gebiete groß und mächtig, ein Streit ähn-

---

468—429 Wirksamkeit des Perikles. Aeschylos 525—456. Sophokles 495 bis 406. Aristophanes 455—387. Thukydides 471—391.

lich wie wenn heutzutage Deutschland und England in Kampf geriethen, nur mit dem Unterschiede, daß Athen doch nicht in der günstigen ganz unzugänglichen Lage des vereinigten Königreiches war, nicht auf einer Insel lag.

So tobt zwischen beiden Mächten der Krieg zehn Jahre lang mit wechselndem Erfolge, zuerst zum Vortheile Athens, schließlich aber doch zu dem Spartas, durchaus aber Griechenland verwüstend, mit Mord und Brand erfüllend, seine Stämme entsittlichend und endlich 421 zu einem 421
Frieden — nach dem damaligen leitenden Manne der Athener Friede des Nikias genannt — führend, der keine Entscheidung war, sondern im Großen und Ganzen Alles wieder auf den status quo ante bringen wollte.

In Athen war jedoch in den Wirren dieser Zeit das Uebergewicht der demokratischen Volksversammlung unter Leitung mehr oder weniger begabter Parteiführer immer größer geworden und damit immer mehr das Geschick des Staates nicht von staatsmännischer Erwägung, sondern von der leidenschaftlichen, kurzsichtigen, eigensüchtigen Parteitaktik dieser Führer in Abhängigkeit gerathen. Insbesondere wußte der Demagoge Kleon diese Entwickelung auf so eifrige und erfolgreiche Weise zu betreiben und auszunutzen, wußte so sehr dem bewegten Leben der inneren Politik den Karakter seiner von Grund aus gemeinen Natur aufzuprägen, die in der eigensüchtigsten Absicht mit den gröbsten, darum aber bei den Massen wirksamsten Mitteln arbeitete, daß sein Name noch heute typisch ist und wir noch heute einen unserer Parteiführer treffend damit bezeichnen, wie denn derselbe auch sein völliges Abbild ist. Freilich auch hierfür hatte schon Homer vorahnend den Typus des Thersites geschaffen, den „maßlos redenden, welcher viele ungebührliche Worte in seinem Sinne kannte", und gegen die Regierenden nicht der Sache wegen loszog, sondern das sagte, „was er etwa glaubte, daß es den Argeier zum Lachen bringen würde".

So war der politische Boden in Athen genügend unterwühlt, um die Usurpation der Macht durch einen Einzelnen zu gestatten, und der Einzelne fand sich, der es versuchte. Es war Alkibiades aus edler Familie, dessen unbändiger Ehrgeiz und revolutionär veranlagte Natur

431—404 Peloponnesischer Krieg. Alkibiades 450—404.

ihn aber wie Mirabeau bald lehrten, daß seiner als Vorfechter der geringen Klassen eine größere politische Zukunft warte, als wenn er der Aristokratie seine ungewöhnlichen Begabungen widme. Solche Geister giebt es wohl immer und überall, aber wo die Zustände gesund sind, da vermögen sie an die Oberfläche nicht durchzudringen, erst wenn erschütternde Stürme gegen den Staat heranziehen, dann treibt sie der Wellenschlag empor und im getrübten Wasser des staatlichen Lebens finden sie die Elemente des Gedeihens. Es ist ein gutes Zeichen dafür, wie viel gesünder doch unsere Verhältnisse sind, als die des alten Griechenlands und auch die manches neueren Staates, daß die Alkibiades, Mirabeau, Napoleon, Skobelew in Deutschland nicht den Boden zu ihrem Wachsthume finden können.

Der Krieg mit Sparta brach bald wieder aus und zwar nicht ohne eifrige Mitwirkung des Alkibiades, der in ihm die Stellung zu gewinnen sucht, welche seinem ungemessenen Ehrgeize Befriedigung verspräche. Was eigentlich sein Ziel war, Herrschaft ohne Zweifel, aber in welcher Form, das muß, da er es jedenfalls nicht erreichte, unentschieden bleiben; wie bei allen solchen napoleonischen Naturen war es wohl kein bestimmtes, feststehendes, sondern ein mit dem wachsenden Erfolge sich immer weiter und höher verschiebendes. Etwas Ungewöhnliches muß hierfür vor allen Dingen geschehen und so trieb Alkibiades Athen zur Eroberung von Sicilien an, ein unsinniger Plan vom Standpunkte des athenischen Staatswohles aus, vielleicht aber glaubte er dort sich selbst ein Reich gründen zu können, vielleicht war es aber auch nur abenteurerischer Thatendrang, wie solcher Napoleon zu der Expedition nach Aegypten veranlaßte. Allein es ging ihm nicht wie diesem, es zehrten sich nicht in seiner Abwesenheit die heimischen Parteien gegenseitig auf, betrachteten ihn dann als ihren Retter und gaben ihm die Krone, sondern seine Gegner vereinigten sich hinter seinem Rücken und forderten ihn vor Gericht. Dem entzog er sich durch Flucht und suchte, nun aber nicht mehr Napoleon, sondern Moreau, Rache, indem er sich in die Reihen der Feinde seines Vaterlandes begab, er trat zu den Spartanern über. Seine genialen Rathschläge öffneten diesen das Verständniß dafür, daß das eigentliche Mark der athenischen

415—413 Unternehmen der Athener gegen Sizilien.

Macht jetzt in den Kämpfen um Sicilien eingesetzt sei, daß dort der Todesstoß gegen dieselbe zu führen sei.

Aber noch tückischer wußte der Ueberläufer sein Vaterland zu treffen, indem er Sparta zu einem Bündnisse mit den Persern brachte. Es war dieses für Athen eine Lage, aus der Volksversammlungen nicht retten, auch wenn die einzelnen Volksvertreter die vorzüglichsten Männer, die bedeutendsten Gelehrten, die scharfdenkendsten Juristen sind, nur die Oligarchie einer angestammten, fest geschlossenen, die Staatsangelegenheiten egoistisch als eigene Sache behandelnden Aristokratie wie in Rom und England vermag das, oder sicherer und besser noch Eines Mannes überlegene Kraft wie die Friedrichs von Preußen. Doch auch der gewaltige Gegner Athens, Alkibiades, vermochte seine auf das Verderben seines Vaterlandes gerichteten Pläne noch nicht voll durchzusetzen, er ward, wie Verräther fast immer, seinen neuen Freunden, den Spartanern verdächtig und mußte Zuflucht bei den Persern suchen, dort fand er
412 Aufnahme bei dem ungemein schlauen, entschlossenen, begabten 412
Diplomaten Tissaphernes, dem Satrapen von Lydien und Karien, und wußte diesem einleuchtend zu machen, daß nicht Sieg einer der griechischen Vormächte, sondern gegenseitige Schwächung Beider im persischen Interesse läge. So fiel denn fortan die persische Hülfe für Sparta häufig aus, trotz aller Versprechungen.

Allein dem Alkibiades selbst, dem verrätherischsten der weltgeschichtlichen Verräther, blieb noch vorbehalten eine letzte, die überraschendste Schwenkung auszuführen, nämlich die nach Athen zurück. Bei Gelegenheit einer revolutionären Staatsveränderung, die jedoch schnell wieder rückgängig gemacht wurde, geschah es, daß er von der athenischen Flotte an ihre Spitze berufen wurde. Jedoch schon waren die inneren 411
politischen Zustände Athens so von Grund aus erschüttert und schwankend geworden, daß, trotzdem er zunächst thatsächlich Erfolge — die Seesiege von Abydos und Kyzikos 410 — aufzuweisen hatte, Alkibiades doch 410
schon nach dem ersten Rückschlage, der ohne sein Verschulden verlorenen Seeschlacht bei Notion, wieder gestürzt und vertrieben wurde, 407. An 407
die Spitze der Flotte trat zwar der tüchtige Konon, das Geschick Athens vermochte er aber nicht mehr zu wenden.

Tissaphernes ?—395. Konon ?—390.

Ich hatte schon gesagt, daß es sich hier um den Kampf einer großen Seemacht mit einer großen Landmacht handelte, sollte also eine wirkliche Entscheidung fallen, so mußte eine der beiden Mächte dieses ihr eigenstes Gebiet verlassen und die andere auf dem ihrigen angreifen und schlagen. Das Volk, welches Solches wagte, mußte von größerer Thatkraft und Entschlossenheit beseelt sein, größere und nachhaltigere Stärke in sich fühlen als der Gegner. Und dieses waren hier die Spartaner, sie schufen eine den Athenern ebenbürtige Flotte und suchten mit ihr die Entscheidung. Es ist ja richtig, daß ein solcher Frontwechsel einer Landmacht, die auch Seemacht wird, weit leichter ist als umgekehrt; denkt man an das schon angeführte Beispiel der Annahme eines deutsch-englischen Krieges, so liegt es doch auf der Hand, daß kein Geldaufwand, keine Anstrengung hinreichen wird, im Verlaufe eines Krieges aus Englands geworbenem Heere eine der deutschen ebenbürtige Armee zu machen, während die Deutschen, wollten sie alle Kräfte dafür anspannen, immerhin die Möglichkeit hätten, ihren kleinen Flottenkern bis zu der englischen großen Frucht zu entwickeln.

Die obige Thatsache allein stellt es schon als geschichtliche Gerechtigkeit hin, daß schließlich Athen Sparta unterlag. Wer alle Kräfte zum Siege anspannt, wird ihn auch erringen; möchten doch unsere sogenannten Volksvertreter dieses bedenken, die jeden Groschen als weggeworfenes Geld ansehen, welcher gefordert wird, um unsere Armee an Zahl den feindlichen Nachbarn auch nur gleich zu machen. Und wie immer fortes fortuna adjuvat, so war auch gerade jetzt an der kleinasiatischen Küste, dem wichtigsten Kriegsschauplatze, Befehlshaber der spartanischen Flotte der hervorragendste Mann geworden, den der Krieg in diesem Staate hervorgebracht hat, Lysander. Ein Mann kräftigsten Karakters, hochstrebendsten Ehrgeizes, von ungemeiner Thatkraft und entschlossen, den Kriegszweck bis zur äußersten Konsequenz, der vollständigen Vernichtung Athens, zu verfolgen. Gänzlich skrupellos sobald es die Feinde betraf, war er doch nicht wie Alkibiades aller sittlichen Beweggründe baar, vielmehr seinem spartanischen Vaterlande mit Ernst und Ueberzeugung ergeben. Und ihm standen nicht nur die eigenen, auch die Hülfsmittel Persiens zu großem Theile zu Gebote, denn völlig hatte er den jungen Prinzen Kyros gewonnen, der als Statthalter seines Vaters, des Großkönigs Darius (sein ursprünglicher Name war Ochos, die

Griechen nannten ihn Nothos, den Bastard), über den ganzen Westen Kleinasiens gebot.

So wußte Lysander, eine wahre Feldherrennatur, mit rücksichtslosester Anwendung aller zum Ziele führenden Mittel Athen mehr und mehr zu bedrängen, endlich am Ziegenflusse an der kleinasiatischen Küste dessen letzten Hort, die Flotte, entscheidend zu schlagen — Oktober 405 — Okt. 405 und sodann gegen Athen selbst vorzugehen. Die Stadt wurde berannt und durch Hunger zur Unterwerfung unter die spartanischen Friedensbedingungen gezwungen, 404, diese waren Schleifung der Festungswerke, 404 völlige Entwaffnung und Eintritt in den von Sparta geleiteten Bund. Alle Selbständigkeit Athens war vernichtet, Sparta hatte die Oberherrschaft über ganz Hellas gewonnen, aber — mit Hülfe der Perser.

Es war, als ob im siebenjährigen Kriege Oesterreich mit Frankreichs und Rußlands Hülfe in Deutschland gesiegt hätte. Wie in solchem Falle voraussichtlich dem siebenjährigen ein österreichisch-französischer Krieg gefolgt wäre, so war höchst wahrscheinlich, daß die Perser sich nunmehr gegen Griechenland unter Spartas Führung wenden würden, nachdem sie Gelegenheit erhalten hatten alle Schwächen desselben so genau kennen zu lernen. Es geschah das auch etwas später und wäre zweifellos sogleich geschehen, wenn nicht Persien ebensowohl, obgleich aus ganz anderen Gründen, an innerer Zerrissenheit gelitten hätte wie Griechenland selbst.

Im Reiche des Großkönigs waren es grausame Despotenregierung, Haremswirthschaft und Palastrevolutionen, welche dessen Kraft lähmten und es im Innern so zerrütteten, daß die Fugen des Reiches überall zu klaffen begannen. Schon Xerxes fiel einer Palastrevolution zum Opfer, sein Sohn Artaxerxes I. (Artachsatra) läßt um die Krone seinen ältesten Bruder ermorden und auch nach ihm erfolgt nur unter Gewaltthaten mehrmaliger Thronwechsel. 404 folgt dann auf seinen Vater Darius (Nothos) als Großkönig Arsakes, der den Namen Artaxerxes II. (Mnemon) annimmt.

Lysander ?—395. Kyros 424—401. 404—371 Hegemonie der Spartaner.
Artaxerxes I. 465—424. Darius II. 424—404. Artaxerxes II. 404—362.

Allein sein jüngerer Bruder, der schon erwähnte Begünstiger des Lysander, Kyros, war der weitaus fähigere und begabtere, dazu der Liebling ihrer Beider Mutter Parysatis, einer der rachgierigsten, leidenschaftlichsten, finsterſten Frauengestalten der Geschichte und schließlich war er, was schon dem Xerxes zum Throne verholfen hatte, als erster Sohn des Königs Darius geboren worden. So hielt er den Blick unausgesetzt auf die Krone gerichtet und bereitete Alles zu ihrer Erlangung in offenem Kampfe vor. Auch dazu hatte ihm seine Spartanerfreundschaft dienen sollen, um nach deren Siege mit griechischen, den Asiaten weitaus überlegenen Soldtruppen seinen Bruder zu besiegen. Also mußte er nun zuerst griechische Soldaten ins Innere Persiens führen, ehe dieses wieder daran denken konnte in Hellas mit seinen Armeen einzufallen.

Ueber Letzteres brach jetzt unter Spartas und insbesondere Lysanders Leitung eine unbarmherzige Reaktion herein, indem überall das aristokratische Regiment wieder eingesetzt, das demokratische schärfstens unterdrückt wurde, es erinnert an die Zeit, als Wallensteins Siege dem Oesterreich des Habsburgers Ferdinand in Deutschland eine damals allerdings mehr kirchenpolitische Reaktion ermöglichten.

Kyros aber setzte jetzt thatsächlich seinen Kampf um die persische Krone ins Werk und zwar unter spartanischer, wenn auch nicht amtlich eingestandener Beihülfe. In einem fast ungehinderten, alle Schwächen der Monarchie offenbarenden Zuge gelangte er, von Sardes aufgebrochen, bis nach Mesopotamien, wo die Entscheidungsschlacht zwischen
3. Sept. 401 ihm und seinem Bruder am 3. September 401 bei Kunaxa stattfand. Dank hauptsächlich den 13000 Mann griechischer Soldtruppen ward zwar Artaxerxes geschlagen, aber Kyros selbst, zu kühn vorstürmend, fiel im Handgemenge und damit war der Krieg doch für den Großkönig gewonnen. Es war eine weltgeschichtliche Entscheidung, denn Kyros war thatsächlich der Mann, der dem persischen Weltreiche die Oberherrschaft über Griechenland und damit zum mindesten über die östliche Hälfte der Mittelmeerwelt hätte geben können, allein das wäre nach dem Homerischen Worte ὑπέρμορα gewesen, und so fiel er. Ich wies schon einmal darauf hin, daß der Tod Gustav Adolfs eine ähnliche Bedeutung für Erkenntniß eines höheren zweckvollen Waltens in der Weltgeschichte besitzt, dauernder Erfolg, längeres Leben hätten ihn

voraussichtlich dahin gebracht sich eine feste Macht in Deutschland zu gründen, vielleicht als König der Deutschen diesen die fehlende Macht und Einheit zu geben. Man meine nicht, daß das eine Herrschaft Schwedens über Deutschland hätte bedeuten können, dazu waren die Kräfte aller Art der beiden Länder zu ungleich; die Wasas wären vielmehr ebenso gut Deutsche geworden wie die Braunschweig-Lüneburgs Engländer, die Holstein-Gottorps Russen. Aber es war eben Deutschland bestimmt noch zwei Jahrhunderte zu ringen, noch vielfach zu dulden und zu sündigen, ehe der große Germane kommen durfte, der ihm das politische Heil brachte. Bedenkt man aber Solches, so kann man nicht übereinstimmen damit, daß manche Geschichtschreiber gern immer nachzuweisen suchen, es habe eben der Natur der Dinge nach so kommen müssen, wie es gekommen ist. In der Entwickelung der Einzelnen wie der Völker giebt es Phasen, wo ein Einlenken in diesen oder jenen Weg möglich erscheint und wo durch einen Entschluß oder durch ein Ereigniß die Wahl der Zukunft bestimmt wird. Wir können uns sehr wohl ein anderes Schicksal des deutschen Volkes im 17. Jahrhundert n. Chr. oder des persischen im 5. Jahrhundert v. Chr. vorstellen, aber der Tod Gustav Adolfs und des Kyros zeigt uns, daß dieses Schicksal eben höherem Willen nach kein anderes sein sollte;

„Da ist's nun wieder, wie die Sterne wollten,
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille."

Die griechischen Hülfstruppen des Kyros schlugen sich sodann nach der Schlacht von Kunaxa unter mancherlei Gefahren bis nach Trapezunt am Schwarzen Meere durch in dem so berühmt gewordenen sogenannten Rückzuge der zehntausend Griechen, hauptsächlich dank der militärischen Begabung des Atheners Xenophon, und retteten so für Griechenland die selbstgemachte Erfahrung von der inneren Hohlheit und Haltlosigkeit des persischen Riesenreiches; das Spiel stand damit wieder gleich, hatten die Perser im peloponnesischen Kriege die Schwäche Griechenlands gründlich kennen gelernt, so jetzt die Griechen die Schwächen des persischen Reiches. Wohl nicht ohne Wirkung des Eindruckes dieser Thatsache

399 kam es zum Kriege zwischen Sparta und Persien, der Anlaß dazu waren die jonischen Griechenstädte der kleinasiatischen Küste: sollten sie endgültig zu Persien oder zu Hellas gehören.

Zunächst errangen die Spartaner unter ihrem als Diplomaten ebenso wie als Krieger fähigen Könige Agesilaos nicht unbedeutende Vortheile über die persischen Satrapen in Kleinasien. Allein durch persisches Geld und persische Diplomatie wurden alle partikularistische Eifersucht und Streitigkeiten der griechischen Kleinstaaten gegen die Vormacht so wirksam angereizt und unterhalten, wie im 17. und 18. Jahrhunderte in den deutschen Kleinstaaten durch französisches Geld und französische Diplomatie. Sparta sah sich hart bedrängt, mußte den Krieg in Kleinasien aufgeben, errang zwar gegen die Griechen in Hellas selbst einige Siege, seine Flotte aber ward in einer Schlacht
Aug. 394 zu Knidos August 394 durch die persische Flotte unter des noch vom peloponnesischen Kriege her bekannten Atheners Konon Führung völlig geschlagen, und nun brachen die Perser auch wieder in das europäische Griechenland ein, natürlich nur, um den einzelnen Staaten ihre angestammte Freiheit wieder zu geben, etwas Anderes hatte ja auch Napoleon für die deutschen Staaten 1805 und 1806 nicht bezweckt. Bald jedoch überließen sie die Griechen wieder ihren inneren Zwistigkeiten, nachdem sie sie noch mehr in dieselben hineingetrieben hatten, wobei denn auch Athen Gelegenheit zur Wiedererhebung und Wiedergewinnung voller Selbständigkeit fand.

Aber der wirkliche politische Schwerpunkt für die Entscheidung der griechischen Dinge lag damals schon in Susa; schon war der Großkönig der Schiedsrichter zwischen diesen sich beißenden Hunden, die einen Hof hätten bewachen sollen, — und wenn das ein so schlaffer und unbedeutender Mensch, wie Artaxerxes, schon durch die bloße Macht der Dinge geworden war, so kann man sich vorstellen, welche Stellung ein Kyros gewonnen haben würde, wenn er im Kampfe um die Krone gesiegt hätte. Mochten die Griechen sich schlagen mit Erfolg für Den oder Jenen, um wirklich etwas zu entscheiden, mußten sie Alle ihre Gesandten nach Persien senden, wem sich Persiens Gunst zuwandte, der mochte dann der Sieger werden. So spielten vor dem Satrapen

Tiribazos diese Gesandten die Rolle, welche die deutschen Gesandten vor dem Satrapen Talleyrand so oft gespielt haben.

Schließlich siegt in Susa selbst die Gewandtheit des Spartaners Antalkidas, nach welchem man dann den Frieden, der 387 geschlossen 387
wurde, auch benannt hat. Von den Persern auf einem Gesandtenkongresse zu Sardes unter Vorsitz des Tiribazos diktirt lieferte er die griechischen Kolonien in Kleinasien an Persien aus, ihr Schicksal wurde von dem des Mutterlandes völlig getrennt und unter dem wohllautenden Namen freier Republiken genossen sie dem Großkönige gegenüber ebenso Freiheit, wie einst die Souveräne des Rheinbundes Napoleon gegenüber ihrer vollen Souveränität froh wurden.

Der Unterschied in der griechischen und deutschen Geschichte und der Grund, warum das eine Volk schließlich doch zur Einigung durchgedrungen ist, das andere endgültig darin scheiterte, ist, daß die Militärmacht, welche allein solche Einigung bewirken kann, in Griechenland — Sparta — mit dem Landesfeinde — Persien — verbündet war, während diese Macht in Deutschland — Preußen — von vornherein auf Gegensatz gegen die Landesfeinde — Franzosen und Slaven — angewiesen wurde, wie schon die Kämpfe des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen es zeigen. Darum konnte bei endlichem Sichdurchringen gegen die Landesfeinde Preußen zum Landesretter gegen das Ausland und damit zu des Vaterlandes berufenem Einiger und Schützer werden, während Spartas Herrschaft über Griechenland immer verkappte Fremdherrschaft war, wie die Oesterreichs über Deutschland.

Für Auslieferung der Kolonien wurde aber den Spartanern von Persien in den inneren griechischen Angelegenheiten freie Hand gelassen und sie vermochten hier das unbedingte Uebergewicht zu erlangen: die volle Souveränität ward allen Kantonen und Stadtgebieten zugesprochen, damit keine in erster Linie für Sparta, in zweiter für Persien bedrohlichen Bünde entstehen könnten. Immer wieder drängen sich aus dieser Zeit der Schmach für Griechenland die Vergleiche auf mit der Zeit der Schmach für Deutschland, wie war es doch immer das beste Hülfsmittel der Fremden, Richelieus, Ludwigs XIV. oder Napoleons, gewesen, die deutsche Libertät, die volle Souveränität des deutschen Hohen Adels auf ihre Fahnen zu schreiben. Aber doch dürfen wir vor den alten Griechen den Kopf noch hochtragen, zwar ist es auch für

uns in Münster und Osnabrück zu einem antalkidischen Frieden unter Vorsitz der Fremden gekommen, indessen von 1640 an begann schwer, langsam und qualvoll aber doch eine Wiedererhebung und niemals haben wir das Gefühl der auch politischen Zusammengehörigkeit so ganz verloren wie die Griechen. Haben dann unsere Großväter bis 1806 gar Manches gesündigt, so haben sie dafür auch durch ihr Leiden sich läutern lassen, haben aus der geschichtlichen Erfahrung gelernt, was die Griechen nie thaten, und haben 1813 bis 1815 das Beispiel einer Erhebung gegeben, welche nicht nur in der ganzen griechischen Geschichte auch nicht entfernt ihr Gegenbild hat, sondern überhaupt in der Weltgeschichte einzig dasteht. Hier liegt ein Unterschied weltgeschichtlicher Volkskraft, der nicht allein aus der Verschiedenheit natürlicher Begabung zu erklären, sondern dem Christenthume zuzuschreiben ist, welches allein dem Einzelnen wie den Völkern diese Erneuerungsfähigkeit, diese Wiedergeburt aus Sünden und Leiden ermöglicht.

Mit dem Abschneiden der griechischen kleinasiatischen Kolonien vom Mutterlande war eine Kastration der befruchtenden Kraft des Hellenenthumes auf einer Seite vollzogen worden, aber dasselbe geschah zu der Zeit auch auf der anderen Seite, in Sizilien, wo das Griechenthum sich schon so bedeutend eingepflanzt hatte, daß Alkibiades dorthin den Schwerpunkt der athenisch-spartanischen Nebenbuhlerschaft zu verlegen suchte.

Nun aber im vorletzten Lustrum des 5. Jahrhunderts trennte sich Siziliens Schicksal von dem des Griechenthumes, Karthago gewann daselbst die Obmacht, und wenn zwar noch Syrakus unter seinem fähigen und thatkräftigen Tyrannen Dionys sich selbständig und den Karthagern einigermaßen das Gleichgewicht hielt, so war das doch nur ein Aufschub und auch jetzt schon war immerhin das Band mit dem griechischen Mutterlande endgültig zerrissen; auch das spätere erfolgreiche Eingreifen Timoleons von Korinth zu Gunsten von Syrakus gegen die Karthager blieb nur eine Episode. Griechenlands politische Kraft war für die Welt außer Hellas gelähmt und erschöpfte sich nur noch in letzten Kämpfen auf griechischem Boden.

Dionys reg. 405–367. Timoleon 410–337.

Mit dem Frieden des Antalkidas iſt die Geſchichte Griechenlands als maßgebenden Faktors der Weltgeſchichte beendet. Was noch folgt, iſt eigentlich ein Todeszucken. Denn trotz des antalkidiſchen Friedens begannen gleich wieder die inneren Kämpfe. Sie brachen das ſpartaniſche Uebergewicht in Griechenland hauptſächlich durch den Sieg der Thebaner unter Epaminondas gegen Sparta bei Leuktra 7. Juli 371 7. Juli 371 und bald ſah ſich ſogar Sparta aufs Ernſtlichſte in ſeiner Exiſtenz bedroht. Es iſt eben immer dieſelbe Erſcheinung, Sonderbünde landſchaftlich zuſammengehöriger Kantone unter einer gerade beſonders ſtarken Vormacht, die ſich dann beſtrebt die bisherige Vormacht ganz Griechenlands zu ſtürzen, um ſelbſt an deren Stelle zu treten. Ein geeinigtes Griechenland unter eigener Herrſchaft, das leuchtete Theben ebenſowohl ein, wie Athen, wie Sparta, aber den Anderen ſoviel politiſche Lebensluft zu laſſen, daß eine ſolche Einigung dauernd ſich hätte erhalten, Allen hätte nützlich und ertragbar erſcheinen können, dazu wollte ſich die jeweilige Vormacht nie verſtehen. Treffend ſagt Goethe: „Die Griechen waren Freunde der Freiheit, ja! aber jeder nur ſeiner eigenen; daher ſtak in jedem Griechen ein Tyrannos, dem es nur an Gelegenheit fehlte ſich zu entwickeln."

Es iſt ein weltgeſchichtlich großes ſtaatsmänniſches Verdienſt unſeres Bismarck, 1866 und 1871 ſo richtig die Grenze darin für eine Einigung gefunden zu haben, ſo unbedingt nur das Nothwendigſte gefordert und ſo ſtreng ſich an das in necessariis unitas, in dubiis libertas gebunden zu haben. Für uns aber und unſere Nachkommen liegt darin die Mahnung nie zu vergeſſen, daß, wenn der Gründer des Reiches ſich in dem Streben nach Einheit ſelbſt beſchränkte, er dieſes doch nur that aus Rückſicht auf unſere ihm ſo bekannten, in uns ſo lebendigen partikulariſtiſchen Schwächen und daß es daher unſere verdammte Pflicht und Schuldigkeit iſt dieſen Fehler zu bekämpfen, zurückzudrängen. Was Bismarck noch an der Einheit fehlen ließ, abſichtlich und wohlüberlegt, und es iſt noch viel auch in necessariis, das ſollen wir ſchaffen und ergänzen, nostra culpa, nostra maxima culpa, wenn es ſo bleiben ſollte, und würde dann auch die ſchwerſte weltgeſchichtliche Strafe nicht ausbleiben. Aber ſolange unſere Parteiführer meinen, an dem kaum

festgewurzelten Baume des neuen Reiches rütteln und ihn rechts und links hinbiegen zu können, so lange schwebt über uns die Gefahr, der Griechenland erlegen ist.

Wir jetzt Lebende schließen die Augen gar oft vor dieser Gefahr, aber gerade die Betrachtung der Weltgeschichte kann uns lehren, wie verschwindend kurz im Laufe der Jahrhunderte fünfundzwanzig Jahre der Einigkeit sind, wie wenig sie im Leben der Völker bedeuten und eine wie geringe Bürgschaft der Zukunft sie noch sind. Darum muß ein Jeder von uns an sich und seinem Volke in dieser Hinsicht arbeiten und sich wohl vor Augen halten, daß gerade für Deutschland die Gefahr eines öden Unitarismus gar nicht besteht, wohl aber sehr die des Auseinanderfallens in seine Theile.

In Griechenland war also zunächst die Macht von dem jetzt gedemüthigten Sparta auf Theben übergegangen, womit aber für das Ganze gar nichts geändert, geschweige denn etwas gewonnen war. Und schließlich zeigte sich nur allzu bald, daß Thebens Macht überhaupt nur eine episodische Erscheinung war, die sich auf die Kraft zweier Männer, des Pelopidas und des Epaminondas, gründete. Als dann kurz nacheinander der Tod des Schlachtfeldes diese Beiden hinwegraffte, Pelopidas
364 364 an den Bergen der Hundshäupter gegen die Thessalier von Pherä, Epaminondas zwei Jahre darauf in erneutem Kriege gegen Sparta im
3. Juli 362 Siege von Mantineia, 3. Juli 362, da brach Thebens Macht zusammen. Aber auch Sparta, trotz der schweren Verluste, der grausamen Schicksalsschläge des letzten Jahrzehnts ungebeugt dank der niemals rastenden Thatkraft, dem nimmer sinkenden Muthe seines alten Königes Agesilaos, auch Sparta verlor diesen seinen großen Mann gerade jetzt
361 361 durch den Tod. Mit dem Hinscheiden dieser Männer muß man das griechische weltgeschichtliche Leben als beendet ansehen; ein Zeichen dieser Thatsache ist die jetzt in den griechischen Kantonen, gerade wie in den schweizerischen des späteren Mittelalters, mehr und mehr um sich greifende Reisläuferei, die ein verderbliches Söldnerthum schuf. Hellas sollte fortan von außen her, und zwar nicht mehr mittelbar wie durch Persien, sondern ganz unmittelbar geleitet und beherrscht werden.

Pelopidas ?–364.

Das Land, welchem diese Rolle zufiel, war ein halbgriechisches, halbbarbarisches, Macedonien, und erhoben wurde es zu dieser Stellung seit 359 durch die Macht Einer Persönlichkeit, eines großen Herrschers, 359
des Philipp. Die Verhältnisse, welche dieser König vorfand, waren an innerer Zerfahrenheit und Zerstückelung den griechischen gleichwerthig, und er selbst auch nur Theilfürst eines kleinen Gebietes; aber mit seltener Einsicht und Thatkraft wußte er Einheit, Ordnung und Macht zu schaffen. Ein Organisator und Staatsmann ersten Ranges. Es vereinigen sich in ihm Züge unserer größten Hohenzollernfürsten; in dem Schaffen eines wichtigen Staates aus allerlei zerrissenen Trümmern gleicht er dem Großen Kurfürsten, in dem Schaffen einer tüchtigen zahlreichen Armee Friedrich Wilhelm I., in der Entschlossenheit zu rechtzeitigem Gebrauche derselben und der Ueberlegenheit seines persönlichen Auftretens und seiner Staatskunst Friedrich dem Großen. Ein Mann, dem die Geschichte den Namen des Großen nicht versagt haben würde, hätte ihn nicht sein glänzenderer Sohn verdunkelt.

Philipp verfuhr nicht nur mit Kraft und mit der Ueberlegenheit seines wohlgeschulten Kriegsheeres, sondern zu Anfang mehr noch nach dem Schwarzenbergischen Grundsatze: „d'abord avilir, puis anéantir.“ Wenn das Erstere in Athen nicht vollständig gelang, so war es das Verdienst des Demosthenes, welcher mit unendlicher Mühe und nie nachlassendem Streben seine Mitbürger über den Ernst der Lage aufzuklären und deren moralischen Aufschwung und endlichen Widerstand in die Wege zu leiten sich bemühte. Aber des angezogenen Ausspruches letzte Hälfte traf doch auch Athen. Philipp ward schließlich von einem Theile der Griechen selbst herbeigerufen, und bei Chäroneia schlug er am 2. September 338 die Athener und ihre Verbündeten gänzlich und 2. Sept. 338
erzwang einen Frieden, der ihn an die Spitze aller griechischen Staaten stellte und zum Kriegsherren aller ihrer Kontingente machte. Die Rednerbegabung des Demosthenes hatte wohl hingereicht einen großen Aufschwung Athens noch einmal herbeizuführen, aber seine staatsmännische und kriegerische Begabung hielten dem nicht das Gleichgewicht, und so erfuhr dieser Staat, der schon oft hatte empfinden

Philipp 359—24. 9. 336. Demosthenes 384—12. 10. 322.

müssen, wie verderblich es für die Politik eines Volkes werden kann, wenn sie dem Einflusse geschickter Beredsamkeit verfällt, endlich noch, daß diese Gabe auch im besten Falle, bei reinsten Absichten, starkem Karakter und theoretisch richtiger politischer Einsicht nicht genügt, um die Geschicke eines mächtigen Staatswesens erfolgreich zu lenken.

Des Sieges und der neu errungenen großen Stellung als Herr des damaligen Osteuropa konnte sich Philipp nicht lange erfreuen; schon zwei Jahre darauf fiel er, ermordet, einer persönlichen Rache zum Opfer. Das von ihm gegründete und so ungemein vergrößerte Reich beruhte freilich in seinem Bestande nur auf der Persönlichkeit des Herrschers, und da auf Philipp sein erst 20jähriger, am 21. Juli 356 geborener Sohn Alexander folgte, so mochte an vielen Stellen Hoffnung auf Abwerfung des macedonischen Joches sich regen. Hier kam Alles auf die Armee an, denn Macedonien war durchaus eine Militär-Monarchie. Die Armee aber war sogleich für Alexander, sie mochte wohl schon genügend Gelegenheit gehabt haben zu erkennen, daß unter diesem jungen Könige ihre Lorbeern blühen würden, und er verstand diese Lage so ausgiebig zu benutzen, daß bald sein Thron über allen von Philipp eroberten Ländern feststand, insbesondere die Griechen sahen sich dieser Thatsache gegenüber, ehe noch ihr Kantönligeist vermocht hatte einen allgemeinen Widerstand zu organisiren; der vereinzelte Versuch Thebens ward sogleich von Alexander niedergeworfen und durch Zerstörung der Stadt gerächt.

Und dann begann jenes Riesenunternehmen, welches Alexanders Namen als den ersten jener ungeheuren Herrscher-Feldherren hinstellte, von denen die Weltgeschichte bis jetzt nur die Hälfte eines Dutzends zu nennen vermag: Alexander, Cäsar, Karl der Große, Gustav Adolf, Friedrich der Große, Napoleon. Schon Philipps Plan war es gewesen, das Perserreich anzugreifen, nachdem er in Europa seine Herrschaft von der Donau bis zum Kap Tänaron gesichert hatte; der Sohn griff diesen Plan jetzt auf, aber bald sollte er unter seinen Händen ein ganz anderes Aussehen erhalten, nichts Geringeres sollte es werden, als die

Alexander der Große 24. 9. 336—11. 6. 323.

Verschmelzung der gesammten bekannten Welt zu einer Kulturgemeinschaft und darum auch zu einem Reiche.

Hätte er dieses Reich bei längerem Leben zusammengehalten, zu einer lebendigen Einheit ausgebildet, oder war er ein bloßer Eroberer wie Attila, wie Napoleon, wir können es nicht wissen, nicht durch geschichtliche Thatsachen nachweisen, zu unsicheren Anhalt geben doch die antiken Geschichtsquellen über das eigentlich treibende, belebende Element der antiken Persönlichkeiten; es bleibt in diesem Falle zum Studium nur das Dokument der Züge, der Gesichts- und Kopfbildung. Da finden wir das gleiche Kinn und Untergesicht, Thatkraft und völlige Rücksichtslosigkeit ausdrückend, auch die Sinnlichkeit rings um den Mund, aber doch schon im Gegensatze zu Napoleons schmalen festgeschlossenen Lippen, die Sinnengenuß nicht dauernd zu fesseln vermochte, die derb vollen, schwelgerisch athmenden einer Natur, welche „hält, in derber Liebeslust, sich an die Welt, mit klammernden Organen". Und ganz anders ist das Obergesicht. Hier ist ein viel bedeutenderer umfassenderer Menschengeist ausgeprägt als in dem hohen aber schmalen Vorderkopfe, der scharfgeschnittenen Nase Napoleons. Breite Stirn und Schläfen, eine große Nase mit weiten Nasenflügeln, nichts Enges, Einseitiges, so daß ich glaube, hier wohnte mehr als der bloße Geist der Eroberung. Und dann, es war ein Mann, genährt mit der höchsten Bildung seiner Zeit, ein Genußmensch auch in Kunst und Wissenschaft, schließlich ein Königssohn; das Alles sehr verschieden von dem Plebejer Napoleon, von dem der Aristokrat Talleyrand mit Recht sagte: „Wie schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen worden ist."

In Persien waren indessen die Dinge ihren üblen Gang weitergegangen, der Blutgeruch der Haremsrevolutionen in dem Königspalaste zu Susa begann allmählich das Land zu durchziehen. Auf Artaxerxes Mnemon folgt einer seiner Söhne, Ochos, als Artaxerxes III., aber auch nur durch schwere Thaten gelangt er auf den Thron. Er regierte mit Kraft und Einsicht und unterwarf sogar wieder Aegypten; jedoch schon wurden die persischen Siege hauptsächlich durch griechische Söldner erfochten. Auch dieser Großkönig stirbt ermordet und sein ganzes Haus geht in Blut unter; schließlich wird ein entfernt verwandter Achämenide

Artaxerxes III. 362—338.

geringen Ranges, Kodomannos, durch den alle diese Gräuel anstiftenden Verschnittenen Bagoas unter dem Namen Darius auf den Thron
336 gesetzt, 336.

334 Indessen schon im Frühjahre 334 brach über sein Reich das macedonische Verhängniß herein. Ueber die Armee, welche Alexander hierzu nach Asien führte, sind wir einigermaßen unterrichtet, sie betrug 35 000 Mann; was aber über die persischen Massen gesagt wird, ist in das Gebiet der Phantasie zu verweisen. Daß er in seinen Schlachten Armeen geschlagen habe, die zehn- bis zwanzigmal die seinige an Zahl übertrafen, ist einfach unsinnig, wenn man nicht annehmen will, daß es nur regellose Horden waren, die bald davonliefen, was dann aber diese Siege werthlos machen würde; das aber kann man schon der zahlreichen griechischen Soldtruppen wegen nicht annehmen, die unter den persischen Fahnen fochten.

Dem über den Hellespont gegangenen Alexander trat schon am Granikus, einem kleinen, sich in den südwestlichen Theil des Marmara-Meeres ergießenden Flüßchen, ein persisches Heer entgegen; warum gleich hier und warum überhaupt hier, wo gar kein strategisch entscheidender Punkt ist, läßt sich jetzt nicht mehr sagen. Die Perser erlitten eine
Mai 334 völlige Niederlage, Mai 334. Nach diesem Siege zeigt Alexander ein Verfahren besonnenster strategischer Umsicht, indem er die Verfolgung der persischen Armee aufgab, nicht in das Innere des Landes auf die Hauptstadt losstieß, um mit einem Schlage den Kampf um die Krone des Orients zu entscheiden, sondern sich daran machte Schritt vor Schritt das gesammte kleinasiatische Küstengebiet in seine Macht zu bringen.

Dieses war um so nöthiger, als die persische Flagge die See beherrschte, die Verbindungen Alexanders mit der Heimath bedrohte und ihrerseits höchst bedenkliche Verbindungen mit Sparta unterhielt. Mit Recht erachtete Alexander die feindliche Armee als das eigentliche Objekt seiner Operationen, mit Recht aber sah er auch ein, daß bei seinen beschränkten und schwer zu ersetzenden Kampfmitteln er hinter diesem Objekt nicht beständig herjagen könne, sondern zuerst sich eine neue gesicherte Basis in Asien selbst schaffen und lieber das Heranmarschiren des Gegners erwarten müsse, als ihn in den unendlichen Weiten seines Reiches aufzusuchen. Wer heute Rußland bekriegen wollte, müßte ebenso

handeln, müßte nach jedem Erfolge sich neu basiren, das Land in seinem Rücken organisiren, wenn auch dadurch dem Gegner die Möglichkeit bleibt neue Kräfte zusammenzuraffen, Reserve-Armeen aufzustellen, die dann wiederum zu schlagen sind.

Im Sommer 333 hatte denn auch Darius eine Reserve-Armee 333
auf die Beine gebracht und marschirte nach Kleinasien Alexander entgegen, der seinerseits Kleinasien durchziehend bis an dessen Südostpunkt, Issos, gelangt war; dort findet im November die Schlacht statt, Darius wird geschlagen. Und wiederum verfolgte Alexander nicht, sondern wandte sich zur Unterwerfung Syriens und Phöniziens. In Anbetracht des Umstandes, daß phönizische Schiffe und Matrosen es waren, auf denen die persische Seeherrschaft zum großen Theile beruhte, war diese Maßregel zweifellos eine der Sachlage höchst entsprechende. Allein, wenn nach der schwierigen und langandauernden Belagerung und endlichen Einnahme von Tyrus Alexander sich dann, 332, weiter südlich 332
wandte und schließlich sogar das nördliche Aegypten unterwarf, so war das begründet durch politische Rücksichten; militärisch wäre diese Unternehmung kaum zu rechtfertigen gewesen. Indessen ihre Bedeutung lag eben auf anderem Gebiete, lag darin, daß durch den Besuch der Ammons-Oase er jene Göttlichkeit gewann, welche dem zukünftigen Herren Asiens die Grundlage und die Rechtfertigung seiner Weltstellung sein sollte.

Anfang 331 wandte der König sich wieder der eigentlichen Aufgabe 331
zu und trat den Marsch in das Innere des persischen Reiches an, wo mit abermals zusammengebrachtem Heere Darius ihn jenseits des Tigris erwartete. Dort entschied sich dann am Tage von Gaugamela, 1. Oktober 1. Okt. 331
331, das Geschick des persischen Weltreiches. Darius entkam, Alexander zog im Triumphe in Babel ein.

Er durchzieht und unterwirft sodann ganz Persien; Darius, nach Ekbatana geflohen, weicht auch von dort bei Alexanders Herannahen, um den fernen Osten seines Reiches aufzusuchen, aber sogleich auf dem Wege dorthin tödtet ihn sein Satrap Bessos, Juli 330. Alexander Juli 330
marschirt nun durch Zentralasien bis an den Südabhang des Hindukusch, dann überschritt er im Frühjahre 329 dieses Gebirge, um den Kampf 329
gegen Bessos aufzunehmen, der in das Chanat Balch geflohen war und sich selbst zum Großkönige aufgeworfen hatte. Alexander schlug den Weg über Chulum nach Balch ein, überschritt dann den Amu Darja, Bessos,

der nach Buchara zurückgewichen war, ward ihm ausgeliefert und nun durchzog und unterwarf er die Länder nördlich des Amu Darja, Buchara und Samarkand, bis an den Syr Darja, nicht ohne hier vielfach nachhaltigen Widerstand zu finden. Er überwintert dann in Tschardschui.
328 Im Frühjahre 328 bricht er wieder auf zur Niederwerfung der allenthalben in Buchara ausgebrochenen Aufstände, überwintert dann in der
327 Gegend von Samarkand und bricht 327 sehr früh im Jahre auf, um noch den letzten Widerstand in Buchara zu brechen; dann nahm er Quartier wieder in Balch, um von hier aus im Beginne des Sommers den Feldzug gegen die Grenzen Indiens zu beginnen.

Wenn man derartige Dinge liest, so traut man eigentlich kaum seinen Augen. Feldzüge, die das ganze Persien, Afghanistan, ganz Inneraſien in drei Jahren völlig unterwerfen, würden wir mit allen unseren Kriegsmitteln, mit aller unserer Ueberlegenheit den Asiaten gegenüber heute nicht führen können, wie dieses die Kriegszüge der Engländer in Afghanistan, der Russen in Turkestan beweisen. Aber es ist beglaubigt und nicht anzuzweifeln, Alexander that es, und es ist das wohl der gewaltigste Beweis für die Größe dieses Menschengeistes. Daneben darf vielleicht auch darauf hingewiesen werden, daß es wohl auch die Kleinheit seiner Armee war — sie hielt sich immer auf der anfänglichen Höhe von etwa 35000 Mann —, die ihm solche Erfolge ermöglichte. Sie erlaubte ihm, schnell zu operiren, sie hemmte ihn durch keine erheblichen Verpflegungsschwierigkeiten und es waren wenige aber auserwählte, gründlich durchgebildete Truppen, so daß sie von den eben dort besonders großen Strapazen der Märsche nicht gar zu viel litten. Andererseits zeigen aber auch Alexanders Feldzüge, wie der richtige Mann bei richtigem Verfahren schnell große und dauernde Erfolge auch auf ausgedehntesten Kriegsschauplätzen fremdländischster Art erzielen kann.

Immerhin wird es merkwürdig bleiben, daß damals so gewaltig schnell jene Aufgabe, die östliche und westliche Welt durch Kriegszüge in Verbindung zu setzen, gelöst wurde, während sie in unserer Zeit so langsam und Schritt vor Schritt, freilich wohl auch nachhaltiger und gründlicher, durch Russen und Engländer gefördert wird, die auch genau in Alexanders Fußtapfen treten. Sind doch Punkte, die heute die Schlüssel der dortigen Landschaften sind, wie Herat und Kandahar, eben durch

Alexander gegründet worden. Langsamer eben leben wir als die antiken Völker, ein Element unberechenbarer Lebenskraft ist uns durch die christliche Kultur verliehen worden.

Im späten Frühjahre 327 brach Alexander mit 100000 Mann gegen Indien auf, überschritt den Hindukusch über den Bamian-Paß und sandte dann eine Armeeabtheilung das Kabul-Thal entlang auf Attok zu, während er selbst ebendahin den ungeheuer schwierigen Marsch durch das Bergland Kafiristan unternahm, auch eine Leistung, die wir heute trotz aller unserer Hülfsmittel kaum nachmachen könnten. Indessen ungeachtet der großen entgegenstehenden Bedenken mußte er seine Waffen siegreich in diese Gegenden tragen; denn blieben die Berge Kafiristans in den Händen feindlicher unbezwungener Stämme, so blieben die rückwärtigen Verbindungen des in Indien eingedrungenen Heeres beständig bedroht, es war also eines großen Feldherren That, den Marsch durch das schwierige Bergland zu unternehmen, um sodann mit gesicherten Verbindungen nach Indien einzutreten.

Dieses geschah im Frühjahre 326. Er überschritt den Indus, dann den Hydaspes (Dschelam), auf dessen Ostufer stieß er auf die Armee des mächtigsten der dortigen Radschas Poros, Juli 326, er soll Juli 326
gesiegt haben, doch muß es damit nicht viel mehr gewesen sein wie mit Napoleons Sieg bei Preußisch-Eylau, denn er fühlte sich bewogen sofort mit Poros Freundschaft und Bündniß zu schließen. Dann ging er weiter; wir dürfen wohl annehmen, daß dieser ganze Vormarsch in der natürlichsten Richtung, d. h. längs der Linie der heutigen Eisenbahn Peschawer—Lahore erfolgte. Aber als er den letzten der Pendschab-Ströme, den Sfetledsch, erreicht hatte, erlahmte die Offensivkraft.

Die übliche Darstellung sagt, daß Erschöpfung und Widerstand der Armee ihn zwangen den weiteren Vormarsch aufzugeben. Das aber allein und so ohne Weiteres wird es wohl nicht gewesen sein. Was überhaupt von dem Feldzuge erzählt wird, macht vielmehr den Eindruck, als seien das nicht mehr unbedingte Siege und Unterwerfung des Landes gewesen, sondern als habe die Eroberungskraft wie die Napoleons 1807 in Ostpreußen ihre Grenze erreicht und als habe Alexander gefühlt, noch könne er Indien, dessen eigentliche Größe ihm jetzt erst mehr und mehr klar wurde, nicht erobern, dazu müsse er erst noch einmal nach Hause zurück und neue Vorbereitungen treffen, ebenso

wie dieses Gefühl Napoleon zum Friedensschlusse von Tilsit bewog. Auch die Armee hat gewiß dieses Gefühl gehabt und es zum Ausdrucke gebracht, das lesen wir in den Büchern, aber was in Alexanders Seele vorging, können uns die Bücher nicht sagen, da muß also das äußere Murren der Armee genügen. Wäre es aber bloß das gewesen, dessen wäre ein Alexander wohl Herr geworden, der seelische Vorgang in ihm selbst hat ihn jedoch verhindert dessen Herr werden zu wollen. Er mußte zurück, aber nicht mit den äußeren Zeichen des Mißerfolges durfte das geschehen, also nicht einfacher Rückzug auf dem Wege, den er gekommen. So auch wollte Napoleon nicht von Moskau auf geradem Wege schnell zurückgehen, sondern mit dem Vorstoße auf Malojaroslawez die erzwungene Nothwendigkeit als gewollten Entschluß verkleiden. Aehnlich
325 ging jetzt 325 Alexander den Indus herunter bis ans Meer, freilich aber doch mit mehr Heereskraft und Siegerhaltung als Napoleon.

Aber das Ende war und mußte doch der Heimzug nach Persien sein. Dieser geschah in drei Kolonnen, die kleinste auf der Flotte, die größte unter Alexander geradezu durch Beludschistan, die dritte nach
324 Norden ausbiegend durch Afghanistan. Schließlich trafen alle drei, 324, im südöstlichen Persien, dem heutigen Kerman, wieder zusammen, die von Alexander geführte allerdings in Folge der Wüstenmärsche schrecklich zusammengeschmolzen. Großartige Vorbereitungen zu neuen Unternehmungen werden nun wieder getroffen, als plötzlich und unerwartet
11. Juni 323 Alexander am 11. Juni 323 in Babel von einem Fieber dahingerafft wurde, auch eine jener weltgeschichtlichen Schickungen, welche uns nur als von einem zweckbewußten Willen ausgehend verständlich und erträglich werden. Lebte Alexander ein langes Leben, schuf er in seinem Weltreiche etwas Dauerndes, so wurde nothwendig der Lauf der gesammten folgenden Weltgeschichte ein anderer, und nur in dem Lichte der Betrachtung, daß eben der Lauf der Weltgeschichte nicht ein anderer werden durfte, erscheint uns Alexanders Tod nicht als öder hoffnungsloser Zufall. Blieb das alexandrinische Weltreich bestehen, so mußte es dann mit den Römern zu einer Entscheidung über die Weltherrschaft kommen, die, wie sie auch ausfiel, Orient und Occident vereinigt hätte. Aber nicht so wurde die Weltgeschichte, und so umfaßte denn das Römerreich nur die Mittelmeerwelt, während aus Alexanders Reiche sich

erhoben als Scheidewände gegen die orientalische Welt Parthien und Baktrien.

Es starb also Alexander mitten in seinem Werke ohne Erben, ohne irgend welche getroffene Vorkehrung zur Sicherung der Reichseinheit. Und sogleich erwachte unter seinen Marschällen, die er selbst so nahe an königliche Machtvollkommenheit herangehoben hatte, der hohe Ehrgeiz auch in That und Wahrheit zu Königen zu werden. Selbstverständlich hätte Jeder derselben lieber das Ganze genommen und die volle Erbschaft Alexanders für sich angetreten, allein wo diese Versuche in der ersten Zeit auftauchen, da sind die Anderen sogleich dabei sich gegen den Betreffenden zu wenden, zunächst gegen den Perdikkas, nach dessen Tode gegen den Antigonos, der in der Schlacht von Ipsos 301 besiegt wird 301
und fällt. Hiernach nun reißt schließlich Jeder der bedeutendsten und machtvollsten Marschälle Alexanders ein Stück an sich groß genug, um für sich allein ein mächtiges Reich darzustellen. Ueberall aber geschieht dieses unter starker Mitwirkung des Griechenthumes, sowohl seiner Waffen wie seiner Kultur, den Griechen fiel die Rolle des Völkerdüngers in diesen unter heftigsten Geburtswehen aus der orientalischen Welt entstehenden Staaten zu, und man muß sagen, im guten wie im schlimmen Sinne, sie hatten das verdient.

Es bildeten sich unter Seleukos das Reich Syrien, zu welchem auch das eigentliche Persien gehörte, unter Lysimachos Kleinasien, Kassandros nahm Macedonien und Griechenland, und Ptolemäos, der schlaueste und gewandteste, eine Art Bernadotte, hatte sogleich nach Alexanders Tode Aegypten für sich mit Beschlag belegt, welches unter seiner Dynastie zu neuer hoher Blüthe sich entwickelte. Doch des Kassandros Antheil blieb unbeständig und war andauernd der Spielball und der Siegespreis der Anderen, bis Antigonos Gonatas, ein Enkel des alexandrinischen Marschalls gleichen Namens, Sohn des Demetrios Poliorketes, das Feld behauptete. Das Gebiet des Lysimachos bleibt nicht vereinigt, sondern es entwickeln sich gleich daraus die Reiche Per-

Perdikkas ?—321. Antigonos 382—301. 314—301 Krieg der Marschälle gegen Antigonos und seinen Sohn Demetrios Poliorketes. Lysimachos 361—281. Kassandros 355—297.

gamos, Pontos und Bithynien. Aber nun werden bald und ſchnell die Geſchicke aller dieſer Reiche in das der aufſteigenden römiſchen Weltmacht verſchlungen, welche dann das Ziel wirklich erreicht, zu dem Perſien den Anlauf nahm, welches Alexander zweckbewußt verfolgte, eine ſtaatliche und kulturelle Einheit der bekannten Welt herzuſtellen.

Syrien.	Macedonien.	Pergamos.
Seleukos I. Nikator 301—280	Demetrios Poliorketes	Philateros 283—263
Antiochos I. Soter 280—261	296–289 vertrieben	Eumenes I. 263—241
Antiochos II. Theos 261 bis 247	Antigonos Gonatas 278 bis 243	Attalos I. 221—197
Seleukos II. 247—227	Demetrios II. 243—233	
Seleukos III. 227—224	Antigonos Doſon 233—221	

Bithynien.	Aegypten.
Nikomedes I. 277—250	Ptolemäos I. Lagi (Soter) 323—283
Zeilas 250—228	Ptolemäos II. Philadelphos 283—247
	Ptolemäos III. Euergetes 247—221
	Ptolemäos IV. Philopator 221—204
	Ptolemäos V. Epiphanes 204—181
	Ptolemäos VI. Philometor 181—145.

Synchroniſtiſche Tabellen der alten Geſchichte.

III.

- 2. iſte	Jahrhundert	Aegypten	Griechen	Meder und Perſer	Aſſyrien und Babylonien
		Rameſſiden Ramſes XII.			
	10.				
	9.				Salmanaſſar II.
	8.	Aegypten fällt unter nubiſche Herrſchaft	Meſſeniſche Kriege Spartas — Koloniſationen der Griechen.	Vereinigung der Meder zum Staate.	Sanherib.
	7.			635 Phraortes fällt.	625 Fall Ninives.
	6.		Solon. Peiſiſtratos.	595 Kyaxares †. 559—529 Kyros. 529—522 Kambyſes. 521—485 Darius.	605 Schlacht bei Karchemiſch. Fall Babels.
	5.		490 Marathon. 480 Salamis. 479 Platää. Perikles 447 Athen bei Koroneia geſchlagen. Peloponneſiſcher Krieg.	485—465 Xerxes. 465—424 Artaxerxes I. 424—404 Darius II 401 Schlacht von Kunaxa.	
	4.		387 Antalkidiſcher Frieden. Epaminondas. Pelopidas. 362 Schlacht von Mantineia. Philipp von Macedonien. Alexander d. Gr.	404 362 Artaxerxes II. 331 Schlacht von Gaugamela.	
	3.				
	2.		146 Zerſtörung Korinths.		
	1.				

Rom.

Je weiter wir in der Weltgeſchichte kommen, um ſo ſchwerer wird die eigentliche Aufgabe einer ſolchen Arbeit, die nämlich „den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht“ zu finden. Immer wichtiger werden für uns die Einzelheiten, je mehr wir vermögen auf geſchichtliche Zeugniſſe geſtützt ihren Einfluß auf das Ganze zu erkennen. Und doch können nicht ſie unſere Aufgabe ſein, ſondern eben nur das in ihnen, was das weltgeſchichtliche Moment bildet. Aber nicht nur die Fülle des Stoffes macht es ſchwerer dieſes herauszuſchälen, ſondern es fehlt uns auch, je mehr wir unſeren Zeiten uns nähern, um ſo mehr die perſönliche Unbefangenheit. Amenhotep mögen wohl alle Lebenden mit gleicher Ruhe betrachten, billigen oder verurtheilen, aber ſchon mit Karl dem Großen ſcheidet ſich das Urtheil eines Deutſchen und Franzoſen, und für eine nur wenig ſpätere Zeit wird auch des Deutſchen Anſicht ſchon zwieſpältig, je nachdem ſeine Geiſtesbildung von Wittenberg oder von Rom ausgeht.

Wieder muß ich alſo ſagen, daß Geſchichte eben immer etwas Subjektives ſein wird, was ich auch auf dem Titelblatt mit den Worten „Federzeichnungen eines Deutſchen“ ausgeſprochen habe. Nur ſoll und muß ein redliches Streben nach richtigem Erkennen vorhanden ſein. Wo im Gegentheile zu merken, daß das ſubjektive Urtheil ſchon feſtſteht und nur dafür die geſchichtlichen Beweiſe geſucht werden, da herrſcht nicht

berechtigte Subjektivität, sondern ungerechte; das ist das Unrecht Janssens, er weiß schon, was er finden wird, wenn er noch zu suchen scheint.

Die Anfänge Roms unterscheiden sich in nichts von denen der staatlichen Gebilde Griechenlands. Eine kriegerische Bauerngemeinde, in der der Grundbesitzer allein das Volk bildete, Königsherrschaft im Beginne des staatlichen Lebens und dann Uebergang dieser Herrschaft an die Aristokratie. Aber bei dieser äußerlich gleichen Entwickelung stellt sich doch sehr bald ein scharf Unterscheidendes heraus, ein gewaltiger Instinkt nämlich für staatliche Disziplin, ein gesetzlicher Sinn, der das gerade Gegentheil der griechischen Begabung darstellt und die erfolgbringendste Gabe ist, welche das Geschick einem Volke auf seinem politischen Lebenswege zutheilen kann. Was diese Konsuln, Prätoren und gar erst die Tribunen an materieller Macht besaßen, um ihren Befehlen Nachdruck zu verschaffen, war wenig, und war gar nichts von dem Augenblicke an, wo sie in den Augen der herrschenden Volksgemeinde nicht mehr das Recht auf ihrer Seite haben und das Volk nicht gehorchen will. Gewaltsamen Zwang der Volksgemeinde gegenüber konnten sie nur ganz vorübergehend anwenden. Aber die ihnen verliehene rechtliche Macht wirkte gewaltig in diesem Volke des starken Rechtssinnes. Es ist dieses hier das erste, aber lange nicht das letzte Moment, welches uns auf einen Vergleich mit England hinweist, eine Hochschätzung dieses Staatswesens, die auszusprechen uns nicht leicht ankommt, denn wie der Römer ob seiner rücksichtslos egoistischen Politik in Ausbeutung der übrigen Welt, ob seiner Herrschsucht und Ueberhebung über alle Anderen verhaßt war, so heute der Engländer, und wir Deutsche haben vielleicht das meiste Recht zu solchem Gefühle, denn mit mißachtender Grausamkeit hat der Brite von jeher unsere politische Schwäche ausnutzend uns geschädigt.

Mit dem Sturze der Königsherrschaft, deren Vorhandensein geschichtliche Thatsache, deren überlieferte Einzelheiten Sage sind, ging also die Regierungsgewalt an die Aristokratie, wie sie ihre Vertretung im Senate hatte, über, und diese übertrug die Exekutive an zwei jährlich neuzuwählende Konsuln. Das römische Gebiet war damals noch höchst unbedeutend an Ausdehnung, etwa so groß wie jetzt das Fürstenthum Lippe, aber eine Bewegung beginnt in doppelter Richtung. Nach außen hin wird durch Kriege Gebietszuwachs beständig geschaffen, doch

Ende des 6. Jahrh.

ähnlich den Griechen begnügten sich die Römer nicht länger, als sie durchaus mußten, mit lockeren Eidgenossenschaften, sondern trachteten immer zu unterwerfen und fest sich anzugliedern; solange sie ferner nur mit Stammverwandten zu thun hatten, haben sie dieselben auch sich zu assimiliren verstanden. Im Innern geht die Entwickelungsbewegung in der Richtung, aus einer ausschließlich Landbau treibenden Bevölkerung ein Stadtvolk zu machen.

Zunächst jedoch befindet sich Rom noch lange in der bedrängten Lage eines kleinen Gaus zwischen mächtigen Nachbarn und die Ausdehnung nach außen beginnt erst erheblich später in wirksamer Weise. Noch sind es die inneren Verfassungskämpfe, die das geschichtliche Leben des zukünftigen Großstaates ausmachen. Schon in den frühesten Zeiten Roms zeigt die sogenannte servianische Verfassung, daß auf Militärdienst Alles in diesem Staate gegründet war, politische Rechte und Pflichten sich von der Landesvertheidigung ableiteten. Aber je mehr man nothwendigerweise nicht nur die politisch vollberechtigten Geschlechter, die Patricier, zum Waffendienste verwenden, sondern vielmehr einer allgemeinen Wehrpflicht sich zuwenden, alle Staatskraft aufbieten mußte, um so mehr war man dann logischerweise, und eine andere Weise gestattet der römische Rechtssinn nicht, genöthigt auch die politischen Rechte der so ausgiebig zum Waffendienste herangezogenen Gemeinfreien, der Plebejer, auszudehnen. Wer für seinen Staat kämpfen muß, den kann man dauernd von der politischen Arbeit nicht ausschließen, daher konnte im 18. Jahrhundert mit seinen Söldnerheeren der aufgeklärte Despotismus bestehen und wohlthätig wirken, mußte aber im Jahrhunderte der Volksheere den Platz räumen, daher ist es ein Unsinn unserer Antisemiten Beschränkung der staatlichen Rechte für die Juden zu verlangen, während man sie doch zum Heeresdienste heranzieht, daher begeht Rußland einen Unsinn und ein Unrecht, indem es eben dieses thut, und es befindet sich überhaupt dieser Staat auf einer falschen nicht dauerhaften Basis, indem in ihm der unbedingten Wehrpflicht der Bürger eine ebenso unbedingte politische Rechtlosigkeit gegenübersteht, daher kann man das allgemeine Wahlrecht nicht umgehen oder abschaffen, wo die allgemeine Dienstpflicht besteht, womit nicht gesagt sein soll, daß innerhalb des allgemeinen Rechtes zu wählen nicht noch Abstufungen in Bezug auf Stimmenzahl und dergleichen möglich seien.

So begann nun ſogleich der Angriff der Plebs, ein Kampf, der um ſo ſchärfere Formen annahm, als es ſich nicht allein um die Erlangung politiſcher Gleichberechtigung mit den Patriciern handelte, ſondern auch ſoziale Mißſtände auf den unteren Klaſſen laſteten, eben die ſchon bei Gelegenheit der griechiſchen Geſchichte erwähnte übermäßige Verſchuldung der ärmeren Klaſſen und deren unverhältnißmäßig ſchwere geſetzliche Folgen. Die Uebelſtände waren ſo ſchreiend, daß kaum ein Menſchenalter ſeit Gründung der Republik verging, als ſchon die Plebs, ſchließlich durch den Auszug auf den heiligen Berg, 494, das 494
große politiſche Zugeſtändniß der Einſetzung des Tribunats erzwingt, einer Magiſtratur, die in ausgedehnteſtem Maße das Recht der Kontrole und des Einſpruches der Verwaltung gegenüber hat. Auch hier wieder erſtaunt die Schnelligkeit antiker Entwickelung. Wie gewaltig lange hat unter faſt gleichen Verhältniſſen die engliſche Ariſtokratie widerſtanden, bis endlich in unſerem Jahrhunderte — 1832 — erſt in die Burg ihrer unumſchränkten Parlamentsherrſchaft durch die Reformbill Breſche gelegt wurde.

Die Schaffung des Tribunats leitet aber nur einen ferneren heftig und mit allen Mitteln geführten Kampf um die politiſchen Rechte und um ſoziale Erleichterungen ein, dem ſchließlich verſucht wird ein Ende zu machen durch eine feſte Kodifikation. Hierzu werden mit beſonderer Machtvollkommenheit auf ein Jahr verſehen die Decemviri consulari imperio legibus scribundis 451, und im nächſten 451
Jahre dieſe Magiſtratur wiederholt. Allein nach Fertigſtellung der Zwölftafelgeſetze entkleiden ſich dieſe Machthaber nicht ihres Amtes und nur unter Gewaltſamkeiten gelingt es in das Geleiſe der regelmäßigen Magiſtratswahl zurückzukommen, wiederum unter ſtarker Ausdehnung der politiſchen Rechte der Plebs. Man kann ſagen, daß durch die in den leges Valeriae Horatiae getroffene Beſtimmung, ut quod tributim plebs iussisset populum teneret, die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes in die römiſche Verfaſſung ſtattfand,

486 erſtes Ackergeſetz des Spurius Caſſius Viscellinus. 472 lex Publilia, ut magistratus plebeii comitiis tributis creentur. 448 leges Valeriae Horatiae. 447 Quäſtur; Staatskaſſenverwaltung. 445 Cenſur. 445 Lex Canuleia de connubio. 444 tribuni militum consulari potestate, eine auch der Plebs zugängliche Magiſtratur.

wenigstens dessen Gleichstellung mit dem Klassenwahlsystem der comitia centuriata.

Nach außen hin hatte Rom damals häufige Kämpfe mit den Nachbarn zu bestehen, die aber alle sich nicht über den Maßstab mittelalterlicher Stadt- und Burgfehden erhoben. Von der Latium genannten Landschaft zwischen Tiber und Garigliano nahm Rom nur einen kleinen Theil ein und erstreckte sich überhaupt nur gerade noch auf das rechte Tiberufer. Dort stieß es nach Nordwesten hin an die mächtigen Etrusker, welche das ganze jetzige Etrurien ausfüllten, aber keinen geschlossenen Staat bildeten. Gerade im Norden Latiums saßen die Sabiner, östlich um den Fucino-See die Marser, südöstlich der starke und große Stamm der Samniter, südlich endlich die Landschaft Campanien mit Bevölkerung erst etruskischen, dann gleichen Stammes wie Sabiner und Samniter, d. h. umbrischen. Aber Zweige dieses Stammes schoben sich bis nach Latium selbst hinein, nämlich die Volsker in Süd-Latium, die Aequer in Nordost-Latium und zwischen ihnen die Herniker. Die eigentlich latinischen Kantone bildeten eine Bundesgenossenschaft, zu der Rom erst gehörte, mit der es dann verbündet war, und deren Vormacht es schließlich wurde. Der Uebergang von der zweiten zur dritten Stufe fand eben in diesem 5. Jahrhunderte statt, dessen innerpolitische Kämpfe wir soeben betrachtet haben, und unter den obenerwähnten Kämpfen mit den Nachbarn, den Volskern und Aequern, die schließlich damit endeten, daß ganz Latium römisches Herrschaftsgebiet wurde. Und nun ward auch außerhalb Latiums nach Nordwesten hin gegen die Etrusker ein Vorstoß unternommen, indem nach langjähriger schwerer Belagerung Veji, die dem Gebiete Roms naheliegende Hauptstadt eines
396 ihrer Stämme, durch den Diktator M. Furius Camillus 396 genommen wurde. Rom tritt damit auf die Bahn außerlatinischer italischer Eroberungen und muß dazu auch von dem bisherigen reinen Miliz- oder Landwehrsystem mehr und mehr zum Unterhalte wirklicher Berufsarmeen übergehen.

Jetzt indeß brach ein heftiger Rückschlag über Roms eben beginnendes Aufsteigen herein, er kam von den Kelten, deren aus dem jetzigen Frankreich nach Oberitalien erfolgtes Einbrechen soeben dem

406–396 Belagerung von Veji.

Erfolge der Römer gegen Veji zu Gute gekommen war, indem es der übrigen Etruskerstämme Kräfte auf sich zog. Nun jedoch stürmt nach Ueberwindung dieses Hindernisses die keltische Invasion auf Rom heran, erst dicht bei der Stadt an dem Bache Allia trat ihr Roms Heer 390 390
entgegen, ward aber völlig geschlagen, die Stadt selbst genommen und verwüstet, nur der kapitolinische Burgfelsen hielt sich. Nach siebenmonatlicher Berennung desselben ziehen die Kelten, denen die Römer eine schwere Kriegsentschädigung zahlen, ab. An diese Episode knüpft sich ein in seiner Art auch weltgeschichtliches Wort, das bekannte Vae victis des Brennus (= Heerköniges) der Kelten, ein Wort, dessen Gewicht Deutschland so oft in vollstem Maße in den letzten drei Jahrhunderten empfinden mußte, während es selbst als Sieger seine Anwendung nicht genügend zu würdigen wußte. Sollte aber in dem uns unzweifelhaft bevorstehenden Weltkampfe der Sieg auf unserer Seite bleiben, so würden wir die unverzeihlichste Sünde gegen das eigene Volk begehen, wenn wir nicht durch unbedingteste Anwendung des Vae victis diesen Sieg zu einem vollkommenen, endgültigen, unwiderruflichen machten. Gegen das verwüstete und geschwächte Rom erhoben sich natürlich sogleich die bisher unterlegenen Nachbarn, Aequer, Etrusker, Volsker. Allein der Sieger von Veji, Camillus, wird aller dieser Gegner Herr.

Dagegen entbrennt bald wieder der innere Ständekampf, denn durch die erlittenen Kriegszeiten ist wiederum ein großer Theil der niederen Volksklassen in unerschwingliche Schulden versunken. Endlich wird durch die nach zehnjährigem Widerstande 367 erfolgende Annahme 367
der Gesetzesvorschläge des Tribunen C. Licinius Stolo dem Streite zwischen Plebs und Patriciat seine größte Schärfe genommen und es beginnt ein Abschnitt ruhigerer innerpolitischer Entwickelung. Die Plebs erlangt eine erhebliche Schuldenreduktion und den Zutritt zum Konsulat, einer der Konsuln soll nunmehr immer ein Plebejer sein. Dagegen wird mit der Prätur ein neuer zunächst nur patricischer Magistrat geschaffen, der Prätor hat die oberste Leitung der Rechtspflege.

Es werden von den patricischen Aemtern der Plebs zugänglich: 368 magister equitum. 356 Diktatur. 350 Censur.

Unter so einigermaßen beruhigten inneren Verhältnissen gelingt es den Römern auch der äußeren Feinde mit Erfolg Herr zu werden, abermals sind es Kämpfe mit Kelten, Etruskern, Volskern, Hernikern, welche die nächsten zwanzig Jahre ausfüllen, und schließlich erkannte das ganze Latium bis an den Garigliano unbedingt Roms Obmacht an. Dieser Aufschwung der römischen Herrschaft führt aber sogleich weiter. Da ihr Machtgebiet neue Grenzen gewonnen hat, so hat es auch neue Nachbarn, es stößt jetzt unmittelbar an das der Samniten und mit ihnen begannen Verwickelungen. Die Bergsamniter gerathen in Streit mit den Samnitern der campanischen Ebene und Letztere wenden sich um Hülfe an Rom, indem sie sich selbst römischer Herrschaft unterstellen. Der hieraus erfolgende erste Zusammenstoß Roms mit Samnium bleibt ohne bestimmte Entscheidung, beide Streitenden müssen bald anderen Gefahren entgegentreten und zwar Rom einem Versuche der Latiner dessen Herrschaft abzuschütteln. Latiner und die mit ihnen verbündeten Campaner werden am Vesuv und dann bei Trifanum ge-
340 schlagen 340 und nun natürlich dieses gesammte Gebiet in gründlichster Weise Roms Macht unterworfen. Hierbei aber greifen die Römer in unzweifelhaft samnitisches Gebiet über, und entbrennt so wiederum der
326 Krieg mit Samnium 326. In den ersten Jahren ist das Uebergewicht
321 auf Seiten der Römer, aber 321 werden ihre beiden Konsuln in den Caudinischen Engpässen (nördlich von Nola) umzingelt und zur Waffenstreckung genöthigt, dann aber nach Annahme fester Friedenspräliminarien mit dem Heere entlassen. Es war das so, als ob nach Sedan Moltke sich hätte von Wimpffen Friedensbedingungen beschwören und ihn dann mit der Armee nach Paris ziehen lassen. Der Senat ratificirt eben das Abkommen nicht, und in dem also wieder ausbrechenden Kampfe ist der Erfolg lange wechselnd, schließlich aber doch mehr und mehr auf Seiten der Römer, welche ihre Gegner, zu denen sich auch Etrusker und eine Anzahl süditalischer Völkerschaften gesellen, immer weiter zurückdrängen und dann im Herzen Samniums den entscheidenden Sieg
305 von Bovianum erfechten. 305. Die Samniter erkennen Roms Oberhoheit an, Herniker, Volsker und Aequer werden gänzlich einverleibt.

343—342 Erster Samniterkrieg. 341—338 Krieg gegen die Latiner. 337 Prätur der Plebs zugänglich. 326—304 Zweiter Samniterkrieg.

Durch Kolonisationen und Straßenbau sichern sich die Römer das jetzt Errungene, und römische Ansiedlungen, römische Straßen werden wir von nun an in immer weiterem Umkreise vorfinden, sie sind das wahre Herrschaftsattribut der Römer und zweifellos das wirksamste Eroberungsmittel. Die Perser bauten Straßen, aber sie kolonisirten nicht, d. h. sie wollten wohl herrschen, aber das Beherrschte sich nicht assimiliren, die Griechen kolonisirten sehr eifrig, bauten aber keine Heerstraßen, d. h. sie wollten zwar griechischen Geist in die Fremde tragen, aber verzichteten auf Unterwerfung derselben und auf dauernde politische Oberherrschaft. Die Römer thaten Beides, sie wollten wohl das Gewonnene römisch machen, sie wollten aber auch keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß sie es in starker Herrenhand politisch festzuhalten gedächten.

Wir können in der Entwickelung der römischen Weltherrschaft und der Geschichte der Kriege, welche eben diese Entwickelung bilden, ein Doppeltes beobachten, welches in allem menschlichen Thun die Elemente des Erfolges ausmacht, einerseits die Zustimmung von oben her, die wir als Glück oder Zufall in die Erscheinung treten sehen, andererseits das eigene Verdienst. Ersteres zeigt sich darin, daß niemals den Römern alle ihre Gegner zugleich mit versammelter vereinigter Kraft entgegentreten, was dann wohl das Durchringen derselben zur Weltherrschaft verhindert hätte. Daß Solches niemals gegen sie zu Stande kam, ist höhere Fügung, nicht sie konnten das machen und es zeigt, daß sie eben zur Weltherrschaft bestimmt waren. Eine ähnliche Erscheinung ist der siebenjährige Krieg, auch da gelang es den Gegnern nie, wenn Preußen schon daniederzuliegen schien, sich zum letzten entscheidenden Stoße zu vereinigen, und daß dieses scheiterte, darf, ja muß als eine höhere Leitung menschlicher Geschicke angesehen werden. Andererseits aber muß auch eigenes Verdienst, eigene Arbeit dazu kommen, und diese sehen wir in dem Ringen Friedrichs während der furchtbaren sieben Jahre in großartigster Weise, sie sehen wir auch bei den Römern in ihrer Unbeugsamkeit im Unglück, in ihrer Opferwilligkeit bei Aufbietung aller ihrer Wehrkraft und vor Allem in ihrer gewaltigen Mannszucht; mir scheint, daß es in der Hauptsache dieses Element gewesen ist, was ihnen die militärische Ueberlegenheit über ihre Gegner

gamos, Pontos und Bithynien. Aber nun werden bald und ſchnell die Geſchicke aller dieſer Reiche in das der aufſteigenden römiſchen Weltmacht verſchlungen, welche dann das Ziel wirklich erreicht, zu dem Perſien den Anlauf nahm, welches Alexander zweckbewußt verfolgte, eine ſtaatliche und kulturelle Einheit der bekannten Welt herzuſtellen.

Syrien.	Macedonien.	Pergamos.
Seleukos I. Nikator 301—280	Demetrios Poliorketes 296–289 vertrieben	Philateros 283—263
Antiochos I. Soter 280—261	Antigonos Gonatas 278 bis 243	Eumenes I. 263—241
Antiochos II. Theos 261 bis 247	Demetrios II. 243—233	Attalos I. 221—197
Seleukos II. 247—227	Antigonos Doſon 233—221	
Seleukos III. 227—224		

Bithynien.	Aegypten.
Nikomedes I. 277—250	Ptolemäos I. Lagi (Soter) 323—283
Zeilas 250—228	Ptolemäos II. Philadelphos 283—247
	Ptolemäos III. Euergetes 247—221
	Ptolemäos IV. Philopator 221—204
	Ptolemäos V. Epiphanes 204—181
	Ptolemäos VI. Philometor 181—145.

Synchroniſtiſche Tabellen der alten Geſchichte.

III.

. 2. ſte	Jahrhundert	Aegypten	Griechen	Meder und Perſer	Aſſyrien und Babylonien
		Rameſſiden Ramſes XII.			
	10.				
	9.				Salmanaſſar II.
	8.	Aegypten fällt unter nubiſche Herrſchaft	Meſſeniſche Koloni-		
	7.		Kriege ſationen Spartas der	Vereinigung der Meder zum Staate. 635 Phraortes fällt.	Sanherib. 625 Fall Ninives.
	6.		Griechen. Solon. Peiſiſtratos.	595 Kyaxares †. 559—529 Kyros. 529—522 Kambyſes. 521—485 Darius.	605 Schlacht bei Karchemiſch. Fall Babels.
	5.		490 Marathon. 480 Salamis. 479 Platää. Perikles { 447 Athen bei Koroneia geſchlagen. Peloponneſiſcher Krieg.	485—465 Xerxes. 465—424 Artaxerxes I. 424—404 Darius II 401 Schlacht von Kunaxa.	
	4.		387 Antalkidiſcher Frieden. Epaminondas. Pelopidas. 362 Schlacht von Mantineia. Philipp von Macedonien. Alexander d. Gr.	404—362 Artaxerxes II. 331 Schlacht von Gaugamela.	
	3.				
	2.		146 Zerſtörung Korinths.		
	1.				

Rom.

Je weiter wir in der Weltgeſchichte kommen, um ſo ſchwerer wird die eigentliche Aufgabe einer ſolchen Arbeit, die nämlich „den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht“ zu finden. Immer wichtiger werden für uns die Einzelheiten, je mehr wir vermögen auf geſchichtliche Zeugniſſe geſtützt ihren Einfluß auf das Ganze zu erkennen. Und doch können nicht ſie unſere Aufgabe ſein, ſondern eben nur das in ihnen, was das weltgeſchichtliche Moment bildet. Aber nicht nur die Fülle des Stoffes macht es ſchwerer dieſes herauszuſchälen, ſondern es fehlt uns auch, je mehr wir unſeren Zeiten uns nähern, um ſo mehr die perſönliche Unbefangenheit. Amenhotep mögen wohl alle Lebenden mit gleicher Ruhe betrachten, billigen oder verurtheilen, aber ſchon mit Karl dem Großen ſcheidet ſich das Urtheil eines Deutſchen und Franzoſen, und für eine nur wenig ſpätere Zeit wird auch des Deutſchen Anſicht ſchon zwieſpältig, je nachdem ſeine Geiſtesbildung von Wittenberg oder von Rom ausgeht.

Wieder muß ich alſo ſagen, daß Geſchichte eben immer etwas Subjektives ſein wird, was ich auch auf dem Titelblatt mit den Worten „Federzeichnungen eines Deutſchen“ ausgeſprochen habe. Nur ſoll und muß ein redliches Streben nach richtigem Erkennen vorhanden ſein. Wo im Gegentheile zu merken, daß das ſubjektive Urtheil ſchon feſtſteht und nur dafür die geſchichtlichen Beweiſe geſucht werden, da herrſcht nicht

berechtigte Subjektivität, sondern ungerechte; das ist das Unrecht Janssens, er weiß schon, was er finden wird, wenn er noch zu suchen scheint.

Die Anfänge Roms unterscheiden sich in nichts von denen der staatlichen Gebilde Griechenlands. Eine kriegerische Bauerngemeinde, in der der Grundbesitzer allein das Volk bildete, Königsherrschaft im Beginne des staatlichen Lebens und dann Uebergang dieser Herrschaft an die Aristokratie. Aber bei dieser äußerlich gleichen Entwickelung stellt sich doch sehr bald ein scharf Unterscheidendes heraus, ein gewaltiger Instinkt nämlich für staatliche Disziplin, ein gesetzlicher Sinn, der das gerade Gegentheil der griechischen Begabung darstellt und die erfolgbringendste Gabe ist, welche das Geschick einem Volke auf seinem politischen Lebenswege zutheilen kann. Was diese Konsuln, Prätoren und gar erst die Tribunen an materieller Macht besaßen, um ihren Befehlen Nachdruck zu verschaffen, war wenig, und war gar nichts von dem Augenblicke an, wo sie in den Augen der herrschenden Volksgemeinde nicht mehr das Recht auf ihrer Seite haben und das Volk nicht gehorchen will. Gewaltsamen Zwang der Volksgemeinde gegenüber konnten sie nur ganz vorübergehend anwenden. Aber die ihnen verliehene rechtliche Macht wirkte gewaltig in diesem Volke des starken Rechtssinnes. Es ist dieses hier das erste, aber lange nicht das letzte Moment, welches uns auf einen Vergleich mit England hinweist, eine Hochschätzung dieses Staatswesens, die auszusprechen uns nicht leicht ankommt, denn wie der Römer ob seiner rücksichtslos egoistischen Politik in Ausbeutung der übrigen Welt, ob seiner Herrschsucht und Ueberhebung über alle Anderen verhaßt war, so heute der Engländer, und wir Deutsche haben vielleicht das meiste Recht zu solchem Gefühle, denn mit mißachtender Grausamkeit hat der Brite von jeher unsere politische Schwäche ausnutzend uns geschädigt.

Mit dem Sturze der Königsherrschaft, deren Vorhandensein geschichtliche Thatsache, deren überlieferte Einzelheiten Sage sind, ging also die Regierungsgewalt an die Aristokratie, wie sie ihre Vertretung im Senate hatte, über, und diese übertrug die Exekutive an zwei jährlich neuzuwählende Konsuln. Das römische Gebiet war damals noch höchst unbedeutend an Ausdehnung, etwa so groß wie jetzt das Fürstenthum Lippe, aber eine Bewegung beginnt in doppelter Richtung. Nach außen hin wird durch Kriege Gebietszuwachs beständig geschaffen, doch

Ende des 6. Jahrh.

unähnlich den Griechen begnügten sich die Römer nicht länger, als sie durchaus mußten, mit lockeren Eidgenossenschaften, sondern trachteten immer zu unterwerfen und fest sich anzugliedern; solange sie ferner nur mit Stammverwandten zu thun hatten, haben sie dieselben auch sich zu assimiliren verstanden. Im Innern geht die Entwickelungsbewegung in der Richtung, aus einer ausschließlich Landbau treibenden Bevölkerung ein Stadtvolk zu machen.

Zunächst jedoch befindet sich Rom noch lange in der bedrängten Lage eines kleinen Gaus zwischen mächtigen Nachbarn und die Ausdehnung nach außen beginnt erst erheblich später in wirksamer Weise. Noch sind es die inneren Verfassungskämpfe, die das geschichtliche Leben des zukünftigen Großstaates ausmachen. Schon in den frühesten Zeiten Roms zeigt die sogenannte servianische Verfassung, daß auf Militärdienst Alles in diesem Staate gegründet war, politische Rechte und Pflichten sich von der Landesvertheidigung ableiteten. Aber je mehr man nothwendigerweise nicht nur die politisch vollberechtigten Geschlechter, die Patricier, zum Waffendienste verwenden, sondern vielmehr einer allgemeinen Wehrpflicht sich zuwenden, alle Staatskraft aufbieten mußte, um so mehr war man dann logischerweise, und eine andere Weise gestattet der römische Rechtssinn nicht, genöthigt auch die politischen Rechte der so ausgiebig zum Waffendienste herangezogenen Gemeinfreien, der Plebejer, auszudehnen. Wer für seinen Staat kämpfen muß, den kann man dauernd von der politischen Arbeit nicht ausschließen, daher konnte im 18. Jahrhundert mit seinen Söldnerheeren der aufgeklärte Despotismus bestehen und wohlthätig wirken, mußte aber im Jahrhunderte der Volksheere den Platz räumen, daher ist es ein Unsinn unserer Antisemiten Beschränkung der staatlichen Rechte für die Juden zu verlangen, während man sie doch zum Heeresdienste heranzieht, daher begeht Rußland einen Unsinn und ein Unrecht, indem es eben dieses thut, und es befindet sich überhaupt dieser Staat auf einer falschen nicht dauerhaften Basis, indem in ihm der unbedingten Wehrpflicht der Bürger eine ebenso unbedingte politische Rechtlosigkeit gegenübersteht, daher kann man das allgemeine Wahlrecht nicht umgehen oder abschaffen, wo die allgemeine Dienstpflicht besteht, womit nicht gesagt sein soll, daß innerhalb des allgemeinen Rechtes zu wählen nicht noch Abstufungen in Bezug auf Stimmenzahl und dergleichen möglich seien.

So begann nun sogleich der Angriff der Plebs, ein Kampf, der um so schärfere Formen annahm, als es sich nicht allein um die Erlangung politischer Gleichberechtigung mit den Patriciern handelte, sondern auch soziale Mißstände auf den unteren Klassen lasteten, eben die schon bei Gelegenheit der griechischen Geschichte erwähnte übermäßige Verschuldung der ärmeren Klassen und deren unverhältnißmäßig schwere gesetzliche Folgen. Die Uebelstände waren so schreiend, daß kaum ein Menschenalter seit Gründung der Republik verging, als schon die Plebs, schließlich durch den Auszug auf den heiligen Berg, 494, das 494
große politische Zugeständniß der Einsetzung des Tribunats erzwingt, einer Magistratur, die in ausgedehntestem Maße das Recht der Kontrole und des Einspruches der Verwaltung gegenüber hat. Auch hier wieder erstaunt die Schnelligkeit antiker Entwickelung. Wie gewaltig lange hat unter fast gleichen Verhältnissen die englische Aristokratie widerstanden, bis endlich in unserem Jahrhunderte — 1832 — erst in die Burg ihrer unumschränkten Parlamentsherrschaft durch die Reformbill Bresche gelegt wurde.

Die Schaffung des Tribunats leitet aber nur einen ferneren heftig und mit allen Mitteln geführten Kampf um die politischen Rechte und um soziale Erleichterungen ein, dem schließlich versucht wird ein Ende zu machen durch eine feste Kodifikation. Hierzu werden mit besonderer Machtvollkommenheit auf ein Jahr versehen die Decemviri consulari imperio legibus scribundis 451, und im nächsten 451
Jahre diese Magistratur wiederholt. Allein nach Fertigstellung der Zwölftafelgesetze entkleiden sich diese Machthaber nicht ihres Amtes und nur unter Gewaltsamkeiten gelingt es in das Geleise der regelmäßigen Magistratswahl zurückzukommen, wiederum unter starker Ausdehnung der politischen Rechte der Plebs. Man kann sagen, daß durch die in den leges Valeriae Horatiae getroffene Bestimmung, ut quod tributim plebs iussisset populum teneret, die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes in die römische Verfassung stattfand,

486 erstes Ackergesetz des Spurius Cassius Viscellinus. 472 lex Publilia, ut magistratus plebeii comitiis tributis creentur. 448 leges Valeriae Horatiae. 447 Quästur; Staatskassenverwaltung. 445 Censur. 445 Lex Canuleia de connubio. 444 tribuni militum consulari potestate, eine auch der Plebs zugängliche Magistratur.

wenigſtens deſſen Gleichſtellung mit dem Klaſſenwahlſyſtem der comitia centuriata.

Nach außen hin hatte Rom damals häufige Kämpfe mit den Nachbarn zu beſtehen, die aber alle ſich nicht über den Maßſtab mittelalterlicher Stadt- und Burgfehden erhoben. Von der Latium genannten Landſchaft zwiſchen Tiber und Garigliano nahm Rom nur einen kleinen Theil ein und erſtreckte ſich überhaupt nur gerade noch auf das rechte Tiberufer. Dort ſtieß es nach Nordweſten hin an die mächtigen Etrusker, welche das ganze jetzige Etrurien ausfüllten, aber keinen geſchloſſenen Staat bildeten. Gerade im Norden Latiums ſaßen die Sabiner, öſtlich um den Fucino-See die Marſer, ſüdöſtlich der ſtarke und große Stamm der Samniter, ſüdlich endlich die Landſchaft Campanien mit Bevölkerung erſt etruskiſchen, dann gleichen Stammes wie Sabiner und Samniter, d. h. umbriſchen. Aber Zweige dieſes Stammes ſchoben ſich bis nach Latium ſelbſt hinein, nämlich die Volsker in Süd-Latium, die Aequer in Nordoſt-Latium und zwiſchen ihnen die Herniker. Die eigentlich latiniſchen Kantone bildeten eine Bundesgenoſſenſchaft, zu der Rom erſt gehörte, mit der es dann verbündet war, und deren Vormacht es ſchließlich wurde. Der Uebergang von der zweiten zur dritten Stufe fand eben in dieſem 5. Jahrhunderte ſtatt, deſſen innerpolitiſche Kämpfe wir ſoeben betrachtet haben, und unter den obenerwähnten Kämpfen mit den Nachbarn, den Volskern und Aequern, die ſchließlich damit endeten, daß ganz Latium römiſches Herrſchaftsgebiet wurde. Und nun ward auch außerhalb Latiums nach Nordweſten hin gegen die Etrusker ein Vorſtoß unternommen, indem nach langjähriger ſchwerer Belagerung Veji, die dem Gebiete Roms naheliegende Hauptſtadt eines
396 ihrer Stämme, durch den Diktator M. Furius Camillus 396 genommen wurde. Rom tritt damit auf die Bahn außerlatiniſcher italiſcher Eroberungen und muß dazu auch von dem bisherigen reinen Miliz- oder Landwehrſyſtem mehr und mehr zum Unterhalte wirklicher Berufsarmeen übergehen.

Jetzt indeß brach ein heftiger Rückſchlag über Roms eben beginnendes Aufſteigen herein, er kam von den Kelten, deren aus dem jetzigen Frankreich nach Oberitalien erfolgtes Einbrechen ſoeben dem

406 · 396 Belagerung von Veji.

Erfolge der Römer gegen Veji zu Gute gekommen war, indem es der übrigen Etruskerstämme Kräfte auf sich zog. Nun jedoch stürmt nach Ueberwindung dieses Hindernisses die keltische Invasion auf Rom heran, erst dicht bei der Stadt an dem Bache Allia trat ihr Roms Heer 390 390
entgegen, ward aber völlig geschlagen, die Stadt selbst genommen und verwüstet, nur der kapitolinische Burgfelsen hielt sich. Nach siebenmonatlicher Berennung desselben ziehen die Kelten, denen die Römer eine schwere Kriegsentschädigung zahlen, ab. An diese Episode knüpft sich ein in seiner Art auch weltgeschichtliches Wort, das bekannte Vae victis des Brennus (= Heerköniges) der Kelten, ein Wort, dessen Gewicht Deutschland so oft in vollstem Maße in den letzten drei Jahrhunderten empfinden mußte, während es selbst als Sieger seine Anwendung nicht genügend zu würdigen wußte. Sollte aber in dem uns unzweifelhaft bevorstehenden Weltkampfe der Sieg auf unserer Seite bleiben, so würden wir die unverzeihlichste Sünde gegen das eigene Volk begehen, wenn wir nicht durch unbedingteste Anwendung des Vae victis diesen Sieg zu einem vollkommenen, endgültigen, unwiderruflichen machten. Gegen das verwüstete und geschwächte Rom erhoben sich natürlich sogleich die bisher unterlegenen Nachbarn, Aequer, Etrusker, Volsker. Allein der Sieger von Veji, Camillus, wird aller dieser Gegner Herr.

Dagegen entbrennt bald wieder der innere Ständekampf, denn durch die erlittenen Kriegszeiten ist wiederum ein großer Theil der niederen Volksklassen in unerschwingliche Schulden versunken. Endlich wird durch die nach zehnjährigem Widerstande 367 erfolgende Annahme 367
der Gesetzesvorschläge des Tribunen G. Licinius Stolo dem Streite zwischen Plebs und Patriciat seine größte Schärfe genommen und es beginnt ein Abschnitt ruhigerer innerpolitischer Entwickelung. Die Plebs erlangt eine erhebliche Schuldenreduktion und den Zutritt zum Konsulat, einer der Konsuln soll nunmehr immer ein Plebejer sein. Dagegen wird mit der Prätur ein neuer zunächst nur patricischer Magistrat geschaffen, der Prätor hat die oberste Leitung der Rechtspflege.

Es werden von den patricischen Aemtern der Plebs zugänglich: 368 magister equitum. 356 Diktatur. 350 Censur.

Unter so einigermaßen beruhigten inneren Verhältnissen gelingt es den Römern auch der äußeren Feinde mit Erfolg Herr zu werden, abermals sind es Kämpfe mit Kelten, Etruskern, Volskern, Hernikern, welche die nächsten zwanzig Jahre ausfüllen, und schließlich erkannte das ganze Latium bis an den Garigliano unbedingt Roms Obmacht an. Dieser Aufschwung der römischen Herrschaft führt aber sogleich weiter. Da ihr Machtgebiet neue Grenzen gewonnen hat, so hat es auch neue Nachbarn, es stößt jetzt unmittelbar an das der Samniten und mit ihnen begannen Verwickelungen. Die Bergsamniter gerathen in Streit mit den Samnitern der campanischen Ebene und Letztere wenden sich um Hülfe an Rom, indem sie sich selbst römischer Herrschaft unterstellen. Der hieraus erfolgende erste Zusammenstoß Roms mit Samnium bleibt ohne bestimmte Entscheidung, beide Streitenden müssen bald anderen Gefahren entgegentreten und zwar Rom einem Versuche der Latiner dessen Herrschaft abzuschütteln. Latiner und die mit ihnen verbündeten Campaner werden am Vesuv und dann bei Trifanum ge-
340 schlagen 340 und nun natürlich dieses gesammte Gebiet in gründlichster Weise Roms Macht unterworfen. Hierbei aber greifen die Römer in unzweifelhaft samnitisches Gebiet über, und entbrennt so wiederum der
326 Krieg mit Samnium 326. In den ersten Jahren ist das Uebergewicht
321 auf Seiten der Römer, aber 321 werden ihre beiden Konsuln in den Caudinischen Engpässen (nördlich von Nola) umzingelt und zur Waffenstreckung genöthigt, dann aber nach Annahme fester Friedenspräliminarien mit dem Heere entlassen. Es war das so, als ob nach Sedan Moltke sich hätte von Wimpffen Friedensbedingungen beschwören und ihn dann mit der Armee nach Paris ziehen lassen. Der Senat ratificirt eben das Abkommen nicht, und in dem also wieder ausbrechenden Kampfe ist der Erfolg lange wechselnd, schließlich aber doch mehr und mehr auf Seiten der Römer, welche ihre Gegner, zu denen sich auch Etrusker und eine Anzahl süditalischer Völkerschaften gesellen, immer weiter zurückdrängen und dann im Herzen Samniums den entscheidenden Sieg
305 von Bovianum erfechten. 305. Die Samniter erkennen Roms Oberhoheit an, Herniker, Volsker und Aequer werden gänzlich einverleibt.

343—342 Erster Samniterkrieg. 341—338 Krieg gegen die Latiner. 337 Prätur der Plebs zugänglich. 326—304 Zweiter Samniterkrieg.

Durch Kolonisationen und Straßenbau sichern sich die Römer das jetzt Errungene, und römische Ansiedlungen, römische Straßen werden wir von nun an in immer weiterem Umkreise vorfinden, sie sind das wahre Herrschaftsattribut der Römer und zweifellos das wirksamste Eroberungsmittel. Die Perser bauten Straßen, aber sie kolonisirten nicht, d. h. sie wollten wohl herrschen, aber das Beherrschte sich nicht assimiliren, die Griechen kolonisirten sehr eifrig, bauten aber keine Heerstraßen, d. h. sie wollten zwar griechischen Geist in die Fremde tragen, aber verzichteten auf Unterwerfung derselben und auf dauernde politische Oberherrschaft. Die Römer thaten Beides, sie wollten wohl das Gewonnene römisch machen, sie wollten aber auch keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß sie es in starker Herrenhand politisch festzuhalten gedächten.

Wir können in der Entwickelung der römischen Weltherrschaft und der Geschichte der Kriege, welche eben diese Entwickelung bilden, ein Doppeltes beobachten, welches in allem menschlichen Thun die Elemente des Erfolges ausmacht, einerseits die Zustimmung von oben her, die wir als Glück oder Zufall in die Erscheinung treten sehen, andererseits das eigene Verdienst. Ersteres zeigt sich darin, daß niemals den Römern alle ihre Gegner zugleich mit versammelter vereinigter Kraft entgegentreten, was dann wohl das Durchringen derselben zur Weltherrschaft verhindert hätte. Daß Solches niemals gegen sie zu Stande kam, ist höhere Fügung, nicht sie konnten das machen und es zeigt, daß sie eben zur Weltherrschaft bestimmt waren. Eine ähnliche Erscheinung ist der siebenjährige Krieg, auch da gelang es den Gegnern nie, wenn Preußen schon daniederzuliegen schien, sich zum letzten entscheidenden Stoße zu vereinigen, und daß dieses scheiterte, darf, ja muß als eine höhere Leitung menschlicher Geschicke angesehen werden. Andererseits aber muß auch eigenes Verdienst, eigene Arbeit dazu kommen, und diese sehen wir in dem Ringen Friedrichs während der furchtbaren sieben Jahre in großartigster Weise, sie sehen wir auch bei den Römern in ihrer Unbeugsamkeit im Unglück, in ihrer Opferwilligkeit bei Aufbietung aller ihrer Wehrkraft und vor Allem in ihrer gewaltigen Mannszucht; mir scheint, daß es in der Hauptsache dieses Element gewesen ist, was ihnen die militärische Ueberlegenheit über ihre Gegner

verlieh. Ob sie bessere Strategen, geschicktere Taktiker gewesen, um das zu entscheiden, dafür sind die antiken Quellen zu dürftig und unzuverlässig, auch zeigen Niederlagen, wie die in den Caudinischen Pässen und wie die gegen Pyrrhos, daß die beste Taktik gar nicht immer auf ihrer Seite war, insbesondere Pyrrhos muß ihnen darin überlegen gewesen sein, und später werden wir sehen, daß sie dem großen Feldherren der Karthager an strategischer Begabung weitaus nachstehen. Daher meine ich, Zähigkeit, Opferwilligkeit, Mannszucht, das war es, was Römer wie Preußen großgemacht hat, möchten dessen die heutigen Deutschen besser eingedenk sein, als es zur Zeit den Anschein hat.

Indeß noch einmal raffen sich die Samniter auf, um das Kriegsglück zu versuchen, unterstützt wieder von Etruskern und von den Lucanern, auch keltischen Zuzug erhalten sie, die samnitisch-keltische
295 Armee wird aber 295 bei Sentinum völlig aufs Haupt geschlagen.
293 Die Koalition löst sich auf und nach abermaliger Niederlage 293 bei Aquilonia schließen die Samniter Frieden mit Rom, der diesem freie Hand in Italien, Samnium aber noch unabhängig läßt. Eine Erhebung der Sabiner, die gleich darauf erfolgt, wird von Rom schnell niedergeschlagen, deren Gebiet einverleibt. Nun also ist Rom unbedingt Herr ganz Mittelitaliens annähernd vom Ombrone bis an den Busen von Salerno, ausgenommen die Samniterberge. Und abermals wird durch Straßen- und Festungsbau und zahlreiche Ansiedlung römischer Bauern diese Herrschaft auf das Festeste gesichert.

Inzwischen war im Innern der seit Zugänglichmachung des Konsulates für die Plebejer beschrittene Weg in friedlicher Entwickelung weiter fortgesetzt worden und allmählich, während des Verlaufes des ganzen 4. Jahrhunderts, alle hohen Staatsämter ohne Ausnahme auch der Plebs erreichbar, damit aber eigentlich erst die Einheit des populus romanus hergestellt worden. Freilich nicht in dem überhaupt haltlosen Sinne einer unbedingten Gleichheit aller Bürger; in jedem einigermaßen ordentlichen Staate giebt es Vornehme und Geringe, Obere und Untere, wird es auch immer Reiche und Arme geben, aber in Rom verschob sich dieses jetzt insofern, als nun an Stelle der alten Geschlechter ein

300 Pontifikat und Augurat der Plebs zugänglich. 298—290 Dritter Samniterkrieg.

Beamtenadel trat, der theils zwar auch aus den Geschlechtern, vielleicht aber noch größeren Theils aus den Gemeinfreien sich ergänzte.

Jedoch nach außen war Rom zunächst Frieden nicht beschieden. Kaum war der Samniterkrieg beendigt, so gab es eine neue größere Aufgabe zu lösen. Die reiche und mächtige Handelsstadt Tarent, eine Griechenkolonie, fühlt, daß das Vordringen Roms nach Süden das eigene Gebiet bald gefährden müsse und daß das eine Existenzfrage sein werde zwischen ihr und Rom. Es ist ein Vorspiel des großartigen Konfliktes mit Karthago. Ob unter der starken und am letzten Ende doch gerechten Militär- und Beamtenherrschaft der Römer die italische Welt geeinigt werden oder in Sonderexistenzen und Sonderbünden wie Griechenland sich verbluten und schließlich dem fremden Herren verfallen sollte, das wurde hier Tarent gegenüber ebenso zur Entscheidung gestellt wie Karthago gegenüber dieselbe Frage für die gesammte Mittelmeerwelt. Daß eine derartige Einigung nicht immer unter angenehmen Formen vor sich geht, ist natürlich, und es war daher Rom unter den italischen Staaten ebenso gehaßt und gefürchtet wie Preußen später in Deutschland, für welches es die gleiche geschichtliche Aufgabe in ähnlicher Blutarbeit zu lösen hatte. Und doch hieß es eben für alle Italiker damals wie zweitausend Jahre später für alle Deutschen:

„Fügt euch lieber deutschen Banden, eh' der alte Lügengeist
Euch in Sünden und in Schanden fremdem Banner folgen heißt."

Das Letztere haben die Deutschen reichlich den Franzosen gegenüber gethan und aus demselben Lande kamen die Fremden, die auch für die Italiker bereit gewesen wären dieselbe Rolle zu übernehmen, die Kelten; wir sahen sie ja bei Sentinum Seite an Seite mit den Samnitern gegen Rom kämpfen, und eben darin, daß Rom, indem es die Samniter schlug, auch Kelten schlug, liegt die sittliche Grundlage seiner geschichtlichen Rolle. Und Tarent sollte auch beweisen, daß von seinem etwaigen Siege Italien nur Fremdherrschaft drohte.

Zunächst wußte mit der diplomatischen Gewandtheit Aegyptens oder Englands die reiche Handelsstadt anderer Völker Fäuste ihre Schlachten schlagen zu lassen, Lucaner und Bruttier, die dann außer mit Etruskern auch mit Kelten sich verbündeten, und gerade durch Letztere wurde ein römisches Heer bei Aretium 284 (Arezzo) völlig ver- 284

nichtet. Aber nur zu entschlossenerem Aufgebote ihrer Heereskraft stachelte dieses die Römer an, das keltische Gebiet wird bis Rimini hin — denn schon in Mittelitalien hatten sie sich festgesetzt — gänzlich verwüstet und entvölkert, dann durch Römer besetzt. Fernere Siege gegen Kelten und Italiker — am vadimonischen See, bei Populonia, bei Thurii — machen dann der von Ersteren drohenden Gefahr ein Ende, sie gehen in ihre Po-Ebene zurück.

Und nun sieht Tarent selbst sich gezwungen in den Krieg einzutreten. Gegen einen früheren Vertrag umschifft eine römische Flotte den Südostpunkt Calabriens, das Capo di Nao, und läuft sogar in den Hafen von Tarent ein. Es sieht das sehr so aus, als hätten die Römer absichtlich die Tarentiner zwingen wollen Farbe zu bekennen, entweder offen Widerstand zu leisten, oder sich der römischen Politik unbedingt anzuschließen. Sie stürzen sich kopfüber in die erstere Alternative, indem sie auf die römische Vertragsverletzung mit Handlungen antworten, die man als Bruch dessen ansehen muß, was selbst damals schon als Völkerrecht bezeichnet werden konnte. Und nun, um den Krieg zu führen, rufen sie wieder den Fremden herbei, Pyrrhos den König von Epiros. Dieser, einer der tüchtigsten der in den Wirren der Diadochenkriege nach dem Tode Alexanders des Großen heraufgekommenen Kriegsfürsten, der nach Art eines Bernhard von Weimar sich ein Fürstenthum mit dem Schwerte zurechtzuhauen suchte, folgt gern dem Rufe der Tarentiner. Seine und seines Heeres überlegene Kriegskunst bringt den schon bis an
280 den Busen von Tarent vorgedrungenen Römern 280 bei Heraclea eine schwere Niederlage bei, deren Erfolg ist, daß mehrere italische Völkerschaften, darunter die Samniter, ihm zu- und von den Römern abfallen.

Diese aber bewähren eben jetzt die Zähigkeit ihrer Staatskunst und ihrer Vaterlandsliebe, die Festigkeit ihrer Entschlüsse. Damals ward im Senate jener Grundsatz verkündet, den Alexander I. von Rußland Napoleon gegenüber wiederholt hat, nicht zu verhandeln, solange der Feind auf dem heimischen Boden stände. Beidemal geschah dieses in der richtigen, wenn auch wohl mehr instinktiven als klar durchdachten

285—282 Krieg mit der italischen Koalition. 282—272 Krieg mit Tarent.

Erkenntniß, daß dieſer Feind ſeine Kräfte in dieſer Lage nicht ergänzen könne, während man ſelbſt aus der mütterlichen Erde immer erneute Kraft zu gewinnen vermöge. Und Pyrrhos ſcheint gleich begonnen zu haben ſich unſicher in Italien zu fühlen, denn unſicher ſind wenigſtens alle Schritte, die er that. Oder war er nur groß als Schlachtenlenker und Heeresorganiſator, aber nicht darüber hinaus? Er ging bis nahe an Rom heran, wagte aber keinen entſcheidenden Angriff und zog ſich nach Apulien zurück, vielleicht um der heimiſchen Baſis näher zu kommen. Dorthin ging dann auch ein römiſches Heer, welches er 279 bei 279
Asculum (Ascoli) ſchlug. Nun ruft ihn das von den Karthagern bedrängte Syrakus zu Hülfe und er läßt die italiſchen Dinge in der Schwebe und geht nach Sicilien.

Natürlich benutzen die Römer ſeine Abweſenheit ausgiebig, um ganz Süditalien wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, dann ſich gegen Samnium zu wenden. Hierauf kehrt 276 Pyrrhos wieder nach 276
Italien zurück. Es iſt in ihm doch mehr vom abenteuernden Krieger als vom wahren Staatengründer geweſen, ein gewiſſer dem griechiſchen Karakter überhaupt eigener Mangel, ein begonnenes Unternehmen nicht mit eigenſinniger Ausdauer bis zu ſeinen letzten Konſequenzen durchzuführen, ſondern leicht abzuſpringen und nach neuem Glänzenden zu greifen, idealen Phantasmen leichter nachzugehen als nüchtern proſaiſche aber erreichbare Ziele zu verfolgen. In dem Sinne war Friedrich Wilhelm IV. ein Hellene. Es hing das mit dieſes Volkes Künſtlerbegabung zuſammen. So unternimmt Pyrrhos mit Rom den Kampf um Italien, aber, ehe er es zu einer Entſcheidung gebracht hat, unternimmt er den Kampf mit Karthago um Sicilien, und wieder, ehe dort die Würfel endgültig gefallen ſind, wechſelt er abermals, um erneut gegen Rom zu kämpfen. Jede dieſer Aufgaben hätte alle ſeine Zeit und Kraft erfordert und blieb vielleicht dann noch zu groß. Ich glaube nicht, daß er mit ſeinen Plänen der Herrſchaft über den Weſten deshalb ſcheiterte, weil die keltiſchen Gallier gerade zu dieſer Zeit auch in Epiros einfielen, überhaupt ſich über die Balkanhalbinſel ergoſſen, ſondern hauptſächlich deshalb, weil der griechiſche Genius ſich als zu flüchtig und unſtät erwies, um ſolcher Aufgabe Herr zu werden.

So ward alſo Pyrrhos 275, als er den Samnitern zu Hülfe eilte, 275
bei Maleventum, von den Römern ſeitdem Beneventum genannt, gründlich

aufs Haupt geschlagen; er kehrt nach Epiros zurück, der Kampf um Italien ist entschieden, auch Tarent fällt und in den nächsten Jahren wird überall und in allen Einzelheiten die Aufrichtung der Ober-
266 herrschaft Roms vollendet; 266 steht Rom in dem gesammten Lande von der Südspitze Italiens bis zum Rubicon und der Macra (also bis nach Rimini und Spezzia) in der Stellung da wie Preußen 1866 nördlich des Mains.

Aber zur italischen Welt gehörte noch Sicilien wie Süddeutschland zur deutschen, und wie dieses zwischen den Einflüssen Oesterreichs und Frankreichs hin- und hergezogen ward, so war Sicilien der Griechen und der Karthager Streitobjekt. Die Waffen der Letzteren hatten schließlich die Oberhand behalten, ihnen mußte es Rom entreißen, wenn es die volle Einheit der italischen Welt herstellen wollte. Nicht als wäre das zweckbewußte Politik Roms gewesen, im Gegentheile entwickelte sich der große Kampf beinahe zufällig, und wie wenig es gewollte Absicht der Römer war, Sicilien ihrem Herrschaftsgebiete einzuverleiben, das zeigt auch, daß, als sie von den Mamertinern — Söldnern, die sich der Stadt Messana bemächtigt hatten und nun von Hieron von Syrakus dort berannt wurden — zur Hülfe gerufen wurden, nicht der Senat die Entscheidung des Eingreifens in die dortigen Verhältnisse zu fällen sich getraute, sondern das Volk in den Centuriats-Comitien seinem instinktiven Gefühle folgend Rom in seinen größten Krieg, damit aber auch auf den Weg zur Weltherrschaft trieb.

Ich kann nicht anders als hierbei der augenblicklichen europäischen Sachlage zu gedenken. Dieses römische Volk, kaum daß die schweren Kriege gegen Samniter und Pyrrhos beendet sind, nur ein Jahr nachdem mit Waffengewalt Italien unterworfen ist, beschließt schon wieder die Eröffnung eines neuen in jedem Falle doch unberechenbaren Unternehmens, das ist selbstbewußte Thatkraft, das ist Gefühl für geschichtlichen Beruf. Vergleichen wir damit, wie heute den Deutschen von den Franzosen tagtäglich verkündet wird, daß man nur auf den günstigen Augenblick zur Rache laure, wie jede russische Zeitung den Nationalhaß gegen Deutschland predigt, dessen Ausbruch vorhersagt, und sehen wir, wie es dennoch der Senat der Diplomaten für die beste Politik erklärt Frieden zu halten, keinen Präventivkrieg zu führen, und wie das Volk ein fast ungemessenes Friedensbedürfniß hat. Es ist ein weltgeschicht-

liches Schauſpiel großen Gewichtes zu ſehen, wie dieſes römiſche Volk in unabläſſiger Kriegsarbeit ringt und wächſt, wie fremd iſt uns Friedensgewohnten, nach Frieden Lechzenden dieſe immer erneute Bereitwilligkeit des Krieges Laſt auf ſich zu nehmen. Aber vergeſſen wir nicht hierbei die nothwendige Kehrſeite, denn damit hängt zuſammen die ſchon öfter erwähnte Schnelllebigkeit der antiken Völker, ſie erſchöpfen eben ihre beſte Manneskraft zu ſchnell, und wir, denen das Chriſtenthum gelehrt hat, den greifbaren politiſchen Vortheil gegen das höhere Gut des Friedens mit den Nachbarn hintanzuſetzen, erhalten uns länger. Bei Beginn dieſer geſchichtlichen Betrachtungen ſagte ich, daß Völker weiblicher, paſſiver Veranlagung weit länger dauern als männliche, aktive, und ſolche erſterer Art ſahen wir zu Beginn der Geſchichte, als eben das vorgeſchichtliche Dunkel anfängt ſich zu erhellen, vielleicht daß nun dieſe Dauerhaftigkeit mit dem Fortſchritte der Kultur auch aktiven Völkern zu Theil wird, aber eben unter der Bedingung, daß ſie die konſervirende Ruhe freiwillig als klar erkannte ſittliche Pflicht auf ſich nehmen und zur Aktion, dann aber mit vollſter männlicher Kraft, nur ſchreiten, wenn ihre höchſten Güter, ihr Daſein ſelbſt bedroht ſind. In ſolchem Sinne hat Bismarck die Politik ſeiner letzten zwanzig Jahre geführt, möge die Zukunft ihm Recht geben, möchte nicht doch etwa hier das Ruhebedürfniß Gefahren der Zukunft gegenüber zu vorherrſchend geweſen ſein, Gefahren, denen ein Volk wie die Römer lieber herausfordernd entgegenging.

Sie fühlten dumpf und inſtinktiv, daß ein Weltkrieg und als deſſen Ergebniß eine Vorherrſchaft in der europäiſchen Welt in der Luft lag, ſie fühlten ſich zum Anſpruch auf dieſe Vorherrſchaft berechtigt, und ſo eröffnete das zukunftsſichere Volk an der Tiber den Krieg 265 durch 265
Entſendung einer Flotte und eines Landungsheeres nach Meſſana. In ſchnellem Anlaufe gewannen die Römer den Oſten der Inſel und damit auch das Bündniß Hierons von Syrakus, des mächtigſten der dortigen Dynaſten. Während des Jahres 262 dreht ſich dann der Kampf um Agrigent (Girgenti), für Karthago die Eintrittspforte nach Sicilien, die dieſes ſich frei zu machen, Rom zu ſchließen ſucht. Die Römer nehmen endlich 262 die Feſtung ein. Und nun thun ſie den entſcheidenden 262

Schritt, sie gehen selbst auf die See. Schon bei dem Kampfe Spartas mit Athen konnte ich betonen, daß ein solcher Entschluß den Gegner auf seinem eigensten Elemente aufzusuchen an und für sich eine Bürgschaft selbstbewußter Kraft und damit des Sieges ist, sowie auch, daß das eine Landmacht gegenüber einer Seemacht unter gewissen Umständen vermag, nicht aber umgekehrt, und so ging es auch hier. Rom zeigte seine Kraft und sein Siegesgefühl, indem es zur See ging, aber auch Karthago muß man den Ruhm lassen, daß es sich fähig fühlte und es wagte den Gegner auf seinem Machtgebiete aufzusuchen, wir werden noch sehen, wie dieses unter Hannibal geschah, nur daß sich eben auch die zweite von mir aufgestellte Behauptung bewährte, daß solches Unternehmen einer See- gegen eine Landmacht nicht dieselben Elemente des Gelingens habe, denn die Söldnerheere des Handelsstaates Karthago erlagen doch schließlich vor den Nationalarmeen der Landmacht Rom, wie auch England es ergehen würde, oder richtiger wohl wird, sobald der Kasak den Indus überschreitet. So ist es auch Eines großen Mannes Genie, das den Entschluß zu fassen vermag Rom zu Lande anzugreifen, während umgekehrt Karthago zu Wasser anzugreifen der Entschluß der Römer selbst ist. Auch hier wieder zeigt sich, wie die Bürgschaft dauernder Erfolge nicht in der Größe Einzelner liegt, Hannibal war einer der weltgeschichtlich Größten, sondern viel mehr in der gesammten Tüchtigkeit und Spannkraft — das was die Römer virtus nannten — des gesammten Volkes; das mögen sich heutzutage die Deutschen wohl zu Herzen nehmen, die da, von den Erfolgen des großen Mannes zehrend, glauben sich wieder ungestört ihren heimischen Zänkereien hingeben zu dürfen und denen ihre weisen Volksvertreter predigen, man müsse im Frieden vor Allem des Volkes Geldkraft schonen, sonst reiche im Kriege auch die Wehrkraft nicht hin. „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum"; denn die Römer schonten ihren Nationalwohlstand gar nicht, die Karthager hoben ihn mit allen Mitteln und wurden besiegt, jene aber blieben Sieger.

Und der kühne Entschluß der Römer wird sogleich mit Erfolg gekrönt, ihre Flotte unter dem Konsul G. Duilius schlägt die kar-
260 thagische 260 am Kap Milazza an der Nordküste Siciliens, wodurch und wie ist heute nicht mehr zu sagen, die von den antiken Schrift-

stellern darüber gemachten Angaben sind so kindlicher Natur, daß sie das Wesen der Sache nicht enthalten können. Und es blieb nicht dabei. Denn nachdem in den nächsten Jahren beide Theile sich in Sicilien ohne besonderen Erfolg bekämpft hatten, beschließen die Römer in Afrika zu landen und als unumgängliche Vorbedingung dazu die karthagische Flotte zu besiegen. Ich lasse abermals die inneren Widersprüche bei Seite, welche die Erzählung dieser Begebenheiten, so wie sie uns überliefert ist, enthält. Thatsache ist, die römische Flotte schlug
256 die karthagische entscheidend an der Südküste Siciliens bei Ecnomos 256
und Rom warf nun eine Armeeabtheilung nach Afrika hinüber.

In ganz anders großartige Verhältnisse trat nun der römische Stadtbürger und Grundbesitzer, einen anderen Gesichtskreis mußte seine politische und militärische Urtheilskraft umfassen, nach anderem Maßstabe sollte er fortan messen. Nicht überraschend, daß daran der Stadtadel vom Tiberstrande zunächst noch öfter scheiterte. Kräftigen Völkern werden, wie ja auch kräftigen Menschen, ihre Erfolge, wenn sie zur Dauer bestimmt sind, überhaupt nicht leicht gemacht, in ernster Schule müssen sie meist sich erst die Erfahrungen erwerben, die dann ihrem Werke die Gewähr der Dauer verleihen. Und so vermochte auch der jetzt in Afrika selbst siegreiche römische Feldherr M. Atilius Regulus nicht, die Weltlage richtig zu beurtheilen, die Kraft und Macht Karthagos richtig abzuschätzen; auf eine Eröffnung von Friedensunterhandlungen antwortete er mit so maßlosen Bedingungen, daß Karthago nicht anders konnte, als gleich abzubrechen und alle Kräfte zum Widerstande zusammenzuraffen. Der Erfolg war die Vernichtung der Armeeabtheilung des Regulus bei Tunis. Afrika wird von den Römern geräumt 255, Sicilien wurde wieder das entscheidende Kriegstheater und 255
zwar drehte sich der Kampf um Panormos (Palermo), welches von den
Römern 254 genommen wird und unter dessen Mauern dieselben dann 254
unter dem Konsul L. Cäcilius Metellus vier Jahre später, während 250
deren der Krieg ergebnißlos sich hinschleppte, das neu nach Sicilien unter Hasdrubal, Hannos Sohn, entsendete karthagische Heer schlugen.

Sodann wenden sie ihre Anstrengungen gegen Lilybäum (Marsala). Hier aber kommt der Krieg ins Stocken, die gewaltige, örtlich sehr starke Festung widersteht andauernd, und die karthagische Flotte vernichtet bei Drepanum (Trapani) die herankommende römische, eine

zweite große Flotte der Römer geht in einem Sturme zu Grunde, und nun beschließt der Senat auf den Seekrieg zu verzichten, wie auch nach dem Mißerfolge gegen Afrika vorübergehend schon geschehen war, und das Meer den Karthagern zu überlassen. Da konnte es denn zu einer Entscheidung des Krieges nicht kommen. Und nun gerade tritt an die Spitze der karthagischen Truppen in Sicilien der tüchtige Hamilkar, Barkas (Blitz) genannt. Blitzartiges freilich that auch er hier nichts, der Krieg kommt vielmehr auf lange Jahre völlig zum Stehen, die Römer können Trapani und Marsala nicht bewältigen, Hamilkar erhält sich zwischen ihnen in fester Stellung. In dieser Lage mußte es weltgeschichtlich wirksam werden, welches der Völker am festesten entschlossen war alle Kraft zum Siege einzusetzen, die Wendung für sich herbeizuführen. Karthago blieb bei den bisherigen Leistungen, die auch unter einem Hamilkar die Dinge nur gerade im Gleichgewichte erhalten konnten, in Rom aber erwachte im Volke selbst der Entschluß ein Ende zu machen; aus Privatmitteln wird eine neue Flotte errichtet und mit
10. März 241 dieser schlägt am 10. März 241 der Konsul G. Lutatius Catulus den karthagischen Admiral Hanno bei den an der Westspitze Siciliens liegenden ägatischen Inseln. Karthagos Widerstand ist damit gebrochen und der geschlossene Frieden liefert den Kampfpreis — Sicilien — an Rom aus, außerdem zahlt Karthago eine hohe Kriegsentschädigung.

Indessen es war dieses noch nicht das Ende seiner Einbußen, denn, da sofort mit den zu entlassenden Söldnern ein gefährlicher, blutiger Krieg ausbricht, der Karthago in höchste Bedrängniß versetzt, so benutzen die Römer dieses, um sich Sardiniens zu bemächtigen und Karthago zu
238 dessen Abtretung zu zwingen, 238. Mit solchem Verfahren war natürlich der Grund gelegt zu einem neuen Kriege Karthagos gegen Rom.

Mit den bisher unterworfenen italischen Völkerschaften hatte Rom einen ganz verständigen modus vivendi gefunden, der auf möglichste Verschmelzung hinauskam, hatte sich mit ihnen auf dauernde Einigkeit eingerichtet, etwa wie England mit Schottland und Wales; indem es aber nun den ersten Schritt über die Halbinsel hinaus that, änderte es auch darin sein Verfahren und richtete „Provinzen" ein mit unbedingter Machtvollkommenheit des verwaltenden Beamten, wie England in fernen noch wenig zivilisirten Kolonien.

Stand Rom jetzt als Herr Italiens da, so wuchsen damit aber auch naturgemäß seine Aufgaben. So konnte es nicht länger ruhig zusehen, daß die wilden illyrischen Seeräuber fortgesetzt das adriatische Meer und seine Küsten unsicher machten, und schritt, da eine Gesandtschaft nichts durchsetzte, mit den Waffen dagegen ein. Trotz der Schwierigkeit der Aufgaben und des Kriegsschauplatzes standen die Römer jedoch schnell als Sieger da, unterwarfen die Illyrier ihren Bedingungen und waren fortan selbst die Gebieter des adriatischen Meeres. Dann mußten sie noch gründlich mit den Kelten Oberitaliens abrechnen, welche durch Etrurien verwüstend und plündernd noch einmal bis in die Nähe Roms vordrangen, auf ihrem Abzuge aber bei Telamon (Talamone an der Westküste, südlich der Mündung des Ombrone) vernichtet wurden, 225. 225
Nun drangen die Römer in die Po-Ebene vor, unterwarfen bis an die Alpen hin alles Land nach harten Kämpfen ihrer Herrschaft und besetzen es nach ihrer gründlichen Art mit Kolonien und Festungen.

Vielleicht hätte Rom nun wirklich Ruhe gehalten, nach außen wenigstens, denn im Innern gab es wieder erneuten Andrang der unteren Klassen gegen die Regierenden; und war Rom nun schon einem modernen Beamtenstaate ähnlicher geworden, so war auch diese Bewegung jetzt eine andere, weit modernere als der ursprüngliche Kampf der Plebs gegen den Populus. Allein nun war es Karthago, oder richtiger der gewaltige Mann, dessen Name fast allein den Inhalt der nächsten beiden Jahrzehnte ausmacht, welcher Rom zu dem schwersten und größten seiner Kriege die Waffen in die Hand zwang.

Nach dem harten Verluste der Abtretung Siciliens, der noch härteren Schmach der Abtretung Sardiniens hatte mit genialem Blicke Hamilkar Barkas eine neue Welt ins Auge gefaßt, um daraus für seine Vaterstadt ein reiches mächtiges Kolonialreich zu machen, welches nicht nur die verloren gegangenen Kräfte ersetzen, sondern auch Grundlage und Ausgangspunkt für erneuten Kampf gegen das verhaßte Rom werden sollte. Dieses war Spanien, dessen gesammter Süden und Osten von ihm mit Geschick und Thatkraft für Karthago erobert wird. Als er 229 229
starb, setzte sein Schwiegersohn Hasdrubal sein Werk fort und nun

229—228 Krieg mit den Illyriern. 225—222 Krieg gegen die keltischen Gallier in Oberitalien.

erfolgt eine Einmiſchung Roms, indem es mit einer ſpaniſchen Stadt an der Oſtküſte, Saguntum (Murviedro), Bündniß ſchloß und den Karthagern den Angriff auf dieſelbe ſowie die Ueberſchreitung des Ebro
220 unterſagte. Jedoch als 220 Hasdrubal ermordet wurde, da trat an die Spitze des Heeres auf deſſen Wahl, von der Regierung nur ungern beſtätigt, der 28jährige Sohn des Hamilkar Barkas, Hannibal (Gnade des Herrn). Und es war eine Gnade des karthagiſchen Baal, dieſer Stadt einen Mann zu geben, der zu den größten Feldherren aller Zeiten gehörend ihren Namen auf ewig vor dem Untergange bewahrt hat, wenn er auch ſie ſelbſt davor nicht retten konnte, der ſogar durch ſeine Erſcheinung uns eine Sympathie einflößt, die von ſeiner Perſon auch auf die von ihm vertheidigte Sache einen Abglanz fallen läßt. Hannibal iſt in der Geſchichte, was uns Hektor in der Dichtung iſt, wir verſtehen, daß Karthago wie Ilion untergehen muß, aber wir fühlen und leiden mit dem Helden, der für ſein Vaterland vergeblich bis zum Untergange kämpft.

Was Rom im Vollgefühle ſeiner Kraft gewagt hatte, die Karthager auf ihrem eigenſten Gebiete, der See, aufzuſuchen, daſſelbe wagte jetzt gegen die Römer Hannibal im Vollgefühle ſeines Feldherrngenies, er beſchloß den Einbruch in Italien. Den Krieg machte er unvermeidlich durch Eroberung Sagunts, der die Römer thatenlos zuſahen. Dann
218 bricht er von Cartagena mit 100 000 Mann auf, es war 218, eines der großen Jahre der Weltgeſchichte. Nach Ueberwindung ſchweren Widerſtandes und Zurücklaſſung von Etappentruppen zwiſchen Ebro und Pyrenäen überſchreitet er Letztere mit 60 000 Mann und ſetzt den Marſch durch Gallien fort. Hier war ein inzwiſchen nach Spanien beſtimmtes römiſches Heer unter dem Konſul P. Cornelius Scipio bei Maſſilia (Marſeille) eingetroffen, aber es gelang Hannibal die Rhone bei Roquemaure zu überſchreiten, ehe Scipio über ſeine Abſichten ins Klare gekommen war, und als das geſchah, als er begreift, daß der Karthager in Oberitalien einbrechen will, da iſt es zu ſpät ihm Hinderniſſe in den Weg zu legen. Scipio ſendet ſeine Armee nach Spanien, ihrem Beſtimmungsorte, und begiebt ſich für ſeine Perſon nach Oberitalien, um den aus den Alpen heraustretenden Hannibal mit den dortigen Truppen zu empfangen.

Wo nun Hannibal die Alpen überschritten hat, das ist immer ein Streitpunkt gewesen. Man hat den Simplon, den Gotthard, den Großen St. Bernhard genannt, was völlige Unmöglichkeiten sind, mehr Wahrscheinlichkeit hat der Kleine St. Bernhard für sich, den fast alle unsere ernsten Geschichtsbücher nennen, aber doch muß man sagen, daß der Marsch, den Hannibal in Gallien hat einschlagen müssen, ganz besonders aber seine ersten Bewegungen in Oberitalien militärisch vernünftigerweise nur die Wahl zwischen dem Mont Cenis und dem Mont Genevre lassen, und der Letztere ist der wahrscheinlichere. Nachdem Hannibal die Rhone überschritten, ist er flußaufwärts weitergegangen, darüber besteht kein Zweifel. An der Isère angelangt stieg er dann diese hinauf. Sein Bestreben mußte in erster Linie sein, den Römern keine Zeit zu lassen, sondern möglichst schnell, also auf möglichst geradem Wege nach Italien zu gelangen. Längs der Isère kam er dann nach dem Kleinen St. Bernhard, wenn er nicht ein Seitenthal einschlug, welches noch schneller und näher über den Mont Cenis oder den Mont Genevre nach Italien führte. Daß er aber dieses gethan, das bezeugen seine ersten Bewegungen in der Po-Ebene. Es steht fest, daß seine erste Handlung dort die Einnahme Turins war, welches das angebotene Bündniß abwies. Nun denke man sich, Hannibal wäre über den Kleinen St. Bernhard gegangen, also nach Aosta oder Ivrea gelangt, und von dort aus hätte er dann mit seiner verminderten und erschöpften Armee einen Flankenmarsch längs der Alpen unternehmen sollen angesichts der bei Piacenza stehenden Römer, die durch einen einfachen Vorstoß ihn dann im Marsche in seine linke Flanke treffen und in die Alpen, denen er soeben erst entgangen, zurückwerfen konnten. Und warum? Um eine ganz seitab liegende Stadt wie Turin zu nehmen, deren Besitz oder Freundschaft ihm ganz gleichgültig sein mußte. Aber wenn er über den Kleinen St. Bernhard gegangen wäre, so lag ja Mailand, die Hauptstadt der ihm befreundeten Insubrer, gerade vor ihm, dort wäre er dann jedenfalls hingegangen, um die Basis sich zu schaffen, deren er eben nach Ueberschreitung der Alpen entbehrte, dort ist er dann auch thatsächlich hingegangen. Wie kann man also annehmen, daß er erst wieder seitwärts weg nach Turin geht, um schließlich nach Mailand zurückzukehren. Und nun andererseits wie natürlich wird dieses Alles, wenn Hannibal über den Mont Genèvre gegangen ist. Im Thale der

Dora Riparia kommt er dann heraus, Turin liegt vor ihm auf seinem Wege, Hannibal noch unbasirt in Italien kann die Festung, denn das war jede Stadt damals, nicht umgehen und in seinem Rücken liegen lassen, er trägt ihr sein Bündniß an und erstürmt sie, als sie sich weigert, dann marschirt er nach dem befreundeten Mailand, wo er seine Basis finden will. Hierauf beruhte ja das Gelingen seines großen Angriffsplanes, daß er unter den mit der römischen Herrschaft unzufriedenen keltischen Stämmen den Rückhalt finden werde, der ihm jenseits der Alpen sonst völlig mangelte. Und er bedurfte dessen sehr, denn nur mit 26000 Mann langte er in Mailand an, konnte auch nicht erwarten mit erheblich mehr anzukommen, angesichts der Schwierigkeit und Länge des Weges und der ihm theils feindlichen Bevölkerungen.

Scipio, der mit seinen Truppen bei Piacenza steht, geht mit einer Kavallerie-Division zur Erkundung voraus, wird aber von der gleichen Waffe der Karthager an dem Ticino zurückgeworfen und glaubt nun nicht mehr die Po-Linie halten zu können, sondern geht hinter dieselbe an die Trebbia zurück. Dort trifft bei ihm der andere Konsul Tib. Sempronius Longus mit seinem Heere ein und übernimmt den Befehl an Stelle des verwundeten Scipio. Aber während Letzterer, einsehend, daß Hannibal in seiner neuen und schwierigen Lage ohne Schlachtentscheidung nicht lange verharren kann, sich dieser entzogen hatte, greift Sempronius auf die erste Bewegung des Gegners zu und
Ende Dezbr. 218 wird, eben an der Trebbia, völlig geschlagen; Ende Dezember 218.

Die Kühnheit des hannibalischen Planes, die Thatkraft, mit der er ausgeführt wurde, der wohlverdiente Erfolg, das Alles erinnert nothwendig an die gleichen Anfänge Napoleons. Beide Feldherren traten in jugendlichem, fast gleichem Alter an die Spitze der Armee unter einer beschränkten und eifersüchtigen Regierung, welche große Erfolge verlangte, ohne die entsprechenden Mittel gewähren zu wollen, und in dieselbe Po-Ebene stiegen Beide hinab, um durch einen kühnen, großartigen Plan ihre Aufgabe zu lösen, indem sie Alles für Alles wagten. Von dem Plane Hannibals hat Napoleon gesagt: „Kein größerer, umfassenderer Plan ist von Menschen ausgeführt worden, das Unternehmen Alexanders war viel weniger kühn, viel leichter, hatte viel mehr Möglichkeiten des Erfolges.“ Im Einzelnen ersehen wir, wie in der antiken Kriegführung man nicht das Land mit Reiterei durchstreifte, die La-

weit vor der Armee voraus aufklärend, sondern daß in Bezug auf diese Feststellungen man sich nur auf die Spionage und die Nachrichten der Landeseinwohner verließ, war dann die Anwesenheit der feindlichen Armee irgendwo festgestellt, so ging man mit einer Kavallerie-Division zu näherer Aufklärung in der schon bekannten Richtung vor, und da dieses von beiden Seiten geschah, so kam es meist zu einem Zusammenstoße der Kavallerien wie hier am Ticino, und es scheint, daß der Ausgang dieses Kampfes nicht ohne Rückwirkung auf die Entschließungen des Feldherren war, so wenigstens war es dort der Fall. Auch vor der Trebbiaschlacht hatte ein Reitergefecht stattgefunden, welches Hannibal absichtlich mit Erfolg für die Römer enden ließ, und darauf entspann sich die Schlacht; so war schon, als Scipio von Marseille aus seine Kavallerie rhoneaufwärts schickte, deren Mißerfolg von Einfluß auf den Entschluß des Abzuges gewesen. Die Kavallerie der Alten hatte ihre Hauptrolle auf dem Schlachtfelde selbst wie die des siebenjährigen Krieges: so trägt sie bald darauf zur Entscheidung bei Cannä das Meiste bei.

Hannibal benutzt nun als wahrer großer Feldherr den Winter 218/217, um sich unter den keltischen Stämmen Oberitaliens eine sichere Basis zu schaffen. Für den Feldzug des Jahres 217 war nun seine Aufgabe wie vorher die Alpen, so jetzt die Apenninen zu überschreiten. Ich gehe jetzt absichtlich nicht von Roms Maßregeln, sondern von den seinigen aus, denn das weltgeschichtliche Gewicht ruht in diesen Jahren wohl in dem Lager des Hannibal. Diesem Einmarsche in Mittelitalien standen zwei römische Heere entgegen, eins unter dem Konsul Gn. Servilius bei Rimini, das andere beobachtete unter dem Konsul G. Flaminius bei Arezzo die Apenninen-Uebergänge. Ein Zusammenwirken dieser Armeen wäre immer eine höchst fragliche Sache gewesen, sie war es um so mehr, als ja Roms Konsuln Gleichgestellte, also kein einheitlicher Oberbefehl vorhanden war. Hannibal, der seine Feldherrngröße immer besonders darin gezeigt hat, was Napoleon die göttliche Seite der Kriegskunst nannte, d. i. die richtige Abschätzung der Imponderabilien auf feindlicher Seite, Karakter des gegnerischen Feldherren, öffentliche Meinung, moralischer Eindruck, allgemeine Zustände des gegnerischen Heeres und Staates, Hannibal umging mit 50 000 Mann durch ein höchst schwieriges, von den Römern als ungangbar

Winter 218/217

angesehenes Gelände im Arno-Thale den Flaminius und setzte sich auf die Straße Cortona—Perugia. Nun verwüstete er die Umgegend mit Feuer und Schwert, darauf rechnend, daß er seinen ungestümen Gegner dadurch zum Angriffe bringen werde. Und wirklich setzte sich dieser in Marsch auf der nördlich des Trasimenischen Sees herumführenden und dort einen Engpaß bildenden Straße von Cortona nach Perugia. In
April 217 diesem Engpasse faßte ihn Hannibal, April 217, und rieb sein Heer völlig auf. Eine von Servilius entsendete Kavallerie-Division kam noch gerade nahe genug heran, um von dem ihr entgegengeschickten karthagischen Reitergeneral Maharbal ebenfalls vernichtet zu werden. Ich betonte schon oben, daß Aufklärung auf weitere Entfernung vor der Armee nicht in antiker Kriegsgewohnheit lag, dieses allein erklärt auch solche Vorkommnisse wie die Schlacht am Trasimenischen See, es muß wohl doch mit der antiken Reitkunst und dem antiken Pferdematerial nicht weit her und sie solchen Aufgaben nicht gewachsen gewesen sein; darin stand es jedenfalls bei Hannibal mit seinen Beduinen und sonstigen Wüstenreitern besser und ist er auch wohl mit deshalb meist besser über den Gegner unterrichtet gewesen als dieser über ihn; das ist der unschätzbare Werth einer guten Kavallerie.

Hannibal marschirt nun auf Rom, aber auf dem Wege dahin stößt er auf die Festung Spoleto, und da sein Heer, naturgemäß zum Belagerungskriege schlecht ausgerüstet und überhaupt wenig geeignet, deren nicht Herr wurde, so war es wohl dieser Eindruck, der ihn veranlaßte nicht gegen Rom selbst diesen Versuch zu wiederholen. Er beschließt nun, den Grundsatz, den er von Anfang an für den Krieg gegen Rom aufgestellt hatte, planmäßig durchzuführen, nämlich alle Bundesgenossen der Hauptstadt abwendig zu machen und dann die vereinzelte zu überwältigen. Zu diesem Zwecke hatte er auch schon alle Gefangenen, die den römischen Bundesgenossen angehörten, ohne Weiteres entlassen. Er schwenkte also zunächst nach Osten ab und ging bis an das adriatische Meer, wo er zum ersten Male wieder die Verbindung mit der Heimath aufnahm. Dann zog er nach Süden und lagerte bei Bovino, die Gegend ringsum verwüstend.

Rom hatte jetzt in seiner Bedrängniß zur Einheit des Oberbefehls einen Diktator ernannt den Q. Fabius Maximus, der mit allen vorhandenen Kräften ebenfalls nach Apulien marschirt und dort jene b

Entſcheidung der Schlacht vermeidende Kriegführung beginnt, die mit dem Namen des Cunctator ihn für alle Zeiten zu einem Typus geſtempelt hat. Gegründet war dieſe Kriegführung auf die richtige Erkenntniß, daß nichts für Hannibal ſchlimmer ſei als ein ſich hinziehender Krieg ohne Entſcheidung, der ſeine Kräfte aufzehren mußte. Und dieſer erkannte das auch und ſuchte durch gewagte Märſche Fabius zum Kampfe zu verlocken. So marſchirte er, immer begleitet von Fabius, von Apulien nach Campanien und wieder nach Apulien zurück, dort treibt er aus der Stadt Geronium ſämmtliche Einwohner aus und legt ſeine Armee in die Winterquartiere hinein. Ihm gegenüber lagert Fabius bei Larinum (Larino). Winter 217/216

Erinnerte der Beginn Hannibals in Oberitalien an Napoleon, ſo erinnert dieſer Feldzug unbedingt an den ſiebenjährigen Krieg mit ſeinen Märſchen und Gegenmärſchen, ſeinen feſten Stellungen und Winterquartieren. Wie Hannibal aus Apulien nach Campanien marſchirt begleitet von Fabius, ſo gerade Friedrich der Große 1760 von der Elbe nach Schleſien begleitet von Daun, dem ja auch die zeitgenöſſiſche richtige Erkenntniß den Namen des Fabius Cunctator nicht verſagte. Der Einfluß der Feſtungen, die Winterlager, die Anlage von mehr oder weniger geſchloſſenen Lagern nach den Märſchen, das Alles ähnelt ſehr den Verhältniſſen des 18. Jahrhunderts.

Im Frühjahre 216 marſchirt Hannibal ſüdwärts ab aus Verpflegsrückſichten und beſetzt Cannä (jetzt nicht mehr vorhanden) am unteren Ofanto. Die Römer, die 80 000 Mann aufgebracht hatten, folgen unter dem Befehle der neuen Konſuln G. Terentius Varro und L. Aemilius Paullus, denn die nach den geſetzlichen ſechs Monaten abgelaufene Diktatur war thörichterweiſe nicht erneuert worden, aber der zwieſpältige Oberbefehl bringt das ſchwerſte Unglück über ſie. Es war die Einrichtung getroffen worden, daß jeder Konſul während eines Tages den Oberbefehl führen ſollte, etwas für uns geradezu Unbegreifliches und Unſinniges, man befiehlt ja doch an einem Tage meiſt erſt für den nächſten, überhaupt ſind Kriegsoperationen ein untrennbares Ganze, was nicht in tageweiſe Abſchnitte ſich zerlegen läßt; es zeigt dieſes wieder, wie doch die antiken Verhältniſſe von Grund aus verſchieden von den unſrigen waren und daher unſer Urtheil darüber auf unſicheren Vorausſetzungen ruht. Um ſo weniger können wir uns alſo veranlaßt Frühjahr 216

fühlen auf taktische Einzelheiten der Schlachten einzugehen. Derartiges ist, wie ich auch schon einmal erwähnte, bei den antiken Schlacht-
Juni 216 schilderungen fruchtlos, genug daß Varro an einem Tage des Juni, wo er kommandirte, die Schlacht annahm, die Aemilius nach dem richtigen Beispiele des Fabius vermied und die gewaltigste Niederlage erlitt, die je römische Truppen bis dahin getroffen hatte. Rom stand am Rande des Abgrundes und lag beinahe wehrlos vor Hannibal da.

Dieser indeß that, was zu allen Zeiten die Kenner des Krieges als schwersten Fehler angesehen haben, er marschirte nicht auf Rom, sondern nach Campanien. Gewiß war für die Kriegskunst der Alten die Vertheidigung fester Plätze stärker als der Angriff und es hatte, wie schon gesagt, die karthagische Invasions-Armee sicher nur unbedeutendes Belagerungsmaterial. Nichtsdestoweniger war es das einzig Richtige in Hannibals Lage, den Versuch wenigstens zu machen durch Marsch auf die feindliche Hauptstadt vielleicht endgültig den Krieg zu beenden. Und auch für seinen eigentlichen großen Plan, Rom zu besiegen durch Abwendigmachung aller seiner Bundesgenossen, konnte es nichts Wirksameres geben, als die Stadt zu berennen; eine römische Armee stand nicht mehr im Felde und so weit wäre die Opferwilligkeit der immerhin doch über Roms Herrschaft nicht durchaus entzückten Bundesgenossen nicht gegangen, um das Aeußerste zur Befreiung der eingeschlossenen Stadt zu wagen, Roms Fall war dann eine Frage der Zeit. Es wäre das im Jahre 216 das belagerte Paris gewesen ohne die Gambettaschen Entsatz-Armeen.

Daß der große Feldherr, der größten einer aller Zeiten, so fehlgreifen konnte, das ist auch einer jener geschichtlichen Augenblicke, wo eine Leitung der menschlichen Geschicke deutlich hervortritt, wo man deutlich erkennt, daß eben Roms Untergang ὑπέρμορα gewesen wäre, Roms Triumph dagegen der dem Menschengeschlechte bestimmten Zukunft entsprach. Treffend bemerkt bei dieser Gelegenheit Livius, man meine, daß die Verzögerung dieses einen Tages genügt habe, um Stadt und Reich zu retten. Der Apostel aber sagt von der Menschen Geschlechtern, daß Gott „ihnen hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen".

Aber eben auch nicht ohne Verdienst fiel den Römern dieses Geschick in den Schooß. Senat wie Volk zeigen vielmehr dem un-

geheuren Schlage von Cannä gegenüber die großartigste Festigkeit und bieten alle Kräfte auf, über welche sie noch verfügen. Hannibal hatte sich inzwischen Capuas bemächtigt, welches nun der Mittelpunkt seiner Operationen wurde. Von Rom aus ging der Prätor M. Claudius Marcellus mit den 25000 Mann, die man hatte aufbringen können, bis nach Teano vor, wo er Stellung nahm, die Straße von Campanien nach der Hauptstadt sperrend.

Und fragen müssen wir uns hierbei, ob nicht Cannä auch uns eine Mahnung ist, wenn wir sehen, wie der römische Senat den geschlagenen Feldherren empfing. Wie schmählich hat nicht einst das preußische Volk Schimpf im Uebermaße auf die bei Jena geschlagene Armee gehäuft, die doch weder der einzige noch der hauptsächlichste Schuldige war. Wie anders, wie viel würdiger die heutigen Franzosen, wie halten sie fest in Bild und Wort an Ehrung ihrer so sehr geschlagenen Armee und wie schämt man sich nicht, wenn im deutschen Reichstage oft geradezu Gehässigkeit sich Luft macht gegen die deutsche an Siegesruhm alle übertreffende Armee. Hier ist ein Punkt bedenklicher Schwäche Deutschlands, die in den Tagen des Unglücks furchtbare Folgen haben kann. Will ein Volk auch ein Cannä siegreich überstehen, so darf es die Achtung vor seinen Führern und seinen Fahnen nie gänzlich verlieren.

Es wäre wohl verführerisch nun ferner so im Einzelnen die Kriegsthaten des großen Karthagers und der Römer zu verfolgen, würde aber über den hier gesteckten Rahmen hinausgehen. Thatsächlich war der dramatische Höhepunkt des großen Kampfes erreicht. Mit dem Versäumniß Hannibals, nicht nach Cannä die Entscheidung des ganzen Krieges durch Angriff auf Rom zu suchen, lag diese Entscheidung fortan in der Thatkraft, Opferfähigkeit und Ausdauer beider Völker selbst, und während darin die Römer Bewunderungswürdiges leisten, entsprechen die Karthager nicht den großen Anforderungen der Zeit. Völlig ungenügenden Nachschub senden sie sowohl ihrem großen Feldherren nach Italien, wie auch dessen Bruder Hasdrubal auf den anderen so wichtigen Kriegsschauplatz nach Spanien und so beginnt ein langsames Verbluten gegenüber der Volkskraft der Römer und deren Bundesgenossen, die zum größeren Theile treu bleiben, dank hauptsächlich den zahlreich unter ihnen angelegten römischen Kolonien und Festungen.

Nicht unähnlich ist die Lage der Karthager nach ihren glänzenden Erfolgen in den Jahren 218/216 der der Deutschen nach den Erfolgen der Jahre 1870/1871. Noch ein kräftiges Anspannen aller Volkskraft und der Gewinn war auf immer gesichert. Aber in Karthago glaubte man sich des Gewinnes auch so schon genügend versichert und zählte die Groschen, die weitere große Anstrengungen gekostet hätten, wie es heute im deutschen Reichstage die einsichtigen „Volksvertreter" thun, auch glaubend, der Gewinn sei ja doch schon sicher eingeheimst. So ließ sich Karthago in den Rüstungen von Rom überholen, wie heute Deutschland von dem volksärmeren Frankreich und dem goldärmeren Rußland. Karthago bezahlte diese weise Sparsamkeit mit seinem Untergange, möchten die Berather der deutschen Geschicke sich doch nicht mit der Schmach einer gleichen politischen Klugheit beladen.

In Campanien hält Hannibal während der nächsten Jahre eine bedeutende römische Truppenmacht in Schach, aber während diese sich im Laufe der Zeit vergrößert, vermindert sich die seinige, und damit fällt immer mehr von dem Kriegstheater in die Hände der Römer. In Sicilien hatten die Karthager zwar nach dem Tode Hierons durch Bündniß mit Syrakus festen Fuß gefaßt, bald aber in Marcellus einen ebenbürtigen Gegner erhalten. In Spanien wendet sich das Glück unbedingt den römischen Feldherren, den Brüdern P. und Gn. Cornelius Scipio zu, welche den Hasdrubal schlagen, den Ebro überschreiten und bis an den Guadalquivir vordringen. Dagegen war es Hannibal gelungen Macedonien gegen Rom ins Feld zu bringen, allein schnell zeigte sich, daß dessen Glanzzeit vorüber, und mit Hülfe griechischer Bundesgenossen — des ätolischen Bundes — gelingt es den Römern diesem Gegner genug in seinem eigenen Lande zu schaffen zu machen.

Dieses war die allgemeine Lage während der nächsten Jahre nach
212 Cannä bis 212. Erst in diesem Jahre gelang es Marcellus Syrakus zu erstürmen und damit auf dem sicilischen Kriegsschauplatze das Uebergewicht den römischen Waffen zu sichern. Aber in Spanien ward dafür Roms Heer wirksam geschlagen, beide Scipionen fallen, Hasdrubal ist wieder Herr des Landes bis an den Ebro. Hannibal nimmt zwar

Tarent, siegt auch wieder über römische Nebenarmeen in Lucanien und Apulien, aber das fest eingeschlossene Capua vermag er nicht zu entsetzen. Jetzt, 211, war es dahin gekommen, daß es ausschlaggebend für 211
den ganzen Krieg war, ob die Römer diese Stadt nahmen oder nicht, während noch vor fünf Jahren, wenn Hannibal vor Rom gezogen wäre, die Frage der Entscheidung des Krieges gewesen wäre, ob die Karthager Rom nehmen würden oder nicht. Und noch in diesem Jahre fiel Capua und damit die Entscheidung zu der Römer Gunsten, trotzdem nunmehr Hannibal den Marsch auf Rom selbst angetreten hatte. Aber „was man von der Minute ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück", das ist, wie es in allen menschlichen Dingen wahr ist, im Kriege besonders richtig. Roms ganze Lage war jetzt so völlig anders, daß der Ruf: Hannibal ad portas, der nach Cannä unberechenbare Folgen hätte haben können, jetzt vollständig verhallte. Und in diesem Jahre entsandte Rom einen tüchtigen jungen Feldherren, den später zu so hohem geschichtlichen Ruhme gelangten P. Cornelius Scipio, Sohn des Gefallenen gleichen Namens, nach Spanien, welcher sodann dort die Dinge wieder auf das Günstigste herstellt. Freilich gelang es im Jahre 208 208
dem Hasdrubal die Pyrenäen zu überschreiten, ohne daß Scipio es rechtzeitig bemerkte, und den Marsch nach Italien anzutreten, den so lange schon Hannibal als das erstrebt hatte, was das entscheidende Gewicht in die Wagschale des italischen Krieges werfen sollte. Hannibal selbst hatte in diesem Jahre zwar noch Siege erfochten, aber im Großen und Ganzen sich doch eben nur in Süditalien gehalten; auf die Nachricht von dem Eintreffen seines Bruders in Oberitalien, 207, setzt er 207
sich dann nach Norden ihm entgegen in Marsch.

Hasdrubal bietet die mit der Römerherrschaft unzufriedenen Kelten Oberitaliens auf, wie es schon elf Jahre früher sein Bruder gethan hatte, marschirt nach Rimini und sendet Letzterem Nachricht, daß sie zum entscheidenden Vorstoße auf Rom bei Narni sich vereinigen wollen. Die Römer hatten das eine ihrer konsularischen Heere dem Hasdrubal, das andere dem Hannibal, der bis an den Ofanto gelangt war, entgegengesendet. Dem Führer des letzteren G. Claudius Nero fällt Hasdrubals Bote — unbegreiflich, daß er mit solcher Nachricht nur

einen entsandte — in die Hände und er faßt den Entschluß, der allein in solchen Fällen richtig ist, der oft im Kriege den Erfolg gebracht hat, noch öfter aber aus Mangel an Einsicht oder Mangel an Energie versäumt wurde, nämlich mit aller Macht von den noch getrennten Feinden den einen zu schlagen und demgemäß den anderen zeitweise zu vernachlässigen. So läßt er einige seiner Truppen vor Hannibal stehen und eilt mit dem Reste derselben zu seinem Kollegen M. Livius Salinator. Beide fallen den bis an den Metauro gelangten Hasdrubal an und vernichten ihn. Damit waren die Würfel unwiderruflich für Rom gefallen. Noch hält zwar Hannibal im äußersten Südwesten Italiens, in Calabrien, manches Jahr aus, allein schließlich ruft ihn das Vaterland selbst zu seiner Vertheidigung zurück.

Denn Scipio zum Konsul ernannt trägt, nachdem er die Karthager aus Spanien völlig vertrieben hat, den Krieg nach Afrika hinüber, schlägt ein karthagisches Heer, entreißt dem Verbündeten der Feinde, Syphax, seine Herrschaft über die Wüstenstämme, die er dem eigenen Verbündeten Massinissa übergiebt, und beginnt schließlich Friedensunterhandlungen. Inzwischen ruft also Karthago den Hannibal zurück, und da in Rom Scipios Bedingungen noch erschwert werden, beginnt der Kampf wieder und es kommt zur letzten Schlacht des ganzen Krieges
9. Oktbr. 202 zwischen Hannibal und Scipio, bei Zama, die mit einem vollständigen Siege der Römer endet. Karthago muß gänzlich entwaffnen, eine starke Kriegsentschädigung zahlen und auf jede selbständige äußere Politik verzichten. Scipio erhält den Namen Africanus.

Ruhe war aber damit den Römern noch keineswegs beschieden. Denn zu tief war die Welt durch die furchtbaren siebzehn Kriegsjahre aufgewühlt worden, als daß die Wellenschläge sogleich hätten in ruhige römische Strömung einebben können. In Spanien und unter den Kelten Oberitaliens gab es noch heftige Kämpfe, und wenn man auch mit denselben schließlich, mit letzteren nach kürzerer, mit ersteren nach längerer Zeit fertig wurde, so eröffnete sich dafür in Osten ein neuer umfassender Gesichtskreis. Rom war nun eben schon mehr geworden als eine bloß italische Macht und die Verhältnisse der hellenischen Welt berührten bereits unmittelbar seine Interessen.

Dort war die Lage so, daß Macedonien und Syrien sich gegen Aegypten verbündet hatten und Ersteres zugleich seine Macht in Griechenland auszudehnen suchte. Was daselbst noch an politischer Macht vorhanden war, hatte sich nach griechischer Gewohnheit nicht zu Einem Gebilde zusammengefunden, sondern in zwei Lager getheilt, den ätolischen und achäischen Bund. Der erstere hatte, wie schon oben erwähnt, den Römern nicht nur im Kampfe gegen Macedonien beigestanden, sondern richtiger gesagt die Hauptlast desselben getragen, eine Bedrohung des Bundes traf also unbedingt römische Interessen. Aber Rom konnte überhaupt einen Machtaufschwung des ihm während der hannibalischen Gefahr so feindlich gewesenen Macedonien nicht gleichgültig mit ansehen, und so griff es denn seit 200 ein, zuerst ohne 200
besonderen Nachdruck, dann aber, nach Eintreffen des Konsuls T. Quinctius Flamininus, erfolgt 197 in der Schlacht an den Hundshäuptern die 197
Entscheidung gegen Philipp III. von Macedonien, er muß ganz aus Griechenland zurückweichen, und alle griechischen Kantone werden von den Römern für frei erklärt, man könnte sagen nach berühmtem Muster, hatten doch auch die Perser ihrer Oberherrschaft über die kleinasiatischen Kolonien zweihundert Jahre früher im antalkidischen Frieden dieses Mäntelchen umgehängt.

Jedoch kaum hatten die Römer sich solcherweise, wenn auch nur mittelbar, mit griechischen Interessen identifizirt, als auch sogleich ihnen neue Verwickelungen daraus erwuchsen und sie weiter in den Osten hineintrieben. Syrien hatte damals Fuß in Thessalien und Thracien gefaßt und versuchte von da aus nicht minder Einfluß auf die griechischen Dinge zu üben, als Rom thatsächlich jetzt übte. Die Frage, wer nun der eigentliche Gebieter dort sein solle, mußte also zu einem Zusammenstoße führen, da Syrien es verweigerte, sich auf Kleinasien beschränken zu lassen. Und nun befand sich am syrischen Hofe bei Antiochos III. auch noch Hannibal, der seine Vaterstadt in gerechter Besorgniß vor Auslieferung an die Römer verlassen hatte, und dieser trieb nicht nur Antiochos zum Kriege an, sondern veranlaßte auch die Römer durch

Philipp III. 221—179. 200 197 Zweiter macedonischer Krieg. Antiochos III. 224–187. 192–189 Krieg mit Syrien.

das Gewicht seines Namens und die Bedeutung seiner Persönlichkeit die Gegnerschaft Syriens als etwas höchst Ernsthaftes anzusehen.

Die Römer und mit ihnen Macedonien und der achäische Bund vertreiben ohne große Mühe den nach Thessalien vorgegangenen Antiochos, welchen der ätolische Bund unterstützt, und der König zieht sich in sein
190 asiatisches Reich zurück. Dorthin folgen 190 die Römer unter den neuen Konsuln des Jahres mit deren erheblich vermehrtem Heere, dessen eigentlicher Führer aber der als Legat mitgehende Scipio Africanus ist, und schlagen im Vereine mit ihren asiatischen Bundesgenossen, Prusias I. von Bithynien und Eumenes II. von Pergamon, den Antiochos vollständig bei Magnesia (Manissa am Gedis-Tschai). Er muß auf alle europäischen und auf die kleinasiatischen Besitzungen bis an den Taurus d. h. auf die gesammte Weltstellung seines Reiches Verzicht leisten und eine sehr bedeutende Kriegsentschädigung zahlen; den größten Theil seines asiatischen Gebietes erhielt Eumenes.

183 Bald darauf 183 starb Hannibal, bis zu seinem Tode von den Römern mehr gefürchtet als alle ihre sonstigen Gegner. Er war nach Magnesia zum Könige Prusias entwichen, aber bald auch dort durch die Auslieferungsforderungen der Römer bedroht, nimmt er Gift und endet so in seinem 66. Lebensjahre in demselben Jahre wie sein großer Gegner Scipio Africanus.

Nachdem nun Syrien niedergeworfen war, konnte Rom sich als unbestrittene Vormacht auch in dem gesammten Ostbecken des Mittelmeeres ansehen, denn ein Versuch ihm dieses streitig zu machen hätte doch wohl nur mit dem Untergange des Staates, der ihn unternahm, enden können. Indessen es fand sich der König und der Staat, welche es versuchten. Und zwar war es Macedonien, das in den letzten Verwickelungen auf römischer Seite gestanden hatte, sich aber dafür nicht genügend belohnt, ja zurückgesetzt sah und überhaupt wohl besorgte, daß so oder so sein endliches Schicksal Unterwerfung unter Rom sein werde, dem aber meinten die stolzen Antigoniden zuvorkommen zu können. Die militärischen Vorbereitungen, die hierzu König Perseus trifft, werden durch den schlauen Römerfreund und eifersüchtigen Nebenbuhler Macedoniens Eumenes II. von Pergamon den Römern genau mitgetheilt,

---

Prusias I. 228—183. Eumenes II. 197—159.

der Krieg wird solcherweise bald unvermeidlich, zuerst aber von den Römern mit großer Unfähigkeit und dabei mit einer die Mannszucht untergrabenden Grausamkeit geführt, bis sie sich schließlich zusammenraffen, einen tüchtigen Mann, den Konsul L. Aemilius Paullus, an die Spitze stellen und dieser dann am 22. Juni 168 bei Pydna die Macedonier bis zur Vernichtung schlägt. Das Land wird durch den Sieger in derselben Weise zerstückelt, wie, um Kleines mit Großem zu vergleichen, Deutschland durch die Wiener Schlußakte sich selbst zerstückelte; abermals ergehen grausame Strafgerichte über Epirus und Griechenland und zwar keineswegs bloß über Orte, die sich ernsthaft gegen Rom verschuldet hatten. Damals wurden tausend vornehme Achäer nach Italien abgeführt, unter ihnen der dann zum römischen Geschichtschreiber gewordene Polybios. 22. Juni 168

Es ist wieder kennzeichnend für die Griechen, daß einer ihrer tüchtigsten Männer im Stande ist mitten unter den sein Volk vernichtenden Gräueln, angesichts aller der schroffen Ungerechtigkeit, unter der er selbst schwer leidet, sich mit Interesse dem Studium des römischen Staatswesens hinzugeben, mit kühler Objektivität darzustellen, inwiefern ihre Erfolge nothwendig und berechtigt sind, ihre Größe bewundernd, ihren Beruf zur Weltherrschaft darlegend. Bewundere das, wer will. Ein Römer, besiegt nach Griechenland geschleppt, hätte studirt, wo und wie diesem Sieger wohl militärisch und politisch beizukommen sei, ein Karthager hätte mit unauslöschlichem Hasse Rache gesucht, ein Grieche setzt sich am Hofe der Scipionen hin und entwickelt kühl wie das Alles so gekommen, ja findet es eigentlich ganz in der Ordnung. Dessen wäre auch der Deutsche fähig. Ist nicht ein Johannes Müller am Hofe König Jerômes der begeisterte Lobredner der napoleonischen Gewaltherrschaft gewesen? Wie viele geschichtliche Darstellungen besitzen wir nicht, in denen mit unerschütterlicher Objektivität das gute Recht der Fremden erläutert wird, und die patriotische Parteilichkeit eines Treitschke geht hervor aus einer Gefühlswärme, welche, um so viel als sie der geschichtlichen Gerechtigkeit Eintrag thut, um ebenso viel der politischen Erziehung seiner Landsleute nutzt.

Perseus 179—168. 171—168 Dritter macedonischer Krieg. Polybios 208-127.

Die Methode, welche die Römer in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts bei Ausdehnung ihrer Herrschaft über die italische Halbinsel hinaus eingeschlagen hatten, zeigte sich jetzt als nicht ausreichend; nirgendwo war wirkliche Ruhe, sei es feste römische Herrschaft oder feste Freundschaft der außeritalischen Gebiete, erreicht worden. Spanier, Griechen, Macedonier, Alles war unzufrieden und neigte zu Aufruhr, und von Karthago war Freundschaft natürlich gar nicht zu erwarten, doch freilich war hier auch Widerstand fast unmöglich gemacht worden. Und dennoch mußte die unglückliche Stadt sich hierzu entschließen, trotzdem sie damit ihren Untergang vor Augen sah. Der Verbündete der Römer Massinissa nämlich erlaubte sich andauernd die stärksten Eingriffe in ihr Gebiet, und da nach dem Friedensvertrage die Karthager nur mit römischer Erlaubniß Krieg führen durften, diese Erlaubniß ihnen aber fortdauernd verweigert wurde, so hieß es bald für sie, „besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende". Sie greifen gegen Massinissa zu den Waffen, Rom erklärt dieses für einen Bruch des Friedens und landet seine Konsuln mit ihren Heeren. Trotzdem nun die Karthager sich allen römischen Forderungen demüthig fügen, haben diese die Vernichtung der Stadt beschlossen und befehlen den Einwohnern sie zu verlassen und sich landeinwärts anzusiedeln. Mit heldenmüthiger Begeisterung erhebt sich das gesammte karthagische Volk. Die Anstrengungen der Römer gegen die gewaltige Stadt sind zuerst von wenig Erfolg begleitet. Erst als der Sohn des Siegers von Pydna und Adoptivenkel des Siegers von Zama, P. Cornelius Scipio Aemilianus, Konsul und ihm der afrikanische Krieg übertragen wird, ward
146 die Belagerung mit Folgerichtigkeit geführt und schließlich, 146, Karthago genommen und vernichtet, fast alle seine Einwohner gingen zu Grunde; Afrika ward römische Provinz.

Und in demselben Jahre schlugen die Römer auch die in Macedonien und Griechenland entstandenen, zum Theil recht ernsthaften Unruhen nieder, Letzteres mußte seine Niederlage mit der völligen Zerstörung Korinths durch den Konsul L. Mummius bezahlen; auch diese Länder wurden jetzt, 146, zu den römischen Provinzen Macedonien und Achaja.

149—146 Dritter punischer Krieg. 148—146 Vierter macedonischer Krieg. 146 Achäischer Krieg.

So stand Rom als unbezweifelte Herrin der Mittelmeerwelt da, und der Stadtbürger zum Schiedsrichter der Völker des Orients geworden vermochte auch seinerseits nicht sich dem Einflusse dieser fremden Welt zu entziehen. Es wurde nun doch allmählich aus Rom etwas Anderes, wie es eben mit allen menschlichen Dingen geht. Die Substanz des Römerthumes blieb, aber mit dem Werden und Wachsen veränderte sie ihre Erscheinungsformen. Es ist das keineswegs immer und in Allem eine Verbesserung, und so kamen auch in Rom, je mehr der kleine Bauernstand verschwand und der civis romanus Großstädter wurde, eine Menge unerfreulicher, ja thatsächlich Verderben anzeigender Symptome auf. Kernhafte Römer alter Art kämpften aus aller Macht dagegen an, wie insbesondere M. Porcius Cato, seiner Strenge als Censor wegen Censorius genannt, allein es lag darin auch viel Beschränktheit, die nicht anerkennen wollte und es auch nicht vermochte, daß eine neue Weltstellung nothwendig mit den alten Ansichten nicht unbedingt auskommen konnte. Nationalfanatismus ist keineswegs immer ein Zeichen nationaler Stärke. Wo blühen heutzutage seine Ausbrüche mehr als in Rußland, und doch vermag gerade dieses Land nichts ohne die Fremden. England dagegen, welches mit weniger fremder Zuthat auskommt als je ein Land, fühlt sich eben deshalb gar nicht veranlaßt dieses beständig zu unterstreichen.

Freilich brachen in Rom sehr schnell übertriebener Luxus, Sittenverderbniß, Schwelgerei herein und auch die besseren Seiten ihrer Zivilisation blieben immer etwas derb-praktisch und materiell. Doch aber hat dieses Römerthum noch Hunderte von Jahren nicht nur bestanden, sondern in unbedingtester Weise die Welt beherrscht, wenn also ihre Ausschweifungen massig waren, so war es auch ihr Ueberschuß an Kraft. Diese Thatsache ist so groß, daß dagegen Alles verschwindet, was uns von römischer Verderbniß erzählt wird und was wir doch nie mit heutigem Maßstabe messen dürfen. Hätte freilich die herrschende Aristokratie bald nach 146 durch ein tüchtiges nationales Königsthum gebändigt werden können, so mochten Roms Geschicke sich günstiger, vor Allem friedlicher entwickeln, und wäre das Königsthum selbst so schwach wie das englische gewesen, so hätte es doch den ewigen Wechsel der

Machthaber verhindert; aber daß es dazu nicht kam, beruht eben in der gesammten Natur des Römerthumes. Ich sagte schon, daß Rom vielleicht eben dadurch zu solcher Größe aufgestiegen ist, weil keine weltgeschichtlich großen, das allgemeine Niveau erheblich überragenden Männer sich in ihm erhoben. Eines solchen aber hätte es doch bedurft, um nun das Königsthum aufzurichten. Wie standen die Scipionen da! wie Napoleon vor dem 18. Brumaire, aber es war keiner von ihnen ein Mann, um einen 18. Brumaire zu machen.

Und in dem neu ausbrechenden Kampfe zwischen der herrschenden Aristokratie und den beherrschten Demokraten, einem von Grund aus anderen Kampfe als der ehemalige zwischen Plebs und Populus, einem ganz modernen, wie er gerade jetzt für England in seinen ersten Anfängen sich erhebt, in diesem Kampfe war es, wie bei allen ernsthaften geschichtlichen Gegensätzen, das Unglück, daß beide Theile Recht hatten. Nur eine feste, geschlossene Aristokratie vermochte — da es doch einmal kein starkes Königsthum geben sollte — dieses Ganze zu regieren und um so besser, je unumschränkter man sie walten ließ, die Gegner aber lehnten sich mit Recht auf gegen die Ausschließlichkeit des aristokratischen Systemes, seine eigensüchtige Härte, seine Mißbräuche gröbster Art. Unter diesen traten vor Allem hervor Bestechlichkeit und Habsucht, und zwar um so mehr als die Römer, auch darin den Engländern gleich, ebenso in kaufmännischen wie in staatsmännischen Talenten groß waren und die Finanzlords schließlich eine wichtigere Rolle spielten als die Geburtslords.

Und wenn so vieles Unschöne und Schlechte aus dem Orient von Rom aufgenommen ward, so darf man doch auch nicht vergessen, daß es eben nicht bloß Solches aufnahm, sondern zugleich damit auch die damals höchststehende Bildung, die griechische. Man kann wohl manchmal einen Hinweis darauf hören, daß, wie die höhere Kultur Griechenlands es doch nicht sicherte vor dem Unterliegen gegen die Waffen der Römer, so auch vielleicht die heutige Kultur Westeuropas einmal erliegen könne vor den bedürfnißlosen Massen der roheren Russen, aber man kann bei näherer Betrachtung doch bald erkennen, daß solcher Vergleich nicht zutrifft. Rom weigerte sich nicht der Annahme fremder, höherer Kultur, wie das Rußland so oft und so grob thut; Rom zeigte Verachtung zwar den Griechen, aber hohe Achtung ihrer Kultur:

Graecia capta ferum victorem cepit et artes.
Intulit agresti Latio.

Gerade ein solcher Nationalfanatiker wie Cato öffnete willig seinen Geist den gewaltigen Schönheiten der homerischen Gedichte. Vor Allem aber, die Römer waren nicht nur militärisch tüchtiger, sondern auch, trotz mancher Auswüchse, sittlich noch weit höher stehend als das damals schon ganz verfaulte Griechenthum. Freilich phantasiren die Panslawisten und die Zeitungen im heutigen Rußland auch von dem Kreuzzuge gegen den heidnischen und verfaulten Westen, aber wer die Verhältnisse ohne Voreingenommenheit ansieht, wird anders urtheilen, an Fäulniß fehlt es wahrlich nicht in der russischen Gesellschaft und zwar aller Kreise, und wo wäre mehr Unredlichkeit, Bestechlichkeit, sittliche Haltlosigkeit als in dem russischen Beamtenthume; was aber den Unglauben anbetrifft, so ist jedenfalls der grobe russische Aberglauben dem gleichwerthig, und dieser ist mehr verbreitet als bei uns wirklicher Unglauben. Um so viel als trotz seiner Schäden das Römerthum damals noch gesunder war als Orient und Griechenthum, um so viel ist trotz seiner Schäden heute Westeuropa noch gesunder als das orientalische Rußland.

Und wie gewaltige Bedeutung und Wirkung für ein Volk staatliche Macht und Ansehen haben, das zeigt eben das Geschick der Römer und Griechen. Waren auch die Letzteren unbedingt die an Kultur Höherstehenden, so ist doch die mindere Kultur der Römer die dauernd wirksamere geblieben, dank ihrer staatlichen Geschlossenheit und Macht. Noch heut werden wir jedem Italiener, auch dem Manne aus dem Volke gegenüber das Gefühl haben, ein Ergebniß alter Kultur, ein Stück hoher Zivilisation vor uns zu sehen, während die Nachkommen der Griechen, allerdings stark durch slawisches Blut verfälscht, den Eindruck zivilisationsbedürftiger Halbbarbaren machen. Aus der römischen Kultur wuchsen die heutigen großen romanischen Nationen ausschließlich, die germanischen wenigstens zum stärksten Theile hervor.

Die Geschichte der neuen Weltmacht blieb andauernd eine kriegerische; zwar im Osten ruhten nun die Waffen, dafür aber tobte in Spanien schon seit langen Jahren ein Krieg ohne Ergebniß, das Land verwüstend, die römischen Truppen verwildernd. Und als in Lusitanien (Portugal) ein begabter Führer, Viriathus, an die Spitze der Volkserhebung trat, da erlitten mehr wie einmal die römischen Feldzeichen

139 ſchmähliche Niederlagen, bis endlich, 139, Viriathus ermordet fiel. Im eigentlichen Spanien war die Feſtung Numantia (am oberen Duero in der Gegend des heutigen Soria) der Stützpunkt des Widerſtandes und ſie hielt ſich ein Jahrzehnt gegen die freilich oft ſchlecht geführten Römer. Erſt als dem Bezwinger Karthagos auch dieſe Aufgabe über-
133 tragen wird, fällt 133 die Stadt und wird ganz zerſtört. Durch dieſen Erfolg des P. Cornelius Scipio Aemilianus Africanus Numanticus konnte nun Spanien als wirklich unterworfen angeſehen werden. Zu gleicher Zeit fand ein fürchterlicher Sklavenaufſtand in Sicilien ſtatt, der ſich über die ganze Inſel erſtreckte und nur mit Heeresmacht unterdrückt werden konnte.

Und doch war alles dieſes noch wenig gegen die inneren neu ausbrechenden Verfaſſungskämpfe; floß dabei auch weniger Blut als in dieſen Kriegen, ſo war die erſchütternde Rückwirkung auf den ganzen Staatsorganismus doch erheblich größer. Was jetzt geſchah, war revolutionär, während die früheren innerpolitiſchen Bewegungen nur reformatoriſche geweſen waren. Wer dieſe gracchiſchen Unruhen betrachtet, wird doch unſeren ſo vielfach geſchmähten Zuſtänden den Vorzug geben müſſen. Volksſchule, Preſſe, auch die Parlamente, ſo ſchlecht ſie im Allgemeinen ſind, die bürgerliche Rechtsgleichheit Aller, das ſind Ventile, die wohl im Stande ſind, entſtehenden Revolutionen den Dampf rechtzeitig zu entziehen, und wo bisher Revolutionen ausbrachen, da fehlte es an dieſen Stücken. Freilich droht auch uns noch immer eine Revolutionsgefahr, das iſt die ſoziale, und ob wir dafür ſchon das Ventil beſitzen, iſt immerhin zweifelhaft, wenn ich auch meinen möchte, daß bei richtiger Handhabung obiger Faktoren es allerdings der Fall ſei. Sehr ähnlich iſt unſere jetzige Zeitlage der damaligen, denn ebenfalls handelt es ſich um eine wichtige agrariſche Bewegung und um das Emporkommen eines neuen Standes, der Proletarier, in die politiſch entſcheidenden Kreiſe. Und die römiſche revolutionäre Bewegung der gracchiſchen Unruhen erwuchs zum großen Theile eben auch auf ſozialem Boden. Dieſe Reformer Tib. und G. Sempronius Gracchus gingen von dem ganz richtigen Gedanken aus, man müſſe Rom ſeinen kräf-

154—133 Kriege in Spanien (147—139 gegen Viriathus, 143—133 Numantiniſcher Krieg). 135—132 Erſter Sklavenkrieg.

tigen, unabhängigen Bauern- und kleinen Grundbesitzerstand erhalten, eine Frage, die ja eben jetzt auch bei uns so viel Gewicht hat, aber sie machten es bei Führung ihrer Sache wie unsere Antisemiten, deren auch nicht unrichtiger Grundgedanke von jüdischer Kapitalherrschaft und übermächtigem Einflusse verfälscht wird durch die gewaltsame und ungerechte Art ihrer Agitation. So suchten auch die Gracchen mit revolutionären Schlägen ihre großen Reformpläne durchzusetzen, und die natürliche Folge waren Gewaltschläge der herrschenden Aristokratie, denen erst, 133, Tiberius, dann, 121, der seine politische Erbschaft an- 133. 121
tretende und dessen Pläne noch umfassender gestaltende Gajus erlagen.

Es war mit diesen Scenen die Aera der Bürgerkämpfe eingeleitet, welche von jetzt bis zur Herrschaft des Augustus Rom durchwühlen sollten. Und dennoch vermochten die Römer während dieser Zeit eine neue bedeutende Ausdehnung ihrer asiatischen Besitzungen vorzunehmen. König Attalos III. von Pergamon starb 133 und hinterließ angeblich sein Reich durch Testament den Römern. Zwar fand sich ein Kronprätendent und für diesen auch zahlreicher Anhang, jedoch schließlich überwiegt natürlich Roms Macht und 129 wird das Reich der Attaliden zur römischen Provinz „Asien". Wiederholt muß werden, daß es falsch wäre, Rom jetzt schon als auf dem absteigenden Aste anzusehen. Trotz aller inneren Zersetzung, trotz aller sittlichen Verderbniß ist ein Volk doch nicht verloren, wenn es nach außen hin noch so gewaltig aufzutreten vermag, und so können wir auch dem heutigen England, an welchem, wenn nicht Alles täuscht, auch sittliche Verderbniß in hohem Grade nagt und welches die Bahn innerer Zersetzung mit seiner home rule-Bewegung betreten hat, immerhin noch Jahrhunderte der Macht voraussagen. Und romanische Völker können sogar, wie Frankreichs Beispiel beweist, zwei Jahrzehnte innerer Revolution durchmachen und dabei die Welt erobern. In Kurzem sollte auch Rom das Gleiche beweisen.

Es war also zunächst die Gewalt der Aristokratie und der Finanzbarone die herrschende geblieben, aber der einmal ins Rollen gebrachte

133—121 Gracchische Unruhen. Tib. Gracchus 163—133. C. Gracchus 153 -121. Attalos II. 159- 138. Attalos III. 138 -133.

Stein erhielt bald einen neuen und stärkeren Anstoß. Es geschah dieses durch einen Krieg in Afrika, natürlich hätte es ebenso gut ein Krieg irgend wo anders sein können, denn das Wichtigste daran war, daß durch diesen Krieg der erste weltgeschichtlich große Mann Roms emporkam, Marius.

Jugurtha, ein Enkel des Massinissa, räumt in orientalischer Weise seine Nebenbuhler um die Krone ganz Numidiens (Algier) bei Seite und geräth darüber mit Rom in Zwiespalt. Es ist eine interessante Persönlichkeit, dieser Jugurtha, mit einerseits zweifellos großen Begabungen vereint er andererseits eine Zügellosigkeit seiner Leidenschaften und daraus hervorgehend einen Mangel an der gewöhnlichsten politischen Geschicklichkeit, die ihn schließlich ins Verderben stürzen. Obgleich die römischen Aristokraten gar nichts mehr wünschten, als gegen baare Bezahlung, die er ihnen auch reichlich zufließen ließ, die Augen gegen sein Thun zudrücken zu können, brachte er es doch immer wieder durch höchst unpolitische Befriedigung seiner Leidenschaften dahin, daß dieses eben nicht möglich war, und so mußte Rom zu dem schwierigen Kriege gegen den Gebieter Numidiens schreiten. Trotz römischer Siege bleibt Jugurtha mit dem Rückhalte der Sahara und ihrer Bewohner im Felde, und auch als G. Marius, 156, als Sohn eines armen Häuslers in einem Dorfe, jetzt Casamare, nahe bei Arpinum geboren, als Konsul
107 107 den Oberbefehl erhält und die Wüstenstämme schlägt, wird doch der Krieg erst dadurch beendet, daß es des Marius Quästor, dem L. Cornelius Sulla gelingt, den Schwiegervater des Jugurtha zu dessen Auslieferung zu bewegen.

Die Tüchtigkeit des Marius, die er in diesem Kriege bewiesen hatte, und vor Allem die Eigenschaften, welche den meisten der römischen Feldherren dieser Zeit völlig verloren gegangen waren, nämlich der Wille und die Kraft seine Untergebenen zur Mannszucht zu zwingen, bewirken, daß einer neuen, weit größeren auswärtigen Gefahr gegenüber der derbe Bauernsohn, der allerdings durch Vermählung mit einer vornehmen Dame, Julia, Schwester des Vaters Cäsars, auch aristokratische Verbindungen hatte, als Retter ersehen ward. Diese Gefahr kam von den germanischen Völkern, die jetzt den auf lange Zeit hinaus von

Marius 156—13. 1. 86. Jugurtha 118—104. Sulla 138—78.

keinem zweiten gefolgten ersten Ansturm gegen Italien unternahmen. Es waren die Stämme der Kimbrer und der Teutonen, welche aus dem heutigen Schleswig-Holstein, man weiß nicht weshalb, aufgebrochen, schon 113 gegen die römischen Grenzen stießen und zwar in Kärnthen, daselbst schlugen sie bei Noreja ein römisches Heer, brachen jedoch nicht in Italien selbst ein, sondern gingen nördlich um die Alpen herum nach Gallien. Dort brachten sie von nun an bis 105 den Römern eine der 105
schwersten Niederlagen nach der anderen bei.

Gewaltig war der Schrecken in Rom und unter diesem Eindrucke ward Marius für die Jahre von 104—101 viermal hintereinander zum Konsul wiedergewählt, auch in Verletzung der geltenden Verfassung. Er behält so Zeit, das Heer, mit dem er dem Germanenansturme zu begegnen gedenkt, von Grund aus fest zu organisiren, dann nimmt er mit demselben Stellung bei Valence, und als die Teutonen längs der Küste vorgehen und in Italien einbrechen wollten, stieß er auf sie vor und schlug sie bei Aquä Sextiä (Aix en Provence) 102 völlig aufs 102
Haupt. Währenddem waren die Kimbrer im Etsch-Thale vorgegangen und hatten den anderen Konsul über den Po zurückgedrängt, dann breiteten sie sich in der ganzen nördlichen Po-Ebene aus und warteten auf die Teutonen. Statt ihrer erschien nun Marius, vereinigte sich mit seinem Kollegen und schlug 101 bei Vercelli vernichtend nun auch 101
die Kimbrer.

Die Stellung, die Marius jetzt, für das Jahr 100 zum sechsten Male zum Konsul gewählt, einnahm, übertraf alles früher Dagewesene, in seiner Hand lag es die Reform des Staates durchzuführen, ja sogar, wenn er es wollte — und es wäre praktisch gewesen — demselben eine einheitliche Spitze zu geben, wenn nur der den Römern verhaßte Name des Königsthumes vermieden wurde. Die Macht zur Durchführung hätte er unbedingt besessen. Rom war, je weiter es seine Erwerbungen ausdehnte, um so mehr abgewichen von dem erst befolgten allein richtigen Grundsatze, daß man die politischen Rechte auf die Dauer denen nicht verweigern könne, die für ihr Vaterland kämpfen müssen. Es war darin eine Stockung seit dem Abschlusse des hannibalischen Krieges eingetreten, und so gab es jetzt einen gefährlichen Zündstoff, indem Tausende von Italikern für Rom die Waffen trugen und doch nicht der Rechte römischer Bürger theilhaftig wurden. Gab ihnen Marius

Stein erhielt bald einen neuen und stärkeren Anstoß. Es geschah dieses durch einen Krieg in Afrika, natürlich hätte es ebenso gut ein Krieg irgend wo anders sein können, denn das Wichtigste daran war, daß durch diesen Krieg der erste weltgeschichtlich große Mann Roms emporkam, Marius.

Jugurtha, ein Enkel des Massiniſſa, räumt in orientaliſcher Weiſe ſeine Nebenbuhler um die Krone ganz Numidiens (Algier) bei Seite und geräth darüber mit Rom in Zwieſpalt. Es iſt eine intereſſante Perſönlichkeit, dieſer Jugurtha, mit einerſeits zweifellos großen Begabungen vereint er andererſeits eine Zügelloſigkeit ſeiner Leidenſchaften und daraus hervorgehend einen Mangel an der gewöhnlichſten politiſchen Geſchicklichkeit, die ihn ſchließlich ins Verderben ſtürzen. Obgleich die römiſchen Ariſtokraten gar nichts mehr wünſchten, als gegen baare Bezahlung, die er ihnen auch reichlich zufließen ließ, die Augen gegen ſein Thun zudrücken zu können, brachte er es doch immer wieder durch höchſt unpolitiſche Befriedigung ſeiner Leidenſchaften dahin, daß dieſes eben nicht möglich war, und ſo mußte Rom zu dem ſchwierigen Kriege gegen den Gebieter Numidiens ſchreiten. Trotz römiſcher Siege bleibt Jugurtha mit dem Rückhalte der Sahara und ihrer Bewohner im Felde, und auch als G. Marius, 156, als Sohn eines armen Häuslers in einem Dorfe, jetzt Caſamare, nahe bei Arpinum geboren, als Konſul
107 107 den Oberbefehl erhält und die Wüſtenſtämme ſchlägt, wird doch der Krieg erſt dadurch beendet, daß es des Marius Quäſtor, dem L. Cornelius Sulla gelingt, den Schwiegervater des Jugurtha zu deſſen Auslieferung zu bewegen.

Die Tüchtigkeit des Marius, die er in dieſem Kriege bewieſen hatte, und vor Allem die Eigenſchaften, welche den meiſten der römiſchen Feldherren dieſer Zeit völlig verloren gegangen waren, nämlich der Wille und die Kraft ſeine Untergebenen zur Mannszucht zu zwingen, bewirken, daß einer neuen, weit größeren auswärtigen Gefahr gegenüber der derbe Bauernſohn, der allerdings durch Vermählung mit einer vornehmen Dame, Julia, Schweſter des Vaters Cäſars, auch ariſtokratiſche Verbindungen hatte, als Retter erſehen ward. Dieſe Gefahr kam von den germaniſchen Völkern, die jetzt den auf lange Zeit hinaus von

Marius 156—13. 1. 86. Jugurtha 118—104. Sulla 138—78.

keinem zweiten gefolgten ersten Ansturm gegen Italien unternahmen. Es waren die Stämme der Kimbrer und der Teutonen, welche aus dem heutigen Schleswig-Holstein, man weiß nicht weshalb, aufgebrochen, schon 113 gegen die römischen Grenzen stießen und zwar in Kärnthen, daselbst schlugen sie bei Noreja ein römisches Heer, brachen jedoch nicht in Italien selbst ein, sondern gingen nördlich um die Alpen herum nach Gallien. Dort brachten sie von nun an bis 105 den Römern eine der 105
schwersten Niederlagen nach der anderen bei.

Gewaltig war der Schrecken in Rom und unter diesem Eindrucke ward Marius für die Jahre von 104—101 viermal hintereinander zum Konsul wiedergewählt, auch in Verletzung der geltenden Verfassung. Er behält so Zeit, das Heer, mit dem er dem Germanenansturme zu begegnen gedenkt, von Grund aus fest zu organisiren, dann nimmt er mit demselben Stellung bei Valence, und als die Teutonen längs der Küste vorgehen und in Italien einbrechen wollten, stieß er auf sie vor und schlug sie bei Aquä Sextiä (Aix en Provence) 102 völlig aufs 102
Haupt. Währenddem waren die Kimbrer im Etsch-Thale vorgegangen und hatten den anderen Konsul über den Po zurückgedrängt, dann breiteten sie sich in der ganzen nördlichen Po-Ebene aus und warteten auf die Teutonen. Statt ihrer erschien nun Marius, vereinigte sich mit seinem Kollegen und schlug 101 bei Vercelli vernichtend nun auch 101
die Kimbrer.

Die Stellung, die Marius jetzt, für das Jahr 100 zum sechsten Male zum Konsul gewählt, einnahm, übertraf alles früher Dagewesene, in seiner Hand lag es die Reform des Staates durchzuführen, ja sogar, wenn er es wollte — und es wäre praktisch gewesen — demselben eine einheitliche Spitze zu geben, wenn nur der den Römern verhaßte Name des Königsthumes vermieden wurde. Die Macht zur Durchführung hätte er unbedingt besessen. Rom war, je weiter es seine Erwerbungen ausdehnte, um so mehr abgewichen von dem erst befolgten allein richtigen Grundsatze, daß man die politischen Rechte auf die Dauer denen nicht verweigern könne, die für ihr Vaterland kämpfen müssen. Es war darin eine Stockung seit dem Abschlusse des hannibalischen Krieges eingetreten, und so gab es jetzt einen gefährlichen Zündstoff, indem Tausende von Italikern für Rom die Waffen trugen und doch nicht der Rechte römischer Bürger theilhaftig wurden. Gab ihnen Marius

dieſe Rechte, ſtützte er ſich auf ſie, ſo hatte er die Macht, die von den Gracchen vergeblich unternommene ſoziale Reform durchzuführen. Denn wer ſozial wahrhaft reformiren will, muß politiſch die Macht in Händen haben, ſonſt verfällt er der Revolution. So hätte denn Marius den Bauernſtand, aus dem er ſelbſt hervorgegangen war, wieder heben und ſtärken können. Brachte er ſich mit einem entſchloſſenen Staatsſtreiche in eine Stellung über den Parteien, ſo konnte er die kommenden Bürgerkriege verhüten, aber freilich hätte er dazu ſelbſt geiſtig frei über den Parteien ſtehen müſſen. Daran fehlte es. Weder in den ärmlichen Verhältniſſen ſeines Vaterhauſes, noch im Lager hatte er zu ſolcher Ausbildung gelangen können, daher entglitten bald ſeinen rauhen Soldatenfäuſten die Zügel des Staatswagens und der Lenker ſelbſt wurde in den Parteiſchmutz hinabgeriſſen. Die Reformverſuche arteten alſo wieder in revolutionäre Putſche aus, die ebenfalls wieder von den Ariſtokraten mit Gewaltanwendung beantwortet wurden, wobei der Sieg abermals auf ihrer Seite blieb.

Aber wenn die ariſtokratiſche Partei auch in Rom ſelbſt, zwar mit Blutvergießen, im Ganzen aber doch unſchwer, die Oberhand behielt und dem Reformbegehren einen Damm vorſchob, ſo gelang ein Gleiches nicht für Italien. Insbeſondere nachdem noch einmal in Rom ein Reformer in der Perſon des Tribuns M. Livius Druſus auftritt, unter deſſen Vorſchlägen auch der war, den Italikern das Bürgerrecht zu verleihen, und dieſer Vorſchlag nicht durchgeht, er ſelbſt durch Mord
91 fällt, 91, da bricht eine gewaltige Erhebung unter allen Italikern oder römiſchen „Bundesgenoſſen“ aus, ein ſchwerer Krieg erſchüttert ganz Italien, und wenn ſchließlich die römiſchen Waffen, beſonders auch durch das Verdienſt des Marius und Sulla, welche als Legaten unter den Konſuln führten, die Oberhand behalten, ſo muß doch auch Rom in der eigentlichen Streitfrage nachgeben und der Mehrheit der Italiker das Bürgerrecht verleihen.

Und noch während dieſer Brand in Italien loderte, brach das Feuer des Mißvergnügens über die Römerherrſchaft auch im Oſten aus. Kern und Anſtoß ward das ehrgeizige Umſichgreifen des Herrſchers

101—99 Zweiter Sklavenkrieg in Sicilien. 90—88 Bundesgenoſſenkrieg. Mithridates VI. Eupator 120—63.

von Pontos, Mithridates VI. Dieses Reich war wie Bithynien und Kappadokien aus dem kleinasiatischen Reiche des alexandrinischen Marschalls Lysimachos an der Südküste des Schwarzen Meeres entstanden. Mithridates, eine gewaltige Herrschernatur, dehnt es über Transkaukasien und Südrußland bis an den Dnjepr aus, dann wendet er sich nach Kleinasien, wo es schließlich nicht ohne Verschulden der Römer zum Kriege mit diesen kommt. Mithridates, erfolgreich, da Rom noch in Italien sehr in Anspruch genommen ist, erobert Kleinasien und ordnet ein großes Blutbad aller dort lebenden Italiker an. Dann überschreitet er den Hellespont und drängt auch auf europäischem Boden die Römer zunächst zurück.

Rom hatte die Kraft nicht finden können, mit Ernst einer solchen Bedrohung seiner Weltstellung entgegenzutreten, denn die mit den Thaten der Gracchen betretene revolutionäre Laufbahn hatte es unaufhaltsam fortsetzen müssen, wie solches ja überall der Fall ist, bis dann ein Uebermächtiger Halt gebietet. Vorschläge des Tribunen P. Sulpicius Rufus zu besserer Geltendmachung des den Italikern verliehenen Bürgerrechtes bei der Abstimmung in den Tributcomitien finden die Unterstützung des Marius, 88, und dieser wiederum gewinnt dadurch die 88
Stimmen der Volksmenge, welche ihm jetzt den Oberbefehl über das gegen Mithridates bestimmte und schon unter Sulla in Campanien stehende Heer übertragen.

Hiermit kam nun aber die römische Revolution an den Punkt, an dem alle derartigen Staatsumwälzungen schließlich zum Stillstande gelangen, es erwacht das Gefühl der Militärmacht, bei dem Sturze aller Gesetze selbst das endgültige Gesetz geben zu können. War es der starke Inhalt der früheren römischen Geschichte gewesen, daß ohne materielle Macht die Vertreter der Verfassung, der Gesetze zu herrschen vermochten, so war jetzt das völlige Gegentheil zum Durchbruche gelangt, eine Folge davon, daß allzu oft die Vertreter der Verfassung selbst an die Stelle des geltenden Rechtes ihre Macht zur Geltung gebracht hatten. Auch Englands Revolution hat ja darin keine Ausnahme gemacht, auch sie hat zur Soldatenherrschaft, zur Ohnmacht eines Einzelnen geführt, aber die Independenten waren doch noch weit mehr Bürger als

88—84 Erster Mithridatischer Krieg.

Soldaten und so blieb die Säbelherrschaft und die Alleinherrschaft etwas Vorübergehendes. Die Römer aber der sullanischen Armee waren schon weit mehr Soldaten, sogar Söldner als Bürger und so folgten sie Sulla, der sein Kommando nicht niederlegt und sie gegen Rom führt.

Die Stadt wird genommen, das Uebergewicht der aristokratischen Senatspartei wiederhergestellt, Sulpicius erschlagen, Marius entflieht. Nun wendet sich Sulla gegen den Mithridates, landet in Epiros, treibt des Gegners Generale vor sich her und kommt dann vor dem stark befestigten, von einem dieser Generale auf das tapferste vertheidigten Athen zum Stehen. Und jetzt bricht in seinem Rücken, in Rom, die
87 Revolution von Neuem aus, 87. Marius kehrt zurück, rafft ein Heer zusammen, nimmt Rom und errichtet eine entsetzliche Schreckensherrschaft,
13. Jan. 86 bald aber, am 13. Januar 86, zum siebenten Male Konsul, stirbt er. Sein Mitarbeiter, der Konsul L. Cornelius Cinna, erhält sich jedoch an der Gewalt und es wird ein Heer gegen Sulla ausgesendet.

So befand sich dieser zwischen zwei Feuern, aber was ihm Rettung bringen sollte, das war eben der weltgeschichtliche Karakter des Römerthumes. Konnte Mithridates sich mit aller Gewalt gegen Sulla wenden, während diesen von hinten ebenfalls völlig entschlossen die römische demokratische Armee anfiel, so war er verloren. So viel Schlimmes nun aber auch die Geschichte der letzten hundert Jahre den beherrschten und unterworfenen Völkern gebracht hatte, so war die Römerherrschaft schließlich doch noch damals die beste, und das spürte auch bald das von Mithridates unterworfene Kleinasien, daher sah sich dieser dort ausgiebig beschäftigt. Und andererseits griff das römische demokratische Heer denn doch nicht das römische aristokratische an, sondern sah seinen, das heißt Roms, Hauptfeind auch in Mithridates, gegen dessen Truppen es gleichfalls die Waffen wandte. War das römische Bürgergefühl nicht mehr stark genug gewesen, um inneren Kampf um Rom zu verhüten, so war es doch noch stark genug, um Asiaten und Provinzialen gegenüber das gemeinsame römische Interesse zu erkennen und zu wahren. Schließlich ist es ein unzweifelhafter und schwer erklärbarer Fehler des Mithridates gewesen, diesen für die ganze Zukunft seines Reiches en-

88—82 Bürgerkrieg zwischen Marianern und Sullanern.

ſcheidendſten Kampf nicht ſelbſt zu führen, ſondern ſeinen Generalen zu überlaſſen.

So bemächtigt ſich endlich Sulla Athens, 86, ſchlägt den Gegner 86
bei Chäroneia und im Jahre darauf bei Orchomenos, um, wiederum 85
im nächſten Jahre, den Hellespont zu überſchreiten und dort in einer 84
Zuſammenkunft mit Mithridates den Frieden abzuſchließen auf Grundlage der Wiederherſtellung des status quo ante und Zahlung einer Kriegsentſchädigung ſeitens des pontiſchen Königes. Nun konnte Sulla mit den heimiſchen Feinden abrechnen, jedoch die demokratiſche Armee ging einfach zu ihm über und ihm ſtand es frei, nach Italien ſich zu begeben und die Gegenrevolution in Rom zur Herrſchaft zu bringen.

Dieſes geſchah; theils mit Waffengewalt, theils durch Uebertritt der bedeutenderen Gegner oder ihrer Armeen erlangt Sulla überall die Oberhand. Und nun errichtet auch er, als Dictator rei publicae constituendae mit unumſchränkter Machtvollkommenheit ausgeſtattet, in Rom eine Schreckensherrſchaft, 82, der eine gewaltige Anzahl ſeiner 82
Feinde zum Opfer fällt. Durch Veteranenanſiedelungen, Sklavenfreilaſſungen, Landvertheilungen ſichert er ſich ſeine Macht im Staate. Dann reorganiſirt er die Republik durch die leges Corneliae im ariſtokratiſchen Sinne, insbeſondere ſtärkt er bedeutend Macht und Anſehen des Senats, ſchwächt die des Tribunats. Doch konnte nach ſo viel Verfaſſungsbruch und Umſturz nichts Beſtändiges mehr Wurzel faſſen, wie ja das auch der Gang der franzöſiſchen Revolution wurde; auf das damalige Rom wie auf das jetzige Frankreich kann man Dantes Wort über Florenz anwenden:

Wie oft ſchon, ſeit ich denke, haſt Geſetze,
Haſt Münzen, Aemter, Sitten du gewechſelt
Und umgewandelt alle deine Glieder.
Erinnerſt du dich recht und haſt du Einſicht,
So wirſt du ſehn, daß du der Kranken gleicheſt,
Die auf dem Pfühl nicht Ruh' zu finden weiß,
Und die ſich wendet, um dem Schmerz zu wehren.

Das nothwendige Ende, die Militärmonarchie, fand freilich Frankreich ſchneller als Rom. Es iſt ganz natürlich, daß ein ehemals monarchiſches Land, in einer Welt monarchiſcher Länder lebend, weit

ſchneller wieder zu dieſer Form zurückkehrte, als es für ein antikes Land möglich war dieſen Schritt zu thun in einer Welt, wo die Monarchie nur bekannt war als orientaliſche Despotie, oder als mit dem Stempel der Ungeſetzlichkeit unauslöſchlich gebrandmarkte Tyrannis. So iſt ja ſchließlich in Rom der Name auch immer vermieden worden, ſelbſt als die Sache ſchon völlig vorhanden war.

Auch Sulla war in dieſen Jahren eigentlich Monarch, aber eben deshalb, weil er den Namen vermied, konnte auch die Sache ſich nicht erhalten. Dauer verleiht der Monarchie die unbedingt anerkannte Erblichkeit und der heiligende Glanz einer unbezweifelten Legalität, Beides Dinge, die in den Gedankengang des damaligen Römers noch in keiner Weiſe hineinpaßten. Dieſem entſpricht vielmehr aufs beſte das, was Sulla that, indem er nach Ausnutzung ſeiner Diktatur zur Reorganiſation des Staates Konſuln wählen läßt unter Beibehalt zunächſt der Diktatur, dann für das nächſte Jahr, 80, ſich ſelbſt zum Konſul zur Wahl bringt, ſchließlich jedes Amt niederlegt und ſich zurückzieht, auf ſolche Weiſe dem Staate die Möglichkeit der völlig regelmäßigen Regierung wiedergebend.

Sulla iſt zweifellos die weitaus größte Geſtalt, die das Römerthum bis dahin aufzuweiſen hat, deſſen gewaltigſte und beſte Eigenſchaften ſich in ihm verkörpern, und gerade ſeine Verzichtleiſtung auf jede dauernde cäſariſche Macht iſt für Letzteres ein Zeichen. Er war zu ſehr und durch und durch Römer, um den Gedanken einer Monarchie zu ſeinem Nutzen zu faſſen, ſowie Cromwell durch und durch Engländer war und daher den Gedanken ſich eine Krone aufzuſetzen zwar faßt, ſchließlich aber doch darauf als praktiſch nicht durchführbar verzichtet. So lange hatte Rom gearbeitet, um unter den Stadtrepubliken und Despotien des Alterthumes den Gedanken eines wahren Staates herauszubilden, nun war in eines Römers Händen doch ſo viel Macht vereinigt, daß er hätte ſagen können: l'état c'est moi, er ſagte es aber nicht, eben weil er ein Römer war.

Bei der monarchiſchen Stellung, die nun trotz alledem Sulla einmal einnahm, wäre nichts werthvoller, ja unentbehrlicher für den ſo ſtark erſchütterten Staat geweſen als eine längere Lebensdauer deſſelben,
78 allein ganz plötzlich ſtarb er, 78, und unaufgehalten beſchritt Rom ſogleich wieder den Weg der Revolution, ja ſogar unmittelbar wieder den des Bürgerkrieges.

In Italien selbst wurde es nur ein kurzes erneutes Aufflammen desselben, schlimmer stand es in Spanien, wo einer der genialsten Anhänger und Unterfeldherren des Marius, Q. Sertorius, schon seit 80 sich befand, immer wachsenden Anhang gewann und als kriegführende Macht Rom gegenüberstand, der erste Römer, der solches Beispiel an der Spitze Fremder gegen Rom gab, zugleich aber auch ein Zeichen, daß diese ganze Welt des Mittelmeeres schon römischen Geistes, römischer Kultur voll war, wenn selbst Völker, die um ihre Unabhängigkeit gegen Rom fochten, Feldherren und Truppen von ihm entlehnten. Gegen Sertorius entsendet der Senat den Mann, der nach Sullas Tode das bedeutendste Ansehen unter der aristokratischen Partei genoß, den Gn. Pompejus, dem es aber auch nur mit Mühe gelingt Sertorius einigermaßen zurückzudrängen und auf das nördliche Spanien zu beschränken. Als dieser jedoch 72 ermordet gefallen ist, beendet Pompejus 72
den spanischen Krieg glücklich mit Wiederherstellung der Macht Roms.

Und, Gunst des Glückes, von diesem Erfolge nach Italien zurückkehrend trifft er dort gerade rechtzeitig ein, um sogleich einen zweiten Erfolg an seinen Namen zu knüpfen. Schon zweimal war eine soziale Pestbeule des Alterthumes zu gefährlicher Krankheit des römischen Staates aufgebrochen, eine Empörung nämlich der Sklaven, jetzt geschah dieses zum dritten Male in größtem Maßstabe angeregt durch die Gladiatoren von Capua, welche, in dem Thracier Spartacus einen hochbegabten Führer findend, mehrere Jahre hindurch Italien verwüsteten und auch militärische Erfolge errangen, bis es endlich dem Prätor M. Licinius Crassus gelang sie völlig zu schlagen, 71. Und 71
hier nun wird der Rest von dem als Sieger aus Spanien wiederkehrenden Pompejus zusammengehauen.

Nach solchen Erfolgen wird Pompejus zu der wichtigsten Aufgabe berufen, die damals vorlag. Es handelte sich darum die das ganze Mittelmeer beherrschenden Seeräuber zu bekämpfen. Nichts kann besser zeigen, welcher furchtbaren materiellen Verwüstung die römische Welt verfallen war, als diese Thatsache, daß, nach elfjährigen vergeblichen Bemühungen, die Seeräuberei durch den ersten Mann des Staates mit

80–72 Krieg gegen Sertorius. Pompejus 29. 9. 106 – 28. 9. 48. Crassus 115–53.
73—71 Dritter Sklavenkrieg. 78–67 Seeräuberkrieg.

außerordentlichem Aufgebote aller Mittel unterdrückt werden mußte. Nur die Zeit der Buccanier und Flibuſtier giebt ein annäherndes Bild einer faſt zu ſtaatlicher Macht herangewachſenen Seeräuberherrſchaft, bleibt aber doch noch weit hinter dem antiken Vorbilde zurück. Die Anſtrengungen, die in der erſten Zeit gemacht wurden, hatten, wie erwähnt, nicht zum Ziele geführt, und erſt als Pompejus mit den unumſchränkteſten Vollmachten ausgeſtattet ward, vermochte er nunmehr in wenigen Monaten das Uebel mit der Wurzel auszurotten.

Aber in dieſem Jahrzehnte flammt an allen Ecken des römiſchen Machtgebietes der Widerſtand auf, ſo wie wir es geſehen im Weſten, in Italien ſelbſt, zur See, ſo auch im Oſten. Hier war es Mithridates, der die Gelegenheit günſtig glaubte das Verlorene wiederzugewinnen.
74 Die Römer beſetzten 74 das ihnen von König Nikomedes III. hinterlaſſene Bithynien, ſogleich griff Mithridates ſie an. Allein der Konſul L. Lucullus führt den Krieg mit ſo viel Geſchick und Thatkraft, daß er den pontiſchen König mit ſchweren Verluſten in ſein eigenes Land zurücktreibt, ihm dann ſogar auch dahin folgt, ihn ſchlägt, das Land einnimmt und den Mithridates zwingt fliehend bei ſeinem Schwiegerſohne König Tigranes von Armenien Schutz zu ſuchen. Auch dorthin folgt
6. Oktbr. 69 Lucullus und ſchlägt den Armenier am 6. Oktober 69 bei ſeiner eigenen Hauptſtadt Tigranokerta aufs Haupt. Hier aber beginnt ſein erſchöpftes Heer ſich ihm zu verſagen, auch iſt deſſen Zahl ſo geſunken, daß, wenn der Gegner nicht nachgab, und das that er nicht, der Rückzug unvermeidlich wurde. Lucullus führt ihn geſchickt bis an den Euphrat durch, wird aber dann vom Oberkommando abberufen, und nun kann er nur noch die Truppen bis in das römiſche Kleinaſien zurückführen. Mithridates jedoch gewinnt ſein Königreich nicht nur wieder, ſondern trägt den Krieg auch neuerdings über deſſen Grenzen hinaus nach Bithynien, dem neuen Beſitze der Römer.

Pompejus, der nun ſoeben im Glanze des durch ihn geendigten ſpaniſchen und Seeräuberkrieges und in dem Anſcheine des erſt durch ihn geendigten Sklavenkrieges daſtand, wird auch mit der Aufgabe de

Pruſias II. 183—149. Nikomedes II. 149—91. Nikomedes III. 91—74. Tigranes 95—60. 74—64 Dritter Mithridatiſcher Krieg.

Wiederherſtellung der Macht Roms und Bewältigung des Mithridates betraut, abermals unter Verleihung bedeutender Machtvollkommenheit. Er vertreibt auch Mithridates aus Pontos, faßt ihn, 66, am Euphrat und bringt ihm in dem einzigen nächtlichen Kampfe, der ein wichtiges geſchichtliches Ergebniß gehabt hat, eine völlige Niederlage bei. Mithridates flieht zu ſeinem Sohne in die Krym und findet dort bald den Tod, Tigranes von Armenien beeilt ſich den Frieden auf des Pompejus Bedingungen zu ſchließen, und dieſer ſteht jetzt im Orient da mit einer königlichen Machtvollkommenheit, wie ſie vor ihm kein Römer beſeſſen, ja ſelbſt unter den eingeborenen orientaliſchen Herrſchern nur die Größten und Beſten erlangt hatten. Er organiſirt dieſe Welt jetzt und grenzt ſie ab, wie er es im Intereſſe Roms für gut hält.

Pompejus hat durch ſein ſchließliches Unterliegen gegen Cäſar Manches in den Augen der Nachwelt eingebüßt, und es wird ihm daher nicht immer volle Gerechtigkeit in der üblichen Beurtheilung zu Theil: mir ſcheint er doch ein ungewöhnlich bedeutender Mann, vielleicht bezeichnet ſein Weſen das Wort Politiker am meiſten, mehr noch wie Staatsmann oder wie Feldherr, in Letzterem mußte er zweifellos manchem Anderen nachſtehen. Es giebt immer ſo glückliche Sterbliche, denen vergönnt iſt lang Vorbereitetes in ein nothwendig gewordenes glänzendes Ergebniß als eigene That zuſammenzufaſſen und vor der Welt hinzuſtellen. Wie Pompejus, der nur den letzten Funken des ſchon durch Craſſus erſtickten Sklavenkriegsfeuers austrat, als der eigentliche Bewältiger des Brandes daſtand, ſo ſteht er auch als der eigentliche Schöpfer und Bildner des ungeheuren römiſch-aſiatiſchen Reiches da, obgleich auch da das vorher Beſtehende ſchon ſo lange und ſo gründlich untergraben worden war, daß es nun leicht unter Pompejus letztem Fußtritte zuſammenſtürzte und ihm Raum zur Einrichtung des Neuen gewährte.

Aber ſolche Gunſt des Glückes wird doch auch andererſeits nie dem völlig Unbedeutenden zu Theil. Erſcheint uns ſchließlich der als größer und iſt er auch dauernd erfolgreicher, der ſich durch ſchweren Widerſtand hat heraufringen müſſen, ſo iſt doch auch er, nur nicht ſo für Aller Augen ſichtbar, ein Erbe lange vorhergegangener fremder Arbeit, und auch in der Laufbahn eines Cäſar, wie in der eines Pompejus können wir ſehen das Eingreifen höherer Beſtimmung, welches kein menſchlicher

Genius so lenken konnte. Bei dem nackten Knochengerüste von Thatsachen, welches die antike Geschichte uns nur bietet, erscheint dieses stärker hervortretend, als wenn wir Neuestes lesen, wo wir durch die Fülle des Stoffes leicht verführt werden zu glauben, Alles habe sich nach Werth und Unwerth, Ursache und Wirkung so verhalten müssen. Aber so stark uns auch dieses Muskelspiel der menschlichen Thätigkeit das feste Gebein geschichtlicher Bestimmung verhüllt, zu sehen ist es doch noch, und lese ich z. B. Sybels Gründung des neuen Deutschen Reiches oder eine tüchtige Geschichte des siebenjährigen Krieges, so wird mir, ich möchte sagen bis zum Erschrecken, klar, wie die beste, treueste Arbeit des Genius den Erfolg nur im Schooße des Glückes zeugen kann.

Das Römergebiet dehnte sich nach Pompejus' Erfolgen jetzt bis an den Rion und den Ararat aus und umfaßte im Süden davon Syrien und das Jordan-Land, überall stiftete er Ordnung, schlichtete er allen Kampf und Streit, mußte aber in Palästina hierzu noch einmal selbst zu den Waffen greifen und Jerusalem mit Gewalt nehmen. Noch einmal, zum letzten Male, waren durch den Freiheitskampf des Hauses der Makkabäer im zweiten Jahrhunderte gegen die syrische Herrschaft die Juden zum Staate geworden, aber der ihnen eigene Drang zur Auflehnung gegen jegliches staatliche Band, welcher bei ihnen immer hervorging aus der Uebermacht des religiösen Elementes, trieb jetzt die priesterliche Partei zur Anrufung des Pompejus zum Zwecke des Sturzes der weltlichen Macht des makkabäischen Hauses. Dieses geschah, und der Hohepriester — damals der Hasmonäer Hyrkanos — ward wieder als der eigentlich berechtigte Gebieter, natürlich unter römischer Obmacht,
63 anerkannt, 63.

Nun kehrt Pompejus nach Rom zurück, an Gewalt und Ansehen so groß wie kaum Sulla gewesen. Aber dort war mittlerweile schon im Schatten der kommenden Ereignisse der herangewachsen, welcher sein Besieger und Erbe werden sollte, Cäsar. Was die Thatsachen weder den Sulla, noch, wie wir sehen werden, den Pompejus gelehrt hatten, das lehrten sie ihn, nämlich, daß Roms republikanische Verfassung abgelebt sei, daß die sullanischen und pompejanischen Rekonstruktionsversuche der alten Aristokraten-Obmacht der Zeit widersprächen, daß daher

167—130 Kämpfe der Makkabäer (Hasmonäer).

in ein oder der anderen Form die noch lebensfähigen Kräfte dieses Staates in monarchischer Weise zusammengefaßt werden müßten, wenn eine längere Dauer des Ganzen ermöglicht werden solle. Wer in einem republikanischen Staate Solches aber thun will, muß sich auf zweierlei stützen können: auf ein tüchtiges, ergebenes Heer und auf die Massen, die nach Ordnung, fester Verwaltung und sicherem Lebensunterhalt verlangen.

G. Julius Cäsar war am 12. Juli 102 geboren, durch und durch Aristokrat an Erziehung und Neigungen wandte er in der Politik sich doch der demokratischen Partei zu. Ueberhaupt kann die Massen eine gemeine Natur, ein Danton, Robespierre, Kleon, wohl aufwühlen und in Bewegung setzen, sie dauernd zu leiten und zu beherrschen wird immer nur einer aristokratischen Natur gelingen, eben weil sie nicht ihres Gleichen ist. Cäsars Jugend und Anfänge erinnern in ihrem ungezügelten Lebensgenusse und den oft höchst bedenklichen Verbindungen, in welche dieser ihn brachte, an Mirabeau und Alkibiades, er war gründlich erfahren in den Lastern und Genüssen der Hauptstadt, und die ihn infolge dessen erdrückende Last seiner Schulden warf auch auf seine politischen Handlungen ein bedenkliches Licht, machte ihn den herrschenden Aristokraten und Börsengrößen ebenso verdächtig, wie es Mirabeau infolge seiner Schulden der herrschenden Nationalversammlung war. Politiker und Verschwörer war ja damals recht oft untrennbar, und auch Cäsar hat in Machenschaften der letzteren Art sich tief eingelassen. Insbesondere wurde ihm in der öffentlichen Meinung auf lange hinaus schwer nachtheilig seine Verbindung mit L. Sergius Catilina. Es ist freilich wohl von den damaligen „Ordnungsparteien" auf Catilinas Namen nach Mißglücken seiner Pläne Vieles gehäuft und überhaupt dieses Alles benutzt worden, um auch berechtigte Unzufriedenheit nun niederhalten zu können. Der hochbegabte und geschickte Advokat M. Tullius Cicero, in diesem Falle der Mann der Aktion für alle diese Bankiers und Großgrundbesitzer, ein Mann, der einen herrlichen Minister Louis Philipps abgegeben hätte und vielfache Aehnlichkeit mit Sieyes hatte, unterdrückte die geplante revolutionäre Bewegung 63, 65

Cäsar 12. 7. 102 15. 3. 44. Cicero 3. 1. 106 7. 12. 43. Catilina 108 62.

und Catilina, der dann noch in offenem Kampfe zu den Waffen griff,
62 fiel auf dem Schlachtfelde bei Piſtoria, 62. Vielleicht in dem Gefühle, daß an den ſozialen Uebelſtänden, in denen allein ein Catilina den Boden für ſeine Umſturzpläne finden konnte, man doch ſelbſt reichlich ſchuld ſei, hat man nun auf den Urheber des Mißlungenen alle mögliche Schmach und Beſchuldigungen gehäuft, und davon ſpritzte natürlich ein gehöriges Theil auch auf Cäſar, der thatſächlich in enger Verbindung mit ihm geſtanden hatte und den man nicht weniger fürchtete.

Erſt nach Ablauf dieſer Epiſode kehrte Pompejus nach Rom zurück, doch wie Sulla, ſo legte auch er jetzt ſeine Macht nieder, ſchien ins Privatleben zurücktreten zu wollen. Indeſſen, duo quum faciunt idem, non est idem; Sulla blieb nicht nur trotzdem der unbedingt Mächtigſte im Staate, ſondern er war auch, und das iſt die Bedeutung ſeiner Schreckensherrſchaft, ſo gefürchtet, daß dieſes ihm die Macht erhielt. Pompejus war thatſächlich nicht gefürchtet, ſobald er ſeine Armee entließ. Sulla handelte wirklich aus dem Gefühle des römiſchen Ariſtokraten heraus, wenn er auf monarchiſche Gewalt verzichtete, Pompejus hätte dieſelbe gar zu gern gehabt, wagte nur nicht entſchloſſen danach zu
61 greifen. Cäſar hatte ſoeben, Anfang 61, Rom verlaſſen, als Proprätor die Verwaltung der Provinz Hispania ulterior übernehmend, er fand es nach der Verſchwörung des Catilina und ſeinen eigenen kleinen Putſchen für nöthig etwas zu verſchwinden. Alſo nicht einmal ein Nebenbuhler war da, und doch entglitt, wie ganz von ſelbſt, die Macht Pompejus' Händen, ſobald er keine Armee mehr hatte. Er war ſo recht ein Moreau, ehrgeizig genug, um zu hoffen, daß man ihm die oberſte Gewalt entgegentragen und anbieten werde, nicht genug ehrgeizig und zum Aeußerſten entſchloſſen, um auch alle die kleine und ſchmutzige Arbeit zu betreiben, die ein Napoleon und ein Cäſar zu betreiben nicht verſchmähten. Auf Pompejus paßt das Wort:

Du möchteſt groß ſein,
Biſt ohne Ehrgeiz nicht, doch mangelt dir
Die Schlechtigkeit, die ihn begleiten muß.
Was hoch du ſtrebſt, möchtſt heilig du erſtreben,
Kein falſches Spiel, doch unrechten Gewinn.

60 Erſt als Mitte 60 Cäſar wieder zurückkehrte, nahmen die Dinge eine Wendung. Man weiß nicht viel von dem, was Cäſar in Spanien gethan hat, das klarſte und wichtigſte Ergebniß ſeines dortigen Aufent-

haltes war, daß er, der tief verſchuldet hingegangen war, wohlhabend wiederkam. Er ſchloß nun mit Pompejus und Craſſus zur gemeinſamen Beherrſchung der Sachlage das ſogenannte erſte Triumvirat, ward ſelbſt für 59 Konſul, dann erhielt er nach Ablauf des Amtsjahres die Pro- 59
vinzen Gallia Cisalpina und Gallia Narbonenſis zugewieſen. Ich glaube nicht, daß hiermit ſchon ein feſter, wohlüberlegter Plan Cäſars zur Niederwerfung der Republik begann, ſo wenig wie Bismarck, als er die Armeereorganiſation durchkämpfte und den däniſchen Krieg begann, ſchon planmäßig auf Errichtung eines Deutſchen Reiches hinarbeitete; ſo weitſichtig voraus läßt ſich in menſchlichen Dingen nicht wirken. Es iſt aber das dem Genius Eigene, daß er in thatkräftiger Arbeit das Nächſtliegende erledigend weltgeſchichtlich wirkt. Als Luther die Theſen an die Wittenberger Schloßkirche anſchlug, that er, was im einzelnen vorliegenden Falle ihm ſein Gewiſſen gebot, und doch entſtand daraus das weltgeſchichtlich Große. Als Cäſar nach Gallien abging, waren es allgemeiner Thatendrang und das mehr inſtinktive als klare Gefühl, daß augenblicklich in Rom für ihn nichts Rechtes zu machen ſei, die ihn leiteten, aber es wurde daraus eine weltgeſchichtliche That.

Solches geſchieht, weil das Genie, je mehr es auf ſeiner Bahn fortſchreitet, um ſo mehr ſeinen Blick und Geſichtskreis erweitert und ſich immer wieder aus dem Gethanen und Geſchehenen neue weitere Ziele und größere Aufgaben entwickelt, während die biedere Beſchränktheit oder verſtockte Unfähigkeit ſich deſſen rühmt, den einmal verkündeten „Ueberzeugungen“ „unentwegt“ treu zu bleiben. Was nun Cäſar that, ſeine Kämpfe in Gallien, das iſt die Romaniſirung des geſammten heutigen Frankreich, während ſoeben die Germanen in dieſes keltiſche Land einzudringen begannen und bei längerer Muße das Land ſich unterworfen, es germaniſirt, dann aber vorausſichtlich dem römiſchen Reiche ein weit ſchnelleres Ende bereitet hätten, als es ſo geſchah. Cäſars Kämpfe zur Eroberung Galliens waren im höchſten, ſtaatsmänniſchen Sinne defenſive Präventivkriege für Roms, Italiens Beſtehen; war Gallien nicht gründlich romaniſirt, ſo hätte Theodorichs Gothenherrſchaft wohl gründlichere Dauer gewonnen und auch Italien wurde dann germaniſirt. Wie Hannibal für ſeines geſammten Volksthumes Zukunft kämpfte, als er aus Gallien die Alpen nach Italien hinein überſtieg, ſo Cäſar, als er aus Italien die Alpen nach Gallien hinein

überstieg, und sein Sieg besiegelte ebenso das dauernde Fortbestehen der romanischen Race neben der germanischen, wie das Unterliegen Hannibals das endgültige Verschwinden der phönizischen Race vor der romanischen besiegelte.

Im Einzelnen den Kämpfen zu folgen, ist hier nicht möglich.
58 Genug, daß er 58 die Helvetier bei Autun schlug und sie zwang, Gallien zu verlassen, sodann im oberen Elsaß den Germanenfürsten
57 Arioviſt, den er über den Rhein zurücktrieb. Im folgenden Jahre wurden die Belgier unterworfen, die Entscheidungsschlacht fand an der Sambre gegen den Stamm der Nervier statt. So war zunächst Gallien besiegt, die Germanen abgewiesen, als Cäsar wieder genöthigt war, sich durch persönliches Eingreifen mit den Angelegenheiten Roms zu beschäftigen. Rom war einfach in Anarchie verfallen, bewaffnete Banden beherrschen die Straßen, geführt einerseits von P. Clodius, der, soweit er überhaupt etwas Anderes als das Messerheldenthum vertrat, den demokratischen, also Cäsars Interessen diente, andererseits von T. Annius Milo.

April 56 Nun also, April 56, treffen die Triumvirn, Cäsar, Pompejus, Crassus, in Lucca zusammen und regeln ihre Machtbefugnisse. Cäsar wird seine Armee vermehrt, sein Kommando um 5 Jahre, bis 49, verlängert, Pompejus erhält beide spanischen Provinzen, Crassus Syrien, d. h. die Erledigung des gegen die Parther nothwendig gewordenen Krieges, ein Unternehmen, welches er unter dem Gesichtspunkte eines napoleonischen Marschalls ansah, nämlich als Raub- und Beutezug, um sich die Taschen zu füllen. Es ist bezeichnend, daß das Römerreich auf solche Weise die Grenze seiner Macht findet; es war eben nicht Erschöpfung seiner militärischen Gewalt, die es verhindert hätte, auch Asien seiner Herrschaft zu unterwerfen, sondern es hatte den Umkreis seiner politischen Gedanken voll erfüllt und was darüber hinauslag, war die ideenlose rohe Beute- und Eroberungslust, so mußte es daran scheitern, und ein weit untergeordneteres Volk, die Parther, vermochte die Rolle des Vertheidigers der Selbständigkeit Asiens auszufüllen.

Dieses Parthien, das heutige Chorassan, hatte sich unter Arsakes, 250, gegen die schwach gewordene seleukidische Herrschaft erhoben, sich

unabhängig hergestellt und dann seine Macht mehr und mehr ausgebreitet und befestigt, besonders unter Mithridates I. Baktrien, ungefähr das heutige Land zwischen Merw, Balch und dem Amu-Darja, hatte schon früher von Syrien sich losgelöst, auch dieses Land war, wie Parthien, durch Alexander den Großen der griechischen Bildung schon eröffnet. Zwischen beiden Ländern giebt es theils Streit, theils Bündniß, doch ist Parthiens weltgeschichtliche Rolle Abwehr Europas, Herstellung einer bestimmten Grenze der orientalischen gegen die europäische Art, Baktriens Rolle die Verbindung zwischen Indien und dem nach Europa hingewendeten Orient.

Gegen Parthien also zog Crassus mit einer starken Armee, ließ sich aber in die Wüste locken und auch sonst durch asiatischen Betrug überlisten, so daß am 9. Juni 53 er bei Carrhä (Harran) eine Niederlage erlitt, die, wie schon gesagt, dem Römerreiche hier auf lange hin zum Grenzsteine wurde, persönlich ward er dann durch Verrath gefangen und getödtet. Eine merkwürdige Scene knüpft sich an seinen Tod, sie ist weltgeschichtlich wohl erwähnenswerth, als deutlich diese halbeuropäische, halbasiatische Welt kennzeichnend, die sich hier zur Grenzscheide errichtet hatte. Am Hofe des Partherkönigs Orodes, damals in Armenien, wo er den Herrscher zum Frieden genöthigt und seinen Sohn mit dessen Tochter verlobt hatte, wurde bei Eintreffen der Siegesnachricht gerade des Euripides Bacchenfest aufgeführt und der Schauspieler Jason, in der Rolle der Agaue das Haupt des Pentheus anbringend, ergriff jetzt das als Siegestrophäe vor Orodes niedergelegte Haupt des Crassus, steckte es auf den Thyrsos und fuhr in seiner Rolle fort mit den Versen: 9. Juni 53

Vom Gebirge bringen wir
Glänzende Beute nach Hause,
Herrliches Wild.

Das Ganze hat etwas Russisches, westeuropäische Zivilisation mit moskowitischer Barbarei untrennbar gemischt wie unter Peter dem Großen.

Während so im fernen Osten Crassus' Niederlage das Römerthum eindämmte, ward im Westen durch Cäsars Siege dessen Machtbereich gegen Gallier und Germanen befestigt und ausgedehnt. Dort brach

Mithridates I. 174—136. Orodes 56—37.

56 zunächſt, 56, eine allgemeine, große Erhebung der Stämme an der Seeküſte in der Bretagne und Normandie insbeſondere der Veneter los, die nach ſchweren Kämpfen unterdrückt wurde. Dann wirft, 55, Cäſar, nicht ohne Verrath, die über den Rhein gedrungenen germaniſchen Stämme der Uſipeter und Tenchterer wieder über dieſen Strom zurück und überſchreitet ihn darauf ſelbſt zu kurzem, ergebnißloſem, 18tägigen Vorſtoße in dieſes unbekannte und gefahrdrohende Germanien hinein. Auch die ihn von England trennende Meerenge überſchreitet er in dieſem
54 Jahre, und ſodann mit mehr Truppen 54, allein auch hier richtet er nicht mehr aus als das, was er vermuthlich — wie auch in Germanien — nur gewollt hat, nämlich einen hinreichend ſtarken Eindruck auf die jenſeitigen Völker zu machen, um von ihnen aus keine Bedrohung ſeiner Eroberung, Gallien, zu befürchten.

Denn allerdings Gallien ſchien ſeine vollendete Eroberung zu ſein,
Winter 54/53 doch ſchien es eben nur ſo, denn nunmehr, im Winter auf 53, brach ein Aufſtand der Belgier, Eburonen unter Ambiorix, aus, der ſchnell an der Maas und Moſel um ſich griff, und als derſelbe mit großer Anſtrengung — auch der Rhein wurde ſchließlich zu abermaliger Einſchüchterung der Germanen wiederum in kurzem Vorſtoße überſchritten
Winter 53/52 — bewältigt war, folgte im nächſten Winter eine allgemeine Erhebung faſt aller galliſchen Völkerſchaften, die in Vercingetorix einen hervorragenden Führer fanden. Schon war Cäſar im Begriffe, ſeine Truppen gegen den Jura zurückzuführen und erſt wieder nach erneuten Vorbereitungen vorzugehen, als er noch die Möglichkeit gewann, des Vercingetorix Heer in Aleſia (Aliſe öſtlich Sémur) einzuſchließen und nun um dieſe Feſtung ein Kampf begann, großartiger vielleicht noch als der der Deutſchen 1870/71 um Paris. Denn während er den Vercingetorix mit einer Cirkumvallation in Aleſia einſchloß, mußte er zugleich mit einer Kontravallation ſich gegen ein ungeheures, aus allen Landestheilen aufgebotenes Heer der Gallier vertheidigen, welches wiederum ihn umſchloß. Es waren doch andere Naturen, dieſe Völker des Nordens, als die Gegner Alexanders, ein anders hartnäckiger Widerſtand und eine ſchwerere Aufgabe, die Cäſar zu bewältigen hatte. Zuletzt vermochte er dieſes ihn umſchließende Entſatzheer entſcheidend zu ſchlagen und damit den Krieg zu ſeinen Gunſten zu beendigen. In den nächſten beiden Jahren

ward dann die Unterwerfung Galliens gründlich vollendet und sicher-gestellt, und Cäsar steht jetzt da an der Spitze einer starken, sieg-gewohnten, ihm völlig ergebenen Armee, welche mit unbedingtem Ver-trauen auf ihn als ihren Führer blickt.

Und nun erst, das ist das providentielle Element in Cäsars Lebensgang, brach der Konflikt aus, der sich während dieser Zeit in Rom bereitet hatte. Pompejus, der seine beiden spanischen Provinzen durch Legaten hatte verwalten lassen, war in der Hauptstadt geblieben, wo er aber der sogleich wieder ausbrechenden Straßenkämpfe und Tumulte wiederum nicht Herr zu werden verstand; diese endeten viel-mehr erst, als Milo seinen Gegner Clodius auf offener Landstraße um- 52
bringen ließ. In dieser Zeit entwickelten sich denn auch immer mehr die Verhältnisse zum Bruche mit Cäsar, nicht nur indem der Interessen-gegensatz schärfer und schärfer hervortritt, sondern auch, und wer weiß vielleicht hauptsächlich, dadurch, daß Pompejus' Gattin, Cäsars Tochter Julia, 54, gestorben und Ersterer eine neue Ehe mit Cornelia, Tochter des der aristokratischen Partei angehörigen Q. Metellus Scipio, ein-gegangen war. Pompejus trat nun wieder vollständig in die Rolle des Bevollmächtigten der Geburts- und Geldaristokratie ein und sogleich war er auch wieder eine Macht, aber eben dadurch nicht wie Cäsar durch sich selbst. Vergleichsweise mit Cäsar war er doch nur die Null, die mit der schon vorhandenen Eins der Senatspartei diese zum Zehn-fachen erhebt: Cäsar war selbst die Eins, welche so viele Nullen hinter sich her zog, daß er dann mehr wie alles Uebrige werth wurde.

Sehr schnell entwickeln sich nun die Dinge, weit schneller, als es im Interesse der Pompejaner lag, die als die Vertheidiger des ge-schichtlich gewachsenen Rechtsbodens wünschen mußten, diesen Boden Schritt für Schritt zu halten, Cäsar zur Verletzung desselben zu reizen, ihn in die Unmöglichkeit zu versetzen, auf ihm zu verbleiben. Aber quos Deus perdere vult, dementat prius, gerade die Aristo-kraten trieben so eifrig nun zur Entscheidung, daß unzweifelhafte Rechts-verletzungen mit unterliefen. Es darf das nicht gering geschätzt werden, man darf auch nicht glauben, daß unsere geschichtlichen Darstellungen etwa jetzt geblendet durch den Thatenglanz Cäsars das Vorhergegangene unwillkürlich in einem ihn rechtfertigenden Sinne betrachten, es ist nicht

anders, als daß er zwar das Alte umstürzt, die Vertreter dieses Alten ihm aber auch formal dazu starke Rechtshandhaben gaben.

Und so wird man es immer in den größten geschichtlichen Krisen finden, daß dem großen Manne, der uns geschichtlich als der Umstürzer des Alten erscheint, sogar auch das formale Recht dazu noch beitritt; indem er eben nicht zur letzten entscheidenden Handlung schreitet, ehe nicht auch dieses erfüllt ist, gewährt er unserem sittlichen Gefühle die nothwendige Genugthuung und wächst eben deshalb zu dauernder Größe heran. Cäsar ist kein Revolutionär, so wenig wie Bismarck. Auch für diesen ist es in der großen Krisis seines Lebens, dem inneren Konflikte und dem Kampfe mit Oesterreich, von höchstem Werthe gewesen, immer und immer wieder nachzuweisen, daß auch formal nicht minder gutes Recht für seine als für der Gegner Auffassung spräche, man merkt es seinen damaligen Reden in der Kammer, seinen Noten und Erlassen nach Wien an, wie wichtig ihm das war als Gewissenssache, wie eben das der sittliche Kern war, der zu seinem Handeln ihn berechtigte, ihm Kühnheit und Festigkeit verlieh.

Die Ereignisse, einmal in Fluß gekommen, überstürzen sich. Der Senat überträgt schließlich die volle Gewalt zum Schutze des bestehenden Staatswesens dem Pompejus, worauf zwei Volkstribunen die Verfassung für gebrochen erklären und in Cäsars Lager flüchten, der eine derselben ist der selbst zu so großem weltgeschichtlichen Wirken bestimmte
12. Jan. 49 M. Antonius. Am 12. Januar 49 überschreitet dann Cäsar mit 5000 Mann den Rubicon und verläßt damit den ihm gesetzlich zugewiesenen Machtbereich.

Daß er mit nur einer Legion diesen Schritt wagt und wagen konnte, zeigt eben, wie planlos die Ereignisse durch den Senat überstürzt worden waren, denn hatte Cäsar seine Hauptmacht noch auf dem Anmarsche aus Gallien, so hatte auch Pompejus nicht minder seine Kräfte noch aus Spanien erst zu erwarten, und wenn auch dieses sein Gegner natürlich nicht mit unbedingter Sicherheit übersehen und wissen konnte, so ist es eben der kennzeichnende Zug weltgeschichtlicher Größe, nicht Alles wägen zu wollen, sondern dem Wagen im Gefühle der eigenen Kraft sein volles Recht zu lassen.

Pompejus muß Italien vor Cäſar räumen, ſo daß Rom, der eigentliche Siegespreis, ſich in ſeiner Hand befindet, ehe noch der Kampf darum begonnen hat. In dieſem gedenkt Pompejus ſich auf den Oſten, Cäſar ſich auf den Weſten zu ſtützen. Erſterer alſo ſammelt ſeine Truppen und Anhänger in Macedonien, Letzterer aber muß nun den Weſten ſich erſt erobern, den Rücken ſich frei machen, denn noch iſt Spanien ganz in der Hand einer ſtarken pompejaniſchen Armee. Dorthin alſo geht er, und nach wenigen Monaten hat er in einem unter den Mauern der Stadt Ilerda (Lerida), nördlich des Ebro, geführten Kampfe das gegneriſche Heer vernichtet und kehrt im Herbſte 49 nach Herbſt 49
Rom zurück, um nun den eigentlichen Kampf gegen Pompejus ſelbſt aufzunehmen.

Dieſer hatte geſchichtlich ſicher ein ebenſo gutes Recht zu ſeinem Auftreten wie Cäſar und juriſtiſch desgleichen, aber auch militäriſch kann man nicht anders ſagen, als daß ſein Verfahren ein ganz berechtigtes war. Daß Spanien ſo ſchnell fallen würde, lag außer aller Berechnung, nicht nur für ihn, ſondern auch für Cäſar, der eigentlich annehmen mußte und wohl auch darauf gefaßt war, daß ihm Italien und Rom noch einmal verloren gehen und er es werde wiedererobern müſſen, der doch aber vorzog, ſich erſt den Rücken völlig zu ſichern. Nun aber, nachdem dieſes unvermuthet ſchnell erledigt war, geht er ſelbſt nach Illyrien über, um Pompejus zum Entſcheidungskampfe aufzuſuchen. Dieſer, noch nicht ganz mit ſeinen Rüſtungen fertig, hatte aber doch auch ſchon ſich bereit gemacht zum Uebergange nach Italien, indem er ſich in der Hafenſtadt Dyrrhachion (Durazzo) feſtſetzte. Um dieſe feſte Stellung dreht ſich jetzt der hartnäckige, vier Monate dauernde Kampf, der ſchließlich mit dem Durchbruche des Pompejus durch die Linien Cäſars und der Niederlage des Letzteren endet.

Es ſtand jetzt ſchlimm mit Cäſars Sache. Der Weg nach Italien zurück war ihm abgeſchnitten, denn Pompejus' überlegene Flotte hatte ihm ſeine Schiffe zerſtört, und ſo blieb ihm nur der verzweifelte Entſchluß übrig, ſich in das Innere der griechiſchen Halbinſel zu werfen und dann zu ſiegen oder unterzugehen. So zog er ſich nach Theſſalien zurück, während es Pompejus verſäumte, ihm auf dem Fuße unter dem friſchen Eindrucke ſeines Sieges zu folgen, und als er es dann that und ihm die Schlacht anbot, da wurde dieſe, es war bei Pharſalos

6. Juni 48 (Pharsala) am 6. Juni 48, zu einem Siege Cäsars, der endgültig entscheidend war für ihn und damit für die gesammte Mittelmeerwelt, ja für die Zukunft Europas. Ein solcher Sieg ist ja schließlich nur Ausdruck und Bestätigung des schon von langer Zeit her Vorbereiteten und Gewordenen, indessen für uns, die wir nicht die göttliche Eigenschaft besitzen, daß „tausend Jahre vor uns sind wie eine Nachtwache und wie der Tag, der gestern vergangen ist", sind solche abschließenden und entscheidenden Ereignisse die Marksteine und Stützpunkte für unser Urtheil. Wenn Pompejus gesiegt hätte, so mochte Rom noch lange in Macht und Herrschaft bestehen bleiben, aber es blieb immer, was es war, in Allem das alte römische Wesen beibehaltend, und dann war es schließlich nur quantitativ größer, aber qualitativ auch nichts Anderes als alle bisher betrachteten Völker, eine örtliche Erscheinung, die, nachdem sie sich ausgelebt haben, durch eine andere ersetzt werden würde. Indem Cäsar siegte, wurde der römische Staat zu etwas von Grund aus Anderem, das alte römische Wesen mußte zu etwas ganz Neuem sich wandeln und dieses Neue war universell. Und zwar ward es das, weil Cäsar selbst sich über das reine Römerthum zu erheben vermochte, den unrömischen Gedanken zu fassen und durchzuführen fähig war, den Staat mit seiner Person zu identifiziren, ein Gedanke, dem noch ein Sulla unzugänglich geblieben war.

So wurde nun das römische Reich, wie es Cäsar hinterließ, die Grundlage der gesammten späteren Entwickelung Europas, und als das Römerthum versank, da ging es nicht unter wie Assyrer, Meder, Karthager, einfach einem anderen Autochthonen den Platz in der Geschichte abtretend, sondern es ging über in seine Erben, die in ihm selbst groß gewachsen waren, von ihm sich ernährt hatten. Es ging mit der Auflösung des Römerreiches wie mit einem Vorkommnisse in der Naturgeschichte der — sit venia comparationi — Saugwürmer, bei denen eine Zwischengeneration eintritt und bei dieser „wird ihre Leibeshöhle zur Brutstätte einer neuen Generation sehr auffallender Thierchen, welche den Körper ihrer Erzeugerin, der »Amme«, so ausfüllen, daß . . . in manchen Fällen von der Amme nur noch die . . . ausgedehnte Haut übrig bleibt". (Brehms Thierleben.) Kein Untergang Roms fand statt, sondern eine allmähliche Umgestaltung dieses Reiches in das neue Europa, und wie als Wahrzeichen dessen blieb der

„ewigen Stadt“ bis heute ihr Ansehen und ihre erhabene Stellung. Rom ist die eiserne Klammer, welche die antike Welt mit unserer Kultur verbindet und zu einem Ganzen zusammenschließt, was der weiche griechische Kitt nie vermocht hätte.

Noch freilich war auf allen Seiten in der nun Cäsar zugefallenen römischen Welt der Widerstand der Pompejaner zu überwinden. Pompejus selbst floh nach Aegypten; Cäsar folgte ihm auf das eiligste, aber in Alexandria angelangt, erfährt er, daß sein großer Gegner schon nicht mehr unter den Lebenden weilt, am 28. September 48 war er 28. Septbr. 48
von den Parteigängern des Königs Ptolemäos XII. Dionysos ermordet worden. Dem Könige stand aber mit Herrschaftsansprüchen seine 21jährige Schwester entgegen, jene Kleopatra, wohl die einflußreichste und berühmteste aller Frauen der Weltgeschichte, da sie eben nur durch ihre Weiblichkeit das Alles bewirkte, was sie erreicht hat. Jetzt gewann sie sogleich durch ihre Reize Cäsar ganz für sich. Gegen den nun nicht mehr als unparteiischen Schiedsrichter der ägyptischen Dinge anzusehenden Imperator erhebt sich aber die gesammte Bevölkerung von Alexandria in furchtbarem Aufstande, welchen Cäsar erst nach schweren Gefahren niederzuschlagen vermag. Den Thron übergiebt er dann seiner Geliebten, Kleopatra, nicht ohne seiner Leidenschaft für sie noch kostbare Zeit bei ihr zu opfern.

Dann wandte er sich, 47, nach Kleinasien, wo König Pharnakes, 47
des Mithridates Sohn, geglaubt hatte die Unruhe der Zeit zu Gebietsausdehnung, zwar auf Kosten des der pompejanischen Partei angehörigen Königs Dejotarus von Armenien, damit aber schließlich doch auch auf Kosten des römischen Reiches benutzen zu können. Cäsar schlägt am 2. August bei Zeila (Zileh) den Pharnakes, vertreibt ihn und ordnet die territorialen Verhältnisse zu Gunsten der römischen Herrschaft. Dann trifft er, September 47, in Rom wieder ein, freilich nur auf Septbr. 47
dem Durchmarsche, denn jetzt muß er die starken Streitkräfte niederwerfen, über welche die Pompejaner in Afrika, in Vereinigung mit

Ptolemäos VII. Euergetes II. Physkon 145—117. Ptolemäos VIII. Lathyros 117—81 und Ptolemäos IX. Alexander I. Ptolemäos X. Alexander II. 81. Ptolemäos XI. Auletes 81—51. Ptolemäos XII. Dionysos 51—47. Ptolemäos XIII. 47—42. Kleopatra 69—30. Pharnakes 63—47.

dem Könige Juba von Numidien, geboten. Auch diese Aufgabe erledigt er nach dreimonatlichen Kämpfen durch die Schlacht von Thapsos
8. April 46 (Tebessa), 8. April 46, und vermag jetzt als Herr fast der ganzen Mittelmeerwelt, fast, denn in Spanien hielten sich noch des Pompejus Söhne Gnäus und Sextus mit den Resten der republikanischen Partei,
Juli 46 nach Rom zur Ordnung des gesammten Staatswesens, Juli 46, zurückzukehren.

Cäsar erhielt mit dem Titel eines Imperators und Diktators die Lebenslänglichkeit seiner Herrschaft, aus der sich die Erblichkeit von selbst bei längerer Dauer entwickelt hätte, die persönliche Unverletzlichkeit als Tribun, d. h. als Inbegriff und Hort des Volkes, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Exekutive, die Beamtenernennung, die Verfügung über die bewaffnete Macht, mit einem Worte alles das, was wir unter monarchischer Gewalt verstehen.

Novbr. 46 Allein schon im November muß er wieder die Hauptstadt verlassen und zu den Waffen greifen, denn des Krieges in Spanien vermögen seine Legionen ohne ihn nicht Herr zu werden, und auch er beendet den Widerstand erst durch die blutigste und für ihn gefahrvollste aller seiner Schlachten, die bei Munda (Monda). Dann kehrt er, zum
Septbr. 45 letzten Male, im September 45 nach Rom zurück, um die Arbeit der Neuordnung des Staates fortzuführen — zum Theil wurde das Obenerwähnte auch erst jetzt durchgeführt —, aber auch, um einen neuen Krieg, den gegen die Parther, zu organisiren.

Dieser letztere Umstand läßt uns glauben, daß die gewaltige Nervenerregung des Krieges, der fast Keiner, welcher sie dauernd als Sieger kostete, widerstanden hat, auch auf Cäsar nach den Erfolgen von Pharsalos, Zela, Thapsos, Munda, die auf die des gallischen Krieges folgten, ihre berauschende Wirkung nicht verfehlt hat. Es scheint als habe der Staatsmann hier dem Feldherren weichen müssen, wie der Feldherr schon in Aegypten dem Manne gewichen war. Denn wie damals das Verbleiben in Alexandria und in Kleopatras Armen nicht entsprechend der Lage war, so war es jetzt nicht der geplante Aufbruch von Rom. Gezwungen durch so wichtige und unabweisliche Aufgaben, wie die in Afrika und Spanien, hatte zweimal schon Cäsar die Hauptstadt und damit des Reiches Ordnung sich selbst überlassen und nun wollte er es, kaum dort eingetroffen, zum dritten Male thun, eines

Partherkrieges wegen, der für Rom weder eine Gefahr noch eine Nothwendigkeit war. Hier haben unbedingt Ruhm und Sieg den Staatsmann von seinem Wege abgelockt, denn es war jetzt seine ihm gewiesene Aufgabe in Rom zu verbleiben, seine Herrschaft zu organisiren, zu festigen und auch über seine Lebensdauer hinaus ihre Grundlagen zu sichern; die Wichtigkeit dieser Aufgabe mußte jede andere Erwägung ersticken; was konnten dagegen die Parther bedeuten!

Und es war vielleicht das tragische Moment in der blutigen Entwickelung seines Schicksals, daß eben dieser unpolitische Plan des großen Mannes nach Asien zu einem neuen Siegeszuge abzugehen, die gegen seine Herrschaft Verschworenen, wie immer in solchen Fällen Leute der verschiedensten Art und von den verschiedensten, oft recht wenig politischen Beweggründen geleitet, antreibt zur That zu schreiten, einerseits, damit er ihnen nicht entgehe, andererseits, weil sie von nochmaligen Siegen ein Aufrichten der Monarchie auch der äußerlichen Form nach befürchten. So fiel denn am 15. März 44 von den Dolchen der Verschworenen dreiundzwanzigfach durchbohrt in der Säulenhalle des Theaters des Pompejus, wo der Senat sich an dem Tage versammelte, am Fußgestelle der Bildsäule des Pompejus G. Julius Cäsar, dessen bloßer Name die höchste weltliche Würde bedeutet, welche ein Sterblicher erreichen kann, dessen Familienname sich unserem von ihm geschaffenen Kalender auf ewig eingeprägt hat, der den Trägern unserer größten Namen als unerreichbares Vorbild erschien, wie er selbst als solches den Ruhm eines Alexander ansah, und dieser wiederum die sagenhafte Halbgöttlichkeit des Achilleus. So wird eben der Ruhm und die menschliche Größe sich selbst nie genug thun können, immer das Vergangene als Ideal betrachten. Darum mag der von Natur ehrgeizig geschaffene, auf das Geltendmachen der eigenen Persönlichkeit bedachte und auf deren Anerkennung eifersüchtige Deutsche wohl bedenken, daß vor dem eigenen Bewußtsein wie vor der Geschichte doch nur Pflichterfüllung zum Wohle und Besten des Ganzen wahrhaft erfolgreich und befriedigend ist. 15. März 44

Die Dinge lagen für den Augenblick in den Händen der beiden Häupter der Verschworenen, des M. Junius Brutus, dessen Mutter

Servilia, Schwester des jüngeren Cato, des eifrigen Pompejaners, welcher nach Thapsos sich selbst in Utika tödtete, einst die Geliebte Cäsars gewesen war, und des G. Cassius Longinus, der in dem Partherkriege des Crassus hervorragende Fähigkeiten bewiesen hatte. Allein der Sachlage jetzt waren sie nicht gewachsen, die höhere Geschicklichkeit und eifrigere Thatkraft des M. Antonius, damals Konsul, gewinnt die Oberhand und er zwingt schließlich die Verschworenen Rom zu räumen. Dann bringt er die schon für den Partherfeldzug bereitgehaltene Armee in seine Hand und beschließt nun das von einem der Verschworenen, Decimus Brutus, gehaltene Oberitalien diesem zu entreißen.

Indem aber erscheint jetzt in Italien Cäsars Großneffe — seine Mutter war die Tochter von Cäsars Schwester — G. Octavius, der, von ihm testamentarisch zum Erben bestimmt und an Sohnesstatt angenommen, sich von nun an G. Julius Cäsar Octavianus nennt. Während nun Antonius den Decimus Brutus in Mutina (Modena) einschließt, gräbt jenem Octavian in Rom den Boden ab, einigt sich mit dem Senate gegen ihn und marschirt ihm mit den neuen Konsuln
43 für 43 und deren Heere nach. Die Konsuln fallen Beide bald nacheinander, Antonius aber wird geschlagen und von Mutina verdrängt. Doch als jetzt der Senat dem Octavian das Armeekommando entziehen und es dem Decimus Brutus übertragen will, da geht es wie immer in Bürgerkriegen und Revolutionen, wer das Heft des Schwertes in der Hand hält, bleibt Herr, solange er nicht selbst die Waffe abgiebt. So läßt nun Octavian von Antonius ab und marschirt nach Rom, dort erzwingt er seine Wahl zum Konsul und läßt sich als Erben und Sohn Cäsars amtlich anerkennen und die Verschworenen in die Acht erklären.

Octavian stand nun zwar in Rom mächtig da, das dazu gehörige Reich aber war noch zu erobern, denn Macedonien und Griechenland waren in des sogleich von Rom dorthin gegangenen M. Brutus Händen, Syrien in denen des G. Cassius und Spanien jetzt wieder in denen des Sextus Pompejus, der nach Munda sich in das Gebirge gerettet hatte, und diese Alle waren sogar von Senats wegen als die gesetzlichen republikanischen Beamten für ihre Provinzen anerkannt

---

Augustus (Octavianus) 23. 9. 63 vor Chr.—19. 8. 14 nach Chr.

worden. Im Norden hatte Antonius sich mit dem Heere des in Südfrankreich kommandirenden ehemaligen Unterfeldherrn Cäsars, M. Aemilius Lepidus, vereinigt und vertrieb nun völlig den Decimus Brutus, als gegen ihn Octavian anmarschirt. Aber nicht mehr als Feind. Vielmehr vereinigten sich jetzt, Oktober 43, er, Antonius und Oktbr. 43
Lepidus als Triumviri reipublicae constituendae, indem sie Afrika, Sicilien und Sardinien an Octavian überweisen, Spanien und Italien an Lepidus, Gallien und Oberitalien an Antonius.

Sodann marschiren sie nach der Hauptstadt und zum dritten Male sah dieselbe die fürchterlichen Tage einer Schreckensherrschaft, ebenso blutig, aber noch planmäßiger als die des Marius und selbst die des Sulla. Was nur die „Dreimänner" an politischen und persönlichen Gegnern hatten, fiel jetzt. Dann erst, im Spätsommer 42, setzten Spätsommer 42
sich Octavian und Antonius gegen Brutus und Cassius in Bewegung, welche ihnen jetzt als Herren der gesammten Osthälfte des römischen Reiches in Thracien entgegentraten. Dort stießen bei Philippi (Filibe östlich der unteren Struma) die Heere zusammen. Cassius mit dem linken Flügel wird von Antonius geschlagen, Brutus mit dem rechten siegt gegen Octavian, aber Cassius tödtet sich selbst auf die falsche Nachricht einer Niederlage des Brutus hin, und so bleibt nur noch Brutus im Felde, und nachdem drei Wochen sich die Heere ebendort gegenüber gestanden haben, wird in abermaliger Schlacht wiederum der linke Flügel durch Antonius geschlagen und trotz abermaligen Erfolges des Brutus mit dem rechten ist die Schlacht verloren, der Nerv des Führers wie der Soldaten gebrochen. Ersterer tödtet sich, Letztere gehen zu den Dreimännern über.

So hatten die Erben Cäsars gemeinsam Rache für seinen Tod genommen, indessen wie würden sie um das Erbe sich vertragen? Antonius wäre wohl der Mann gewesen auf eine annehmbare Gewalten- und Gebietstheilung einzugehen, Octavians Natur war aber eine solche, die Alles oder nichts verlangte, mit dem Namen Cäsars hatte er sich auch dessen Aspirationen zu eigen gemacht. Einstweilen übernahm Antonius die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im gesammten Osten, Octavian ging nach Italien zurück. Allein während Letzterer unter den erschwerendsten Umständen die Zufriedenstellung seiner Veteranen durch den versprochenen Landbesitz in die Wege 41

leitet, verfällt Antonius der unbedingten Herrschaft der verführerischen Aegypterkönigin Kleopatra und damit ist trotz seiner hohen Begabung, trotz der ungeheuren Machtmittel, die er in Händen hat, sein Untergang besiegelt.

In Italien erhob gerade jetzt des Antonius Familie das Haupt gestützt auf die Erfolge von Philippi, die hauptsächlich ihm zu verdanken waren, und griff sogar zu bewaffnetem Widerstande, indem des Marcus Bruder L. Antonius sich in Perusia (Perugia) mit Heeresmacht gegen Octavian hielt, schließlich aber die Stadt übergeben mußte. Nun eilt jedoch Antonius selbst herbei, indeß als er schon in Brundisium (Brindisi) den Fuß auf Italiens Boden gesetzt hat, gelingt es noch dem Kriege durch einen Vergleich zuvorzukommen. Antonius wird in seiner bisherigen Herrscherstellung über den Osten des Reiches bestätigt, Octavian in der gleichen thatsächlich schon innegehabten
40 Stellung für den Westen, Lepidus wird mit Afrika abgefunden, 40. Zu besserer Bekräftigung des neuen Verhältnisses vermählt Antonius sich mit des Octavian verwittweter Schwester Octavia. Und gleich
39 darauf, 39, schließt sich daran ein Vertrag zu Misenum mit Sextus Pompejus, der Spanien verlassen, sich in Sicilien festgesetzt und eine die See weithin beherrschende starke Flotte geschaffen hat. Auch diese Thatsache muß anerkannt und der Besitz von Sicilien, Sardinien, Korsika, ja sogar der Provinz Achaja ihm zugesprochen werden. Hier hieß es überall beati possidentes, aber eben, weil es überall nur Anerkennung des thatsächlichen Besitzstandes, des augenblicklichen Machtverhältnisses war, so war es nirgendwo eine endgültige Regelung.

38 Zunächst brach mit Sextus Pompejus der Streit aus, 38, und als Octavian dabei sich mehrfach im Nachtheile befindet, einigt er sich abermals, in einer Abmachung zu Tarent, mit Antonius, tritt diesem Landtruppen zu dem von ihm zu führenden Partherkriege ab, erhält dagegen eine Flotte und damit bald die Oberhand über Sextus
36 Pompejus, der schließlich, 36, ganz vertrieben wurde. Dieses war jedoch auch mit Hülfe des Lepidus geschehen und Letzterer forderte nun Sicilien als Belohnung für sich. Allein seine Armee läßt ihn im Stiche, und Octavian nimmt nun auch noch Afrika für sich.

So standen sich also nur noch Antonius und Octavian gegenüber. Wohl hätte es von beiden Seiten viel diplomatischen Geschicks und

viel politisch guten Willens bedurft, um dieses Verhältniß ohne Krieg sei es aufrecht zu erhalten, sei es zu lösen, aber des Geschicks gerade ermangelte Antonius in diesem Falle sehr, oder vielmehr seine leidenschaftliche Liebe zur Kleopatra trieb ihn von Fehler zu Fehler, indem er zu der unter der Asche glimmenden politischen Gegnerschaft auch noch persönliche Kränkung gesellte. Unpolitisch war es, daß er römisches Gebiet an Kleopatra abtrat, daß er ihrem Sohne von Cäsar sowie den eigenen mit ihr erzeugten Kindern Gebiete zuwies, ungeschickt war es, daß er Octavia in schroffer Weise von sich fern hielt, und zum Bruche wurde es, als er ihr endlich, 33, den Scheide- 33
brief zuschickte. Octavian läßt nun in Rom den Antonius seines Oberbefehles für enthoben und der Kleopatra den Krieg erklären. Antonius, schneller bereit als sein Gegner, verliert jedoch seine Zeit in völliger Unthätigkeit, bis endlich Octavian mit seinen Streitkräften herangekommen ist. In der Seeschlacht am Kap Actium (Südseite des Busens von Arta) kam es am 2. September 31 zu der weltgeschicht- 2. Septbr. 31
lichen Entscheidung, sie fiel für den Westen, für Europa, und zwar, wie als unzweifelhaft nach den Berichten anzusehen ist, eben durch die Schuld jener Vertreterin der entnervenden, verweichlichenden, karakterabstumpfenden Art des orientalischen Wesens, die den Antonius so völlig umgarnt hatte, der Kleopatra, indem diese der furchtbaren Nervenaufregung der von ihr gewollten Schlacht in plötzlichem Zusammenbruche unterliegend bei noch ganz unentschiedenem Stande derselben mit ihrem Geschwader die Flucht ergreift und der völlig marklos gewordene Antonius ihr sofort in wahnsinniger Leidenschaft nacheilt. Octavian ist der alleinige Herr der römischen Welt.

Nach Erledigung einiger Aufgaben, welche diese Stellung ihm bringt, marschirt er den nach Aegypten Geflüchteten auf dem Land- 30
wege nach und wie er an der Pforte dieses Landes anlangt, da verläßt Kleopatra den Mann, der Alles ihr geopfert hat, sie sendet ihm die Nachricht ihres freiwilligen Todes, worauf er sich selbst tödtet. Als sie nun aber das Intriguenspiel mit dem dritten und endgültigen Herren über Aegyptens Schicksal von Neuem beginnen will, da versagt ihr dieses Mittel, wohl nicht deshalb, weil Octavians ruhige, kalte, überlegte Natur solchen Einflüssen unzugänglich gewesen wäre, denn auch er hatte durch Verstoßung seiner zweiten Gattin Scribonia (ange-

heirathete Tante des Sextus Pompejus) und Vermählung mit der erst von ihrem Gatten zu scheidenden Livia Drusilla bewiesen, daß er weit entfernt davon war, gegen weibliche Reize unempfänglich zu sein, da politische Gründe bei der letzteren Ehe in keiner Weise mitspielten. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls verfehlten die Verführungskünste der jetzt 39jährigen Kleopatra auf ihn ihre Wirkung, und als sie dieses einsah, sowie, daß sie für den Triumph in Rom bewahrt werde, gab sie, „non humilis mulier", sich selbst den Tod. Aegypten ward jetzt römische Provinz und damit das Mittelländische Meer ein römischer See. Octavian kehrt als Sieger, Alleinherrscher und Pacificator des
29 Erdkreises im Jahre 29 nach Rom zurück.

Schriebe ich nicht als Deutscher, sondern für Franzosen, so würden sich der Nutzanwendungen aus diesen Revolutionen und Bürgerkriegen gar manche und wichtige ergeben, aber so Schweres auch Deutschland schon beschieden war zu leiden, so viel sich deutscher Eigenwille, Rechthaberei und Partikularismus schon versündigt haben, Erfahrungen wie die Revolutionen der Romanen mit ihrem vollständigen Umsturze jedes Gesetzes, Bruch jeder Treue sind uns erspart geblieben, und unsere kleinen Barrikadenereignisse haben zu bestem Glücke für uns selbst immer eine lächerliche Seite behalten. Zum Revolutionär ist der Deutsche, dessen sei unser Geschick gelobt, verdorben, gerade deshalb, weil Niemand so mannhaft wie er, freilich oft auch so eigensinnig seinen Fürsten gegenübertritt. Wenn man nicht alles Neuschaffen revolutionär nennen, nicht jeden Unterschied zwischen Reformiren und Revolutioniren, zwischen Umbauen und Umstürzen verleugnen will, so muß man sagen, daß eben die größten Deutschen, die so vieles Alte vernichteten, Luther, Stein, Bismarck, doch niemals revolutionäre Wege einschlugen. In solchen Naturen spricht sich der Segen einer gesetzmäßigen Monarchie und eines freien Christenthumes aus, wovon Römer und Franzosen nichts wußten noch wissen. Andererseits zeigt die Erscheinung des welterobernden und dabei die eigenen Eingeweide zerreißenden Rom, gleich wie die des ebenso auftretenden Frankreich, daß, wer neben einem solchen Nachbarn lebt, ihn seiner romanischen Natur nach zu schätzen hat, also ihn nicht unterschätzen soll, wenn er auch zu Zeiten ein Schauspiel bietet, wie das, welches Rom zu den Zeiten von Pharsalos, Philippi und Actium bot.

Synchroniſtiſche Tabellen der alten Geſchichte.

IV.

Jahrhundert	Griechen	Römer	Aſiaten
7.	Meſſeniſche Kriege Spartas. Koloniſationen der		Vereinigung der Meder zum Staate.
600			625 Fall Ninives.
6.	Solon. Peiſiſtratos. Griechen.		
500		Sturz des Königsthumes. Herrſchaft der Ariſtokratie.	539 Fall Babels. Darius.
5.	490 Marathon. 480 Salamis. 479 Platää. Perikles. Peloponneſiſcher Krieg.	494 Auszug auf den heiligen Berg. Tribunat. 451—450 Zehnmänner.	Xerxes. 401 Schlacht von Kunaxa.
400			
4.	387 Antalkidiſcher Frieden.	396 Einnahme Vejis.	
300	Alexander der Große.	Samniter- und Latiner-Kriege.	331 Schlacht von Gaugamela.
3.		Dritter Samniterkrieg. Kämpfe mit Kelten und Italikern. Krieg mit Tarent. Pyrrhos. Erſter puniſcher Krieg.	
200		218—201 Zweiter puniſcher Krieg. Hannibal.	
2.		197 Beſiegung Macedoniens. 190 Beſiegung Syriens. 183 Hannibal †. 168 Schlacht von Pydna. Macedonien vernichtet. Kämpfe in Spanien.	
100		146 Karthago und Korinth zerſtört. Gracchiſche Unruhen. Sklavenkrieg. Sklavenkrieg.	
1.		Marius. Sulla. Pompejus. Mithridatiſche Kriege. Seeräuberkrieg. Bundesgenoſſenkrieg. Sklavenkrieg. Cäſar. 48 Pharſalos. 44 Cäſar ermordet. 42 Philippi. 31 Actium. 29 Octavian kehrt nach Rom zurück.	

Des Christenthumes Anfänge.

Die römische Geschichte ist mit Blut geschrieben, fast ununterbrochen folgen sich die Kriege, einer reiht sich an den anderen und das letzte Jahrhundert ist so mit Bürgerkrieg und Revolution, mit Schreckensherrschaft, Proskriptionen und Verwüstung erfüllt, daß man manchmal Mühe hat sich vorzustellen, wie denn doch bei alledem überhaupt noch ein Staat mit steuerfähigen Unterthanen bestehen konnte. Und gerade als diese kriegerische Entwickelung in den Nothhafen der Selbstherrschaft einlief, da erschien auf unserer Erde in dem Umkreise dieses Römerreiches die Religion, welche das innere Leben der Staaten wie die äußeren Beziehungen der Völker zueinander auf völlig neue sittliche Grundlagen stellen sollte, Grundlagen, die eine Verneinung jedes Krieges, jeder Revolution, wie überhaupt jeder menschlichen Gewaltsamkeit bedeuten und doch dabei eine individuelle Freiheit predigen, wie sie die bis zur Beschränktheit staatlich und religiös hart nationalen Staaten des Alterthumes mit ihrer Inanspruchnahme des ganzen Menschen durch den Staat weder kannten noch zu begreifen vermochten. Und hervorging diese größte aller geschichtlichen Bewegungen aus der Mitte eines Stammes, der an Härte und Ausschließlichkeit seines religiösen wie nationalen Empfindens die meisten Völker übertraf, hinter keinem zurückstand.

Das Geschlecht der Makkabäer, welches in Judäa herrschte und den Juden wieder staatliche Unabhängigkeit gegeben hatte, war in sich selbst in Zwistigkeiten zerfallen, die eben wie einst zu Zeiten Sauls und Samuels auf dem Widerstreite der in diesem Volke allzu mächtig gewordenen theokratischen Ideen mit den Nothwendigkeiten einer weltlichen Herrschaft beruhten. Wir sahen schon, daß Pompejus den Streit im Ganzen zu Gunsten der priesterlichen Partei, der Partei der Pharisäer

entschied. Indeß neben dem Hohenpriester Hyrkanos von der hasmonäischen Linie behielt doch auch der Vertreter der weltlichen Gewalt, Antipater von der idumäischen Linie, eine bestimmt gesicherte Autorität, und somit blieb auch die Partei der Sadducäer, welche das Uebergewicht einer starken bürgerlichen und militärischen Gewalt als im Landesinteresse erachteten, als einflußreich bestehen. Und in den nun folgenden Wirren der römischen Bürgerkriege erlangt diese Partei die Oberhand, zwei Söhne des Antipater wurden „Vierfürsten" und schließlich der eine derselben, Herodes, der Große genannt, von den Triumvirn als König von Judäa anerkannt. Natürlich war damit die strenge Priesterpartei der Pharisäer noch in keiner Weise endgültig beseitigt, bestand vielmehr mit ihren Ansprüchen, ihrem Ansehen und ihren Anhängern als starke, wichtige Partei fort. Und über Beide erhob sich die römische Oberherrschaft mit ihren Steuereinnehmern, militärischen Besatzungen und oberster Gerichtsbarkeit.

In diesen Verhältnissen ward Jesus Christus geboren.

Es ist bezeichnend für die Bedeutungslosigkeit und Hinfälligkeit dessen, was wir menschliche Größe nennen, daß die auch in rein geschichtlichem Sinne gewaltigste menschliche Erscheinung uns in ihren äußeren Lebensverhältnissen nur in schattenhaften Umrissen bekannt ist. Weder Jahr noch Ort seiner Geburt vermögen wir mit Sicherheit anzugeben, von seinem Jugendleben wissen wir nichts, von den äußeren Lebensumständen seines Manneslebens nur Vereinzeltes, Unsicheres, so daß eigentlich nur die Umstände seines Todes als gewisse geschichtliche Thatsache dastehen. Und doch hat dieses der weltgeschichtlichen Betrachtung fast ganz entrückte Leben der Weltgeschichte einen ganz neuen Inhalt gegeben, doch ist aller Völker Leben und Zukunft davon abhängig geworden, inwieweit sie diese Persönlichkeit auf sich wirken lassen oder nicht. Denn es würde nicht richtig sein zu glauben, daß nur die Lehre Christi das für uns wirksame Ergebniß seines Daseins sei, nein auch das Leben Christi ist es nicht minder. Solche Lehren, wie sie das Evangelium predigt, sprachen auch Andere schon aus, aber nur Christi Persönlichkeit machte sie zu weltbewegender That. „Liebet eure Feinde" ist eine göttliche Lehre, deren Erhabenheit auch vor Christus schon

erkannt worden war, eine Forderung, deren Aufstellung beweist, daß der Mensch gut zu sein vermag, daß er das Thier in ihm zu überwinden vermag, allein auf den Gang der Welt und ihrer Geschichte hat diese Lehre ihren Einfluß erst auszuüben vermocht, seit sie nicht mehr bloß Lehre blieb, sondern in Christi Person ihre Verwirklichung in That und Wahrheit fand. Daß er in Sicherheit und ungetrübter Klarheit auf den schwankenden und wildgetrübten Fluthen geschichtlicher und religiöser Bewegung dahinwandelt, nie selbst in sie einsinkend, ihnen aber durch jedes seiner Worte neue gesicherte Kanäle auf alle Zeiten hinaus anweisend, das giebt ein Bild geschichtlich erfolgreicher Thätigkeit, dem nichts an die Seite zu stellen ist.

Er erscheint uns wie unberührt von dem Irdischen und doch lebt er unser Leben mit, begreift völlig alles Menschliche und nimmt daran theil. Ganz unähnlich ist er jenen Sektenstiftern, die durch gänzlich weltabgewandte Askese das Fleisch zu ertödten suchen und nur so des irdischen Elementes Herr zu werden vermögen. Er ißt und trinkt mit Jedermann, nimmt theil an allem Verkehr, von der Sünderin sagt er: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet"; den die Ehebrecherin Verklagenden erwidert er: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie"; und an den Kindern hat er seine rechte Freude, er herzt und segnet sie und gebietet: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." Nicht ein Schatten von Einsiedlerthum oder Mönchswesen ist an ihm, mit wahrhaft göttlicher Liebe umfaßt er alle Erscheinungen des weltlichen Lebens, begreift er alle menschlichen Schwächen und theilt doch keine von ihnen, und was er lehrt, bestätigt sein Wandel. So sehr duldet er als berechtigt auch des Menschen natürliche Triebe, daß er, der selbst unberührt geblieben, die Ehe billigt, ihre Heiligkeit durch ein Scheidungsverbot erhöht. Wohl weist er hin auf die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen gegenüber dem Himmlischen und dem an den Reichthümern Hängenden sagt er: „Gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen", aber eben denen sagt er es, „so ihr Vertrauen auf Reichthum setzen"; nicht fordert er es für Alle als allgemeine Grundlage der Anhängerschaft an ihn.

Ueberhaupt ist Christi Lehre darin weitaus verschieden nicht nur von der aller anderen Religionsgründer, sondern auch von der der

römischen und orientalischen Kirchen, die sich aus ihr entwickelt haben, daß sie unbedingt alle äußerlichen Gebote, Zeremonien, kirchlichen Vorschriften und Formeln verwirft, keinerlei solche als irgend wesentlich ansieht für das, was allein Noth thut, die Heiligung des Menschen im Streben nach Gott. Mit den Worten des Jesaias: „Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschen-Gebote sind", weist er alle solche Versuche, das religiöse Leben durch äußere Formen zum Ausdrucke zu bringen, zurück, er verurtheilt puritanische und jüdische Sabbathstrenge, indem er sagt: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen." Seine Lehre soll nicht mit solchem alten jüdischen Formelwesen vermischt werden, denn „Niemand flickt ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch; denn der Lappe reißt doch wieder vom Kleide, und der Riß wird ärger." Er verwirft die Fastengebote der römischen und griechischen Kirche, da er lehrt: „Was zum Munde eingehet, das verunreinigt den Menschen nicht; sondern was zum Munde ausgehet, das verunreinigt den Menschen."

Hiermit hängt denn auch zusammen, daß, ebenfalls in vollem Gegensatze zu Judenthum und Islam, zu römischer und russischer Hierarchie, Christus seine Lehre auf das rein geistige Gebiet beschränkt, jeglichen weltlichen Herrschaftsanspruch von ihr fern hält; „mein Reich ist nicht von dieser Welt." Geradezu Wort für Wort untersagt er des römischen Papstes Anspruch sowie auch den aller der römischen und griechischen Geistlichkeit, unsere geistlichen Väter zu sein, denen wir den blinden Gehorsam eines Kindes schulden, mit dem Ausspruche: „Und sollt Niemand Vater heißen auf Erden: denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist." Selbst die jüdische Eigenschaft der Verneinung des weltlichen Staates wird in Christi Munde zu etwas Positivem, zu maßvollster, gerechtester Abgrenzung der beiderseitigen Gebiete. Mit dem einfachen und erhabenen Worte: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist" löst er alle die dem gesammten Alterthume unüberwindlich gewesenen Schwierigkeiten der Trennung des weltlichen Staatswesens von den religiösen Formen, Schwierigkeiten, die abermals noch heute den Staaten der unbedingten Glaubenseinheit unlöslich erscheinen, in deren erster Linie, nicht zu seinem Heile, Rußland

steht, wo gerade jetzt so unbedingt verlangt wird, daß man dem Kaiser gebe, was Gottes ist.

Das fatalistische Element, welches sich in jeder Religion angesichts des Gedankens der Allmacht Gottes und dem gegenüber der Ohnmacht des Menschen entwickeln muß, befindet sich auch in Christi Lehre; „darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen"; „kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselben keiner auf die Erde, ohne euren Vater." „Wer ist unter euch, der seiner Länge Eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget?" aber weit ab bleibt es von der Konsequenz islamitischer und buddhistischer Thatlosigkeit.

Und wenn wir hören, daß das Weib von Samaria sagt: „Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet; und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten soll"; so weist Christus diese lokale Beschränkung gänzlich zurück, welche einen Ort der Verehrung als heiliger gelten lassen will als andere, und sagt, daß die Zeit kommen werde, wo weder auf diesem Berge, noch in Jerusalem, sondern im Geiste und in der Wahrheit Gott werde angebetet werden. Wie verurtheilt er denn damit nicht die Ansprüche der römischen und griechischen Kirche, daß in bestimmten Gotteshäusern und in bestimmter Zeremonialform der Gottesdienst abgehalten werden müsse, daß man wallfahrten solle zu bestimmten Stellen der Gottesverehrung, weil dort das Gebet Gott wohlgefälliger sei. Und für diese von ihm bezeichnete Zeit gilt ferner sein Wort: „Sie werden meine Stimme hören und wird Eine Heerde und Ein Hirt werden"; abermals nicht in dem äußerlichen Sinne Roms und Rußlands, die Beide allein glauben das wahre Hirtenamt zu besitzen. Keinen Anspruch auf unbedingte kirchliche Autorität verkündet oder duldet Christus, der römischen Lehre von der Unfehlbarkeit der Päpste oder selbst auch der Konzilien in Glaubenssachen, der gegenüber sich die Einsicht eines Jeden unbedingt gefangen zu geben habe, hält er das Recht des Menschen entgegen, überzeugt zu werden, das Recht auf geistige Freiheit; „habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?"

So stellt er Gottesdienst und Gottesglauben unter Abstreifung alles Weltlichen, Vergänglichen, Aeußerlichen in ihrer höchsten Reinheit und doch nicht als bloße abstrakte Morallehre hin. Die Gebote des Gesetzes

vergeistigt er und vertieft er; nicht ihre äußere Erfüllung ist ihr Zweck, sondern des Menschen innere freiwillige Hingabe daran, seine Sinnesänderung. „Ihr habt gehöret, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten, wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig: wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Raths schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des hölliſchen Feuers schuldig.“ „Ihr habt gehöret, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ Auch die Propheten und die Phariſäer hatten die Sittenlehre schon mehr und mehr veredelt, das Unzulängliche äußerer Pflichterfüllung betont, aber erst Christus verkündet dieses in voller Ausschließlichkeit und Erhabenheit mit dem Worte: „Ihr habt gehöret, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ Ja Alles, was nur das Gesetz gebieten mag, Alles, was nur der Mensch leisten soll, faßt er zusammen, indem er sagt: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe. Dies ist das vornehmste und größeste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“; und fügt ausdrücklich hinzu: „In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“ Ueber diese Lehre vermag keine menschliche, also auch keine geschichtliche Entwickelung hinauszukommen und so findet auch die Weltgeschichte Ziel und Inhalt in Christi Worten völlig enthalten.

Und die Wirkung dieser Lehre auf den Menschen ist die Befreiung aller seiner geistigen Kräfte, die Heiligung seines Daseins; „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Die erhabenste Frucht aber wird sein jene geläuterte wahre Anbetung des Höchsten, für welche Christus uns das Gebet selbst lehrte und von welcher er sagt: „Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Dann wird es dem Menschen möglich sein, in der Welt und doch nicht mit der Welt zu leben, wie Christus selbst, und dann wird in ihm jene Wirkung der Heiligung seines Wesens eintreten, deren Ausdruck das Wort ist: „Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr

meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt"; deren Sittlichkeit: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet"; deren Verheißung die göttlichen Worte: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolget werden; denn das Himmelreich ist ihr."

So umschließt die Lehre Christi den vollen Kreis sittlichen Empfindens, dessen unsere Natur fähig, aber sie erhebt sich in ihrer Fassung über eine Sittlichkeitspredigt, wie die des Confucius ist und die denn auch immer in öden Utilitarismus verhärtet, sie wird durch den Grund, den sie sich legt, nicht nur die sittlichste Lehre, die zu befolgen, auch die göttlichste, die zu begreifen wir fähig sind, und des Menschensohnes erhabener Versöhnungstod unter den wahrhaft göttlichen Worten: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun", ward zu dem folgenreichsten aller weltgeschichtlichen Ereignisse.

Christus gab nur seine Lehre, seiner Jünger Aufgabe wurde es nun, der menschlichen Schwäche Rechnung tragend, diese Lehre mit den Formen einer Kirche zu umkleiden. Daß das Christenthum kam, eben in der Zeit, wo das Römerreich die bekannte Erde zur Einheit umschloß, das ist von jeher als ein providentielles Element in der Weltgeschichte erachtet worden und kann auch nicht anders angesehen werden. Der Gang der Geschichte und vor Allem der Ursprung des Christenthumes in ihr zeigen, daß die Welt vernünftig, zweckvoll ist, daß in ihr Göttliches lebt, zu welchem ihre Geschichte hinstrebt. Solche Gedanken, wie die, aus welchen das Christenthum geboren wurde, sind höchste Vernunft, sie enthalten Ewiges, und daher haben nothwendig auch wir an einem Elemente der Ewigkeit Antheil.

Wie nun aus dem Senfkorne der kleinen Christusgemeinde zu Jerusalem das Aufwachsen des Baumes begann, bis „daß die Vögel unter dem Himmel kommen, und wohnen unter seinen Zweigen", dazu eben half dann mächtig mit die Einheit des römischen Reiches. Ge-

zwungen freilich wurden die Apostel nun, indem sie den Grund der Kirchenbildung legten, auch den äußeren Formen ihr Recht zu gewähren, welches der Meister selbst immer abgewiesen hatte, und auf diesem Grunde sind dann später die so unchristlichen Ansprüche Roms und Byzanz' erwachsen, ebenfalls aus einem Senfkorne zum Baume sich entwickelnd. Diese erste Entwickelung geschah noch in engem Anschlusse an die jüdischen Anschauungen unter Leitung des Petrus, erst als der aus Tarsus in Kilikien gebürtige eifrige Pharisäer und Christenverfolger Saulus in einer gewaltigen geistigen Erschütterung sein Judenthum überwindend zum Paulus geworden war, da wurde er es, der nun zugleich die neue Lehre von allem Gespinnste des Pharisäerthums befreite und des Meisters Wort bewährte, daß man nicht Most in alte Schläuche fasset. Weltgeschichtlich wirksam und weltgeschichtlich vorbildlich ward diese Bekehrung, ward es, daß einer der reichsten Geister, der tiefsten Gemüther aller Zeiten eben doch erst in der Lehre Christi sein volles Genügen fand. Weltabgewandter als Christus selbst, vermochte er nicht völlig die göttliche Milde desselben zu erreichen, und an Stelle der glanzvollen Freundlichkeit des Angesichtes Christi liegt auf seinen Zügen strenger Ernst, aber doch drang nie ein Mensch so tief in des Meisters Lehre ein, hat nie ein Mensch so viel zu deren Ausbreitung als einzig zukunftsvoller Weltreligion gethan.

Seine Bekehrung hatte stattgefunden auf einer Reise von Jerusalem nach Damaskus, von dort nach ersterer Stadt zurückgekehrt, schließt er sich den Jüngern Christi an, muß aber dann zunächst vor Verfolgung seitens der Juden wieder nach seiner Vaterstadt Tarsus zurückgehen. Durch Barnabas wurde er sodann nach Antiochia in Syrien berufen, wo zuerst die neue Gemeinde den Christennamen sich beilegt. Von dort aus unternahm er seine erste Missionsreise mit Barnabas, sie ging über Seleucia nach Salamis auf Cypern und quer durch die ganze Insel bis Paphos, dann auf dem Rückwege über Perge in Pamphylien und Antiochia in Pisidien nach Ikonion (Koniah), von dort nach Lystra und Derbe in Lykaonien, abermals ging es dann nach Ikonion, Pisidien und Pamphylien, bis sie schließlich wieder in Antiochia in Syrien eintrafen.

Aber je mehr Pauli Thätigkeit wirksam wurde, um so mehr trat nun auch ihre Abweichung von derjenigen der Urapostel hervor. Diese,

deren anerkanntester Führer Petrus war, wendeten sich an die Juden und forderten von Heiden, welche das Christenthum annehmen wollten, zunächst Unterwerfung unter das jüdische Gesetz und dessen Zeremonialgebote. Paulus verwarf dieses völlig, er streifte, ganz in Christi Sinne und nach dessen Worten, diese alten Lappen ab, fegte diesen alten Sauerteig aus und öffnete der Lehre Christi den Weg zu ihrer weltgeschichtlichen, weltbeherrschenden Wirkung. Es ist vorbildlich für die weitere Entwickelung der christlichen Kirche geworden, daß schon in ihrem Entstehen sich verschiedene Auffassungen und Meinungen vertragen und auseinandersetzen mußten. Es sollte eben nicht zu einer hart beschränkten, einseitigen Rechtgläubigkeit kommen, welche unfähig gewesen wäre, die Welt und das menschliche Leben völlig in allen ihren Erscheinungen zu umfassen, und die das suum cuique für den menschlichen Geist anerkennenden Paulus und Petrus verurtheilen damit die despotischen Ansprüche ausschließender Rechtgläubigkeit, welche Calvinisten, Independenten und Lutheraner nicht minder wie Rom und Moskau erhoben haben und Letztere noch erheben. Zur Ausgleichung dieser Gegensätze war Paulus selbst mit Barnabas und Titus nach Jerusalem gegangen, und dort in einer Uebereinkunft mit den „Säulen" der Gemeinde Petrus, Jakobus und Johannes, ward ausdrücklich anerkannt, daß die Heidenmission Pauli Gebiet sein solle wie die Judenmission Petri.

Somit beschloß denn Paulus, mit Barnabas nach Antiochia zurückgekehrt, zu neuer Missionsreise auszugehen, allein hierbei kam es zu einer Entzweiung zwischen ihm und Barnabas und so trat Paulus diese zweite Reise ohne ihn in Begleitung des Silas an. Sie ging durch Syrien und Kilikien wiederum nach Derbe und Lystra und dann durch ganz Phrygien nach Mysien und Troas. Von dieser urgeschichtlichen Stätte aus betrat dann in Samothrake des Apostels Fuß zum ersten Male den Boden Europas, eines der wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte, das wir aber doch nicht einmal dem Jahre, geschweige denn dem Monate und Tage nach verzeichnen können.

Nicht alle Städte sind zu nennen, die berührt wurden, es genüge zu sagen, daß die Wanderschaft durch Macedonien ging, wo in Philippi zum ersten Male die weltliche Gewalt der Römerherrschaft ihnen als einem störenden Elemente feindlich entgegentrat, daß in Thessalonich die Juden sich erhoben, um den weltlichen Arm der Römerherrschaft

gegen sie zu bewaffnen, daß sie in Athen zusammenstießen mit den polytheistischen Anschauungen der reichen antiken Götterwelt, die aber doch schon den Besseren ungenügend geworden waren. So erwies sich schnell der Gegensatz der neuen Lehre zu Allem, was damals die Gedanken der Menschen beherrschte, es erwies sich, daß eine neue Welt im Entstehen war. Schließlich nimmt er einen sich bis zu 18 Monaten ausdehnenden Aufenthalt in Korinth, dort eine nicht unbedeutende Gemeinde um sich sammelnd.

Demnächst bereist er abermals ganz Kleinasien, insbesondere verweilt er fast drei Jahre in Ephesus, wo sich aber dann der dortigen Einwohner weltliches Interesse an dem örtlichen Kultus gegen ihn empört und ihn veranlaßt die Stadt zu verlassen; er wendet sich darauf wieder nach Griechenland und Macedonien zurück und demnächst durch die Troas über Chios, Samos, Milet, Tyrus nach Cäsarea, um sich im Jahre 59 von dort nach Jerusalem zu begeben. Mit dem Vorgefühle großer Gefahren und Verfolgungen ging er dorthin und es müssen schwere Nachrichten gewesen sein, die ihn dazu veranlaßten, Nachrichten darüber, wie sehr seine Predigt von der der jerusalemitischen Urgemeinde als abweichend erkannt, von dieser verurtheilt wurde.

Und thatsächlich erhob sich auch gegen ihn die gesammte Judenschaft, während nicht ersichtlich ist, was die christliche Urgemeinde that, jedenfalls ist sie nicht eingetreten für den Heidenbekehrer. Pauli Leben stand auf dem Spiele und zu seiner Sicherheit war es, daß der römische Stadtkommandant Claudius Lysias ihn verhaftete. Er wollte ein gerichtliches Verfahren einleiten, aber als abermals Meuchelmord von Seiten der Juden Pauli Leben bedrohte, und als außerdem der Kommandant erfuhr, daß Paulus römischer Bürger sei und kein Verbrechen gegen den Staat, sondern nur religiöse Beschuldigungen vorlägen, da entsendete er den Gefangenen nach Cäsarea, damit vor dem Stuhle des Prokurators die Sache zum Austrage käme.

Dieser, Antonius Felix, hielt Paulus in milder Haft, gab aber keine Entscheidung, theils weil er für Freilassung eine Zahlung erwartete, theils weil er mit den Juden sich nicht überwerfen wollte. Erst nach zwei Jahren unter seinem Nachfolger Porcius Festus ward, als dieser in Jerusalem erschien, die Anklage von den Juden auf Gesetzesverletzung, Tempelschändung und Widerstand wider des Kaisers

Ansehen wiederum vorgebracht. Nach Cäsarea zurückgekehrt forderte Festus den Paulus vor, und da ihm, dem Neuangekommenen, dieser ganze jüdische Handel unklar war, meinte er, er wolle Paulus zur Aburtheilung nach Jerusalem senden. Dort natürlich war für diesen kein gerechtes Gericht zu finden und so beruft er sich mit dem Rechte des römischen Bürgers auf den Kaiser, worauf Festus nicht anders konnte, als sagen: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen." So ward er unter der Bewachung des Julius von der kaiserlichen Garde zu Schiffe entsendet; die Fahrt ging über Sidon nach Kreta und trotz des herannahenden Winters weiter der afrikanischen Küste entlang; an der Küste von Malta erlitten sie demnächst Schiffbruch und verweilten drei Monate daselbst. Danach fuhren sie über Syrakus, Rhegion, Puteoli nach Rom. Hier bestand schon eine Christengemeinde, deren Vertreter ihm auf der appischen Straße bis an die drei Tavernen entgegengingen. Er ward dann in leichter Haft zwei Jahre lang gehalten, predigte und lehrte ungestört, dann hört plötzlich die Ueberlieferung über den weltgeschichtlichen Mann auf, er verschwindet in undurchdringlichem Dunkel. Das Größte ist, sich zum bewußten Vertreter einer weltgeschichtlichen Idee zu machen, während dieselbe noch unerkannt von allen Uebrigen ist, in diesem Sinne ist der Apostel Paulus der größte Mann der Weltgeschichte. Auf ihn kann man in Wahrheit sein eigenes Wort anwenden: „Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder"; und mit vollem Rechte sagt er von sich: „Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie Alle."

Nur zu wenig sind wir über seine Gemeindegründungen unterrichtet, über die thatsächlichen Ergebnisse seines Wirkens, aber der Umfang seiner Reisen zeigt uns schon die Ausdehnung des Feldes an, auf welchem er unvergänglichen Samen gestreut hat, dessen Art uns seine so unendlich tiefsinnigen, den Menschen so ergreifenden Briefe anzeigen, dessen Aufgehen die geschichtliche Zukunft mehr als alles Andere gebildet und bestimmt hat, dessen Wirkung in ihrer Unerschöpflichkeit für die Völker wie für den Einzelnen in dem Worte beschlossen ist: „Und von seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade."

Allerdings ſo gewaltig auch die geſchichtliche Wirkung des Chriſtenthumes für die Menſchheit geworden iſt, die menſchliche Natur ſelbſt hat es zu ändern nicht vermocht. Man räume einmal nur die äußeren Schranken hinweg, man erlaube z. B. Gladiatorenſpiele, und man wird ſehen, wie ſich Alles dazu drängt, man erlaube Vielweiberei oder gar wie die Griechen Knabenſchändung und ſofort wird „die Beſtialität ſich gar herrlich offenbaren“. Die Ausbrüche der franzöſiſchen Revolution zeigen etwas davon. Nein, nicht ändern konnte das Chriſtenthum den irdiſchen Menſchen, ſeine Schwächen und Leidenſchaften, nur Zaum und Zügel hat es ihm angelegt, es hat vermocht, ihn zu gewöhnen, „den Nächſten zu lieben als ſich ſelbſt“ und deshalb ſich der zügelloſen Ausbrüche eigenſüchtigen Genuſſes zu enthalten. Gewohnheit iſt ja aber zweite Natur und ſo kommt es, daß unſer ganzes Leben einen ſo ganz anderen Karakter zeigt als das antike, von dieſem von Grund aus verſchieden iſt. Chriſti Leben und Lehre und die darauf ſich gründende Miſſion des Paulus ſchufen einen neuen Inhalt der Weltgeſchichte, und trotz allen Wuſtes menſchlicher Unvollkommenheit erhebt ſie ſich doch jetzt „zu neuen Sphären reiner Thätigkeit“.

II.

Die Zeit nach Chriſti Geburt.

Straverunt alii nobis, nos posteritati;
Omnibus at Christus stravit ad astra viam.

steht, wo gerade jetzt so unbedingt verlangt wird, daß man dem Kaiser gebe, was Gottes ist.

Das fatalistische Element, welches sich in jeder Religion angesichts des Gedankens der Allmacht Gottes und dem gegenüber der Ohnmacht des Menschen entwickeln muß, befindet sich auch in Christi Lehre: „darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen"; „kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselben keiner auf die Erde, ohne euren Vater." „Wer ist unter euch, der seiner Länge Eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget?" aber weit ab bleibt es von der Konsequenz islamitischer und buddhistischer Thatlosigkeit.

Und wenn wir hören, daß das Weib von Samaria sagt: „Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet; und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten soll"; so weist Christus diese lokale Beschränkung gänzlich zurück, welche einen Ort der Verehrung als heiliger gelten lassen will als andere, und sagt, daß die Zeit kommen werde, wo weder auf diesem Berge, noch in Jerusalem, sondern im Geiste und in der Wahrheit Gott werde angebetet werden. Wie verurtheilt er denn damit nicht die Ansprüche der römischen und griechischen Kirche, daß in bestimmten Gotteshäusern und in bestimmter Zeremonialform der Gottesdienst abgehalten werden müsse, daß man wallfahrten solle zu bestimmten Stellen der Gottesverehrung, weil dort das Gebet Gott wohlgefälliger sei. Und für diese von ihm bezeichnete Zeit gilt ferner sein Wort: „Sie werden meine Stimme hören und wird Eine Heerde und Ein Hirt werden"; abermals nicht in dem äußerlichen Sinne Roms und Rußlands, die Beide allein glauben das wahre Hirtenamt zu besitzen. Keinen Anspruch auf unbedingte kirchliche Autorität verkündet oder duldet Christus, der römischen Lehre von der Unfehlbarkeit der Päpste oder selbst auch der Konzilien in Glaubenssachen, der gegenüber sich die Einsicht eines Jeden unbedingt gefangen zu geben habe, hält er das Recht des Menschen entgegen, überzeugt zu werden, das Recht auf geistige Freiheit: „habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?"

So stellt er Gottesdienst und Gottesglauben unter Abstreifung alles Weltlichen, Vergänglichen, Aeußerlichen in ihrer höchsten Reinheit und doch nicht als bloße abstrakte Morallehre hin. Die Gebote des Gesetzes

vergeistigt er und vertieft er; nicht ihre äußere Erfüllung ist ihr Zweck, sondern des Menschen innere freiwillige Hingabe daran, seine Sinnesänderung. „Ihr habt gehöret, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten, wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Raths schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des hölliſchen Feuers schuldig.“ „Ihr habt gehöret, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ Auch die Propheten und die Phariſäer hatten die Sittenlehre schon mehr und mehr veredelt, das Unzulängliche äußerer Pflichterfüllung betont, aber erst Christus verkündet dieses in voller Ausschließlichkeit und Erhabenheit mit dem Worte: „Ihr habt gehöret, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ Ja Alles, was nur das Gesetz gebieten mag, Alles, was nur der Mensch leisten soll, faßt er zusammen, indem er sagt: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe. Dies ist das vornehmste und größeste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“; und fügt ausdrücklich hinzu: „In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“ Ueber diese Lehre vermag keine menschliche, also auch keine geschichtliche Entwickelung hinauszukommen und so findet auch die Weltgeschichte Ziel und Inhalt in Christi Worten völlig enthalten.

Und die Wirkung dieser Lehre auf den Menschen ist die Befreiung aller seiner geistigen Kräfte, die Heiligung seines Daseins; „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Die erhabenste Frucht aber wird sein jene geläuterte wahre Anbetung des Höchsten, für welche Christus uns das Gebet selbst lehrte und von welcher er sagt: „Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Dann wird es dem Menschen möglich sein, in der Welt und doch nicht mit der Welt zu leben, wie Christus selbst, und dann wird in ihm jene Wirkung der Heiligung seines Wesens eintreten, deren Ausdruck das Wort ist: „Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr

meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt"; deren Sittlichkeit: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet"; deren Verheißung die göttlichen Worte: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolget werden; denn das Himmelreich ist ihr."

So umschließt die Lehre Christi den vollen Kreis sittlichen Empfindens, dessen unsere Natur fähig, aber sie erhebt sich in ihrer Fassung über eine Sittlichkeitspredigt, wie die des Confucius ist und die denn auch immer in öden Utilitarismus verhärtet, sie wird durch den Grund, den sie sich legt, nicht nur die sittlichste Lehre, die zu befolgen, auch die göttlichste, die zu begreifen wir fähig sind, und des Menschensohnes erhabener Versöhnungstod unter den wahrhaft göttlichen Worten: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun", ward zu dem folgenreichsten aller weltgeschichtlichen Ereignisse.

Christus gab nur seine Lehre, seiner Jünger Aufgabe wurde es nun, der menschlichen Schwäche Rechnung tragend, diese Lehre mit den Formen einer Kirche zu umkleiden. Daß das Christenthum kam, eben in der Zeit, wo das Römerreich die bekannte Erde zur Einheit umschloß, das ist von jeher als ein providentielles Element in der Weltgeschichte erachtet worden und kann auch nicht anders angesehen werden. Der Gang der Geschichte und vor Allem der Ursprung des Christenthumes in ihr zeigen, daß die Welt vernünftig, zweckvoll ist, daß in ihr Göttliches lebt, zu welchem ihre Geschichte hinstrebt. Solche Gedanken, wie die, aus welchen das Christenthum geboren wurde, sind höchste Vernunft, sie enthalten Ewiges, und daher haben nothwendig auch wir an einem Elemente der Ewigkeit Antheil.

Wie nun aus dem Senfkorne der kleinen Christusgemeinde zu Jerusalem das Aufwachsen des Baumes begann, bis „daß die Vögel unter dem Himmel kommen, und wohnen unter seinen Zweigen", dazu eben half dann mächtig mit die Einheit des römischen Reiches. Ge-

zwungen freilich wurden die Apostel nun, indem sie den Grund der Kirchenbildung legten, auch den äußeren Formen ihr Recht zu gewähren, welches der Meister selbst immer abgewiesen hatte, und auf diesem Grunde sind dann später die so unchristlichen Ansprüche Roms und Byzanz' erwachsen, ebenfalls aus einem Senfkorne zum Baume sich entwickelnd. Diese erste Entwickelung geschah noch in engem Anschlusse an die jüdischen Anschauungen unter Leitung des Petrus, erst als der aus Tarsus in Kilikien gebürtige eifrige Pharisäer und Christenverfolger Saulus in einer gewaltigen geistigen Erschütterung sein Judenthum überwindend zum Paulus geworden war, da wurde er es, der nun zugleich die neue Lehre von allem Gespinnste des Pharisäerthums befreite und des Meisters Wort bewährte, daß man nicht Most in alte Schläuche fasset. Weltgeschichtlich wirksam und weltgeschichtlich vorbildlich ward diese Bekehrung, ward es, daß einer der reichsten Geister, der tiefsten Gemüther aller Zeiten eben doch erst in der Lehre Christi sein volles Genügen fand. Weltabgewandter als Christus selbst, vermochte er nicht völlig die göttliche Milde desselben zu erreichen, und an Stelle der glanzvollen Freundlichkeit des Angesichtes Christi liegt auf seinen Zügen strenger Ernst, aber doch drang nie ein Mensch so tief in des Meisters Lehre ein, hat nie ein Mensch so viel zu deren Ausbreitung als einzig zukunftsvoller Weltreligion gethan.

Seine Bekehrung hatte stattgefunden auf einer Reise von Jerusalem nach Damaskus, von dort nach ersterer Stadt zurückgekehrt, schließt er sich den Jüngern Christi an, muß aber dann zunächst vor Verfolgung seitens der Juden wieder nach seiner Vaterstadt Tarsus zurückgehen. Durch Barnabas wurde er sodann nach Antiochia in Syrien berufen, wo zuerst die neue Gemeinde den Christennamen sich beilegt. Von dort aus unternahm er seine erste Missionsreise mit Barnabas, sie ging über Seleucia nach Salamis auf Cypern und quer durch die ganze Insel bis Paphos, dann auf dem Rückwege über Perge in Pamphylien und Antiochia in Pisidien nach Ikonion (Koniah), von dort nach Lystra und Derbe in Lykaonien, abermals ging es dann nach Ikonion, Pisidien und Pamphylien, bis sie schließlich wieder in Antiochia in Syrien eintrafen.

Aber je mehr Pauli Thätigkeit wirksam wurde, um so mehr trat nun auch ihre Abweichung von derjenigen der Urapostel hervor. Diese,

deren anerkanntester Führer Petrus war, wendeten sich an die Juden und forderten von Heiden, welche das Christenthum annehmen wollten, zunächst Unterwerfung unter das jüdische Gesetz und dessen Zeremonialgebote. Paulus verwarf dieses völlig, er streifte, ganz in Christi Sinne und nach dessen Worten, diese alten Lappen ab, fegte diesen alten Sauerteig aus und öffnete der Lehre Christi den Weg zu ihrer weltgeschichtlichen, weltbeherrschenden Wirkung. Es ist vorbildlich für die weitere Entwickelung der christlichen Kirche geworden, daß schon in ihrem Entstehen sich verschiedene Auffassungen und Meinungen vertragen und auseinandersetzen mußten. Es sollte eben nicht zu einer hart beschränkten, einseitigen Rechtgläubigkeit kommen, welche unfähig gewesen wäre, die Welt und das menschliche Leben völlig in allen ihren Erscheinungen zu umfassen, und die das suum cuique für den menschlichen Geist anerkennenden Paulus und Petrus verurtheilen damit die despotischen Ansprüche ausschließender Rechtgläubigkeit, welche Calvinisten, Independenten und Lutheraner nicht minder wie Rom und Moskau erhoben haben und Letztere noch erheben. Zur Ausgleichung dieser Gegensätze war Paulus selbst mit Barnabas und Titus nach Jerusalem gegangen, und dort in einer Uebereinkunft mit den „Säulen" der Gemeinde Petrus, Jakobus und Johannes, ward ausdrücklich anerkannt, daß die Heidenmission Pauli Gebiet sein solle wie die Judenmission Petri.

Somit beschloß denn Paulus, mit Barnabas nach Antiochia zurückgekehrt, zu neuer Missionsreise auszugehen, allein hierbei kam es zu einer Entzweiung zwischen ihm und Barnabas und so trat Paulus diese zweite Reise ohne ihn in Begleitung des Silas an. Sie ging durch Syrien und Kilikien wiederum nach Derbe und Lystra und dann durch ganz Phrygien nach Mysien und Troas. Von dieser urgeschichtlichen Stätte aus betrat dann in Samothrake des Apostels Fuß zum ersten Male den Boden Europas, eines der wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte, das wir aber doch nicht einmal dem Jahre, geschweige denn dem Monate und Tage nach verzeichnen können.

Nicht alle Städte sind zu nennen, die berührt wurden, es genüge zu sagen, daß die Wanderschaft durch Macedonien ging, wo in Philippi zum ersten Male die weltliche Gewalt der Römerherrschaft ihnen als einem störenden Elemente feindlich entgegentrat, daß in Thessalonich die Juden sich erhoben, um den weltlichen Arm der Römerherrschaft

gegen sie zu bewaffnen, daß sie in Athen zusammenstießen mit den polytheistischen Anschauungen der reichen antiken Götterwelt, die aber doch schon den Besseren ungenügend geworden waren. So erwies sich schnell der Gegensatz der neuen Lehre zu Allem, was damals die Gedanken der Menschen beherrschte, es erwies sich, daß eine neue Welt im Entstehen war. Schließlich nimmt er einen sich bis zu 18 Monaten ausdehnenden Aufenthalt in Korinth, dort eine nicht unbedeutende Gemeinde um sich sammelnd.

Demnächst bereist er abermals ganz Kleinasien, insbesondere verweilt er fast drei Jahre in Ephesus, wo sich aber dann der dortigen Einwohner weltliches Interesse an dem örtlichen Kultus gegen ihn empört und ihn veranlaßt die Stadt zu verlassen; er wendet sich darauf wieder nach Griechenland und Macedonien zurück und demnächst durch die Troas über Chios, Samos, Milet, Tyrus nach Cäsarea, um sich im Jahre 59 von dort nach Jerusalem zu begeben. Mit dem Vorgefühle großer Gefahren und Verfolgungen ging er dorthin und es müssen schwere Nachrichten gewesen sein, die ihn dazu veranlaßten, Nachrichten darüber, wie sehr seine Predigt von der der jerusalemitischen Urgemeinde als abweichend erkannt, von dieser verurtheilt wurde.

Und thatsächlich erhob sich auch gegen ihn die gesammte Judenschaft, während nicht ersichtlich ist, was die christliche Urgemeinde that, jedenfalls ist sie nicht eingetreten für den Heidenbekehrer. Pauli Leben stand auf dem Spiele und zu seiner Sicherheit war es, daß der römische Stadtkommandant Claudius Lysias ihn verhaftete. Er wollte ein gerichtliches Verfahren einleiten, aber als abermals Meuchelmord von Seiten der Juden Pauli Leben bedrohte, und als außerdem der Kommandant erfuhr, daß Paulus römischer Bürger sei und kein Verbrechen gegen den Staat, sondern nur religiöse Beschuldigungen vorlägen, da entsendete er den Gefangenen nach Cäsarea, damit vor dem Stuhle des Prokurators die Sache zum Austrage käme.

Dieser, Antonius Felix, hielt Paulus in milder Haft, gab aber keine Entscheidung, theils weil er für Freilassung eine Zahlung erwartete, theils weil er mit den Juden sich nicht überwerfen wollte. Erst nach zwei Jahren unter seinem Nachfolger Porcius Festus ward, als dieser in Jerusalem erschien, die Anklage von den Juden auf Gesetzesverletzung, Tempelschändung und Widerstand wider des Kaisers

Ansehen wiederum vorgebracht. Nach Cäsarea zurückgekehrt forderte Festus den Paulus vor, und da ihm, dem Neuangekommenen, dieser ganze jüdische Handel unklar war, meinte er, er wolle Paulus zur Aburtheilung nach Jerusalem senden. Dort natürlich war für diesen kein gerechtes Gericht zu finden und so beruft er sich mit dem Rechte des römischen Bürgers auf den Kaiser, worauf Festus nicht anders konnte, als sagen: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen." So ward er unter der Bewachung des Julius von der kaiserlichen Garde zu Schiffe entsendet; die Fahrt ging über Sidon nach Kreta und trotz des herannahenden Winters weiter der afrikanischen Küste entlang; an der Küste von Malta erlitten sie demnächst Schiffbruch und verweilten drei Monate daselbst. Danach fuhren sie über Syrakus, Rhegion, Puteoli nach Rom. Hier bestand schon eine Christengemeinde, deren Vertreter ihm auf der appischen Straße bis an die drei Tavernen entgegengingen. Er ward dann in leichter Haft zwei Jahre lang gehalten, predigte und lehrte ungestört, dann hört plötzlich die Ueberlieferung über den weltgeschichtlichen Mann auf, er verschwindet in undurchdringlichem Dunkel. Das Größte ist, sich zum bewußten Vertreter einer weltgeschichtlichen Idee zu machen, während dieselbe noch unerkannt von allen Uebrigen ist, in diesem Sinne ist der Apostel Paulus der größte Mann der Weltgeschichte. Auf ihn kann man in Wahrheit sein eigenes Wort anwenden: „Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder"; und mit vollem Rechte sagt er von sich: „Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie Alle."

Nur zu wenig sind wir über seine Gemeindegründungen unterrichtet, über die thatsächlichen Ergebnisse seines Wirkens, aber der Umfang seiner Reisen zeigt uns schon die Ausdehnung des Feldes an, auf welchem er unvergänglichen Samen gestreut hat, dessen Art uns seine so unendlich tiefsinnigen, den Menschen so ergreifenden Briefe anzeigen, dessen Aufgehen die geschichtliche Zukunft mehr als alles Andere gebildet und bestimmt hat, dessen Wirkung in ihrer Unerschöpflichkeit für die Völker wie für den Einzelnen in dem Worte beschlossen ist: „Und von seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade."

Allerdings ſo gewaltig auch die geſchichtliche Wirkung des Chriſtenthumes für die Menſchheit geworden iſt, die menſchliche Natur ſelbſt hat es zu ändern nicht vermocht. Man räume einmal nur die äußeren Schranken hinweg, man erlaube z. B. Gladiatorenſpiele, und man wird ſehen, wie ſich Alles dazu drängt, man erlaube Vielweiberei oder gar wie die Griechen Knabenſchändung und ſofort wird „die Beſtialität ſich gar herrlich offenbaren“. Die Ausbrüche der franzöſiſchen Revolution zeigen etwas davon. Nein, nicht ändern konnte das Chriſtenthum den irdiſchen Menſchen, ſeine Schwächen und Leidenſchaften, nur Zaum und Zügel hat es ihm angelegt, es hat vermocht, ihn zu gewöhnen, „den Nächſten zu lieben als ſich ſelbſt“ und deshalb ſich der zügelloſen Ausbrüche eigenſüchtigen Genuſſes zu enthalten. Gewohnheit iſt ja aber zweite Natur und ſo kommt es, daß unſer ganzes Leben einen ſo ganz anderen Karakter zeigt als das antike, von dieſem von Grund aus verſchieden iſt. Chriſti Leben und Lehre und die darauf ſich gründende Miſſion des Paulus ſchufen einen neuen Inhalt der Weltgeſchichte, und trotz allen Wuſtes menſchlicher Unvollkommenheit erhebt ſie ſich doch jetzt „zu neuen Sphären reiner Thätigkeit“.

II.

Die Zeit nach Chriſti Geburt.

Straverunt alii nobis, nos posteritati;
Omnibus at Christus stravit ad astra viam.

Roms Kaiserzeit.

Jene beiden größten Menschennamen, welche wir in den letzten Zeiten erwähnten, Cäsar und Paulus, bestimmen von nun an hervorragend die Geschichte, indem aus dem Ersteren sich das Wesen der neuen Weltherrschaft entwickelt, deren Wirkungen bis in unsere Zeit herabreichen, aus des Letzteren Wirken aber die Weltreligion erwächst. Und zu ihnen treten dann als drittes weltgeschichtliches Zukunftselement die Germanen; wie diese sich dann zum Cäsar und zum Apostel Paulus stellen, das wird entscheidend für die Bildung der neueren Geschichte. So allumfassend und allbeherrschend wurden diese beiden geistigen Strömungen, daß von nun an die gesammte europäische Geschichte einen stark einheitlichen Karakter zeigt. Vergeblich freilich erweisen sich die rein äußerlichen Versuche von kaiserlicher oder kirchlicher Seite diese Einheit zu geschlossener Herrschaft auszuprägen, vorübergehend gelingt das Karl dem Großen, mißlingt aber dann seinen Nachfolgern, und nicht zum mindesten durch eben den anderen Faktor, die Kirche, und scheitert schließlich in unserer Zeit in dem letzten und rohesten Versuche, dem Napoleons I. Und ebenso erfolglos ist auf die Dauer das Streben Roms, auf dem religiösen Gebiete Europa in eine unwandelbare Einheit zusammenzuschweißen. Dennoch wurde und ist Europa eine organische, lebendige Einheit, so sehr, daß sicher in der Geschichte der Zukunft sich dieses einst auch in irgend einer, vermuthlich föderativen, Form äußerlich kundgeben wird. Den Grund dazu aber legten das Christenthum, welches die einheitliche Sittenlehre, und das römische Kaiserthum, welches die einheitliche Geisteskultur gab.

Des Octavian Aufgabe nach endgültig siegreicher Rückkehr nach Rom war Wiederherstellung des gesammten durch die revolutionären Bewegungen des letzten Jahrhunderts in seinen Grundfesten erschütterten Staatswesens. Diese Wiederherstellung geschah auf dem Boden der Selbstherrschaft, wie es in der Natur der Dinge lag, aber unter schonendster Berücksichtigung der ehemaligen nationalen republikanischen Formen, wie es in der Natur des Octavian lag. Sein Wesen war ein im höchsten Maße staatsmännisches, kein derb durchgreifendes. So verfuhr er bei seinem Ergreifen der Zügel des Staates durchaus suaviter in modo, während doch die Vollgewalt eines Monarchen ihm zufiel. Nur daß bei seiner Vorsicht, die althergebrachten Gewohnheiten und Ansichten nicht zu verletzen und die äußere republikanische Form zu wahren, er nothwendigerweise auf ein Element der Monarchie verzichten mußte, nämlich die unbedingt gesicherte und geregelte Erbfolge und gerade das Vorhandensein dieses Elementes ist einer der größten Vorzüge bei dem Vergleiche der Monarchie mit anderen Staatsformen, sein Fehlen ward noch verhängnißvoll für des neuen Reiches Entwickelung. Die äußerliche Bezeichnung der Ausnahme-
17. Jan. 27 stellung, welche Octavian einnahm ward der ihm am 17. Januar 27 zuerkannte, bisher den Göttern vorbehalten gewesene Beiname des Augustus, der sein geschichtlicher Name geworden ist.

Freilich das Wichtigste und Schwerste war damals gar nicht die politische Wiederherstellung des Reiches, denn nach der hundertjährigen Revolution war Rom ebenso ermüdet und lechzte nach einem Retter der Gesellschaft wie Frankreich nach einem Jahrzehnte der Revolution, die Hauptaufgabe war die soziale und wirthschaftliche Wiederherstellung, denn das Ergebniß der römischen Revolution war wie auch das der französischen ein vollständiger Wechsel der Besitz-, besonders der Grundbesitzverhältnisse; es ist dieses immer eine der am schwersten heilbaren Erschütterungen, denn neue Besitzer sind ein neuer Staat. Daher sollen wir gerade in diesem Augenblicke, wo eine Entwickelung Deutschlands stattfindet, welche es vom Ackerbau- zum Industriestaate hinüberführt, diese Bewegung ja nicht beschleunigen, vielmehr sie in solchem Tempo halten, daß möglichst wenig Besitzerwechsel und dieser in möglichst schonender Form stattfindet, das ist das unbedingt Berechtigte und Staatserhaltende an der agrarischen Bewegung. Zwar hat Augustus Großes

auch für die ſoziale Wiederherſtellung gethan, allein ſchließlich iſt ſie doch nicht gelungen und zwar zum großen Theile eben deshalb nicht, weil ſich der Begriff legitimer unantaſtbarer Erbfolge nicht herausbildet. Daran aber war wieder viel ſchuld die Zerrüttung der Familienverhältniſſe im kaiſerlichen Hauſe, in welchem Sittlichkeit und eheliche Treue ebenſo ſelten wurden wie überhaupt in der damaligen vornehmen römiſchen Welt. Wie hätte unter dieſen Umſtänden von dem Kaiſerpalaſte eine Regeneration des ſinkenden Volksthumes ausgehen können, bald ſollten vielmehr ebendort die Gräuel ihre wahre Heimſtätte finden und das ganze Land verderben. Denn immer ſind es die herrſchenden Klaſſen, von deren Zuſtänden des Volkes Zukunft abhängt, noch heut ſagt uns jeder Kenner des Orients, daß der gemeine Türke ein ehrenwerther, durchaus tüchtiger Mann von den beſten Eigenſchaften ſei, und dennoch geht es mit den Türken rettungslos abwärts, da ihre Paſchas völlig verderbt ſind. So mag auch der von Weltherrſchaft phantaſirende Panſlawiſt noch ſo ſehr die herrlichen Seiten des ruſſiſchen Muſhik preiſen, der gründlich verderbte ruſſiſche Vornehme und herrſchende Tſchinownik laſſen nicht an ſolche Erfolge über Europa glauben.

Den beſten Maßſtab zur Schätzung der ſittlichen Kraft eines Volkes giebt immer der Zuſtand der Ehe bei ihm ab. Daß dieſer bei den herrſchenden Klaſſen im Islam ein troſtloſer iſt, ergiebt ſich ſchon aus der durch dieſe Religion geſtatteten Vielweiberei, von der jedoch die unteren Klaſſen aus rein ökonomiſchen Gründen keinen Gebrauch machen können, dadurch aber ſchon geſunder bewahrt werden. Und wer einigermaßen Rußland, ſei es auch nur aus ſeiner Litteratur, kennt, weiß, wie zerrüttet die Ehe dort in den leitenden Kreiſen iſt. Auch Frankreichs kinderarme Ehen und damit die ſinkende Zahl des Volkszuwachſes weiſen auf ſchwere Schäden hin. Auf dieſem Boden war es auch, wo in dem damaligen Rom die ſchlimmſte Sittenverderbniß ausbrach.

Damals aber gerade erwuchs ein neuer Gegner der alten Weltmacht und dieſer war in Allem deren Gegenbild, bald wurde er deren Beſieger und Erbe. Es waren die Deutſchen. Hatten die Römer von der Natur die erfolgreiche Gabe eines feſt nationalen politiſchen Egoismus empfangen, ſo war den Deutſchen ein für das praktiſche politiſche

Leben höchst gefährlicher Idealismus zu Theil geworden. War der Römer dem Fremden gegenüber immer und unter allen Umständen zuerst Römer, wie sich dieses unter Anderem damals zeigte, als Sulla gegen den Mithridates zog, so war dagegen der Deutsche fast völlig Privatmann, eigenwillig und ehrgeizig für sich bis zu völligem Vergessen, ja bis zum Schaden der Interessen seines Volkes. War im Römer der Staatsgedanke unbedingt vorherrschend, so vermochte der Deutsche diese Anschauung überhaupt nicht zu begreifen, noch Jahrhunderte lang baute er sich seine staatlichen Bildungen auf der Grundlage eines Privatgrundbesitzes auf und eigentlich haben erst die großen Despoten des vorigen Jahrhunderts Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große den Begriff des Staates in die Gedanken, damit aber auch in das Gewissen der Deutschen geschlagen. Andererseits aber, wenn der in seiner praktischen Politik unerbittlich harte Römer jegliche sittliche Forderung hinter seinen Vortheil zurücktreten ließ — man sehe die Caudinischen Pässe —, so lebte in dem Deutschen immer das Gefühl für Billigkeit, sein Idealismus bewahrte ihn davor im Völkerverkehre sich jeder Sittlichkeit enthoben zu glauben, insbesondere fühlte er lebendig in sich das Gebot unverbrüchlicher Treue in übernommener Pflicht. Dieser Idealismus, da er der einer reinen und edlen Natur war, machte auch den Deutschen so empfänglich für die christliche Lehre und ließ ihn diese weit inniger und voller ergreifen, als der herabgekommene Römer dessen noch fähig war, damit aber wurde er der Träger der europäischen Zukunft.

Und auch das deutsche Familienleben bot andere Gewähr der Volksdauer als das römische, wie es jetzt war. Gattentreue und kinderreiche Ehen, das waren die unendlichen Vorzüge, welche die Deutschen damals besaßen und welche sie, mit Stolz und Freude kann man es sagen, bis heute bewahrt haben. Noch heute giebt es kein Volk, welches darin uns übertrifft, und viel Zukunft liegt für uns in diesem Worte. Gewiß steht gerade darum die äußere Anmuth unseres Lebens hinter derjenigen anderer Völker zurück, denn allerdings das Weib ist bei uns in ganz anderer Weise als irgend sonst wo auf seine Pflichten als Hausfrau, Gattin, Mutter, also auf eine abhängige unselbständige Rolle beschränkt, sie ist nicht wie anderwärts in erster Linie ein Schmuck des Lebens; aber alle Gesundheit unserer Zustände beruht

darauf und verloren werden wir sein, wenn wir, verführt durch den äußeren Glanz der Frauenstellung, des Salonlebens in romanischen, anglo-germanischen, slawischen Ländern, glauben die Feinheiten dieser Zivilisation uns erwerben zu müssen. Die Festigkeit der ehelichen Treue der in streng monogamischer Ehe lebenden alten Deutschen, von welcher uns berichtet wird, ist eins der wichtigsten Elemente für ihre Zukunft gewesen. Unsere Natur, die des Mannes wie die des Weibes, rein physisch genommen, weist uns auf Vielweiberei hin, und doch ist unsere Kultur ohne Monogamie unmöglich, das beweist, daß die Materialisten und Sozialisten, welche Alles auf die „Natur" und ihre Triebe gründen wollen, nichts Höheres als die physischen Nothwendigkeiten kennen, in tiefem Irrthume sind.

Der Anstoß zu der Bewegung, die von nun an in ununterbrochenem Flusse blieb, ging von Rom oder, wie wir nun sagen müssen, vom Kaiser aus. Augustus dachte thatsächlich an Reichsausdehnung über den Rhein nach Deutschland hinein, von welchem Lande man eine dunkle Vorstellung hatte, wie und daß es bis zur Elbe reiche, während thatsächlich damals schon seit Zeiten, über die keine Sage hinausreicht, die Deutschen in ihrer bäuerlichen Stammesverfassung mit gebundenem, ungetheiltem Gemeindebesitze alles Land vom Rhein bis östlich der Weichsel, ja vielleicht bis an den Dnjepr besaßen. Zunächst unter Führung des Drusus, Stief- oder wahrscheinlicher rechten Sohnes des Augustus, dann nach dessen im Jahre 9 erfolgten Tode unter der Führung von dessen älterem Bruder Tiberius gelang es thatsächlich in wiederholten Feldzügen, von 11—7, die Elbe zu erreichen, die deutschen Stämme verschiedentlich zu schlagen und inmitten derselben an der oberen Lippe die starke Festung Aliso anzulegen.

Aber nunmehr erstand in dem Fürsten der Markomannen Marbod den Deutschen ein Mann großer Art, welcher es verstand von dem Main- und Saalegebiete aus seine Macht weit auszudehnen, insbesondere über die Mark Brandenburg, Böhmen und Mähren, und ein Reich von bedeutendem Umfange zu schaffen. Und zu gleicher Zeit sah die deutsche Erde noch einen zweiten Mann, welcher mit Heldengröße die Stellung seines Volkes gegen Rom zu wahren wußte, den Fürsten der Cherusker Arminius. Es vermochten diese Beiden in den

Jahre nach Christus.

Jahren um die Wende der alten zur neuen Zeitrechnung eine Sammlung der Volkskräfte Deutschlands herzustellen, da Rom damals in schwersten Kämpfen gegen die aufständischen Völker in Illyrien, Dalmatien, Kroatien, Südungarn begriffen war, Kämpfen, die alle Anspannung seiner militärischen Macht verlangten. Und als dann durch Tiberius und des Drusus Sohn und nunmehr Tiberius' Adoptivsohn Germanicus Roms Waffen obgesiegt, alle diese Gebiete wieder unterworfen hatten, da hatte auch Arminius seine Aufgabe erfüllt, sein Vaterland von Roms Herrschaft befreit, indem er den damaligen römischen Statthalter für Deutschland, den Legaten P. Quinctilius

9.—11. Sept. 9

Varus, mit seinen drei Legionen in der dreitägigen Schlacht im Teutoburger Walde — Lippischer Wald, Senne und Quellgebiet der Ems und Lippe — vernichtete. Des Marbod geschichtliche Aufgabe hätte bei seiner so weit höheren Macht wohl darin bestanden nicht nur wie Arminius defensiv das eigene Land von den Eindringlingen zu befreien, sondern die Zeit der Kriegsnöthe der Römer an der Donau benutzend durch eigenen Angriff derselben Deutschland auf lange Zukunft hinaus vor ihnen sicherzustellen. Er aber unterließ dieses, erkannte nicht, was die geschichtliche Lage verlangte, und mit Recht preisen wir heute des Cheruskers Namen hoch, kennt ihn ein Jeder, während Marbod nur den näher mit dieser Zeit Bekannten geläufig ist.

Und wieder müssen wir der heutigen Lage gedenken, wo Romanen und Slawen Deutschland offen bedrohen und wir wie Marbod zwar über eine bedeutende Macht gebieten, aber dieselbe nicht eingesetzt haben zu einer Zeit, als unsere Gegner noch schwächer waren, um ihren Plänen zuvorzukommen. Marbod hat es später mit seinem Untergange bezahlt, wir werden mindestens hart deswegen zu kämpfen haben.

Eins jedoch blieb von des Arminius Sieg: der Gedanke, man könne Deutschland wie alle die anderen rings an das Reich angrenzenden und angegliederten Länder zur Provinz machen, war erheblich erschüttert, und damals schon begann man mit der Anlage der gewaltigen verschanzten Grenzlinie am rechten Rheinufer, ein ebenso deutlicher Beweis des Gefühls von Ueberlegenheit der Germanenkraft, welches man hatte,

als heutzutage es die enggedrängte Linie von Grenz- und Sperrforts ist, welche Frankreich nach 1871 gegen uns zu errichten für nöthig gefunden hat. Das war nach außen hin das weltgeschichtliche Ergebniß der Regierung des Augustus.

Im Innern konnte er, wie schon gesagt, eine Wiedergeburt seines Volkes nicht bewirken, seinen sittlichen Verfall nur wenig aufhalten, trotzdem gerade zu seiner Zeit die höchste Blüthe römischer Poesie sich entfaltete, wie es die Namen Virgil, Horaz, Ovid bezeugen. Indessen wer freilich einen Virgil mit Homer vergleicht, der kann nur erstaunt sein, wie deutlich sich die Schwäche des höfischen Dichters gegenüber der gewaltigen Kraft der homerischen Volkspoesie erweist. Und doch erst durch diesen römischen Filter kam der griechische Quell auf das Mittelalter. Warum mußte das sein, warum konnte dieser geistige Besitz nicht direkt aus griechischer Hand übergeben werden? Die Antwort müßte sein, daß eben die Menschheit zu unvollkommen ist, um hohes Gut rein zu bewahren, nur in der Vergröberung römischer Art vermochten die Germanen das alte griechische Erbgut sich anzueignen. Haben wir doch auch Christi Lehre mit allerlei Menschenwerk versetzt, um sie uns handlich zu machen.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Beff're Trug und Wahn.

Immer aber ringt der Idealismus Einzelner gegen diesen Trieb der Massen und dieser Widerstreit ist es, der die Menschheit fördert.

Erbe des Augustus wurde sein Stiefsohn Tiberius, eine große mächtige Herrschernatur, aber schließlich so verbittert, so schroff und menschenfeindlich, daß der Erfolg seines Wirkens für den Staat geradezu darunter litt. Gewiß haben schwere Familienschicksale, die traurigen Zustände des augusteischen Hauses viel dazu mitgewirkt, aber doch war das Entscheidende seine Naturanlage. Auch Friedrich der Große hat schlimme Jugenderfahrungen machen müssen, schlimmere noch als Tiberius, aber, wenn sie ihn auch in Vielem scharf, hart,

V. Virgilius Maro 15. 10. 70—22. 9. 19 v. Chr. Q. Horatius Flaccus 8. 12. 65—27. 11. 8 v. Chr. P. Ovidius Naso 20. 3. 43 v. Chr.—17 n. Chr.

rücksichtslos gemacht haben, so blieb seine leichte Natur doch immer allem Schönen und Edlen geöffnet, den feinen Genüssen des Lebens zugewandt, weit entfernt von tiberischem Menschenhasse. Und dagegen ein Napoleon, vom Glücke verzogen wie kaum ein Zweiter, wurde trotzdem schroff, verschlossen, menschenverachtend wie Tiberius.

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Es ist der Unterschied zwischen optimistisch und pessimistisch veranlagten Naturen — und die schwersten Erfahrungen können ihren Idealismus den Ersteren nicht rauben, das verschwenderischste Glück ihn den Letzteren nicht verleihen. Indessen das nachhaltig erfolgreiche Wirken ist den Ersteren beschieden, es ist tröstlich zu denken, daß das Rechnen auf die guten Seiten der menschlichen Natur am letzten Ende doch das Richtigere ist. Ist ja doch das Christenthum selbst von optimistischer Auffassung der Menschennatur erfüllt, und uns Deutschen ist diese Gabe zum Glücke reichlich verliehen, ohne sie wäre eine Erhebung aus so tiefem Sturze wie in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und Napoleons nicht möglich gewesen; so dürfen wir uns ihrer erfreuen und gern auch den Leichtsinn mit in den Kauf nehmen, der allerdings unzertrennlich damit verbunden ist, nicht ohne leichten Sinn ist optimistische Anschauung der Welt und des Lebens möglich.

Eben damals hätte ein Herrscher der Römer viel leichten Sinnes, viel optimistischen, freudigen Vertrauens auf sich und die Zukunft bedurft, um den tiefen Schäden seines Volkes abzuhelfen, aber Tiberius besaß gerade die gegentheiligen Eigenschaften, und so brachte seine Regierung nur eine Beschleunigung des Verfalles. Daß auch er keinen Sohn hinterließ und das Erbe dem Sohne des Germanicus, Gajus, übertragen mußte, wirkte auch mit, aber die eigentlich schlimme Wirkung seiner Regierung trotz seiner außergewöhnlichen Herrscherbegabung lag doch in der Zerrüttung aller inneren Verhältnisse, die sein mißtrauischer argwöhnischer Despotismus hinterließ. Sie hat das, was etwa an

Gefühl für Legitimität sich herausgebildet hatte oder noch hätte herausbilden können, vernichtet und erstickt.

In Bezug auf das wichtigste Moment der äußeren Politik, die Auseinandersetzung mit den Deutschen, hatte die Regierung des Tiberius bessere Erfolge aufzuweisen, konnte aber damit doch schließlich die Thatsache nicht wett machen, daß die Deutschen ein auf-, die Römer ein absteigendes Volk waren. Zunächst war Germanicus im Jahre 14 an 14
den Rhein entsendet worden und hatte dann, 16, nach Ueberschreitung 16
der Weser den Arminius bei Idisiaviso völlig geschlagen, allein Tiberius, eifersüchtig auf seine Erfolge, rief ihn ab, und von nun an begnügten sich die Römer in der Hauptsache damit, die Deutschen politisch zu bekämpfen, sie untereinander zu verhetzen, sie sich gegenseitig aufreiben zu lassen, ein Mittel, das sich ja zu allen Zeiten leider als durchaus wirksam bewiesen hat. Auch hier zu Beginn aller deutschen Geschichte geschah es schnell genug, daß die beiden großen Männer der Deutschen ihre Waffen gegeneinander kehrten, im Jahre 17 schlug Arminius den 17
Marbod, dessen Königreich zerfiel, er selbst flüchtete auf römisches Gebiet. Arminius fand vier Jahre später seinen Tod durch die eigenen Landsgenossen. Wie ein furchtbares Mene tekel zeichnet sich dieser Ausbruch deutscher Sünden mit seinen unausbleiblichen Folgen an der Pforte zur Geschichte der Deutschen ab, aber unbeachtet blieb die Warnung und schwer mußte deshalb immer und immer wieder im Laufe der Jahrhunderte für immer erneute Sünden gebüßt werden. Nur diese deutsche Sünde des inneren Unfriedens, der Eigenwilligkeit, Unbotmäßigkeit, der Unfähigkeit die Sonderinteressen dem Ganzen zu opfern, nur dieses fristete dem römischen Reiche noch Jahrhunderte des Daseins. Denn schleunig und unaufhaltsam ging der Zusammenbruch der staatlichen Ordnung im Römerreiche vor sich.

Schon von Tiberius ab verfällt und dann immer schneller und gründlicher die Thronfolge dem Belieben der Prätorianer der kaiserlichen Garde, welche dann auf lange hinaus das entscheidende Element im Reiche werden. Sein nächster Nachfolger war der schon erwähnte Gajus, Caligula genannt, ein Wahnsinniger, auf welchen dann Claudius folgt, dieser schon einfach durch die Soldaten auf den Thron gehoben, den dann des persönlich biederen Kaisers schändliche Gattin, die so allgemein berüchtigte Messalina, mit Schmach bedeckt. Unter ihm ward

43 das südliche England durch eine Expedition im Jahre 43 erobert und zur Provinz gemacht, ein nicht minder bedeutsames Ereigniß als einst die Unterwerfung Galliens durch Cäsar und die Kriege Roms in Germanien. Es ist überhaupt jetzt mehr und mehr das Kennzeichnende der römischen Geschichte, daß das allgemein Europäische zu immer größerer Bedeutung in ihr gelangt, immer wichtiger wird es, was in Germanien, Gallien, Britannien geschieht, immer weniger bedeutend, was in Rom selbst vor sich geht; Europa entsteht und entwickelt sich und nicht lange, so sollte das sogar in den Personen der Herrscher zum Ausdrucke kommen, indem Provinzialen anfangen das höchste Amt des Weltreiches einzunehmen.

54 Claudius stirbt 54, durch seine zweite Gemahlin Agrippina vergiftet und der Letzteren Sohn aus ihrer ersten Ehe, Nero, wird, abermals durch die Prätorianer, als Kaiser ausgerufen und verfällt nach guten Anfängen bald einer wilden Zügellosigkeit, begeht Verbrechen, die seinen Namen zu dem verrufensten dieser Zeiten gemacht haben. Und in allen diesen Begebenheiten wird immer steigender und wirksamer der Einfluß bedeutender, aber meist verruchter Frauen, wir nannten schon Messalina und Agrippina, des Nero zweite Gattin Poppäa Sabina gesellt sich ihnen zu, und nichts ist ein deutlicheres Zeichen der rettungslos versinkenden Kraft aller herrschenden Stände, als wenn die Sittenlosigkeit der vornehmen Damen die Regel und diese vornehmen Damen die einflußreichsten Persönlichkeiten werden. Weiberregiment, Cäsarenmord und Neubesetzung des Thrones vermittelst der Gardetruppen, das sah ja auch Rußland mehrfach; wie Agrippina den Claudius, so ließ Katharina II. Peter III. ermorden, und wie die russischen Gardeoffiziere Paul I., so haben die römischen Gardeoffiziere gar manchen Kaiser ermordet. Bei solchen Erfahrungen erscheint eine Ueberlegenheit der russischen Nation zur Beherrschung der Völker Europas, von der die Panslawisten träumen, wenigstens für eine nahe Zukunft ausgeschlossen.

Neros wüstes Regiment vermochte nicht das Reich zusammenzuhalten und so brachen Bewegungen aus zum Sturze seiner und zur Errichtung einer anderen Herrschaft; in Spanien erhob sich der dortige Statthalter Servius Sulpicius Galba, in Gallien der Statthalter G. Julius Vindex, der aber durch das am Rhein stehende Heer völlig geschlagen wird. Doch auch dieses ist gar nicht unbedingt für Ner-

und in Rom erklärt sich bei diesen Nachrichten die Garde für Galba, Nero entflieht und von Allen verlassen, tödtet er sich selbst. Die Soldaten und die Provinzen hatten Alles gemacht, der Senat und Rom hatten nichts mehr zu sagen. Aber eine feste Ordnung der Dinge war damit natürlich nicht möglich. War ein kommandirender General durch seine Armee Kaiser geworden, warum sollte ein anderer General nicht dasselbe erreichen? Und so ward schon nach wenigen Monaten Galba durch den Otho, der die Gunst der Garde für sich gewonnen hatte, gestürzt und getödtet, während zu gleicher Zeit der kommandirende General der Rheinarmee, Vitellius, von dieser zum Kaiser ausgerufen wurde. Er marschirt nach Italien, trifft bei Cremona auf Otho und schlägt ihn, dieser selbst tödtet sich, 69. Allein nunmehr gefiel es der 69
Armee in Syrien, damals im Kampfe gegen die Erhebung der Juden, das Beispiel der Rheinarmee nachzuahmen und ihren, übrigens unvergleichlich tüchtigeren kommandirenden General T. Flavius Vespasianus zum Kaiser zu erheben. Ihr fallen dann auch die Truppen in Illyrien zu und diese sind es, die sogleich auf Rom vordringen, die Stadt erstürmen und Vitellius ermorden.

Mit dem Kaiserthume Vespasians begann endlich wieder eine freilich nicht lange andauernde Zeit innerer Ruhe und Ordnung. Unter den äußeren Erfolgen, die zu dieser Zeit errungen wurden, ist der bedeutsamste die völlige Niederwerfung der jüdischen Empörung, welche Aufgabe Vespasian, als er Kaiser wurde, seinem Sohne Titus übertrug und die dieser schließlich, 70, durch Erstürmung Jerusalems nach ver- 70
zweifeltem Widerstande der Juden löste. Der Untergang des jüdischen Staates, der damit besiegelt wurde, die Schuld der Juden, die dieses über sich heraufbeschworen hatten, das zähe Fortbestehen des Volksstammes trotz Zertrümmerung des Staates, das Alles fand in unseren Zeiten sein volles Gegenbild in den Polen. Auch diese waren unfähig sich selbst zu regieren, unfähig eine geregelte Staatsform zu ertragen, auch diese, als ihnen Alexander I. ein Fortbestehen ihres Volksthumes unter fremder Oberleitung bot, antworteten mit Empörung, und wie das belagerte Jerusalem, der letzte Hort des jüdischen Staatswesens, trotz der höchsten Gefahr, in der es schwebte, von inneren Parteiungen hoffnungslos zerrissen wurde, so auch 1794 und 1831 das von dem Sturme der Russen bedrohte Warschau. Den Untergang des staatlichen

Des Octavian Aufgabe nach endgültig siegreicher Rückkehr nach Rom war Wiederherstellung des gesammten durch die revolutionären Bewegungen des letzten Jahrhunderts in seinen Grundfesten erschütterten Staatswesens. Diese Wiederherstellung geschah auf dem Boden der Selbstherrschaft, wie es in der Natur der Dinge lag, aber unter schonendster Berücksichtigung der ehemaligen nationalen republikanischen Formen, wie es in der Natur des Octavian lag. Sein Wesen war ein im höchsten Maße staatsmännisches, kein derb durchgreifendes. So verfuhr er bei seinem Ergreifen der Zügel des Staates durchaus suaviter in modo, während doch die Vollgewalt eines Monarchen ihm zufiel. Nur daß bei seiner Vorsicht, die althergebrachten Gewohnheiten und Ansichten nicht zu verletzen und die äußere republikanische Form zu wahren, er nothwendigerweise auf ein Element der Monarchie verzichten mußte, nämlich die unbedingt gesicherte und geregelte Erbfolge und gerade das Vorhandensein dieses Elementes ist einer der größten Vorzüge bei dem Vergleiche der Monarchie mit anderen Staatsformen, sein Fehlen ward noch verhängnißvoll für des neuen Reiches Entwickelung. Die äußerliche Bezeichnung der Ausnahme-
17. Jan. 27 stellung, welche Octavian einnahm ward der ihm am 17. Januar 27 zuerkannte, bisher den Göttern vorbehalten gewesene Beiname des Augustus, der sein geschichtlicher Name geworden ist.

Freilich das Wichtigste und Schwerste war damals gar nicht die politische Wiederherstellung des Reiches, denn nach der hundertjährigen Revolution war Rom ebenso ermüdet und lechzte nach einem Retter der Gesellschaft wie Frankreich nach einem Jahrzehnte der Revolution, die Hauptaufgabe war die soziale und wirthschaftliche Wiederherstellung, denn das Ergebniß der römischen Revolution war wie auch das der französischen ein vollständiger Wechsel der Besitz-, besonders der Grundbesitzverhältnisse; es ist dieses immer eine der am schwersten heilbaren Erschütterungen, denn neue Besitzer sind ein neuer Staat. Daher sollen wir gerade in diesem Augenblicke, wo eine Entwickelung Deutschlands stattfindet, welche es vom Ackerbau- zum Industriestaate hinüberführt, diese Bewegung ja nicht beschleunigen, vielmehr sie in solchem Tempo halten, daß möglichst wenig Besitzerwechsel und dieser in möglichst schonender Form stattfindet, das ist das unbedingt Berechtigte und Staatserhaltende an der agrarischen Bewegung. Zwar hat Augustus Großes

auch für die soziale Wiederherstellung gethan, allein schließlich ist sie doch nicht gelungen und zwar zum großen Theile eben deshalb nicht, weil sich der Begriff legitimer unantastbarer Erbfolge nicht herausbildet. Daran aber war wieder viel schuld die Zerrüttung der Familienverhältnisse im kaiserlichen Hause, in welchem Sittlichkeit und eheliche Treue ebenso selten wurden wie überhaupt in der damaligen vornehmen römischen Welt. Wie hätte unter diesen Umständen von dem Kaiserpalaste eine Regeneration des sinkenden Volksthumes ausgehen können, bald sollten vielmehr ebendort die Gräuel ihre wahre Heimstätte finden und das ganze Land verderben. Denn immer sind es die herrschenden Klassen, von deren Zuständen des Volkes Zukunft abhängt, noch heut sagt uns jeder Kenner des Orients, daß der gemeine Türke ein ehrenwerther, durchaus tüchtiger Mann von den besten Eigenschaften sei, und dennoch geht es mit den Türken rettungslos abwärts, da ihre Paschas völlig verderbt sind. So mag auch der von Weltherrschaft phantasirende Panslawist noch so sehr die herrlichen Seiten des russischen Mushik preisen, der gründlich verderbte russische Vornehme und herrschende Tschinownik lassen nicht an solche Erfolge über Europa glauben.

Den besten Maßstab zur Schätzung der sittlichen Kraft eines Volkes giebt immer der Zustand der Ehe bei ihm ab. Daß dieser bei den herrschenden Klassen im Islam ein trostloser ist, ergiebt sich schon aus der durch diese Religion gestatteten Vielweiberei, von der jedoch die unteren Klassen aus rein ökonomischen Gründen keinen Gebrauch machen können, dadurch aber schon gesunder bewahrt werden. Und wer einigermaßen Rußland, sei es auch nur aus seiner Litteratur, kennt, weiß, wie zerrüttet die Ehe dort in den leitenden Kreisen ist. Auch Frankreichs kinderarme Ehen und damit die sinkende Zahl des Volkszuwachses weisen auf schwere Schäden hin. Auf diesem Boden war es auch, wo in dem damaligen Rom die schlimmste Sittenverderbniß ausbrach.

Damals aber gerade erwuchs ein neuer Gegner der alten Weltmacht und dieser war in Allem deren Gegenbild, bald wurde er deren Besieger und Erbe. Es waren die Deutschen. Hatten die Römer von der Natur die erfolgreiche Gabe eines fest nationalen politischen Egoismus empfangen, so war den Deutschen ein für das praktische politische

Leben höchst gefährlicher Idealismus zu Theil geworden. War der Römer dem Fremden gegenüber immer und unter allen Umständen zuerst Römer, wie sich dieses unter Anderem damals zeigte, als Sulla gegen den Mithridates zog, so war dagegen der Deutsche fast völlig Privatmann, eigenwillig und ehrgeizig für sich bis zu völligem Vergessen, ja bis zum Schaden der Interessen seines Volkes. War im Römer der Staatsgedanke unbedingt vorherrschend, so vermochte der Deutsche diese Anschauung überhaupt nicht zu begreifen, noch Jahrhunderte lang baute er sich seine staatlichen Bildungen auf der Grundlage eines Privatgrundbesitzes auf und eigentlich haben erst die großen Despoten des vorigen Jahrhunderts Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große den Begriff des Staates in die Gedanken, damit aber auch in das Gewissen der Deutschen geschlagen. Andererseits aber, wenn der in seiner praktischen Politik unerbittlich harte Römer jegliche sittliche Forderung hinter seinen Vortheil zurücktreten ließ — man sehe die Caudinischen Pässe —, so lebte in dem Deutschen immer das Gefühl für Billigkeit, sein Idealismus bewahrte ihn davor im Völkerverkehre sich jeder Sittlichkeit enthoben zu glauben, insbesondere fühlte er lebendig in sich das Gebot unverbrüchlicher Treue in übernommener Pflicht. Dieser Idealismus, da er der einer reinen und edlen Natur war, machte auch den Deutschen so empfänglich für die christliche Lehre und ließ ihn diese weit inniger und voller ergreifen, als der herabgekommene Römer dessen noch fähig war, damit aber wurde er der Träger der europäischen Zukunft.

Und auch das deutsche Familienleben bot andere Gewähr der Volksdauer als das römische, wie es jetzt war. Gattentreue und kinderreiche Ehen, das waren die unendlichen Vorzüge, welche die Deutschen damals besaßen und welche sie, mit Stolz und Freude kann man es sagen, bis heute bewahrt haben. Noch heute giebt es kein Volk, welches darin uns übertrifft, und viel Zukunft liegt für uns in diesem Worte. Gewiß steht gerade darum die äußere Anmuth unseres Lebens hinter derjenigen anderer Völker zurück, denn allerdings das Weib ist bei uns in ganz anderer Weise als irgend sonst wo auf seine Pflichten als Hausfrau, Gattin, Mutter, also auf eine abhängige unselbständige Rolle beschränkt, sie ist nicht wie anderwärts in erster Linie ein Schmuck des Lebens; aber alle Gesundheit unserer Zustände beruht

darauf und verloren werden wir sein, wenn wir, verführt durch den äußeren Glanz der Frauenstellung, des Salonlebens in romanischen, anglo-germanischen, slawischen Ländern, glauben die Feinheiten dieser Zivilisation uns erwerben zu müssen. Die Festigkeit der ehelichen Treue der in streng monogamischer Ehe lebenden alten Deutschen, von welcher uns berichtet wird, ist eins der wichtigsten Elemente für ihre Zukunft gewesen. Unsere Natur, die des Mannes wie die des Weibes, rein physisch genommen, weist uns auf Vielweiberei hin, und doch ist unsere Kultur ohne Monogamie unmöglich, das beweist, daß die Materialisten und Sozialisten, welche Alles auf die „Natur" und ihre Triebe gründen wollen, nichts Höheres als die physischen Nothwendigkeiten kennen, in tiefem Irrthume sind.

Der Anstoß zu der Bewegung, die von nun an in ununterbrochenem Flusse blieb, ging von Rom oder, wie wir nun sagen müssen, vom Kaiser aus. Augustus dachte thatsächlich an Reichsausdehnung über den Rhein nach Deutschland hinein, von welchem Lande man eine dunkle Vorstellung hatte, wie und daß es bis zur Elbe reiche, während thatsächlich damals schon seit Zeiten, über die keine Sage hinausreicht, die Deutschen in ihrer bäuerlichen Stammesverfassung mit gebundenem, ungetheiltem Gemeindebesitze alles Land vom Rhein bis östlich der Weichsel, ja vielleicht bis an den Dnjepr besaßen. Zunächst unter Führung des Drusus, Stief- oder wahrscheinlicher rechten Sohnes des Augustus, dann nach dessen im Jahre 9 erfolgten Tode unter der Führung von dessen älterem Bruder Tiberius gelang es thatsächlich in wiederholten Feldzügen, von 11—7, die Elbe zu erreichen, die deutschen Stämme verschiedentlich zu schlagen und inmitten derselben an der oberen Lippe die starke Festung Aliso anzulegen.

Aber nunmehr erstand in dem Fürsten der Markomannen Marbod den Deutschen ein Mann großer Art, welcher es verstand von dem Main- und Saalegebiete aus seine Macht weit auszudehnen, insbesondere über die Mark Brandenburg, Böhmen und Mähren, und ein Reich von bedeutendem Umfange zu schaffen. Und zu gleicher Zeit sah die deutsche Erde noch einen zweiten Mann, welcher mit Heldengröße die Stellung seines Volkes gegen Rom zu wahren wußte, den Fürsten der Cherusker Arminius. Es vermochten diese Beiden in den

Jahre nach Christus.

Jahren um die Wende der alten zur neuen Zeitrechnung eine Sammlung der Volkskräfte Deutschlands herzustellen, da Rom damals in schwersten Kämpfen gegen die aufständischen Völker in Illyrien, Dalmatien, Kroatien, Südungarn begriffen war, Kämpfen, die alle Anspannung seiner militärischen Macht verlangten. Und als dann durch Tiberius und des Drusus Sohn und nunmehr Tiberius' Adoptivsohn Germanicus Roms Waffen obgesiegt, alle diese Gebiete wieder unterworfen hatten, da hatte auch Arminius seine Aufgabe erfüllt, sein Vaterland von Roms Herrschaft befreit, indem er den damaligen römischen Statthalter für Deutschland, den Legaten P. Quinctilius
9.—11. Sept. 9 Varus, mit seinen drei Legionen in der dreitägigen Schlacht im Teutoburger Walde — Lippischer Wald, Senne und Quellgebiet der Ems und Lippe — vernichtete. Des Marbod geschichtliche Aufgabe hätte bei seiner so weit höheren Macht wohl darin bestanden nicht nur wie Arminius defensiv das eigene Land von den Eindringlingen zu befreien, sondern die Zeit der Kriegsnöthe der Römer an der Donau benutzend durch eigenen Angriff derselben Deutschland auf lange Zukunft hinaus vor ihnen sicherzustellen. Er aber unterließ dieses, erkannte nicht, was die geschichtliche Lage verlangte, und mit Recht preisen wir heute des Cheruskers Namen hoch, kennt ihn ein Jeder, während Marbod nur den näher mit dieser Zeit Bekannten geläufig ist.

Und wieder müssen wir der heutigen Lage gedenken, wo Romanen und Slawen Deutschland offen bedrohen und wir wie Marbod zwar über eine bedeutende Macht gebieten, aber dieselbe nicht eingesetzt haben zu einer Zeit, als unsere Gegner noch schwächer waren, um ihren Plänen zuvorzukommen. Marbod hat es später mit seinem Untergange bezahlt, wir werden mindestens hart deswegen zu kämpfen haben.

Eins jedoch blieb von des Arminius Sieg: der Gedanke, man könne Deutschland wie alle die anderen rings an das Reich angrenzenden und angegliederten Länder zur Provinz machen, war erheblich erschüttert, und damals schon begann man mit der Anlage der gewaltigen verschanzten Grenzlinie am rechten Rheinufer, ein ebenso deutlicher Beweis des Gefühls von Ueberlegenheit der Germanenkraft, welches man hatte.

als heutzutage es die enggedrängte Linie von Grenz- und Sperrforts ist, welche Frankreich nach 1871 gegen uns zu errichten für nöthig gefunden hat. Das war nach außen hin das weltgeschichtliche Ergebniß der Regierung des Augustus.

Im Innern konnte er, wie schon gesagt, eine Wiedergeburt seines Volkes nicht bewirken, seinen sittlichen Verfall nur wenig aufhalten, trotzdem gerade zu seiner Zeit die höchste Blüthe römischer Poesie sich entfaltete, wie es die Namen Virgil, Horaz, Ovid bezeugen. Indessen wer freilich einen Virgil mit Homer vergleicht, der kann nur erstaunt sein, wie deutlich sich die Schwäche des höfischen Dichters gegenüber der gewaltigen Kraft der homerischen Volkspoesie erweist. Und doch erst durch diesen römischen Filter kam der griechische Quell auf das Mittelalter. Warum mußte das sein, warum konnte dieser geistige Besitz nicht direkt aus griechischer Hand übergeben werden? Die Antwort müßte sein, daß eben die Menschheit zu unvollkommen ist, um hohes Gut rein zu bewahren, nur in der Vergröberung römischer Art vermochten die Germanen das alte griechische Erbgut sich anzueignen. Haben wir doch auch Christi Lehre mit allerlei Menschenwerk versetzt, um sie uns handlich zu machen.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Beff're Trug und Wahn.

Immer aber ringt der Idealismus Einzelner gegen diesen Trieb der Massen und dieser Widerstreit ist es, der die Menschheit fördert.

Erbe des Augustus wurde sein Stiefsohn Tiberius, eine große mächtige Herrschernatur, aber schließlich so verbittert, so schroff und menschenfeindlich, daß der Erfolg seines Wirkens für den Staat geradezu darunter litt. Gewiß haben schwere Familienschicksale, die traurigen Zustände des augusteischen Hauses viel dazu mitgewirkt, aber doch war das Entscheidende seine Naturanlage. Auch Friedrich der Große hat schlimme Jugenderfahrungen machen müssen, schlimmere noch als Tiberius, aber, wenn sie ihn auch in Vielem scharf, hart,

V. Virgilius Maro 15. 10. 70—22. 9. 19 v. Chr. Q. Horatius Flaccus 8. 12. 65—27. 11. 8 v. Chr. P. Ovidius Naso 20. 3. 43 v. Chr.—17 n. Chr.

rücksichtslos gemacht haben, so blieb seine leichte Natur doch immer allem Schönen und Edlen geöffnet, den feinen Genüssen des Lebens zugewandt, weit entfernt von tiberischem Menschenhasse. Und dagegen ein Napoleon, vom Glücke verzogen wie kaum ein Zweiter, wurde trotzdem schroff, verschlossen, menschenverachtend wie Tiberius.

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Es ist der Unterschied zwischen optimistisch und pessimistisch veranlagten Naturen — und die schwersten Erfahrungen können ihren Idealismus den Ersteren nicht rauben, das verschwenderischste Glück ihn den Letzteren nicht verleihen. Indessen das nachhaltig erfolgreiche Wirken ist den Ersteren beschieden, es ist tröstlich zu denken, daß das Rechnen auf die guten Seiten der menschlichen Natur am letzten Ende doch das Richtigere ist. Ist ja doch das Christenthum selbst von optimistischer Auffassung der Menschennatur erfüllt, und uns Deutschen ist diese Gabe zum Glücke reichlich verliehen, ohne sie wäre eine Erhebung aus so tiefem Sturze wie in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und Napoleons nicht möglich gewesen; so dürfen wir uns ihrer erfreuen und gern auch den Leichtsinn mit in den Kauf nehmen, der allerdings unzertrennlich damit verbunden ist, nicht ohne leichten Sinn ist optimistische Anschauung der Welt und des Lebens möglich.

Eben damals hätte ein Herrscher der Römer viel leichten Sinnes, viel optimistischen, freudigen Vertrauens auf sich und die Zukunft bedurft, um den tiefen Schäden seines Volkes abzuhelfen, aber Tiberius besaß gerade die gegentheiligen Eigenschaften, und so brachte seine Regierung nur eine Beschleunigung des Verfalles. Daß auch er keinen Sohn hinterließ und das Erbe dem Sohne des Germanicus, Gajus, übertragen mußte, wirkte auch mit, aber die eigentlich schlimme Wirkung seiner Regierung trotz seiner außergewöhnlichen Herrscherbegabung lag doch in der Zerrüttung aller inneren Verhältnisse, die sein mißtrauischer argwöhnischer Despotismus hinterließ. Sie hat das, was etwa an

Gefühl für Legitimität sich herausgebildet hatte oder noch hätte herausbilden können, vernichtet und erstickt.

In Bezug auf das wichtigste Moment der äußeren Politik, die Auseinandersetzung mit den Deutschen, hatte die Regierung des Tiberius bessere Erfolge aufzuweisen, konnte aber damit doch schließlich die Thatsache nicht wett machen, daß die Deutschen ein auf-, die Römer ein absteigendes Volk waren. Zunächst war Germanicus im Jahre 14 an 14
den Rhein entsendet worden und hatte dann, 16, nach Ueberschreitung 16
der Weser den Arminius bei Idisiaviso völlig geschlagen, allein Tiberius, eifersüchtig auf seine Erfolge, rief ihn ab, und von nun an begnügten sich die Römer in der Hauptsache damit, die Deutschen politisch zu bekämpfen, sie untereinander zu verhetzen, sie sich gegenseitig aufreiben zu lassen, ein Mittel, das sich ja zu allen Zeiten leider als durchaus wirksam bewiesen hat. Auch hier zu Beginn aller deutschen Geschichte geschah es schnell genug, daß die beiden großen Männer der Deutschen ihre Waffen gegeneinander kehrten, im Jahre 17 schlug Arminius den 17
Marbod, dessen Königreich zerfiel, er selbst flüchtete auf römisches Gebiet. Arminius fand vier Jahre später seinen Tod durch die eigenen Landsgenossen. Wie ein furchtbares Mene tekel zeichnet sich dieser Ausbruch deutscher Sünden mit seinen unausbleiblichen Folgen an der Pforte zur Geschichte der Deutschen ab, aber unbeachtet blieb die Warnung und schwer mußte deshalb immer und immer wieder im Laufe der Jahrhunderte für immer erneute Sünden gebüßt werden. Nur diese deutsche Sünde des inneren Unfriedens, der Eigenwilligkeit, Unbotmäßigkeit, der Unfähigkeit die Sonderinteressen dem Ganzen zu opfern, nur dieses fristete dem römischen Reiche noch Jahrhunderte des Daseins. Denn schleunig und unaufhaltsam ging der Zusammenbruch der staatlichen Ordnung im Römerreiche vor sich.

Schon von Tiberius ab verfällt und dann immer schneller und gründlicher die Thronfolge dem Belieben der Prätorianer der kaiserlichen Garde, welche dann auf lange hinaus das entscheidende Element im Reiche werden. Sein nächster Nachfolger war der schon erwähnte Gajus, Caligula genannt, ein Wahnsinniger, auf welchen dann Claudius folgt, dieser schon einfach durch die Soldaten auf den Thron gehoben, den dann des persönlich biederen Kaisers schändliche Gattin, die so allgemein berüchtigte Messalina, mit Schmach bedeckt. Unter ihm ward

43 das südliche England durch eine Expedition im Jahre 43 erobert und zur Provinz gemacht, ein nicht minder bedeutsames Ereigniß als einst die Unterwerfung Galliens durch Cäsar und die Kriege Roms in Germanien. Es ist überhaupt jetzt mehr und mehr das Kennzeichnende der römischen Geschichte, daß das allgemein Europäische zu immer größerer Bedeutung in ihr gelangt, immer wichtiger wird es, was in Germanien, Gallien, Britannien geschieht, immer weniger bedeutend, was in Rom selbst vor sich geht; Europa entsteht und entwickelt sich und nicht lange, so sollte das sogar in den Personen der Herrscher zum Ausdrucke kommen, indem Provinzialen anfangen das höchste Amt des Weltreiches einzunehmen.

54 Claudius stirbt 54, durch seine zweite Gemahlin Agrippina vergiftet und der Letzteren Sohn aus ihrer ersten Ehe, Nero, wird, abermals durch die Prätorianer, als Kaiser ausgerufen und verfällt nach guten Anfängen bald einer wilden Zügellosigkeit, begeht Verbrechen, die seinen Namen zu dem verrufensten dieser Zeiten gemacht haben. Und in allen diesen Begebenheiten wird immer steigender und wirksamer der Einfluß bedeutender, aber meist verruchter Frauen, wir nannten schon Messalina und Agrippina, des Nero zweite Gattin Poppäa Sabina gesellt sich ihnen zu, und nichts ist ein deutlicheres Zeichen der rettungslos versinkenden Kraft aller herrschenden Stände, als wenn die Sittenlosigkeit der vornehmen Damen die Regel und diese vornehmen Damen die einflußreichsten Persönlichkeiten werden. Weiberregiment, Cäsarenmord und Neubesetzung des Thrones vermittelst der Gardetruppen, das sah ja auch Rußland mehrfach; wie Agrippina den Claudius, so ließ Katharina II. Peter III. ermorden, und wie die russischen Gardeoffiziere Paul I., so haben die römischen Gardeoffiziere gar manchen Kaiser ermordet. Bei solchen Erfahrungen erscheint eine Ueberlegenheit der russischen Nation zur Beherrschung der Völker Europas, von der die Panslawisten träumen, wenigstens für eine nahe Zukunft ausgeschlossen.

Neros wüstes Regiment vermochte nicht das Reich zusammenzuhalten und so brachen Bewegungen aus zum Sturze seiner und zur Errichtung einer anderen Herrschaft; in Spanien erhob sich der dortige Statthalter Servius Sulpicius Galba, in Gallien der Statthalter G. Julius Vindex, der aber durch das am Rhein stehende Heer völlig geschlagen wird. Doch auch dieses ist gar nicht unbedingt für Nero

und in Rom erklärt sich bei diesen Nachrichten die Garde für Galba, Nero entflieht und von Allen verlassen, tödtet er sich selbst. Die Soldaten und die Provinzen hatten Alles gemacht, der Senat und Rom hatten nichts mehr zu sagen. Aber eine feste Ordnung der Dinge war damit natürlich nicht möglich. War ein kommandirender General durch seine Armee Kaiser geworden, warum sollte ein anderer General nicht dasselbe erreichen? Und so ward schon nach wenigen Monaten Galba durch den Otho, der die Gunst der Garde für sich gewonnen hatte, gestürzt und getödtet, während zu gleicher Zeit der kommandirende General der Rheinarmee, Vitellius, von dieser zum Kaiser ausgerufen wurde. Er marschirt nach Italien, trifft bei Cremona auf Otho und schlägt ihn, dieser selbst tödtet sich, 69. Allein nunmehr gefiel es der 69
Armee in Syrien, damals im Kampfe gegen die Erhebung der Juden, das Beispiel der Rheinarmee nachzuahmen und ihren, übrigens unvergleichlich tüchtigeren kommandirenden General T. Flavius Vespasianus zum Kaiser zu erheben. Ihr fallen dann auch die Truppen in Illyrien zu und diese sind es, die sogleich auf Rom vordringen, die Stadt erstürmen und Vitellius ermorden.

Mit dem Kaiserthume Vespasians begann endlich wieder eine freilich nicht lange andauernde Zeit innerer Ruhe und Ordnung. Unter den äußeren Erfolgen, die zu dieser Zeit errungen wurden, ist der bedeutsamste die völlige Niederwerfung der jüdischen Empörung, welche Aufgabe Vespasian, als er Kaiser wurde, seinem Sohne Titus übertrug und die dieser schließlich, 70, durch Erstürmung Jerusalems nach ver- 70
zweifeltem Widerstande der Juden löste. Der Untergang des jüdischen Staates, der damit besiegelt wurde, die Schuld der Juden, die dieses über sich heraufbeschworen hatten, das zähe Fortbestehen des Volksstammes trotz Zertrümmerung des Staates, das Alles fand in unseren Zeiten sein volles Gegenbild in den Polen. Auch diese waren unfähig sich selbst zu regieren, unfähig eine geregelte Staatsform zu ertragen, auch diese, als ihnen Alexander I. ein Fortbestehen ihres Volksthumes unter fremder Oberleitung bot, antworteten mit Empörung, und wie das belagerte Jerusalem, der letzte Hort des jüdischen Staatswesens, trotz der höchsten Gefahr, in der es schwebte, von inneren Parteiungen hoffnungslos zerrissen wurde, so auch 1794 und 1831 das von dem Sturme der Russen bedrohte Warschau. Den Untergang des staatlichen

Daseins beider Völker wird man mit Ruhe als verdient betrachten müssen, wird aber als Deutscher, in welchem ähnliche, wenn auch nicht so starke Regungen staatlicher Indisziplin wirksam sind, sich denselben auch als schreckhaft warnendes Beispiel vor Augen halten müssen. Nicht umsonst sagte der schmerzerfüllteste unserer Dichter:

Es bricht der Wolf, o Deutschland,
In deine Hürde ein, und deine Hirten streiten
Um eine Handvoll Wolle sich.

Auf Vespasian folgte sein in gleichem Sinne regierender Sohn Titus, jedoch nur zwei Jahre dauerte seine Herrschaft, und der nach ihm den Thron besteigende Bruder desselben, Domitian, gab wieder das Bild der Zügellosigkeit und Gewissenlosigkeit an höchster Stelle und zeigte, daß Rom auf keine dauernde Gesundung mehr zu rechnen hätte. Er fällt ermordet wie so mancher seiner Vorgänger und ihn ersetzt Nerva, doch nur, um schon nach sechzehn Monaten sterbend das Reich
98 seinem Adoptivsohne Trajan zu hinterlassen, 98. An großen, die Weltgeschichte interessirenden Aufgaben waren unter den letzten Kaisern zwei durchgeführt worden, die völlige Eroberung Großbritanniens bis an die schmale Stelle zwischen Firth of Clyde und Firth of Forth (endgültig freilich erst unter Antoninus Pius) und die Vollendung einer gewaltigen befestigten Grenzschutzlinie gegen die Deutschen, welche nahe bei Ems beginnend, in einem sich erweiternden Abstande von 20 bis 50 Kilometer vom Rheine laufend den Rheingau, das südliche Hessen, ganz Baden und fast ganz Württemberg einschloß, um dann, nach Erreichung des Remsthales in der Höhe des Hohenstaufen, scharf nach Osten laufend sich an die Donau in der Gegend von Regensburg anzuschließen.

In beiden so in den Umkreis römischer Herrschaft fest hineingezogenen Ländern hinterließ die römische Zivilisation reiche und fruchtbare Keime, aber in beiden Ländern wurde sie von der heimischen Eigenart doch nur aufgesogen und verarbeitet. An einer anderen Stelle gelang es aber damals noch, das romanische Element so festzuwurzeln, daß es in seiner Art sich fortpflanzte. Dieses geschah eben unter Trajan und durch ihn selbst durch Eroberung, Einverleibung und Kolonisation der unteren Donauländer, wo die kräftige und mächtige Nation der Dacier unter ihrem Könige Decebalus niedergeworfen und vernichtet wurde.

Weniger gelang es Trajan gegen Osten, wo er das Partherreich der Arsakiden überwältigen will, aber trotz weiten Vordringens und erster Erfolge doch bald einsehen muß, daß Dauerndes hier nicht zu erreichen ist; noch ehe er sich nun über das weiter einzuschlagende Verfahren entscheiden kann, stirbt er, 117, und sein Adoptivsohn und 117
Nachfolger, der höchst einsichtige, maßvolle, an Regentengröße nur dem Tiberius zu vergleichende Hadrian begnügt sich damit den Euphrat wieder als äußerste Ostgrenze anzunehmen. Wieder einmal, wie zu des Crassus Zeiten, hatte Rom hier seinen Grenzstein gefunden, es sollte eben ein europäisches Reich bleiben, wieder einmal fiel die weltgeschichtliche Entscheidung dahin, daß Asien für sich und von der nun beginnenden christlich-europäischen Entwickelung ausgeschlossen bleiben sollte.

Hadrian war, wie oben gesagt, ein ungewöhnlich begabter Herrscher, insbesondere ein Mann der fest geordneten Verwaltung. Für solche Reiche aber wie das damalige Rom, die keine inneren Kräfte mehr haben, aus denen sie sich regeneriren können, ist die Verwaltung Alles. Eine ehrliche, sparsame, strenge, einsichtige Verwaltung vermag noch auf lange hinaus einen Staatsbau zu halten, ja ihm noch große Erfolge zu verleihen, wenn auch die lebendigen Säfte des Wachsthumes und der Ausdehnung in ihm schon vertrocknet sind. Das ist die Geschichte des heutigen Frankreich, das macht es noch immer zu der ersten der romanischen Nationen, während dagegen Spanien nichts, Italien nur wenig ist. Für Rom war das jetzt der Fall, um so mehr als auf Hadrian zwei Kaiser folgten, welche mit gleicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit der Verwaltung sich widmeten, zuerst sein Adoptivsohn Antoninus, Pius genannt, dann der wiederum von diesem adoptirte Marc Aurel.

Mit dieser Zeit der Hadrian, Antonin und Marc Aurel erscheint der weltgeschichtliche Beruf Roms als erfüllt, der Umkreis seiner Aufgabe erschöpft. Die gesammte Mittelmeerwelt ist von ihm zu einer Einheit umschlossen, die Keime der Zivilisation sind in Spanien, Gallien, Britannien, Westdeutschland gelegt, alle diese Völker zu geschichtlichem Leben erweckt, in den Strom der Weltgeschichte hineingezogen worden, das höchste der damaligen Kulturelemente, das Griechenthum, ist von Rom aufgesogen und durch seine Weltherrschaft überallhin verbreitet worden, das griechische Wesen durchzog damals Alles. Allein das Aeußerste ist erreicht, alle diese Kräfte sind erschöpft, die Sittlichkeit

war allgemein auf das Tiefste gesunken, der römische Bauernstaat zu einer Großstadt geworden, zu einem Staate, der nur noch auf Handel und Industrie beruhte, die Vermehrungsfähigkeit der Bevölkerung war vertrocknet, mehr und mehr sah sich das Land auf die lebendigen Kräfte der Provinzen angewiesen, war doch ein Trajan selbst schon in der Provinz — Spanien — geboren, Provinzialen bildeten die Hauptmasse der Legionen, welche das Reich vertheidigten, und bald muß man sogar zu außerrömischen Fremden greifen, wie solche die Kaiser in ihrer deutschen Leibwache schon seit Augustus um sich hatten. Gegenüber allen diesen Elementen der Zerstörung und des Absterbens erhob sich dann von außen her die Rückfluth der jungen kräftigen Völker, welche eben durch Rom in dessen Wirkungskreis hineingezogen worden waren, und im Innern wurde mehr und mehr wirksam der Gährungsstoff, welchen das Christenthum in das antike Leben hineingeworfen hatte. So ist diese Mitte des zweiten Jahrhunderts ein Markstein in der Weltgeschichte.

Von der Ausbreitung und dem inneren Leben der christlichen Kirche im ersten Jahrhunderte und bis in die Mitte des zweiten hinein wissen wir so gut wie nichts. Es gab eben noch keine Kirche, keine allgemeine geschlossene Organisation, sondern nur einzelne Gemeinden, die zwar mit den anderen in Verbindung standen, aber als selbständige, sich selbst regierende Organismen. Nicht einmal eine Hierarchie, ein Priesterthum gab es damals, nur die ersten Anfänge davon, gewählte Organe der Gemeinden versahen in deren Auftrage die Funktionen, welche Lehre und Gemeindeleben, insbesondere die in den ersten Gemeinden so werkthätig betriebene Armenpflege, nothwendig machten. Und die Anhänger der neuen Lehre waren noch ausschließlich kleine Leute, großentheils Sklaven, das Wort des Herrn bestätigend, daß seine Lehre sich an die Mühseligen und Beladenen wende und daß es so schwer für einen Reichen sei, ins Himmelreich zu kommen. Aber gerade diese Kleinen, diese Beladenen entfalteten eine Hingabe an das Ideale ihres Bekenntnisses, einen Opfermuth, einen sittlichen Eifer, ein in praktischer Nächstenliebe sich bethätigendes Christenthum, welches sich schließlich als das allein lebensfähige Element der versinkenden antiken Welt herausstellte und langsam aber sicher mit unwiderstehlicher Gewalt

die Seelen an sich zog; der antike Polytheismus hatte dem gegenüber nichts Genügendes zu bieten.

Auf zwiefache Weise vollzieht sich der Untergang der Volksreligionen im Widerstreite gegen die Weltreligion, das Christenthum. Entweder finden wir, daß das Volk streng an seinen religiösen Anschauungen festhaltend sich ohne dieselben sein politisches Dasein nicht zu denken vermag, so Aegypter, Phönicier, Israel, dann aber tritt früher oder später, wie es eben diese Völker beweisen, eine Verknöcherung der gottesdienstlichen Formen ein, eine Erstarrung des geistigen Lebens, die schließlich zum geschichtlichen Tode führt, so geht es heute den Mohammedanern, den Chinesen. Oder das Volk fühlt die Unzulänglichkeit der bisherigen Formen, je mehr seine weltgeschichtliche Stellung und damit seine Anschauungen sich erweitern, dann klafft bald ein Abgrund zwischen dem gemeinen Manne und den Gebildeten des Volkes, dann tritt eine allgemeine Auflösung der überkommenen religiösen Ideen ein, die Unzählige in schwere sittliche und Gewissenskonflikte stürzt und die auch eine politische Auflösung begleitet: so ging es den Griechen, den Römern, den vorchristlichen Germanen. So sind alle heidnischen Religionen hingesunken, oder haben sich in Mumiengestalt bis zu uns erhalten. Allein auch für das Christenthum waren diese beiden Gefahren vorhanden; die Gefahr der Mumifizirung hat sich in der orientalischen und der römischen Kirche mehr und mehr entwickelt, ihr ward durch die Reformation siegreich begegnet. In der anderen Gefahr leben wir jetzt; aber so gewaltig ist der Inhalt des Christenthums, so adäquat dem menschlichen Geiste, daß wir als gewiß annehmen dürfen, es werde immer das geistige Leben lebendig begleiten; ich wenigstens vermag mir die menschliche Entwickelung nicht ohne oder gar gegen dasselbe vorzustellen.

Aber mit seiner Ausbreitung trat nun auch das Christenthum mit der Staatsgewalt in Berührung und zwar in eine feindliche, denn dem seit des Augustus Hinscheiden angenommenen Grundsatze der Göttlichkeit der verstorbenen, ja theils selbst der lebenden Kaiser mußten die Bekenner der Lehre Christi nothwendig widerstreben. Rom ist dann doch schließlich daran zu Grunde gegangen, daß es, wie auch das andere große Kulturvolk des Mittelmeeres, keine Religion in sich hatte entwickeln können, denn was beide Völker daran besaßen, war doch eigentlich nur eine Mythologie im Vergleiche zu den wirklichen Religionen

der alten Orientalen. Gottesdienst ist noch nicht Religion, eine solche ist überhaupt erst da vorhanden, wo der Gedanke des Fortlebens nach dem Tode mit Lohn und Strafe, der Gedanke also der Verantwortlichkeit des Menschen vor Gott lebendig wird, darin liegt auch der Vorzug des sonst so viel roheren Islam vor dem weit tiefsinnigeren Buddhismus, deshalb sind die Völker des letzteren zu weltgeschichtlichem Leben nicht erwacht. Der Dienst aber des kapitolinischen Jupiter und der Venus Victrix enthielt gar nichts davon und ging schließlich folgerichtig über in den ideen- und zukunftslosen Dienst der Roma und des Genius des Kaisers.

Schon unter Nero und Domitian waren Christenverfolgungen eingetreten, die jedoch vereinzelt blieben. Allein von Trajan ab wird es bestimmter Grundsatz die Christen als staatsgefährliche Unterthanen anzusehen, und nur die Geltendmachung dieses Grundsatzes in der Praxis wurde zu Zeiten strenger, zu Zeiten milder gehandhabt. Indessen zu der Ausbreitung des Christenthumes haben wohl dieser Druck und diese Verfolgungen nicht zum wenigsten beigetragen, sind jedoch Religionen immer eben durch den Widerstand, den sie fanden, gewachsen, da sie erst dadurch des eigenen Werthes, der eigenen Stärke voll sich bewußt werden, erst dadurch die Spreu von dem Weizen sich sondert, und da der Mensch erst das schätzt, wofür er Opfer bringen mußte.

Und wie sich jetzt gerade der innere Konflikt in der römischen Welt ankündigt, so auch der äußere, der Ansturm der germanischen Völker, denen schließlich die Weltmacht erliegen sollte. Unter Marc Aurel schlug die erste Welle der herannahenden Völkerwanderung an die Schwelle des Reiches. Uebervölkerung und unvollkommener Ackerbau
167 trieben die Deutschen aus ihren Sitzen und so waren es jetzt, 167, Markomannen und Quaden, die von der mittleren Donau herkommend durch Kärnthen nach Oberitalien eindrangen. Noch gelang es freilich dem Kaiser sie zurückzuwerfen und endlich auch gänzlich zu besiegen, aber doch nur nach jahrelangen harten Anstrengungen und ihn selbst ereilte noch bei diesem Werke in diesen äußersten Grenzmarken des
180 Reiches in Vindobona (Wien) der Tod, 180.

167—180 Krieg gegen Markomannen und Quaden.

Fast ein Jahrhundert lang hatten tüchtige, einsichtige und kraftvolle Regenten des Reiches gewaltet, nun aber brach wieder eine Zeit der Mißregierungen und inneren Wirren an. Marc Aurels Sohn und Nachfolger Commodus führt ein wüstes und unsinniges Leben, bis ihn seine nächste Umgebung ermordet, dann aber verfällt der Thron wieder der Willkür der Garden, welche erst den Pertinax erheben, ihn bald aber ermorden und durch den Didius Julianus ersetzen, während die Armeen in den Provinzen andere Kaiser auf den Schild erheben, die in Syrien den Pescennius Niger, die in Britannien den Clodius Albinus, die an der Donau den Septimius Severus und Letzterer gewann schließlich die Oberhand über alle seine Mitbewerber. Er stirbt nach achtzehnjähriger fester und thatkräftiger Regierung in Eboracum (York), nachdem er die aufständischen Bewegungen der Briten und Schotten niedergeworfen hat. Es ist das auch bezeichnend, daß in dieser Zeit zwei tüchtige Kaiser so weit entfernt von Rom in den entlegensten Grenzlanden des Reiches ihren Tod finden, beschäftigt mit dessen allerdings noch erfolgreicher Vertheidigung. Es begann eben das übergroße Reich in allen Fugen zu krachen.

Dem Severus folgte sein unwürdiger und unfähiger Sohn Bassianus, Caracalla genannt, welchen dann der Kommandeur seiner Garde Macrinus ermorden läßt, um sich selbst an seine Stelle zu setzen, seinerseits aber dann bald durch einen entfernten Vetter des Caracalla, den zum Sprichwort gewordenen Heliogabal gestürzt zu werden. Nach kurzer wüster Regierung wird auch er von den Soldaten erschlagen und durch seinen Vetter Alexander Severus ersetzt. Dieser hat zwar die besten Absichten, jedoch nicht Macht und Kraft genug und schließlich fällt auch er von der Hand aufständischer Soldaten. Jetzt bricht völlige Verwirrung herein, Kaiser und Gegenkaiser werden aufgestellt mit Regierungszeiten, die nach Monaten zählen, der Thron ist Spielball der Soldaten, das schwere Uebel der mangelnden Sicherheit in der Thronfolge, welches sogleich mit Augustus begonnen hatte, trug jetzt seine übelsten Früchte. Und während dieser Zeit erfolgte wiederum ein drohender Stoß der Germanen gegen das Römerreich, die Gothen brachen an der unteren Donau ein, sie überschwemmen zeitweise selbst Kleinasien und Griechenland und einer der Kaiser dieser Zeit, Decius, fällt sogar, 251, im Kampfe gegen sie. Die Markomannen über- 251

schreiten weiter westlich die Donau und jahrelang dauerte hier der Krieg. Ja noch westlicher gelangte ein anderer Germanenstamm, die Alemannen, bis Mailand, während die Franken vom Rhein in Gallien einbrachen; nur mit schweren Anstrengungen gelang es nach geraumer Zeit diese Invasionen wieder zurückzuweisen.

Und auch im äußersten Osten erhob sich stark ein feindlicher Nachbar und fügte den Römern Verluste und schwere Schmach zu. Dort waren 226 die Parther von den soeben unter die Herrschaft eines neuen Hauses, der Sasaniden, getretenen Persern unterworfen worden und diese benutzen jetzt die Schwäche des von inneren Kämpfen und Thronstreitigkeiten zerrissenen römischen Reiches, um sich nach Westen hin auszudehnen. Bei Edessa tritt dem Großkönige Schapur I.
260 der damalige Kaiser, Valerian, 260 entgegen, unterliegt aber und geräth selbst in die Gefangenschaft des Persers. Decius gegen die Germanen gefallen, Valerian von den Persern gefangen, das zeigt die Verschlimmerung der Lage im Gegensatze zu dem friedlichen aber doch immer schon an den Grenzen erfolgten Tode des Marc Aurel in Wien, des Severus in York.

Zwar ward der Gothensturm auf der Balkan-Halbinsel durch Kaiser
269 Claudius II. in der Schlacht bei Naissus (Nisch) 269 wieder zurückgetrieben, doch aber gab schon sein Nachfolger, Aurelian, alles Land nördlich der unteren Donau auf, überließ es den Gothen, der erste ernstliche Schritt rückwärts, den das Römerreich thut. Derselbe Kaiser war jedoch im Stande an anderen Stellen die Reichsmacht wieder herzustellen. In Syrien hatte sich mit der Plötzlichkeit, aber auch Vergänglichkeit, wie solche Erscheinungen im Oriente vorkommen, ein mächtiges Reich mit der Hauptstadt Palmyra erhoben, von dort aus waren die Perser geschlagen und zurückgedrängt worden und nun dehnte sich das neue Reich unter der Wittwe des Gründers, der Königin Zenobia (Seinab), weit aus, als dann Aurelian einschritt und es völlig
273 wieder unterwarf, 273. Dann wandte er sich nach Gallien, wo ein Gegenkaiser sich erhoben hatte, und ward dort ebenfalls wieder gänz-
275 lich Herr. Doch auch dieser Kaiser fiel, 275, von einem Offizier ermordet.

Schapur I. 241—272. Zenobia 267—273.

Der Kampf an der Reichsgrenze, vorzüglich der mit den Germanen, blieb für die nächste Zeit die drängendste Aufgabe, mit wechselndem Erfolge ward er geführt, hatte aber doch im Ganzen als Ergebniß ein Vordringen der Germanen, um so mehr als der Kaisermord durch die Soldaten zunächst die Regel blieb, die Regierungen schnell sich ablösten. Das römische Kaiserthum war damals schon sehr ausgeartet, wie hätte dessen Grundgedanke, daß der Augustus die Verkörperung der Majestät des römischen Volkes und dadurch der Herr der Mittelmeerwelt sei, sich erhalten können, wo jetzt die Provinziallegionen in unaufhörlichem Wechsel Kaiser schufen, stürzten, tödteten, und oft mehrere Augusti zu gleicher Zeit die höchste Würde des Reiches sich streitig machten. So war denn das Herrscheramt schon oft Provinzialen gemischten Blutes, ja schließlich völlig Fremden zugefallen, einem Thracier — Maximinus —, einem Semiten — Philippus —, einem Mauren — Aemilianus. Aber diese waren eben auch eigentlich nur Imperatoren, nicht mehr Augusti in dem alten Sinne.

Es erwies sich mehr und mehr, daß bei den jetzigen Zuständen des Reiches das Amt des Augustus die Kräfte eines Mannes für gewöhnlich überstieg, und es kam der Kaiser, welcher die Konsequenz daraus zog, die Einheit der Selbstherrschaft aufhob; es war dieses Diokletian, der freiwillig seinen ersten Feldherrn Maximianus neben sich zum Augustus erhob, welcher nun von Mailand aus den Westen verwaltet, wie Diokletian von Nikomedia in Bithynien aus den Osten. Und mehr noch, es wurde nun auch jedem der Augusti ein Cäsar als Gehülfe in der Regierung beigegeben, Diokletian nahm als solchen den Galerius und gab dem Maximianus den Konstantius, Chlorus genannt. Da nun diese beiden Männer dann auch Schwieger- und Adoptivsöhne ihrer Augusti werden, so erkennt man, wie hier ein starker Schritt zur Herausbildung einer festen Erbfolge, eines gesicherten dynastischen Anrechts auf den Thron, einer Legitimität gethan wurde. Das alte römische Staatswesen war ja schon allmählich von Grund aus verändert worden, aber solche Arbeit geht langsam, äußerlich unmerkbar vor sich, bis dann durch plötzliches Eingreifen auch die äußere Form umgestaltet, dem nunmehrigen Inhalte angepaßt und damit der Bruch mit dem Früheren offenbar wird.

Des Diokletian Regierung ist überhaupt reich an Momenten weltgeschichtlichen Gewichtes, sie war es auch, die den letzten Versuch offen-

barer Gewalt zur Vernichtung des nun schon stark erwachsenen, weit verbreiteten Christenthumes zeigt. Aber kaum irgend etwas hat die neue Lehre so in sich gefestigt, ihren inneren Gehalt so bewährt, als gerade die diokletianische Verfolgung, und nicht zufällig knüpft sich an den zurückgeschlagenen Angriff fast unmittelbar der volle Sieg. Freilich
305 Diokletians Abdankung, 305, nach zwanzigjähriger Regierung ging nicht etwa hervor aus einem Gefühle des Geschlagenseins wie bei Karl V., nicht weil er wie dieser an der Durchführung seines Lebensplanes verzweifelte, trat er zurück, sondern im Gegentheile, weil er ihn schon durchgeführt und gesichert, das Reich in dauernder Ordnung, die politische Unbotmäßigkeit der Christen gebändigt glaubte.

Allein bald zeigte sich, daß Beides ein Irrthum war. Zunächst begannen sogleich wieder die verhängnißvollen Thronstreitigkeiten. Es war ja auch etwas Künstliches gewesen in dieser Gewaltentheilung, diesem Abwägen und Abmessen der Kompetenzen der Augusti und Cäsaren, nicht minder künstlich als so manches unserer Verfassungsexperimente, es beruhte eben das Alles auf Kompromissen, wie es so treffend unser großer Bismarck als das Kennzeichnende aller Regierung mit einer Verfassung hingestellt hat: „Die Basis des konstitutionellen Lebensprozesses ist überall der Kompromiß", aber die Natur der Dinge, d. h. die Leidenschaften und eigennützigen Interessen der handelnden Menschen verschaffen sich immer wieder ihr Recht, und so geschah es schnell und gründlich auch hier. Als Diokletian abtrat, waren die Cäsaren Galerius und Konstantius seine natürlichen Nachfolger, denn den zweiten Augustus, Maximianus, zwang er selbst noch zur Ab-
306 dankung. Konstantius aber starb bald, 306, und nun begannen wieder die Schilderhebungen seitens der Soldaten; in Britannien wurde des Konstantius am 28. Februar 274 geborener Sohn, Konstantinus, in Rom des Maximianus Sohn, Maxentius, zum Cäsar ausgerufen, Galerius tritt dem entgegen, es kommt aber doch nur zu einem vorläufigen Kompromisse, bei welchem die Cäsaren Konstantin und Maxentius ihre Herrschaftsgebiete behalten, Ersterer den ganzen Westen, Letzterer Italien und Afrika, und wieder ein zweiter Augustus als Mitregent neben Galerius tritt, Licinius. Aber bald nimmt auch
311 Konstantin den Titel Augustus an, und als Galerius stirbt, 311, da bricht zwischen ihm und Maxentius der Kampf um den endgültigen

Besitz der gesammten Römerherrschaft aus. Durch seine Schnelligkeit und Thatkraft gelingt es dem Konstantin, der vom Rheine aufbrechend die Alpen, über den Mont Cenis gehend, überschreitet, ganz Oberitalien in seine Gewalt zu bringen, dann marschirt er auf Rom. Erst ganz nahe vor der Stadt tritt ihm bei Saxa Rubra Maxentius entgegen und dort fällt am 27. Oktober 312 mit dem Siege des Konstantin und 27. Okt. 312
dem Tode des Maxentius die weltgeschichtliche Entscheidung.

An sie knüpft die Legende des Konstantin Bekehrung und macht die Schlacht zu einem Siege des Christenthumes. Aber solche Legende ist doch immer nur die zusammenfassende Uebertragung einer längeren Entwickelung auf einen Moment, selten thut sie dem Wesen der Dinge einen Zwang an, und so ist man allerdings berechtigt die Schlacht an den Rothen Felsen als einen der größten geschichtlichen Wendepunkte anzusehen. Es ist anzunehmen, daß das Christenthum gerade in der Armee besonders viele Anhänger hatte, und daß dieses das äußerliche Moment war, welches den Augustus Konstantinus begreifen ließ, mit Gewalt sei desselben nicht Herr zu werden, ja er werde vielmehr wohl thun, da in dieser Zeit die Armee das unbedingt nothwendigste Element für den Herrscher war, sich dem in ihr so verbreiteten Glauben auch seinerseits mehr zuzuwenden. Aber die fernere Wirksamkeit des Konstantin und sein Verhalten gegenüber der christlichen Kirche beweisen, daß nicht bloß Erwägungen so grob praktischer Art ihn geleitet haben, er ist unbedingt eine staatsmännische Natur im höchsten Sinne gewesen, fähig das große Neue zu begreifen, zu thun, was recht eigentlich des Staatsmannes Aufgabe ist, neue geistige zur Herrschaft bestimmte Stromungen als solche zu erkennen und daher nicht nutzlosen Widerstand zu üben, sondern sich selbst leitend an ihre Spitze zu stellen. Wie ganz anders mußte das Geschick Deutschlands werden, wenn Karl V. den freien großen Geist eines Konstantin besaß, wenn er die Bedeutung des Protestantismus so wie dieser die des Christenthumes erkannte, wenn er unter diesem Zeichen zu siegen beschlossen hatte, Einheit, religiöse und politische, gab er dann dem Vaterlande und sich selbst eine Stellung, wie Beides noch jetzt weder das Vaterland noch der Deutsche Kaiser haben. Aber die Schlacht von Mühlberg ist ein trauriger Gegensatz zu der von Saxa Rubra.

* * *

Von	Die römiſchen Kaiſer bis zur Reichstheilung.	
	Auguſtus	
19. 8. 14	Tiberius Claudius Nero	1
16. 3. 37	Gajus, Caligula	2
24. 1. 41	Tib. Claudius	1
13. 10. 54	L. Domitius Nero	
9. 6. 68	Servius Sulpicius Galba	1
15. 1. 69	M. Salvius Otho	1
16. 4. 69	Aulus Vitellius	2
12. 12. 69	T. Flavius Veſpaſianus	2
23. 6. 79	Titus Flavius Veſpaſianus	1
13. 9. 81	T. Flavius Domitianus	1
18. 9. 96	M. Coccejus Nerva	2
27. 1. 98	M. Ulpius Trajanus	
8. 8. 117	P. Aelius Hadrianus	1
10. 7. 138	T. Aurelius Fulvius Bojonius Arrius Antoninus Pius	
7. 3. 161	Marcus Aelius Annius Aurelius Verus	1
17. 3. 180	L. Aelius Aurelius Commodus Antoninus	
1. 1. 193	P. Helvius Pertinax	2
28. 3. 193	M. Didius Salvius Julianus Severus	
1. 6. 193	L. Septimius Severus	
4. 2. 211	Antoninus Baſſianus, Caracalla	
11. 4. 217	M. Opelius Macrinus	1
16. 5. 218	Varius Avitus, Heliogabal, M. Aurelius Antoninus	1
11. 3. 222	Alexianus Baſſianus, M. Aurelius Alexander Severus	1
10. 2. 235	C. Julius Verus Maximinus Thrax	

Die römischen Kaiser bis zur Reichstheilung.				Bis
		M. Antonius Gordianus I. / M. Antoninus Gordianus II.		2. 4. 238
		M. Clodius Pupienus Maximus / Decimus Cälius Balbinus		10. 7. 238
		M. Antonius Gordianus III.		25. 4. 244
		M. Julius Philippus Arabs		Sept. 249
		G. Messius Q. Trajanus Decius		Nov. 251
		G. Vibius Trebonianus Gallus		19. 2. 254
		M. Aemilius Aemilianus		18. 5. 254
		G. P. Licinius Valerianus		260
		P. Licinius Gallienus		März 268
		M. Aurelius Claudius II.		März 270
		Claudius L. Domitius Aurelianus		Jan. 275
		G. M. Claudius Tacitus		12. 4. 276
		M. Aurelius Probus		Okt. 282
		G. M. Aurelius Carus		Dez. 283
		M. Aurelius Carinus / M. Aurelius Numerianus		17. 9. 284
		G. Aurelius Valerius Diocletianus		1. 5. 305
			Galerius Valerius Maximianus Jovius	Mai 311
		Flavius Valerius Konstantinus		22. 5. 337
		Flavius Julius Konstantius		5. 10. 361
		Flavius Claudius Julianus		26. 6. 363
		Flavius Claudius Jovianus		17. 2. 364
Valentinianus	17. 11. 375	17. 2. 364	Valens	9. 8. 378
Valentinianus II.	15. 5. 392	19. 1. 379	Theodosius	17. 1. 395
Gratianus	25. 8. 383			

Die Völkerwanderung.

Wenn wir die Stellung Konstantins im 4. Jahrhunderte und die weltgeschichtliche Entscheidung, welche er traf, vergleichen konnten mit der Stellung und der Entscheidung Karls V. im 16. Jahrhunderte, so ist doch ein Umstand noch dabei ins Auge zu fassen, nämlich der, daß, wenn Letzterer der neuen geistigen Strömung des Protestantismus dasselbe Verständniß und dieselbe freiwillige Aufnahme entgegengebracht hätte, wie Konstantin dem Christenthume, er dann in jeder Beziehung für sein Volk mehr damit zu erreichen vermochte. Denn ein noch jugendkräftiges, zukunftsreiches Volk war es, während Konstantin zwar dem Christenthume zum Siege in der europäischen Welt verhalf, aber das alte Römerthum damit nicht retten oder wiedererbauen konnte. Dieses war schon kaum noch vorhanden, schon war das provinziale Element das überwiegende geworden, war doch selbst des Konstantin Mutter Helena eine Provinzialin — Orientalin — geringer Geburt. Das Christenthum sollte sich eben als Weltreligion bewähren, indem es, emporkommend in einem untergehenden Staatswesen, doch selbst in seiner Zukunft davon ganz unabhängig sich zeigt.

Zunächst stand neben Konstantin noch der im Orient gebietende Augustus, Licinius, aber des Ersteren Persönlichkeit gewann doch bei Weitem das Uebergewicht; immerhin war auch Licinius nicht gewillt, sich allmählich bei Seite schieben zu lassen, und als er die Absichten Konstantins bemerkte, zog er vor, es auf offenen Kampf ankommen zu lassen. In dem nun ausbrechenden Kriege ward er jedoch in zwei Hauptschlachten, bei

5. Juli u. 18. Sept. 323 Adrianopel und Chalkedon, am 3. Juli und 18. September 323 ganz-

lich besiegt und verlor dann selbst das Leben. Konstantin war der alleinige, unumschränkte Herr des gesammten Weltreiches, und novus ab integro saeclorum nascitur ordo hieß es jetzt mehr als je seit den Zeiten Cäsars. Das Christenthum ward jetzt schnell aus dem Bekenntnisse einer kleinen bedrückten Minderheit die verbreitetste, schließlich die herrschende Religion, der auch die Großen und Mächtigen sich zuwandten, aus einer Lehre ward es eine Kirche.

Aber als solche begann es nun auch seine Hierarchie auszubauen und mit herberer Ausschließlichkeit seine Formeln und Dogmen festzulegen. Noch war kaum durch des Konstantin Siege über den Licinius das äußere Uebergewicht des Christenthumes entschieden worden, als schon, im Sommer 325, ein allgemeines Konzil zur Entscheidung von Glaubens- 325
fragen sich zu Nikäa in Bithynien auf des Kaisers Veranlassung versammelte und auf demselben des alexandrinischen Presbyters Arius Lehre von der nicht absoluten Ewigkeit und Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater durch die gegentheilige des alexandrinischen Diakons Athanasius besiegt, die erstere verworfen wurde. Es war ein Vorgang, verhängnißvoll für die ganze Zukunft der christlichen Kirche, in Nikäa entstanden die Begriffe der Rechtgläubigkeit und der Ketzerei, welche dann fernerhin so schweres Unheil hervorgerufen, die erhabene Lehre Christi oft so sehr herabgezogen haben. Die Urgemeinden hatten die Widersprüche paulinischer und petrinischer Lehre zu ertragen, Beider Wirken zu nutzen gewußt, die eben herrschend gewordene Kirche verfiel sofort der Spaltung, des Herren Wort bewährend: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Und Spaltung war auch sonst das Kennzeichen der Herrschaft Konstantins, obgleich dieser gewaltige Mensch gerade Neuordnung des Reiches betrieb. Denn die weltgeschichtlich so wichtige That der Gründung Konstantinopels am 4 November 328, der Erhebung dieser 4 Nov. 328
Stadt zur ersten Hauptstadt konnte doch schließlich nicht anders wirken, als den Osten von dem Westen trennend. Zu mächtig stand das alte Rom an Bedeutung, Ueberlieferungen, Ansehen in den Augen der Menschen nach tausendjähriger Geschichte da, als daß es so leicht hätte

19 6. 325—25. 8. 325 Konzil von Nikäa. Athanasius 298 2. 5. 373 Arius † 336.

verdrängt werden können, und so vermochte die neue Hauptstadt der alten zwar schließlich einen großen Theil ihres Gebietes zu entreißen, aber nicht sie völlig zu ersetzen und zu verdrängen. So bleibt Zweitheilung des Weltreiches die Signatur der Regierung Konstantins, ungeachtet dessen, daß er gerade eine streng geregelte Beamtenherrschaft einrichtete, die freilich mit ihrer Bestechlichkeit, Vielschreiberei, papiernem Formalismus und polizeilicher Bevormundung dem Reiche neue Kräfte nicht zuführen konnte, immerhin aber doch in vieler Hinsicht eine geregelte Verwaltung mit festen Traditionen und damit dem innerlich schon so zerrütteten Volke noch ein lang dauerndes staatliches Dasein sicherte. Die Betrachtung des aus Konstantins Schöpfung sich entwickelnden byzantinischen Staates erinnert an den Ausspruch des größten französischen Historikers unserer Zeit: „So schlecht eine Regierung auch sei, so giebt es etwas Schlimmeres, das ist die Aufhebung aller Regierung." Regieren aber that das Beamtenthum der Byzantiner gründlich.

22. Mai 337 Konstantin starb am 22. Mai 337 und sogleich zeigte sich, daß die Reichseinheit, die der gewaltige Staatsmann erhalten hatte, nur eine äußerliche sei, ja, daß eben er selbst der Spaltung vorgearbeitet habe. Daß aber die griechisch-orientalische Welt sich von der romanisch-europäischen abtrennte, lag so sehr in der Natur der Dinge, daß es vielleicht eben ein Zeichen von Konstantins staatsmännischer Größe ist, dem vorgearbeitet zu haben, denn was in der natürlichen Entwickelung der Zukunft liegt, soll der Staatsmann regeln und beherrschen, nicht zu verhindern suchen. Jedenfalls aber hätte diese Entwickelung besser und ruhiger sein können, und hier muß man doch sagen, daß Konstantin es versäumte, die Erbfolge in monarchischem Sinne fest und unerschütterlich zu regeln. Gleich nach seinem Tode brachen unter seinen Erben blutige Thronstreitigkeiten aus, bei denen schließlich einer der Söhne Konstantins, Konstantius, das Reich ganz gewinnt, nachdem aber doch schon einige Zeit er nur den Osten, sein Bruder Konstans den Westen beherrscht hat, und so die Zweitheilung des Reiches zum Ausdruck gekommen war.

Indessen die Herrschaft des Konstantius nahm ein Ende wie einst die der Kaiser des 3. Jahrhunderts, die Armee begann wieder den Thron zu vergeben, und sie erhob auf ihn des Kaisers Vetter **Julianus**,

welcher sich schnell des gesammten Westens bemächtigte und dann, durch des Konstantius bald erfolgenden Tod Alleinherrscher wurde. Bekannt ist, daß dieser tüchtige und begabte Mann mit Anspannung aller Kraft den Versuch unternahm, dem Christenthume die gewonnene Herrschaft wieder zu entreißen, das Heidenthum wieder zu beleben. In solchem Konflikte begriffen, dessen Hoffnungslosigkeit wir klar erkennen, ist des Julianus Gestalt für uns eine tragische in der Weltgeschichte wie die des Saul, aber sie kann doch nur deshalb so auf uns wirken, weil sein Bestreben auch gute Gründe innerer Berechtigung hatte, nicht ein unsinniges, unbedingt schädliches war. Tragisch erscheint uns ein Philipp II. nicht. Und die innere Berechtigung des Julian lag darin, daß hier wie in allen weltgeschichtlich großen Konflikten nicht auf einer Seite allein Recht und Wahrheit ist. Unser Wesen beruht allerdings durchaus auf dem Christenthume, würde ohne dasselbe zerfallen, aber dennoch ist nicht zu leugnen, daß das Große und Schöne in Kunst und Poesie heidnisch ist, man sehe Shakespeare, darin ist so wenig ein Funke von Christenthum wie im Nibelungenlied oder in Goethe oder in dem mächtigsten aller poetischen Werke, den homerischen Gedichten. Die wunderbare Schönheit der antiken Bildhauerei verherrlicht und vergöttlicht den Menschen, und die großen Maler des Cinquecento waren meist Heiden. Ja es sind Kunst und Poesie heidnisch, denn sie sind der Kultus des menschlich Schönen, aber ganz ohne dieses Heidenthum vermöchte doch die Menschheit ein volles Dasein nicht zu führen. Das Christenthum der Apostel, ja im letzten Grunde die Lehre Christi selbst, verdammt und verleugnet den Sinnengenuß, hohe Blüthe in Poesie und Kunst ist aber ohne Sinnlichkeit nicht denkbar. Dennoch aber giebt es für uns keine erhabenere Lehre als die, welche „das ganze Gesetz und die Propheten" zusammenfaßt in die zwei Gebote der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten. Wir würden untergehen ohne das Christenthum, wie aber könnten wir leben ohne jede Poesie, jede Kunst? Freilich haben Menschen gelebt ein volles inhaltsreiches Dasein in ganzlicher Abwendung vom Sinnlichen, während das Umgekehrte kaum je ein menschliches Leben zu vollem Genügen hat gelangen lassen. So muß freilich bei einem Konflikte Homer vor dem Apostel Paulus weichen, denn allerdings im Grunde widersprechen sie sich, und so mußte

des Julian Lebensaufgabe scheitern, während er andererseits doch etwas Berechtigtes vertheidigte, den heidnischen Kultus des Schönen.

Man könnte sagen, daß es wohl nicht die Aufgabe der Weltgeschichte sei, so bei dem Geschicke einer Persönlichkeit zu verweilen, denn es handelt sich hier wirklich nur um das tragische Geschick einer Persönlichkeit, da des Julian Versuch das Christenthum zu stürzen, das Heidenthum wiederherzustellen, keine weltgeschichtliche Wirkung hinterließ, jedoch ich schreibe ja nicht Weltgeschichte, sondern entwerfe einige Federzeichnungen als Umrisse zu derselben. Freilich besteht die Weltgeschichte aus Millionen Einzelgeschichten der Menschen, aber doch ist das Einzelleben nie Inhalt der Weltgeschichte. Ja, auch die Summe aller Einzelleben bildet immer noch nicht den ganzen Inhalt der Weltgeschichte. Diese ist wie ein großer Kreis, dessen Umfang die unzähligen kleineren excentrischen Kreise der menschlichen Einzelleben mehr oder weniger berühren, nie aber vollständig mit ihm zusammenfallen. Indem wir mit Weltgeschichte uns beschäftigen, versuchen wir eben, uns über das Individuelle zu erheben und die großen, das Ganze beherrschenden Strömungen zu erkennen, sie allein herauszuheben, ein Versuch, dessen Ergebniß bei unserer endlichen und beschränkten Natur immer ein unvollkommenes, der Wahrheit nur sich annäherndes bleiben muß. Dagegen ließe sich denken, daß von einem noch höheren übermenschlichen Standpunkte aus die gesammten Jahrtausende der Menschengeschichte, vergangene und noch kommende, so in einem leitenden Gedanken sich ausdrücken ließen, daß alle Geschichte unserer Erde eine halbe Druckseite füllen würde, und ihr Inhalt doch erschöpfend wiedergegeben sei.

Auch das wirft ein tragisches Moment in Julians Leben, daß er es war, der — noch als Cäsar — als Letzter durch einen Sieg germanisches Vordringen über den Rhein, d. h. das unausbleiblich kommende Schicksal für die Römerherrschaft, für den Augenblick hemmte,
357 indem er 357 bei Straßburg die Alemannen schlug. Sein Ende war der Tod von Feindeshand; nach kaum zwanzigmonatlicher Regierung fiel er in einem großen, bis dahin siegreichen Kriege gegen die Perser und sein wiederum von der Armee ernannter Nachfolger, Jovianus, schloß dann sogleich einen übereilten und geradezu schmählichen Frieden mit diesem Gegner. Nach des Jovianus ebenfalls bald erfolgendem Tode entscheidet abermals die Armee über die Besetzung des Thrones, sie

erhebt den Valentinian; die Zustände sind jetzt wie ein Jahrhundert früher, die Soldaten ernennen die Kaiser, nur darin sind sie gemildert, daß die Soldaten nicht mehr wie damals die Kaiser auch tödten. Schon aber ward der Keim zur Zweitheilung des Reiches, den Konstantin gelegt hatte, fruchtbar, der neue Herrscher überträgt seinem Bruder Valens den Osten, beherrscht selbst nur den Westen.

Und nun gerade brach die gewaltige unter dem Namen Völkerwanderung bekannte Bewegung über die damalige Kulturwelt herein. Es war diese Bewegung der verstärkte anschwellende Erguß eines schon seit Urzeiten andauernden Abflusses der Völker aus Hochasien nach Westen, nach Europa. Zuerst die Kelten, ihnen folgend die Germanen besiedelten Europa, die finnische Urbevölkerung allenthalben verdrängend, vernichtend. Nun aber vermochten die Germanen selbst nicht mehr mit dem vorhandenen Landgebiete auszukommen, kinderreiche Ehen, unvollkommene und gebundene Ackerwirthschaft und der jungen Völkern eigene kriegerische Drang trieben sie über die Grenzen. Jedoch erst ein neuer Anstoß von Asien her gab der ganzen Bewegung den großartigen, gewaltig umfassenden Karakter, der sie eben zu der geschichtlich so bedeutsamen und wirksamen Völkerwanderung gemacht hat. Dieser Anstoß war das Erscheinen der Hunnen in Europa. Wir wissen nichts von den Umständen, unter denen, den Gründen, aus welchen diese mongolisch-turkmenischen Stämme aus dem inneren Asien aufgebrochen sind, in bereits gewaltigen Massen erschienen sie Mitte des 4. Jahrhunderts in dem jetzigen Südrußland und begannen alles ihnen Entgegenstehende zu unterjochen, zu vernichten, zu verdrängen. Ihr erster Stoß traf die Ostgothen, die, ursprünglich von der Küste der Ostsee aus dem Gebiete der Weichsel hergekommen, jetzt hier zwischen Don und Dnjestr siedelten und die schnell vor den Hunnen erlagen. Zwar sind daran innere Uneinigkeit und Mangel an Unterstützung derselben durch die stammverwandten Westgothen, also richtige deutsche Fehler, sehr schuld, doch aber bleibt es merkwürdig, wie diese Gothen, den Romern und Griechen so unbedingt überlegene, gefürchtete Gegner, deren Fahnen bald überall siegreich in Griechenland und Italien wehen sollten, vor den Hunnen in geradezu furchtbarem Schrecken nicht Stand zu halten vermochten. Es muß das wohl daran gelegen haben, daß Letztere als asiatisches Reitervolk plötzlich und in Masse auftraten, während die Gothen nach

Germanenart in mehr oder weniger vereinzelten Gehöften, nicht aber in geschlossenen Ortschaften wohnten, daher jedem solchen Anfalle erliegen mußten. Wollen wir für uns eine Lehre hieraus ziehen, so könnte es nur die sein, nicht schon im Frieden durch russische Aufschneidereien über die Masse und die Unwiderstehlichkeit der Kasakenschwärme und durch Erzählungen über die Wildheit ihrer Kriegführung uns in eine grundlose Furcht versetzen zu lassen, damit nicht ihr Erscheinen im Kriege durch den Schrecken unserer Landbewohner eine Wirkung gewinne, die sie thatsächlich auszuüben nicht fähig sind.

375 Nach den Ostgothen kam 375 die Reihe des Hunnenkrieges an die Westgothen. Diese, vom Dnjestr bis Siebenbürgen angesessen, waren damals innerlich gespalten infolge des Eindringens des Christenthums bei ihnen, dessen größter Lehrer und Verbreiter unter ihnen ihr Bischof, der als Bibelübersetzer so berühmte Wulfila, war. Auch sie vermochten der Hunnenmacht nicht zu widerstehen, und ihre größere Masse wich über die Donau, welche die Grenze bildete, auf den Boden des Römerreiches nach geschlossenem Vertrage mit dem Kaiser Valens. Aber das verderbte byzantinische Beamtenthum verletzt die Abmachungen, die Westgothen greifen zur Selbsthülfe, und dieser so schnell vor den Hunnen
9. Aug. 378 gewichene Volksstamm wirft in der Schlacht bei Adrianopel 9. August 378 die Macht der Oströmer völlig nieder, Kaiser Valens selbst fällt. Zeigte sich im weiteren Verlaufe auch schließlich das alte Kulturland doch noch den Barbaren überlegen, so waren andererseits die Barbaren doch auch schon zu mächtig, als daß man noch ganz ihrer Herr hätte werden können, sie blieben im oströmischen Reiche, wurden aber Bundesgenossen, und so war der Anfang vom Ende des römischen Weltreiches gegeben, die Germanen hatten in seinen Grenzen Fuß gefaßt.

In der Westhälfte des Reiches war nach des Kaisers Valentinian Tode eine Doppelregierung seiner Söhne Gratian und Valentinian II. eingetreten, wobei jedoch Gratian das Ansehen des Oberherren genoß und als sein Oheim, der Kaiser der Osthälfte, Valens gefallen war, da erhob er selbst einen der angesehensten Generale, den Theodosius, an dessen Stelle zum Augustus. Diesem gelang es dann noch einmal nach dem Tode der anderen Augusti, Gratian und Valentinian II., und

Besiegung der Prätendenten, Clemens Maximus und Eugenius, das gesammte Reich, Westen und Osten, in seiner Hand zusammenzufassen, aber schon war es unmöglich geworden es wieder zu einer wirklichen dauernden Einheit zu gestalten Zu all den anderen Gründen innerer Auflösung und Entzweiung trat jetzt noch der seit dem Konzil von Nikäa festgelegte Gegensatz zwischen Athanasianern und Arianern hinzu, welcher nunmehr gerade noch einschneidendere Bedeutung gewann dadurch, daß Theodosius vermittelst des Konzils von Konstantinopel die Lehre des Athanasius auch für die Osthälfte des Reiches, wo die des Arius noch vorgewaltet hatte, zur allein berechtigten erhob, den Arianismus mit Anwendung harter Mittel zu unterdrücken trachtete. Wir haben allen Grund Antheil an dieser Erscheinung zu nehmen, ist ja doch das Gleiche lange Zeit hindurch auch unseres Vaterlandes Schicksal gewesen, nur mit anderem Ausgange, denn der athanasianischen Lehre gelang es schließlich wirklich die „katholische" zu werden, den Arianismus als Irrglauben auszurotten, Deutschland lernte nach den schweren Religionskämpfen des 16. und vor Allem des 17. Jahrhunderts im 18. die Gleichberechtigung beider Bekenntnisse ertragen, ja bald als werthvolle Errungenschaft schätzen, erst im 19. Jahrhunderte traten wieder die Anzeichen ultramontaner Unduldsamkeit und päpstlicher Herrschaftsansprüche bedrohlich hervor; mögen beide Theile sich die Lehren der Geschichte zur Warnung dienen lassen, ein Kampf müßte uns tiefer als je in politisches Verderben stürzen, und selbst der vollständige Sieg des einen der beiden Theile würde nicht zu unbedingtem Segen ausschlagen. Sehen wir doch dieses an dem allzu ausschließlich katholisch gewordenen Spanien und andererseits sehen wir gerade jetzt, wie das allzu ausschließlich protestantisch gewordene England verlernt hat der römischen Kirche gewachsen zu bleiben und mehr und mehr vor ihr erliegt.

Die Reichseinheit, äußerlich wie sie nur war, überlebte denn auch den Theodosius nicht, als dieser am 17. Januar 395 starb. Seine 17 Jan. 395
beiden Söhne, der ältere Arkadius und der jüngere Honorius, oder vielmehr Beider leitende allmächtige Minister, der Gallier Rufinus, und der Germane Stilicho einigten sich dahin, daß dem Ersteren der Kaisersöhne der Osten, dem Letzteren der Westen zufiel, und von da an blieb die Trennung endgültig, vertiefte sich der Gegensatz immer mehr. Aber schon regte sich übermächtig das neu eingedrungene fremde Element,

die Germanen, und Oſt- und Weſtreich mußten es empfinden. Eine gewaltige Perſönlichkeit erhob ſich damals unter den im Oſtreiche angeſiedelten Weſtgothen, der von ihnen noch im Todesjahre des Theodoſius als König anerkannte Alarich. Der Ausdruck, den Homer von ſeinen Göttern häufig gebraucht, *κύδεϊ γαίων*, kennzeichnet ſo recht, wie wir uns das Gefühl der großen Germanenhäuptlinge der Völkerwanderung vorzuſtellen haben, trotzig der eigenen Kraft vertrauend, höchſten, oft furchtbaren Ruhm erringend, mag ſonſt auch rings die Welt zuſammenſtürzen.

Zunächſt verwüſtete und zerſtampfte Alarich Griechenland ſo gründlich, daß er für alle Zeiten als vorbildlich darin gelten kann, wie feindliches Land zur Wüſte zu machen, der Volksfeind gänzlich zu vernichten iſt. Nach kurzer Raſt in Illyrien warf er ſich ſodann auf Italien, zwar wies ihn dieſesmal noch Stilicho zurück, als aber dieſer ermordet
408 gefallen war, 408, brach Alarich wiederum in die Halbinſel ein, um nun als ihr Gebieter zwei Jahre lang bis zu ſeinem Tode in ihr zu verweilen, ſie bis an die Südſpitze zu durchziehen, Rom zu brandſchatzen, ja ſelbſt in die Hauptſtadt einzuziehen. Allein eine dauernde Gothenherrſchaft entſtand daraus nicht. Die furchtbare Kriegergeſtalt des Alarich tritt nur als großartiger Vorbote des hereinbrechenden germaniſchen Verhängniſſes auf, nach ihm führt ſein Nachfolger Athaulf ſein
418 Volk nach Gallien und dort findet es dann feſte Wohnſitze, 418.

Inzwiſchen war dieſes aber auch noch zwei anderen germaniſchen Stämmen auf Römererde gelungen, den Vandalen und den Sueven. Dieſelben hatten vereint unter dem Vandalenkönige Guntherich 406 den Rhein überſchritten, ſich in Gallien ausgebreitet, waren ſodann 409 in Spanien eingebrochen und hatten ſich dort feſtgeſetzt. Freilich, wären alle dieſe Germanen eines Sinnes geweſen, ſie hätten überhaupt jetzt ſchon ihre Herrſchaft endgültig an Stelle derjenigen der Römer geſetzt, allein es war eben durchaus nicht Germanenart *ἕς γε μίαν βουλεύειν* und es war nicht Ziel der Weltgeſchichte die Römerherrſchaft durch eine wieder in ſich gleichartige Germanenherrſchaft unmittelbar ablöſen zu laſſen. Weit vielgeſtaltiger, formenreicher und daher auch reicher an lebendigem Inhalte ſollte das neue Europa werden, dahin

Alarich 395–410. Athaulf 410–415. Guntherich 406—428.

aber auch nur auf dem Wege jahrhundertelanger Kämpfe, Aufsteigens und Sinkens zahlreicher Völker gelangen. So als die Vandalen sich Spaniens bemächtigten, waren die Westgothen in Gallien inzwischen schon wieder Bundesgenossen Roms geworden und fochten für dasselbe gegen die Ersteren. Dann wurden die Vandalen selbst von einem Thronprätendenten Roms herbeigerufen sich der Provinz Afrika — das heutige Tunis und Marokko — zu bemächtigen, welches sie dann auch
429 unter ihrem gewaltigen Könige Genserich thaten — die Sueven 429
blieben in Spanien zurück — und dort nun ein Vandalenreich gründeten, dessen der große Feldherr, dem es gelungen war die Leitung der Geschicke Roms damals in seine Hand zu bringen, Aëtius, nicht Herr zu werden vermochte. Ueberhaupt sah Aëtius sich schon vor einer unlösbaren Aufgabe, auf allen Seiten brachen bereits die Völkerwogen durch des Reiches schützende Dämme, am Rhein mußte er die Franken, in Gallien die Burgunder und die Westgothen bekämpfen und schließlich erhob sich an der Donau eine übermächtige Gefahr in den Hunnen oder vielmehr in dem großen Manne, der diese seit 433 beherrschte und den wir als 433
Attila kennen, vielleicht nicht einmal sein Name, sondern, wie es scheint, die ehrende Herrscherbezeichnung „Väterchen", welche seine Getreuen ihm gaben.

In ihm nennen wir wieder einen der weltgeschichtlich großen Menschen, eine riesige Eroberernatur nach Art Alexanders des Großen und Napoleons I. Seine Eroberung und Herrschaft, der Natur des wilden Hunnenvolkes entsprechend, erinnert durchaus an Letzteren, während er persönlich als vornehmer Mann und edle Natur nichts mit dem gemeinen Korsen, Manches mit dem edlen Macedonier gemeinsam hat. Er ist ein Markstein in der Weltgeschichte und werth es zu sein. Wie uns in der alten Welt die Versuche entgegentreten, dieselbe in eine Einheit zusammenzufassen und wie dann endlich dieses auch gelingt, jedoch nicht in Herrschaft und durch Kriegsthaten eines Einzelnen, sondern in Herrschaft und durch Kriegsthaten eines ganzen Volkes, so zeigt uns auch Attila in dem neu werdenden Europa den ersten Versuch, dasselbe zu einer einheitlichen Herrschaft zusammenzuschmelzen, der dann immer und immer wiederholt wird, ohne jemals

voll zu gelingen, der aber doch in unabläſſiger Arbeit Europa innerlich immer einheitlicher werden und daher zuverſichtlich vorausſehen läßt, daß auch in einer äußeren Form dieſes ſich einſt ausdrücken werde. Der große Hunnenfürſt hatte ſeine Herrſchaft über alles Land zwiſchen Elbe, Oſtſee, Kaspiſchem und Schwarzem Meere ausgedehnt, ſeine hölzerne Hofburg in der ungariſchen Ebene aufgeſchlagen und von dort aus das oſtrömiſche Reich bis unter die Mauern von Byzanz bedrängt, ja faſt unterworfen, denn ſchwere Abgaben mußte es ihm zahlen, dann
451 wandte er ſich 451 gegen Weſtrom. Mit ſeinem Heere, einem der größten der Weltgeſchichte, dem außer ſeinen Hunnen auch zahlreiche Germanenſtämme angehörten — namentlich die Oſtgothen und die Gepiden — drang er längs der Donau über den Rhein nach Gallien hinein vor, dort trat ihm Aëtius entgegen, der es, eine ungeheuere Leiſtung in damaliger Zeit, vermocht hatte die ſo verſchiedenen Völkerſchaften des Weſtreiches zum Widerſtande zu vereinigen, und ſo fochten mit ſeinen römiſchen Truppen die Weſtgothen, ſaliſchen Franken, Burgunder und andere germaniſche Völker Galliens. Alſo wieder traten Germanen gegen Germanen, als nun das Schickſal Europas auf den katalauniſchen Feldern zwiſchen Méry a. Seine und Arcis a. Aube entſchieden wurde.

Der wüthende Angriff Attilas fand überlegenen Widerſtand, vor dem ſchließlichen Gegenſtoße der Weſtgothen mußte der Hunne weichen, ſich in ſeine Wagenburg zurückziehen. Aber hiermit begnügte ſich Aëtius, der letzte entſcheidende Angriff ſeinerſeits erfolgte nicht. Der Spruch der Geſchichte war hier dahin gefallen, daß Europa unter antiker Kultur germaniſch werden ſollte, noch aber waren die beiden Elemente der Zukunft, Römerthum und Germanenthum, zu uneins, als daß ſie einen vollen Sieg über alles Entgegenſtehende hätten davontragen können. Aëtius hätte die Weſtgothen fürchten müſſen, wenn Attila zwiſchen Seine und Aube vernichtet wurde, und die Weſtgothen hätten nach ſolchem Erfolge des Aëtius leicht die Macht Roms als bedrohlich geworden empfunden. Dieſer innere Zwieſpalt, dieſe Unreife des werdenden Europa rettet Attila. Wie oft haben nicht ähnliche Zuſtände und Erwägungen 1813 und 1814 Napoleon vor ſicherem Verderben gerettet, wie oft wirkten ſie bei den Gegnern Friedrichs des Großen zu ſeiner Rettung mit und wie würden ſie ſich ſchnell geltend machen, wenn ein-

mal das unnatürliche Bündniß Rußland—Frankreich auf gemeinſamem Schlachtfelde ſeine Kräfte einſetzen ſollte. Andererſeits zeigt die Oberherrſchaft, die Attila zwanzig Jahre hindurch über Europa ausübte, wie ſtark ein Volk durch bloße Maſſe wirken kann, ſobald dieſe Maſſe durch ein Genie geleitet wird, auch wenn das Volk an Kultur ärmer iſt als ſein Gegner, ja ſogar dann, wenn es eigener Zukunft völlig bar iſt. So iſt und bleibt Rußland drohend für Europa durch ſeine Maſſen und fände es ein Genie, ſo könnte es trotz ſeiner großen inneren Schwächen den Erdtheil unterjochen, allerdings wohl nicht für lange Dauer.

Attila war groß und umſichtig genug, um dem Spruche des Schickſales ſich zu fügen, er zog ſich in ſein Oſtreich zurück, nicht jedoch als Beſiegter, denn ſchon ein Jahr ſpäter erſcheint er in Italien, wo zwar die feſten Städte ſeinem Reiterheere widerſtehen, dennoch aber zur Rettung Roms ihm eine Geſandtſchaft bittend naht, an deren Spitze Papſt Leo I. ſtand. Papſt dürfen wir ſchon ſagen, denn wir berühren hiermit das dritte der Machtelemente, das von nun an die politiſche Geſchichte Europas neben den beiden anderen — dem römiſchen Kaiſerthume und den Germanen — beſtimmt, das Papſtthum. Unmerklich, unerkannt in ſeiner Bedeutung, wie alles menſchlich Große, hatte es ſich in den letzten beiden Jahrhunderten entwickelt, als ein Geringer unter Gleichgeſtellten hatte der römiſche Biſchof noch zur Zeit des Konzils von Nikäa dageſtanden, auch jetzt noch war er in der Hauptſache nur Biſchof der Stadt, die Herrin der Welt geweſen, aber dieſe Bedeutung der Stadt gab ihm ein Uebergewicht über weniger bedeutende Biſchofsſitze und deren Inhaber, ja gerade damals zu Leos Zeit ward im Konzile von Chalkedon der Vorrang des Biſchofs von Rom ſogar vor dem von Konſtantinopel anerkannt, wenn auch von einer wahrhaft päpſtlichen Stellung im Sinne unſerer Zeit noch kaum die Anfänge vorhanden waren, aber in ununterbrochenem anderthalbtauſendjährigen Siegeslaufe ſollte von nun an die Macht der römiſchen Kirche ſich mehr und mehr entwickeln, in dem Papſtthume ſich verkörpern und daſſelbe zu der heute erreichten Stellung der größten Herrſchaftspotenz der Welt erheben.

Dieſes Auftreten Attilas in Oberitalien iſt ſeine letzte geſchichtliche Handlung, nur ein Jahr ſpäter ſtirbt er noch in der Fülle ſeiner

8. 10. 451—1. 11. 451 Konzil von Chalkedon.

Kraft und sogleich, wie mit einem Schlage, verschwinden die Hunnen völlig aus der Geschichte. An ihre Stelle treten an der Donau die Ostgothen, die bald für Rom und Byzanz ein noch ernsterer Gegner werden sollten. Es ist dieses 5. Jahrhundert dasjenige, in welchem das Uebergewicht der neu entstehenden germanischen Welt über die absterbende antike sich zur Reife entwickelt und mit seinem Ablaufe ist die Letztere durch die Erstere ersetzt. Im Westreiche werden die Trümmer des Alterthumes mehr und mehr von den neuen Herren aufgesogen und in ihr eigen Fleisch und Blut verwandelt, das Ostreich scheidet sich ab und führt ein Scheinleben für sich, aber unter diesen Verhältnissen gelang es diesem, welches etwas weniger fremdem Einflusse unmittelbar unterlag eine, wenn auch nicht der That, so doch dem Ansehen nach vorherrschende und das Westreich überhöhende Stellung zu gewinnen, es konnte sogar von ihm, wo doch immer noch im Gegensatze zu all den germanischen Emporkömmlingen der Nachkomme der römischen Kaiser herrschte, in den Augen der Menschen Legitimität für das Westreich ausgehen, und dieser Umstand erhielt mächtig sein Ansehen, unter Formen, Ansprüchen und alten Erinnerungen verbarg es mit Erfolg seine innere Nichtigkeit:

„Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn."

Damals kurz nach des großen Hunnenherrschers Tode — auch
454 Aëtius war, 454 ermordet gefallen — waren West- wie Ostreich wieder der Unsicherheit in der Thronfolge und damit solcher Schwäche verfallen, daß der Vandalenkönig Genserich es wagen konnte, von
455 Afrika aus 455 in Italien einzufallen, ja sogar Rom auszuplündern, an und für sich nur ein Raubzug großen Styles, wie ihrer in der Zeit der Völkerwanderung so viele vorkommen, wichtig aber doch als ein neues Anzeichen des immer stärkeren Uebergewichtes, welches das germanische Element gewann: die ephemeren Kaiser des Westreiches, welche die nächsten zwei Dezennien ausfüllen, werden jetzt schon von den Germanen selbst eingesetzt, insbesondere durch den allmächtigen Feldherren Ricimer. Währenddem beherrschten die Vandalen das Mittelmeer, verwüsteten die Küstenländer, und die Westgothen breiteten sich zunächst in Gallien weiter aus, bis sie alles Land südlich und westlich der Loire und der Rhone besaßen, dann, von 477 ab, unter-

warfen ſie ſich Spanien. Aber hinter ihnen folgten ſchon von Nordoſten her Andere, Stärkere, welchen beſchieden war, die eigentlichen Erben Roms zu werden, die Franken. Dieſe ſaßen damals am Mittelrheine und in Nordfrankreich, im Kampfe mit den Alemannen des rechten Rhein-Ufers und ihnen im Ganzen überlegen.

Die weſtrömiſche Welt war ſchon ſo germaniſch theils geworden, theils durchtränkt, daß ſie nicht mehr auf eigenen Füßen ſtand, und nur das Siegel auf den neuen Zuſtand war es, wenn jetzt ſang- und klanglos das römiſche Kaiſerthum, der Vertreter dieſer ganzen hingeſchwundenen Welt, auch verſchwand. Ein nach Italien gekommener und zum Häuptling verſchiedenartiger germaniſcher Schaaren — Rugier, Skiren, Heruler — gewordener Abenteurer, Odoaker, war es, der 476 den 476
letzten ſogenannten Kaiſer Romulus, ſpottweiſe Auguſtulus genannt, vertreibt und ſich an ſeiner Stelle der Herrſchaft bemächtigt. Allein die Söldnerhaufen des Odoaker bildeten doch kein Volk, und die Anerkennung Konſtantinopels, die ihm gewährt wurde, war nur ein unſicherer, bei Aenderung der Verhältniſſe widerruflicher Rechtstitel. Gerade unter der Aegide des Oſtreiches war es, daß bald darauf Theoderich, König der Oſtgothen, 489 in Oberitalien erſchien, Odoaker 489
ſchlug und nach wenigen Jahren die ganze Halbinſel in ſeine Gewalt brachte. Odoaker muß nach hartnäckiger Vertheidigung in Ravenna ſich 493 ergeben und wird bald darauf von Theoderich ermordet. So 493
war nun ganz und völlig das Germanenthum an Stelle der Römerherrſchaft in deren eigenſter Heimath getreten. Jedoch die ſchweren Nöthe ſolcher Uebergangszeit offenbarten ſich ſogleich. Stufenweiſe hatte ſich die Germanenherrſchaft entwickelt, wie alles Menſchliche aus unvollkommener Form in vollkommenere übergehend. Ein Stilicho, ein Ricimer hatten, ſelbſt Germanen, durch die Römer über die Römer geherrſcht, waren ſelbſt faſt Römer geworden, ein Odoaker herrſcht bereits durch Germanenkraft, aber nur vereinzelte, militäriſche, Theoderich macht ſein geſammtes Volk auf älteſtem Römerboden anſaſſig, übernimmt aber damit die Aufgabe die Tüchtigkeit der Germanennatur mit der alten Kultur zu vereinigen und führt ſo ſein Volk einem tief tragiſchen Schickſale entgegen, denn dieſe Aufgabe war damals noch unlösbar.

Theoderich 475—30. S. 526.

des Julian Lebensaufgabe scheitern, während er andererseits doch etwas Berechtigtes vertheidigte, den heidnischen Kultus des Schönen.

Man könnte sagen, daß es wohl nicht die Aufgabe der Weltgeschichte sei, so bei dem Geschicke einer Persönlichkeit zu verweilen, denn es handelt sich hier wirklich nur um das tragische Geschick einer Persönlichkeit, da des Julian Versuch das Christenthum zu stürzen, das Heidenthum wiederherzustellen, keine weltgeschichtliche Wirkung hinterließ, jedoch ich schreibe ja nicht Weltgeschichte, sondern entwerfe einige Federzeichnungen als Umrisse zu derselben. Freilich besteht die Weltgeschichte aus Millionen Einzelgeschichten der Menschen, aber doch ist das Einzelleben nie Inhalt der Weltgeschichte. Ja, auch die Summe aller Einzelleben bildet immer noch nicht den ganzen Inhalt der Weltgeschichte. Diese ist wie ein großer Kreis, dessen Umfang die unzähligen kleineren excentrischen Kreise der menschlichen Einzelleben mehr oder weniger berühren, nie aber vollständig mit ihm zusammenfallen. Indem wir mit Weltgeschichte uns beschäftigen, versuchen wir eben, uns über das Individuelle zu erheben und die großen, das Ganze beherrschenden Strömungen zu erkennen, sie allein herauszuheben, ein Versuch, dessen Ergebniß bei unserer endlichen und beschränkten Natur immer ein unvollkommenes, der Wahrheit nur sich annäherndes bleiben muß. Dagegen ließe sich denken, daß von einem noch höheren übermenschlichen Standpunkte aus die gesammten Jahrtausende der Menschengeschichte, vergangene und noch kommende, so in einem leitenden Gedanken sich ausdrücken ließen, daß alle Geschichte unserer Erde eine halbe Druckseite füllen würde, und ihr Inhalt doch erschöpfend wiedergegeben sei.

Auch das wirft ein tragisches Moment in Julians Leben, daß er es war, der — noch als Cäsar — als Letzter durch einen Sieg germanisches Vordringen über den Rhein, d. h. das unausbleiblich kommende Schicksal für die Römerherrschaft, für den Augenblick bemmte,
357 indem er 357 bei Straßburg die Alemannen schlug. Sein Ende war der Tod von Feindeshand; nach kaum zwanzigmonatlicher Regierung fiel er in einem großen, bis dahin siegreichen Kriege gegen die Perser und sein wiederum von der Armee ernannter Nachfolger, Jovianus, schloß dann sogleich einen übereilten und geradezu schmählichen Frieden mit diesem Gegner. Nach des Jovianus ebenfalls bald erfolgendem Tode entscheidet abermals die Armee über die Besetzung des Thrones, sie

erhebt den Valentinian; die Zustände sind jetzt wie ein Jahrhundert früher, die Soldaten ernennen die Kaiser, nur darin sind sie gemildert, daß die Soldaten nicht mehr wie damals die Kaiser auch tödten. Schon aber ward der Keim zur Zweitheilung des Reiches, den Konstantin gelegt hatte, fruchtbar, der neue Herrscher überträgt seinem Bruder Valens den Osten, beherrscht selbst nur den Westen.

Und nun gerade brach die gewaltige unter dem Namen Völkerwanderung bekannte Bewegung über die damalige Kulturwelt herein. Es war diese Bewegung der verstärkte anschwellende Erguß eines schon seit Urzeiten andauernden Abflusses der Völker aus Hochasien nach Westen, nach Europa. Zuerst die Kelten, ihnen folgend die Germanen besiedelten Europa, die finnische Urbevölkerung allenthalben verdrängend, vernichtend. Nun aber vermochten die Germanen selbst nicht mehr mit dem vorhandenen Landgebiete auszukommen, kinderreiche Ehen, unvollkommene und gebundene Ackerwirthschaft und der jungen Völkern eigene kriegerische Drang trieben sie über die Grenzen. Jedoch erst ein neuer Anstoß von Asien her gab der ganzen Bewegung den großartigen, gewaltig umfassenden Karakter, der sie eben zu der geschichtlich so bedeutsamen und wirksamen Völkerwanderung gemacht hat. Dieser Anstoß war das Erscheinen der Hunnen in Europa. Wir wissen nichts von den Umständen, unter denen, den Gründen, aus welchen diese mongolisch-turkmenischen Stämme aus dem inneren Asien aufgebrochen sind, in bereits gewaltigen Massen erschienen sie Mitte des 4. Jahrhunderts in dem jetzigen Südrußland und begannen alles ihnen Entgegenstehende zu unterjochen, zu vernichten, zu verdrängen. Ihr erster Stoß traf die Ostgothen, die, ursprünglich von der Küste der Ostsee aus dem Gebiete der Weichsel hergekommen, jetzt hier zwischen Don und Dnjestr siedelten und die schnell vor den Hunnen erlagen. Zwar sind daran innere Uneinigkeit und Mangel an Unterstützung derselben durch die stammverwandten Westgothen, also richtige deutsche Fehler, sehr schuld, doch aber bleibt es merkwürdig, wie diese Gothen, den Römern und Griechen so unbedingt überlegene, gefürchtete Gegner, deren Fahnen bald überall siegreich in Griechenland und Italien wehen sollten, vor den Hunnen in geradezu furchtbarem Schrecken nicht Stand zu halten vermochten. Es muß das wohl daran gelegen haben, daß Letztere als asiatisches Reitervolk plötzlich und in Masse auftraten, während die Gothen nach

Germanenart in mehr oder weniger vereinzelten Gehöften, nicht aber in geschlossenen Ortschaften wohnten, daher jedem solchen Anfalle erliegen mußten. Wollen wir für uns eine Lehre hieraus ziehen, so könnte es nur die sein, nicht schon im Frieden durch russische Aufschneidereien über die Masse und die Unwiderstehlichkeit der Kasakenschwärme und durch Erzählungen über die Wildheit ihrer Kriegführung uns in eine grundlose Furcht versetzen zu lassen, damit nicht ihr Erscheinen im Kriege durch den Schrecken unserer Landbewohner eine Wirkung gewinne, die sie thatsächlich auszuüben nicht fähig sind.

375 Nach den Ostgothen kam 375 die Reihe des Hunnenkrieges an die Westgothen. Diese, vom Dnjestr bis Siebenbürgen angesessen, waren damals innerlich gespalten infolge des Eindringens des Christenthums bei ihnen, dessen größter Lehrer und Verbreiter unter ihnen ihr Bischof, der als Bibelübersetzer so berühmte Wulfila, war. Auch sie vermochten der Hunnenmacht nicht zu widerstehen, und ihre größere Masse wich über die Donau, welche die Grenze bildete, auf den Boden des Römerreiches nach geschlossenem Vertrage mit dem Kaiser Valens. Aber das verderbte byzantinische Beamtenthum verletzt die Abmachungen, die Westgothen greifen zur Selbsthülfe, und dieser so schnell vor den Hunnen
9. Aug. 378 gewichene Volksstamm wirft in der Schlacht bei Adrianopel 9. August 378 die Macht der Oströmer völlig nieder, Kaiser Valens selbst fällt. Zeigte sich im weiteren Verlaufe auch schließlich das alte Kulturland doch noch den Barbaren überlegen, so waren andererseits die Barbaren doch auch schon zu mächtig, als daß man noch ganz ihrer Herr hätte werden können, sie blieben im oströmischen Reiche, wurden aber Bundesgenossen, und so war der Anfang vom Ende des römischen Weltreiches gegeben, die Germanen hatten in seinen Grenzen Fuß gefaßt.

In der Westhälfte des Reiches war nach des Kaisers Valentinian Tode eine Doppelregierung seiner Söhne Gratian und Valentinian II. eingetreten, wobei jedoch Gratian das Ansehen des Oberherren genoß, und als sein Oheim, der Kaiser der Osthälfte, Valens gefallen war, da erhob er selbst einen der angesehensten Generale, den Theodosius, an dessen Stelle zum Augustus. Diesem gelang es dann noch einmal nach dem Tode der anderen Augusti, Gratian und Valentinian II., und

Besiegung der Prätendenten, Clemens Maximus und Eugenius, das gesammte Reich, Westen und Osten, in seiner Hand zusammenzufassen, aber schon war es unmöglich geworden es wieder zu einer wirklichen dauernden Einheit zu gestalten. Zu all den anderen Gründen innerer Auflösung und Entzweiung trat jetzt noch der seit dem Konzil von Nikäa festgelegte Gegensatz zwischen Athanasianern und Arianern hinzu, welcher nunmehr gerade noch einschneidendere Bedeutung gewann dadurch, daß Theodosius vermittelst des Konzils von Konstantinopel die Lehre des Athanasius auch für die Osthälfte des Reiches, wo die des Arius noch vorgewaltet hatte, zur allein berechtigten erhob, den Arianismus mit Anwendung harter Mittel zu unterdrücken trachtete. Wir haben allen Grund Antheil an dieser Erscheinung zu nehmen, ist ja doch das Gleiche lange Zeit hindurch auch unseres Vaterlandes Schicksal gewesen, nur mit anderem Ausgange, denn der athanasianischen Lehre gelang es schließlich wirklich die „katholische" zu werden, den Arianismus als Irrglauben auszurotten, Deutschland lernte nach den schweren Religionskämpfen des 16. und vor Allem des 17. Jahrhunderts im 18. die Gleichberechtigung beider Bekenntnisse ertragen, ja bald als werthvolle Errungenschaft schätzen, erst im 19. Jahrhunderte traten wieder die Anzeichen ultramontaner Unduldsamkeit und päpstlicher Herrschaftsansprüche bedrohlich hervor; mögen beide Theile sich die Lehren der Geschichte zur Warnung dienen lassen, ein Kampf müßte uns tiefer als je in politisches Verderben stürzen, und selbst der vollständige Sieg des einen der beiden Theile würde nicht zu unbedingtem Segen ausschlagen. Sehen wir doch dieses an dem allzu ausschließlich katholisch gewordenen Spanien und andererseits sehen wir gerade jetzt, wie das allzu ausschließlich protestantisch gewordene England verlernt hat der römischen Kirche gewachsen zu bleiben und mehr und mehr vor ihr erliegt.

Die Reichseinheit, äußerlich wie sie nur war, überlebte denn auch den Theodosius nicht, als dieser am 17. Januar 395 starb. Seine 17 Jan. 395
beiden Söhne, der ältere Arkadius und der jüngere Honorius, oder vielmehr Beider leitende allmächtige Minister, der Gallier Rufinus, und der Germane Stilicho einigten sich dahin, daß dem Ersteren der Kaisersöhne der Osten, dem Letzteren der Westen zufiel, und von da an blieb die Trennung endgültig, vertiefte sich der Gegensatz immer mehr. Aber schon regte sich übermächtig das neu eingedrungene fremde Element,

die Germanen, und Oſt- und Weſtreich mußten es empfinden. Eine gewaltige Perſönlichkeit erhob ſich damals unter den im Oſtreiche angeſiedelten Weſtgothen, der von ihnen noch im Todesjahre des Theodoſius als König anerkannte Alarich. Der Ausdruck, den Homer von ſeinen Göttern häufig gebraucht, *κύδεϊ γαίων*, kennzeichnet ſo recht, wie wir uns das Gefühl der großen Germanenhäuptlinge der Völkerwanderung vorzuſtellen haben, trotzig der eigenen Kraft vertrauend, höchſten, oft furchtbaren Ruhm erringend, mag ſonſt auch rings die Welt zuſammenſtürzen.

Zunächſt verwüſtete und zerſtampfte Alarich Griechenland ſo gründlich, daß er für alle Zeiten als vorbildlich darin gelten kann, wie feindliches Land zur Wüſte zu machen, der Volksfeind gänzlich zu vernichten iſt. Nach kurzer Raſt in Illyrien warf er ſich ſodann auf Italien, zwar wies ihn dieſesmal noch Stilicho zurück, als aber dieſer ermordet
408 gefallen war, 408, brach Alarich wiederum in die Halbinſel ein, um nun als ihr Gebieter zwei Jahre lang bis zu ſeinem Tode in ihr zu verweilen, ſie bis an die Südſpitze zu durchziehen, Rom zu brandſchatzen, ja ſelbſt in die Hauptſtadt einzuziehen. Allein eine dauernde Gothenherrſchaft entſtand daraus nicht. Die furchtbare Kriegergeſtalt des Alarich tritt nur als großartiger Vorbote des hereinbrechenden germaniſchen Verhängniſſes auf, nach ihm führt ſein Nachfolger Athaulf ſein
418 Volk nach Gallien und dort findet es dann feſte Wohnſitze, 418.

Inzwiſchen war dieſes aber auch noch zwei anderen germaniſchen Stämmen auf Römererde gelungen, den Vandalen und den Sueven. Dieſelben hatten vereint unter dem Vandalenkönige Guntherich 406 den Rhein überſchritten, ſich in Gallien ausgebreitet, waren ſodann 409 in Spanien eingebrochen und hatten ſich dort feſtgeſetzt. Freilich, wären alle dieſe Germanen eines Sinnes geweſen, ſie hätten überhaupt jetzt ſchon ihre Herrſchaft endgültig an Stelle derjenigen der Römer geſetzt, allein es war eben durchaus nicht Germanenart *ἔς γε μίαν βουλεύειν* und es war nicht Ziel der Weltgeſchichte die Römerherrſchaft durch eine wieder in ſich gleichartige Germanenherrſchaft unmittelbar ablöſen zu laſſen. Weit vielgeſtaltiger, formenreicher und daher auch reicher an lebendigem Inhalte ſollte das neue Europa werden, dahin

Alarich 395–410. Athaulf 410–415. Guntherich 406–428.

aber auch nur auf dem Wege jahrhundertelanger Kämpfe, Aufsteigens und Sinkens zahlreicher Völker gelangen. So als die Vandalen sich Spaniens bemächtigten, waren die Westgothen in Gallien inzwischen schon wieder Bundesgenossen Roms geworden und fochten für dasselbe gegen die Ersteren. Dann wurden die Vandalen selbst von einem Thronprätendenten Roms herbeigerufen sich der Provinz Afrika — das heutige Tunis und Marokko — zu bemächtigen, welches sie dann auch
429 unter ihrem gewaltigen Könige Genserich thaten — die Sueven 429
blieben in Spanien zurück — und dort nun ein Vandalenreich gründeten, dessen der große Feldherr, dem es gelungen war die Leitung der Geschicke Roms damals in seine Hand zu bringen, Aëtius, nicht Herr zu werden vermochte. Ueberhaupt sah Aëtius sich schon vor einer unlösbaren Aufgabe, auf allen Seiten brachen bereits die Völkerwogen durch des Reiches schützende Dämme, am Rhein mußte er die Franken, in Gallien die Burgunder und die Westgothen bekämpfen und schließlich erhob sich an der Donau eine übermächtige Gefahr in den Hunnen oder vielmehr in dem großen Manne, der diese seit 433 beherrschte und den wir als 433
Attila kennen, vielleicht nicht einmal sein Name, sondern, wie es scheint, die ehrende Herrscherbezeichnung „Väterchen", welche seine Getreuen ihm gaben.

In ihm nennen wir wieder einen der weltgeschichtlich großen Menschen, eine riesige Eroberernatur nach Art Alexanders des Großen und Napoleons I. Seine Eroberung und Herrschaft, der Natur des wilden Hunnenvolkes entsprechend, erinnert durchaus an Letzteren, während er persönlich als vornehmer Mann und edle Natur nichts mit dem gemeinen Korsen, Manches mit dem edlen Macedonier gemeinsam hat. Er ist ein Markstein in der Weltgeschichte und werth es zu sein. Wie uns in der alten Welt die Versuche entgegentreten, dieselbe in eine Einheit zusammenzufassen und wie dann endlich dieses auch gelingt, jedoch nicht in Herrschaft und durch Kriegsthaten eines Einzelnen, sondern in Herrschaft und durch Kriegsthaten eines ganzen Volkes, so zeigt uns auch Attila in dem neu werdenden Europa den ersten Versuch, dasselbe zu einer einheitlichen Herrschaft zusammenzuschmelzen, der dann immer und immer wiederholt wird, ohne jemals

voll zu gelingen, der aber doch in unabläſſiger Arbeit Europa innerlich immer einheitlicher werden und daher zuverſichtlich vorausſehen läßt, daß auch in einer äußeren Form dieſes ſich einſt ausdrücken werde. Der große Hunnenfürſt hatte ſeine Herrſchaft über alles Land zwiſchen Elbe, Oſtſee, Kaspiſchem und Schwarzem Meere ausgedehnt, ſeine hölzerne Hofburg in der ungariſchen Ebene aufgeſchlagen und von dort aus das oſtrömiſche Reich bis unter die Mauern von Byzanz bedrängt, ja faſt unterworfen, denn ſchwere Abgaben mußte es ihm zahlen, dann
451 wandte er ſich 451 gegen Weſtrom. Mit ſeinem Heere, einem der größten der Weltgeſchichte, dem außer ſeinen Hunnen auch zahlreiche Germanenſtämme angehörten — namentlich die Oſtgothen und die Gepiden — drang er längs der Donau über den Rhein nach Gallien hinein vor, dort trat ihm Aëtius entgegen, der es, eine ungeheuere Leiſtung in damaliger Zeit, vermocht hatte die ſo verſchiedenen Völkerſchaften des Weſtreiches zum Widerſtande zu vereinigen, und ſo fochten mit ſeinen römiſchen Truppen die Weſtgothen, ſaliſchen Franken, Burgunder und andere germaniſche Völker Galliens. Alſo wieder traten Germanen gegen Germanen, als nun das Schickſal Europas auf den katalauniſchen Feldern zwiſchen Méry a. Seine und Arcis a. Aube entſchieden wurde.

Der wüthende Angriff Attilas fand überlegenen Widerſtand, vor dem ſchließlichen Gegenſtoße der Weſtgothen mußte der Hunne weichen, ſich in ſeine Wagenburg zurückziehen. Aber hiermit begnügte ſich Aëtius, der letzte entſcheidende Angriff ſeinerſeits erfolgte nicht. Der Spruch der Geſchichte war hier dahin gefallen, daß Europa unter antiker Kultur germaniſch werden ſollte, noch aber waren die beiden Elemente der Zukunft, Römerthum und Germanenthum, zu uneins, als daß ſie einen vollen Sieg über alles Entgegenſtehende hätten davontragen können. Aëtius hätte die Weſtgothen fürchten müſſen, wenn Attila zwiſchen Seine und Aube vernichtet wurde, und die Weſtgothen hätten nach ſolchem Erfolge des Aëtius leicht die Macht Roms als bedrohlich geworden empfunden. Dieſer innere Zwieſpalt, dieſe Unreife des werdenden Europa rettet Attila. Wie oft haben nicht ähnliche Zuſtände und Erwägungen 1813 und 1814 Napoleon vor ſicherem Verderben gerettet, wie oft wirkten ſie bei den Gegnern Friedrichs des Großen zu ſeiner Rettung mit und wie würden ſie ſich ſchnell geltend machen, wenn ein-

mal das unnatürliche Bündniß Rußland—Frankreich auf gemeinſamem Schlachtfelde ſeine Kräfte einſetzen ſollte. Andererſeits zeigt die Oberherrſchaft, die Attila zwanzig Jahre hindurch über Europa ausübte, wie ſtark ein Volk durch bloße Maſſe wirken kann, ſobald dieſe Maſſe durch ein Genie geleitet wird, auch wenn das Volk an Kultur ärmer iſt als ſein Gegner, ja ſogar dann, wenn es eigener Zukunft völlig bar iſt. So iſt und bleibt Rußland drohend für Europa durch ſeine Maſſen und fände es ein Genie, ſo könnte es trotz ſeiner großen inneren Schwächen den Erdtheil unterjochen, allerdings wohl nicht für lange Dauer.

Attila war groß und umſichtig genug, um dem Spruche des Schickſales ſich zu fügen, er zog ſich in ſein Oſtreich zurück, nicht jedoch als Beſiegter, denn ſchon ein Jahr ſpäter erſcheint er in Italien, wo zwar die feſten Städte ſeinem Reiterheere widerſtehen, dennoch aber zur Rettung Roms ihm eine Geſandtſchaft bittend naht, an deren Spitze Papſt Leo I. ſtand. Papſt dürfen wir ſchon ſagen, denn wir berühren hiermit das dritte der Machtelemente, das von nun an die politiſche Geſchichte Europas neben den beiden anderen — dem römiſchen Kaiſerthume und den Germanen — beſtimmt, das Papſtthum. Unmerklich, unerkannt in ſeiner Bedeutung, wie alles menſchlich Große, hatte es ſich in den letzten beiden Jahrhunderten entwickelt, als ein Geringer unter Gleichgeſtellten hatte der römiſche Biſchof noch zur Zeit des Konzils von Nikäa dageſtanden, auch jetzt noch war er in der Hauptſache nur Biſchof der Stadt, die Herrin der Welt geweſen, aber dieſe Bedeutung der Stadt gab ihm ein Uebergewicht über weniger bedeutende Biſchofsſitze und deren Inhaber, ja gerade damals zu Leos Zeit ward im Konzile von Chalkedon der Vorrang des Biſchofs von Rom ſogar vor dem von Konſtantinopel anerkannt, wenn auch von einer wahrhaft päpſtlichen Stellung im Sinne unſerer Zeit noch kaum die Anfänge vorhanden waren, aber in ununterbrochenem anderthalbtauſendjährigen Siegeslaufe ſollte von nun an die Macht der römiſchen Kirche ſich mehr und mehr entwickeln, in dem Papſtthume ſich verkörpern und daſſelbe zu der heute erreichten Stellung der größten Herrſchaftspotenz der Welt erheben.

Dieſes Auftreten Attilas in Oberitalien iſt ſeine letzte geſchichtliche Handlung, nur ein Jahr ſpäter ſtirbt er noch in der Fülle ſeiner

8. 10. 451—1. 11. 451 Konzil von Chalkedon.

Kraft und sogleich, wie mit einem Schlage, verschwinden die Hunnen völlig aus der Geschichte. An ihre Stelle treten an der Donau die Ostgothen, die bald für Rom und Byzanz ein noch ernsterer Gegner werden sollten. Es ist dieses 5. Jahrhundert dasjenige, in welchem das Uebergewicht der neu entstehenden germanischen Welt über die absterbende antike sich zur Reife entwickelt und mit seinem Ablaufe ist die Letztere durch die Erstere ersetzt. Im Westreiche werden die Trümmer des Alterthumes mehr und mehr von den neuen Herren aufgesogen und in ihr eigen Fleisch und Blut verwandelt, das Ostreich scheidet sich ab und führt ein Scheinleben für sich, aber unter diesen Verhältnissen gelang es diesem, welches etwas weniger fremdem Einflusse unmittelbar unterlag eine, wenn auch nicht der That, so doch dem Ansehen nach vorherrschende und das Westreich überhöhende Stellung zu gewinnen, es konnte sogar von ihm, wo doch immer noch im Gegensatze zu all den germanischen Emporkömmlingen der Nachkomme der römischen Kaiser herrschte, in den Augen der Menschen Legitimität für das Westreich ausgehen, und dieser Umstand erhielt mächtig sein Ansehen, unter Formen, Ansprüchen und alten Erinnerungen verbarg es mit Erfolg seine innere Nichtigkeit:

„Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn."

Damals kurz nach des großen Hunnenherrschers Tode — auch
454 Aëtius war, 454 ermordet gefallen — waren West- wie Ostreich wieder der Unsicherheit in der Thronfolge und damit solcher Schwäche verfallen, daß der Vandalenkönig Genserich es wagen konnte, von
455 Afrika aus 455 in Italien einzufallen, ja sogar Rom auszuplündern, an und für sich nur ein Raubzug großen Stiles, wie ihrer in der Zeit der Völkerwanderung so viele vorkommen, wichtig aber doch als ein neues Anzeichen des immer stärkeren Uebergewichtes, welches das germanische Element gewann: die ephemeren Kaiser des Westreiches, welche die nächsten zwei Dezennien ausfüllen, werden jetzt schon von den Germanen selbst eingesetzt, insbesondere durch den allmächtigen Feldherren Ricimer. Währenddem beherrschten die Vandalen das Mittelmeer, verwüsteten die Küstenländer, und die Westgothen breiteten sich zunächst in Gallien weiter aus, bis sie alles Land südlich und westlich der Loire und der Rhone besaßen, dann, von 477 ab, unter-

warfen ſie ſich Spanien. Aber hinter ihnen folgten ſchon von Nordoſten her Andere, Stärkere, welchen beſchieden war, die eigentlichen Erben Roms zu werden, die Franken. Dieſe ſaßen damals am Mittelrheine und in Nordfrankreich, im Kampfe mit den Alemannen des rechten Rhein-Ufers und ihnen im Ganzen überlegen.

Die weſtrömiſche Welt war ſchon ſo germaniſch theils geworden, theils durchtränkt, daß ſie nicht mehr auf eigenen Füßen ſtand, und nur das Siegel auf den neuen Zuſtand war es, wenn jetzt ſang- und klanglos das römiſche Kaiſerthum, der Vertreter dieſer ganzen hingeſchwundenen Welt, auch verſchwand. Ein nach Italien gekommener und zum Häuptling verſchiedenartiger germaniſcher Schaaren — Rugier, Skiren, Heruler — gewordener Abenteurer, Odoaker, war es, der 476 den 476
letzten ſogenannten Kaiſer Romulus, ſpottweiſe Auguſtulus genannt, vertreibt und ſich an ſeiner Stelle der Herrſchaft bemächtigt. Allein die Söldnerhaufen des Odoaker bildeten doch kein Volk, und die Anerkennung Konſtantinopels, die ihm gewährt wurde, war nur ein unſicherer, bei Aenderung der Verhältniſſe widerruflicher Rechtstitel. Gerade unter der Aegide des Oſtreiches war es, daß bald darauf Theoderich, König der Oſtgothen, 489 in Oberitalien erſchien, Odoaker 489
ſchlug und nach wenigen Jahren die ganze Halbinſel in ſeine Gewalt brachte. Odoaker muß nach hartnäckiger Vertheidigung in Ravenna ſich 493 ergeben und wird bald darauf von Theoderich ermordet. So 493
war nun ganz und völlig das Germanenthum an Stelle der Römerherrſchaft in deren eigenſter Heimath getreten. Jedoch die ſchweren Nöthe ſolcher Uebergangszeit offenbarten ſich ſogleich. Stufenweiſe hatte ſich die Germanenherrſchaft entwickelt, wie alles Menſchliche aus unvollkommener Form in vollkommenere übergehend. Ein Stilicho, ein Ricimer hatten, ſelbſt Germanen, durch die Römer über die Römer geherrſcht, waren ſelbſt faſt Römer geworden, ein Odoaker herrſcht bereits durch Germanenkraft, aber nur vereinzelte, militäriſche, Theoderich macht ſein geſammtes Volk auf älteſtem Römerboden anſäſſig, übernimmt aber damit die Aufgabe die Tüchtigkeit der Germanennatur mit der alten Kultur zu vereinigen und führt ſo ſein Volk einem tief tragiſchen Schickſale entgegen, denn dieſe Aufgabe war damals noch unlösbar.

Theoderich 475—30. S. 526.

Als ein Mittler zwischen der antiken Welt und der Germanenwelt wollte das Gothenreich dienen, aber zu hart ausgeprägt, zu stark waren noch beide Elemente, das germanische Sonderleben und die antike Kultur, als daß eine solche Verschmelzung gelingen konnte. Diese neuen Herren des alten Kulturlandes waren nicht nur Barbaren, erschienen nicht nur den Italikern als solche, sondern auch sich selbst, und lähmend wirkte dieses Gefühl in allen ihren Herrschaftsansprüchen gegenüber den Trägern so viel älterer und höherer Kultur.

Und doch war Theoderich persönlich eine wahrhafte Heldengestalt, schön uns erhalten in der Heldensage von Dietrich von Bern in ihrer großartig vornehmen Milde und sicheren Kraft, die an unseren unvergeßlichen Kaiser Wilhelm erinnern. Das Große, das Majestätische bei solchen Herrschern ist, daß sie bei allen ihren Handlungen sich leiten lassen von den recht eigentlich das Menschenthum ausmachenden Faktoren, Vernunft und Gewissen, darum erreichen sie eine solche Höhe schöner Menschlichkeit. Gerade für Deutsche sind solche Gestalten die wirksamsten; glänzenden Kriegsruhm verlangt der Franzose, harte Nützlichkeitspolitik der Brite, Machtausdehnung und Machtbezeugung der Russe, der Deutsche verlangt zu begreifen, daß er vernünftig regiert wird, und will sein Gewissen im Einklange mit seinem Gehorsam fühlen.

Theoderichs großem Geiste gelang es während seiner langen Regierung Gothenthum und römische Kultur in guter Vereinigung zu erhalten, aber gleich nach seinem Tode reiften die Keime des unausbleiblichen Zwiespaltes. Und hier trat dann das andere Element in den Kampf ein, welches die Nöthe des Ueberganges aus der alten zur neueren Zeit verschärfte, die Herrschaftsansprüche von Byzanz. Geleugnet wurde ihre Berechtigung nicht von diesen auf Römerboden gebietenden Germanen, weder von dem schwächeren Odoaker noch von dem stärkeren Theoderich; wiederum in dem Gefühle der Wurzellosigkeit ihres dortigen Bestehens suchten sie in einer Anerkennung durch Konstantinopel sicheren Halt ihren römischen Unterthanen gegenüber zu finden, aber erkannten damit doch auch einen Richter über ihre Ansprüche und dessen Recht der Einmischung an.

Zunächst freilich war Konstantinopel nicht in der Lage Ansprüche geltend zu machen, da das Ostreich bei unsicheren Thronfolgeverhältnissen politisch nur schwach war. An anderer Stelle aber

erhob sich gerade jetzt ein drohender Gegner gegen den Bestand der alten Welt, die Franken unter ihrem jugendlichen, gewaltigen Könige Chlodwig, einem zu unbedingtester Herrschaft veranlagten und die Ausdehnung derselben rücksichtslos mit allen Mitteln fördernden Manne. Er warf durch Besiegung des Syagrius bei Soissons 486 den letzten Rest der Römerherrschaft in Gallien nieder, der dort im Nordwesten des Landes nach der Festsetzung der Westgothen südlich der Loire und nach Sturz des weströmischen Kaiserthumes als einsame Insel noch bestanden hatte, er besiegte 496 die Alemannen und dehnte seine Herr- 496
schaft damit bis an den Oberrhein aus. Aber so wichtig dieses auch war, überwiegend wichtiger war doch die eben an diesen Sieg sich knüpfende, durch ihn zum Durchbruche gelangende Bekehrung des Königes zum Christenthume und zwar in seiner katholischen, nicht in der arianischen Form, in welcher die anderen Germanen es bekannten. Und mit dem Könige trat sein Volk zu dieser Lehre über. Die wachsenden Herrschaftsansprüche der Frankenkönige, der einzig rechtgläubigen in Westeuropa, und die wachsenden Herrschaftsansprüche der Päpste und der römischen Kirche sollten sich von nun an gegenseitig ergänzen und unterstützen, Eines das Andere fördern und damit Beide schließlich auf solche Höhe gehoben werden, daß dann Jedes die ausschließliche Weltherrschaft beanspruchend des Anderen Feind wurde. Aber zunächst, wie gesagt, diente Eines dem Anderen zum Erfolge. Die fränkische Streitaxt brach dem Katholizismus den Weg zur Alleinherrschaft in Europa, und die Kirche wieder unterstützte die fränkischen Könige in Gewinnung der unbedingten Machtvollkommenheit an Stelle der ursprünglichen germanischen Häuptlingsherrschaft.

Und so ward das Frankenvolk durch seine Könige und seine Kirche zu einem mächtigen, geschlossenen Staate, während die Ostgothen in Italien, die Westgothen in Gallien und in Spanien, die Vandalen in Afrika nur siegreiche herrschende Volksstämme ohne Staat blieben und das oströmische Reich ein künstliches Staatsgebäude ohne eigentliches lebendiges Volk war. Aber dieser Staat ohne Volk hat doch die Völker ohne Staat besiegt und noch lange überlebt, und das ist für uns etwas wohl zu Beherzigendes, denn auch wir neigen zur Staats-

Chlodwig 481 511.

losigkeit, ist es doch eben Preußens geschichtliche Aufgabe gewesen diesem Volke ohne Staat denselben zu schaffen. Frankreich dagegen dankt Macht und Erfolge bei schwächerer Volkskraft dem, daß es unerschütterlich unter allen Umwälzungen seine durch Ludwig XI., Richelieu und Napoleon I. ihm gesetzten, fest geschlossenen staatlichen Formen festhält. Und wie lange besteht nicht schon Oesterreich als machtvoller Staat, aber ein Volk ist und war es nicht. Und wenn bei unserem östlichen Nachbar das Beamtenthum einer despotischen Regierung die freien Regungen der Volkskraft oft gar zu sehr lahm legt, so sollen wir doch nicht verkennen, welche große Staatsmacht dieser Regierung zu großem Theile gerade deshalb zu Gebote steht. Solchen geschichtlichen Erfahrungen und solchen staatlich starken Nachbarn gegenüber muß der Deutsche, wenn er bestehen bleiben will, besser als bisher lernen sich den Nothwendigkeiten staatlicher Disziplin zu fügen.

Nicht lange, und Chlodwig bewies in neuen Eroberungen Herrschaftsgelüste und katholischen Eifer zugleich, eine seelische Verbindung, die auch in späterer Zeit für so manchen französischen und spanischen
506 Herrscher kennzeichnend war. Er brach 506 gegen die arianischen Westgothen los, warf ihr Reich schnell nieder und hätte ganz Gallien bis an die Pyrenäen eingenommen, wenn nicht Theoderich ein Heer entsendet und ihn in solche Schranken zurückgewiesen hätte, wie das Interesse des Ostgothenreiches in Italien sie verlangte. Immerhin besaß nun Chlodwig das Land bis an die Garonne und die Westgothen waren auf Spanien angewiesen. Allein unter den Frankenstämmen selbst gab es noch eine Anzahl selbständiger Kleinkönige, und nun macht er sich daran die volle Herrschaft über alle Franken zu gewinnen, indem er diese Nebenbuhler — fast immer nahe Verwandte — mit einer Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit in Wahl der Mittel ausrottete, die sogar zu damaliger gräuelvoller Zeit beispiellos waren.

Chlodwig war ein weltgeschichtlich großer Mann und sein Werk ist einer der Ecksteine der ganzen neueren Geschichte, jedoch auch er unterlag dem Zwange der überlieferten Anschauungen, denn er, der durch Frevel aller Art die Einheit der Frankenstämme unter seiner Krone hergestellt hatte, zerstörte sie selbst wieder durch seine letztwilligen Verfügungen, viertheilte sein Reich zu Gunsten seiner vier Söhne; über den altgermanischen Begriff des Privatfürstenrechtes, welches jedem

Sohne des Herrſchers ein unzerſtörbares Recht, ja einen Antheil an der Herrſchaft zuwies, kam auch er nicht hinaus, auch er faßte nicht den über jedem Privatfürſtenrechte ſtehenden Staatsbegriff, und doch hatte er durch ſein Handeln ihn gerade, im Gegenſatze zu den anderen Germanenherrſchaften, ſo gewaltig gefördert. Zu verwundern iſt das freilich nicht, es liegt eben dieſe Anſchauung ſo gar tief in dem deutſchen Gemüthe, beherrſcht daſſelbe ſo gar ſehr; dieſe privatrechtliche Anſchauung von Staat und Fürſtenthum hat das ganze Mittelalter beſtimmt, hat unſere ſpätere Zerſplitterung und Kleinſtaaterei zum größten Theile hervorgerufen, hat ſelbſt den gewaltigen Geiſt des Großen Kurfürſten noch ſo beherrſcht, daß er handelte wie Chlodwig, teſtamentariſch ſein Land unter ſeine Söhne theilte, ja hat noch in unſeren Tagen, als im Kampfe um Schleswig-Holſtein der erſte Stein zur Erbauung des deutſchen Staates gelegt wurde, die Gemüther verwirrt und ſie mit deutſcher Rechthaberei und Heftigkeit die privatfürſtenrechtlichen auguſtenburgiſchen Anſprüche den ſtaatsgründenden Thaten Bismarcks in den Weg werfen laſſen.

Aber wie in dieſem letzteren Falle, ſo auch in dem der Gründung des Frankenreiches erwies es ſich, daß wir zwar Herren unſerer Handlungen ſind, daß deren Folgen und Verkettungen aber von höherem Willen abhängen. Trotz dieſer Theilung, ja trotz ſpäter abermals erfolgender, ſchloß ſich das Frankenreich immer wieder zur Einheit zuſammen, vergrößerte ſich ſogar und umfaßte ſchließlich das ganze Weſteuropa. Zunächſt treten aber in unſeren Geſichtskreis wiederum die Geſchicke des Oſtgothenreiches. Dort war 526 der große Theoderich 526
geſtorben und fand nur ſchwachen Erſatz. Allein gerade zu dieſer Zeit,
527, beſtieg nach langer Zeit innerer Wirren den Thron in der Stadt 527
Konſtantins ein wahrhafter Staatsmann, Juſtinian, neben dem freilich ſeine Gattin, die Straßendirne Theodora, ihres Einfluſſes und ihrer Energie wegen nicht vergeſſen werden darf. Seine geſchickte und ſtaatsmänniſche Politik wird wieder ganz von dem Gedanken der Wiederherſtellung des eigentlichen römiſchen Reiches, der Weltherrſchaft geleitet und ſo kann er die Germanen in ſeinen Ländern Italien, Afrika und weiterhin nicht dulden.

Zuerſt wandte er ſeine Waffen gegen die Vandalen, bei welchen ihm Thronſtreitigkeiten dazu den Vorwand lieferten, und ſo entſendet

533 er gegen sie 533 seinen tüchtigen Feldherren Belisar. Justinian besaß die wichtigste der Herrschereigenschaften, er wußte für Alles die besten Organe und Diener zu finden, darin erinnert er an Ludwig XIV., an unseren Kaiser Wilhelm I.; ja selbst ein viel Größerer als er und diese Beiden, Karl der Große, ist doch vor Allem durch diese Herreneigenschaft nachhaltig wirksam geworden. Belisar warf noch in demselben Jahre die Vandalenherrschaft gänzlich nieder, sie verschwand bald ohne Spuren zu hinterlassen, ihren letzten König, Gelimer, führte er als Gefangenen nach Konstantinopel. Vergessen hatten die Vandalen, daß Reiche erhalten werden mit den Mitteln, die sie geschaffen haben, mit den Waffen hatten sie ihr Land erobert, aber bald dem Luxus sich ganz hingegeben, das Waffenhandwerk vernachlässigt. Auch das gemeinsame Interesse, welches alle Germanen hätte verbinden und gegen das oströmische Reich stützen sollen, erwies sich wieder einmal als zu schwach vor den partikularistischen Gefühlen der einzelnen Stämme; war es nicht klar, daß die Ostgothen an die Reihe kommen würden, sobald Justinian die Vandalen vernichtet haben würde, und doch unterstützten jene die Letzteren nicht nur nicht, sondern leisteten Belisar Hülfe.

Es war denn auch kaum dieser erste Krieg beendet, als die bewaffneten Einmischungen des Ostreiches in die inneren Zwistigkeiten der Gothen, die — auch wieder deutsch — nach des großen Theoderich
535 Tode sogleich begonnen hatten, abermals durch Belisar, 535, eröffnet wurden. Aber einen jahrelang andauernden Widerstand leisten ihm die Gothen unter ihren Königen Witigis, Ildibad, Totila, beweisend, ein wie kraftvoller Germanenstamm hier in seiner Vereinzelung auf fremdem Boden wurzellos zu Grunde ging. Erst der Nachfolger Belisars, der Verschnittene Narses, jene sonderbare geschichtliche Größe, der trotz Mangels des Mannesthums ein großer Feldherr war, warf die Ost-
553 gothen völlig nieder, die letzte Schlacht fand 553 am Vesuv statt, ihr letzter König Teja fiel dort. Hier wie bei den Vandalen spielte aber auch das religiöse Element eine große Rolle, in beiden Fällen waren die germanischen Herren Arianer, die unterworfenen Einheimischen Katholiken, die daher in dem katholischen Kaiser einen Schützer und

Belisar 505—13. 3. 565. Gelimer 530—534. Narses ?—567. Witigis 536—539. Ildibad 539—541. Totila 541—552.

Befreier begrüßten. Es ist eben dieses eine Zeit der Gährungen, des Herausgebärens neuer Bildungen, in welcher sich große, weltgeschichtliche Gegensätze auseinandersetzen und bekämpfen. Und auch äußere politische Faktoren griffen noch in diese Kämpfe ein. Von Osten her bedrohten die Perser den Kaiser und zwangen ihn sogar zu zeitweiser Abberufung Belisars aus Italien. Die orientalische Welt, zu großem Theile in das römische Imperium einbezogen, begann sich jetzt wieder diesem, also der europäischen Welt gegenüber selbständig hinzustellen und bald darauf sollte sie durch eine gewaltige religiöse Erregung auf immer von ihr getrennt werden. Von Westen mischten sich die Franken ein, in Oberitalien einbrechend, sich dort festsetzend und eine höchst zweideutige Rolle zwischen Kaiser und Gothen spielend.

Das Frankenreich war, wie wir gesehen, nach Chlodwigs Tode getheilt worden, aber auch in diesem Zustande gewann es an Macht und Ausdehnung. Der eine der Brüder, die als Theilfürsten herrschten, Theuderich, besiegt das zwischen Weser, Saale und Main belegene Reich der Thüringe, allerdings mit Hülfe ihrer nördlichen Nachbarn, des streitbaren Sachsenvolkes. So werden immer neue Germanenvölker mit den Geschicken Westeuropas verflochten und das geschichtliche Leben erweitert immer mehr seinen Umkreis über Germanien hin nach Osten. Der südwestliche Theil Thüringens wurde nun dem Frankenreiche einverleibt. Währenddem hatten die Theilfürsten Chlotar und Childebert, Brüder des Theuderich, ihre Waffen gegen das Reich der Burgunder gewendet, welches von den Quellen der Mosel, Maas und Seine an über das Gebiet zwischen Loire und Alpen bis fast an das Meer sich erstreckte. Sie eroberten und unterwarfen es ihrer Herrschaft, 534. Chlotar war es auch, der schließlich wieder das ganze Frankenreich nebst den neuen Erwerbungen, seine drei Brüder überlebend, vereinigte. Nicht auf lange, denn schon mit seinem Tode 561 trat das germanische den 561
Staat als Privatbesitz ansehende Erbrecht abermals in Kraft und eine neue Theilung erfolgt, damit aber neue Kämpfe und Irrungen zwischen den Theilfürsten, welche diesmal durch die ingrimmige Leidenschaft zweier Frauen einen entsetzlichen Karakter erhielten, es waren dieses die westgothische Königstochter Brunhilde, Gemahlin des Königs Sigibert

Theuderich 511 533. Chlotar 511 561. Childebert 511 558.

von Auſtraſien — Niederlande, Rheinprovinz, Champagne, Elſaß-Lothringen — und Fredegunde, aus niederſtem Stande zur Gemahlin des König Chilperich von Neuſtrien — Belgien und Nordoſtfrankreich — erhoben. Unter Gräueln aller Art und wechſelnden Erfolgen der Theilreiche — Auſtraſien, Neuſtrien und Burgund — verfielen die Fürſten und auch die beiden furchtbaren Frauen Einer nach dem Anderen dem Tode, ſo daß ſchließlich der Ueberlebende, Chlotar II. von Neuſtrien,
613 des Chilperich und der Fredegunde Sohn, 613 wiederum das ganze Frankenreich vereinigte.

Sehen wir uns noch um, wie die übrige germaniſche Welt zu Beginn des 7. Jahrhunderts ſtand. Die Weſtgothen in Spanien hatten dort unter ſchwerer Bedrängniß gelitten, von Norden her drängten die Franken, um den ihnen nördlich der Pyrenäen verbliebenen Gebietsreſt ihnen auch noch zu entreißen, zugleich machte Byzanz Anſtrengungen, um die verlorene Provinz dem Reiche wieder zu gewinnen und die bei dem Abzuge der Vandalen zurückgebliebenen Sueven, zumächſt nach Nordoſten in das heutige Galicien, Aſturien, Leon zurückgedrängt, ſtießen von dort her immer wieder gegen die Weſtgothen vor. Dieſe aber waren durch Königsmord, Thronſtreitigkeiten und innere Zwiſtigkeiten aller Art zerriſſen, bis endlich ein ſtarker Mann, Leuvigild, die Kräfte ſeines Volkes in ſeiner Herrſcherhand vereinigte, und ſo ſich der Gegner nicht nur erwehrte, ſondern einen derſelben, die Sueven, auch völlig unterwarf und einverleibte. Und doch würden die Weſtgothen nicht lange mehr gedauert haben, wäre nicht noch ein anderes Moment ihre Stellung ſtärkend hinzugekommen. Was die eigentliche Gefahr dieſer Angriffe gebildet hatte, das war, daß alle Gegner der Weſtgothen katholiſch waren — die Sueven ſeit Mitte des 5. Jahrhunderts — und ſomit in Spanien ſelbſt an der eingeborenen weſtrömiſchen Bevölkerung Rückhalt und Unterſtützung gegen ihre arianiſchen Herren fanden, das Gleiche war ja gegen Oſtgothen und Vandalen der Fall geweſen. Dieſer Gegenſatz fiel jetzt hinweg. Gleich der Sohn und Nachfolger Leuvigilds, Rekkared, trat zu der Weltreligion des Abendlandes über und ſchnell folgte die Maſſe des

Sigibert 561—575. Chilperich 561—584. Chlotar II. 584—628. Leuvigild 569—586. Rekkared 586—601.

Volkes seinem Beispiele. So schlug unter der Aegide der zunächst für Europa allein zukunftsreichen Kirche das romanisch-germanische Element, aus welchem dieses Europa sich bildete, auch in Spanien dauernd Wurzel.

Wie hier im Südwesten so faßten auch im äußersten Nordosten die Germanen Fuß, indem die Sachsen in allmählicher Einwanderung und Ueberwältigung des einheimischen keltischen Elementes Britanniens sich bemächtigten, welches festzuhalten das erschlaffende Römerreich seit Anfang des 5. Jahrhunderts als zu entlegen aufgegeben hatte. Im Laufe dieses Jahrhunderts also strömte das Germanenthum dort ein und besaß an dessen Ausgange daselbst schon eine machtvolle Stellung.

Aber auch das kaum durch Byzanz den Ostgothen entrissene Italien verfiel sogleich wieder anderen Germanen und zwar den Langobarden. Diese waren schon Mitte des zweiten Jahrhunderts aus ihren alten Sitzen an der Niederelbe aufgebrochen, langsam nach Süden gewandert und siedelten nun in Kroatien, Slavonien, Westungarn. Bereits Narses rief sie zur Hülfe gegen die Ostgothen herbei und so hatten sie das schöne Italien kennen gelernt, als dann nach des Justinian Tode die Macht von Byzanz sank, erschienen sie 568 unter ihrem Könige Alboin, um die Halbinsel für sich zu erobern; schnell nehmen sie Oberitalien ein und verbreiten sich dann, freilich nicht mehr unter einheitlichem Königszepter stehend, über das ganze Land, in welchem jedoch auch Byzanz von seiner ehemaligen Herrschaft noch Venedig, Neapel und Calabrien verbleiben.

So zeigt sich dieses erste halbe Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung als eine Zeit gewaltiger Gährungen und Neubildungen. Das bei seinem Anfange zu seiner vollen Höhe und seinem vollen Umfange gediehene Römerreich ist bei seinem Ablaufe gänzlich zusammengebrochen, und dieser Niedergang ist bis jetzt die größte Erscheinung sinkenden Volksthumes in der Weltgeschichte. Allein das Ansehen und die Würde des kaiserlichen Namens stehen hoch da als der Urquell der weltlichen Autorität im ganzen ehemaligen Reichsumfange. Neben ihm aber sind andere, realere Mächte emporgekommen, das ist einerseits die christliche

Alboin 561–573.

Kirche, deren mächtigſter Vertreter der mehr und mehr zum Papſte herangewachſene Biſchof von Rom iſt, andererſeits die Germanenſtämme, welche überall im Abendlande des alten Reichsbodens ſich bemächtigt haben und daſelbſt in Vermiſchung mit römiſcher Kultur, in Verdrängung und Aufſaugung der Einwohner neue Nationen mit großer geſchichtlicher Zukunft bilden. Daneben aber blieb noch beſtehen das eigentliche Germanien und die dort Wohnenden hatten fremden Einfluß noch kaum empfunden.

	Päpſte			Byzanz
	Petrus			
	Linus			
	Clemens			
	Cletus			
	Evareſt			
	Alexander I.			
	Sixtus I.			
	Teleſphorus			
	Hyginus			
	Pius I.			
	Anicetus			
	Soter			
	Eleutherus			
	189 Viktor I.		199	
200	199 Zephyrinus		217	
	217 Calixt I.		222	
III.	222 Urban I.		230	
	230 Pontianus		235	
	235 Anteros		236	
250	236 Fabian		250	
	251 Cornelius		253	
	253 Lucius I.		254	
	254 Stephan I.		257	
Jahrh.	257 Sixtus II.		258	
	259 Dionyſius		268	
	269 Felix I.		274	
	275 Eutychianus		283	
	283 Cajus		296	
300	296 Marcellinus		304	
	307 Marcellus I.		309	
	309 Euſebius		309	
IV.	310 Miltiades		314	
	314 Sylveſter I.		335	
350	337 Julius I.		352	
	352 Liberius 366	355 Felix II.	358	
Jahrh.	366 Marcus		366	
	366 Damaſus I.		384	
	384 Siricius		398	
400	398 Anaſtaſius I.		401	395 Arkadius

	Päpſte			Byzanz		
	402 Innocenz I.	417	408			408
	417 Zoſimus	418				
V.	418 Bonifacius I.	422				
	422 Cöleſtin I.	432		Theodoſius II.		
	432 Sixtus III.	440				
450	440 Leo I. d. Gr.	461				450
	461 Hilarius	468	450	Marcianus		457
	468 Simplicius	483	457	Leo I.		
Jahrh.	483 Felix III.	492				474
	492 Gelaſius I.	496	474 Zeno der Iſaurier 491		474 Leo II.	474
	496 Anaſtaſius II.	498				
500	498 Symmachus	514	491			
	514 Hormisdas	523		Anaſtaſius		518
	523 Johann I.	526	518			
	526 Felix IV.	530		Juſtinus I.		527
VI.	530 Bonifacius II.	532	1. 8. 527			
	532 Johann II.	535				
	535 Agapet I.	536		Juſtinianus I.		
	536 Silverius	537				
550	537 Vigilius	555				
	555 Pelagius I.	560			11. 11.	565
	560 Johann III. Bonoſus	573	565	Juſtinus II.		
Jahrh.	574 Benedikt I.	578				578
	578 Pelagius II.	590	578	Tiberius II.		582

Morgenland und Abendland.

Das Römerreich war ſchon endgültig in Stücke gebrochen, das Chriſtenthum emporgekommen und zum herrſchenden Gedanken der weſtlichen Kulturwelt geworden, die ſich an und mit ihm neu auferbaute, als auch die öſtliche Welt eine ebenſo tiefgehende religiöſe Bewegung, eine ebenſo völlige geiſtige Wiedergeburt erfuhr. Aber je mehr dieſe Bewegung nun auch ihr künftiges politiſches Daſein regelt und beſtimmt, je mehr ſie alle Geiſter durchtränkt und beherrſcht, um ſo mehr trennt ſie endgültig den Orient von dem ganz vom Chriſtenthume lebenden Occident und ſchließt ihn aus von der chriſtlich-europäiſchen Kultur, ihm eine mit dieſer unverſöhnliche Eigenart verleihend, damit aber ihn, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert deutlicher erkennbar wird, zu geſchichtlicher Unfruchtbarkeit verdammend. Dieſe Erſcheinung iſt der Mohammedanismus.

Sein Stifter Mohammed Sohn des Abd Allah ward geboren 571 zu Mekka in dürftigen, ſich dann aber bei ſeiner Heirath mit der Chadidſcha einer viel älteren Frau günſtig geſtaltenden Verhältniſſen. Doch dieſe materielle Sicherheit hatte nicht auf ihn den Einfluß ihn dieſelbe gemächlich genießen zu laſſen. Seine ſchwer flüſſige aber doch leidenſchaftliche Natur fühlt ſich den höchſten Fragen des menſchlichen Geiſtes zugewandt, er vertieft ſich in religiöſe Zweifel, bis dann dieſe Seelenkämpfe ſchließlich in Ekſtaſe ſich zu der Ueberzeugung verklärten, Gott habe ihm ſeine Offenbarung unmittelbar ins Herz geſenkt und und ſie allem Volke zu verkünden ſei er berufen. Mohammed iſt Ge-

nosse der fanatischen Religionsverkünder, deren Vorbild uns die jüdische Ueberlieferung in ihrem Moses giebt; wie dieser ist er nicht ein lebhafter, weitumfassender, großer Geist, ein Staatsmann, auch nicht, ebenfalls wie Moses, ein Prediger, ein Dialektiker, der durch die Gewalt des Wortes überredet, sondern erscheint in Vielem geistig eng beschränkt, aber wirkt und ist groß durch die Gewalt des Karakters, mit der er die von Gott empfangene Wahrheit seinem Volke aufzwingt, durch den festen unerschütterlichen Glauben an sich selbst und seine göttliche Sendung. Entsprechend solchen Naturen sind aber auch deren Religionen. Ueber diesen orientalisch-semitischen Religionen ruht es wie ein heißer Wüstenhauch, sowohl über dem Mohammedanismus wie über dem alten Judenthume; der verwüstenden Kraftentwickelung eines ungeheuren Fanatismus sind diese Lehren fähig, aber nicht der gleichmäßig milden Wirkung, die auch die kleinste Pflanze zum Wachsen und Gedeihen bringt. Wunderbar ist uns Christus auch darin, daß er, selbst Orientale und Semit, diesen vertrocknenden Wüstenhauch gänzlich von seiner Lehre fern zu halten wußte.

Mohammed beginnt mit seiner Sendung in seiner Vaterstadt Mekka, gewinnt auch, hauptsächlich unter seinen nächsten Anverwandten, Gläubige seiner Lehre, allein in dem folgenden Jahrzehnte bleibt es bei deren geringer Anzahl, während die anderen Bewohner der Stadt sich so feindlich gegen ihn und die Seinigen stellen, daß er, schließlich ernstlich bedroht, sich genöthigt sieht durch Flucht nach Medina, wo er
Sept. 622 schon Anhänger gefunden hat, September 622 sich in Sicherheit zu bringen. Dieses Ereigniß, die Hedschra, wird dann später zum Ausgangspunkte der mohammedanischen Zeitrechnung, da mit ihm der wahre Aufschwung und Erfolg der Lehre des Propheten seinen Anfang nimmt.

Er beginnt, zunächst in Medina selbst, nicht ohne einige Gewaltsamkeiten, seine Lehre zur unbedingten Herrschaft zu bringen, dann aber sie weiter auszubreiten und insbesondere zu diesem Zwecke die Mekkaner zu bekämpfen. Erfolg wechselt mit Rückschlägen, doch im Ganzen gelingt es dem Propheten, das Uebergewicht zu gewinnen, wie es denn meist im Leben dem gelingt, der voll und ganz einem Zwecke lebt, und wie denn auch meist das Vordringen, der Angriff, das Neue dem Standhalten, der Vertheidigung, dem Alten überlegen ist. Das Letztere war eben die Rolle der Mekkaner, sie wollten die bisherige Lage der Dinge,

den heidnischen Götterdienst in der Kaaba in Mekka erhalten, der Prophet aus Medina wollte ihn stürzen und sich an seine Stelle pflanzen. So mögen auch wir der neuen Lehre der Sozialdemokratie gegenüber die Augen offen halten, ihr, die, wie es sich zeigt, schon Fanatismus zu erwecken versteht, nicht unähnlich einer neuen Religion, nicht bloß mit schwächlicher Abwehr, sondern mit berechtigtem Angriffe begegnen. Damals verstanden die Mekkaner nicht kriegerische Vortheile, die ihnen zufielen, dem Ernste der Lage völlig entsprechend auszunutzen, und so fielen denn schließlich sie und ihre Stadt im Januar 630 unter Jan. 630
die Botmäßigkeit des siegreichen Propheten.

Der erste, schwerste Schritt war gethan, weit und breit dehnte sich nun die Lehre des Islam über Arabien aus, und als dann, Montag den 8. Juni 632, Mohammed in dem seine Residenz gebliebenen 8. Juni 632
Medina verschied, da war er bereits für fast ganz Arabien der Gesandte Gottes geworden. Reißend schnell sollte in der nächsten Zeit seine Lehre um sich greifen, und weithin die Länder sich unterwerfen. Anders freilich, ganz anders als das Christenthum, war ja doch in Allem der Prophet selbst ein völliger Gegensatz zu Christus. Mohammed ist eine scharf umrissene geschichtliche Persönlichkeit, über dessen äußere Lebensumstände und mancherlei menschliche Leidenschaften und Schwächen wir recht gut unterrichtet sind, seine Lehre ist zwar ein Fortschritt gegen das arabische Heidenthum, welches sie verdrängte, aber sie ist grob materiell im Vergleiche zu derjenigen Christi, zu ihrer Verbreitung griff der Prophet nicht nur selbst zum Schwerte, sondern erklärte auch den Krieg zu diesem Zwecke als Religionsgebot, während Christus, auch wo es eigene Lebensrettung gilt, abweisend sagt: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen." Mohammed knüpft seine Religion an das altnationale Heiligthum der Kaaba an, Christus dagegen stürzt das Nationalheiligthum, den Tempel, daher ist das Christenthum Weltreligion geworden, der Islam national-orientalisch beschränkt geblieben und darüber hinaus nicht ausdehnungsfähig. Mohammed herrscht als weltlicher Gebieter in Medina, in Mekka und weiterhin, und diese Herrschaft war für ihn das Mittel zu seinem religiösen Zwecke, Christus sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"; und sagt ferner: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel

unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege."

So ist denn von vornherein die Sittlichkeit des Islam eine verstümmelte, unvollkommene, wie sich dieses auch in den Geboten über die Ehe und in der vorherrschenden Werthschätzung aller Zeremonialgebote zeigt. Während Christus das ganze Gesetz und die Propheten zusammenfaßt in den Geboten der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten, betont der Islam vor Allem die Wichtigkeit der Erfüllung der Waschungen, Gebetsformeln, Fastengebote und dergleichen. Eine sittliche Verwüstung hat dieses zur Folge überall da, „wo der Islam, dieses schreckliche Gift des sozialen Lebens, den Samen seiner falschen Zivilisation ausgestreut hat", wie einer der besten Kenner des Orients sich ausdrückt. Gewiß ist Religion keine bloße Sittlichkeitslehre. Ich halte es für irrthümlich, wenn Moltke sagt: „Der Kern aller Religionen ist die Moral, welche sie lehren"; das Wesen derselben ist vielmehr, daß sie uns überhaupt erst zu Menschen macht, indem sie uns die sichere Gewißheit des Ewigen, die feste Ueberzeugung von der Existenz des Ueberirdischen, Göttlichen gewährt, wodurch erst sie uns über unser thierisches Dasein erhebt. Die Morallehre ist erst eine Folge daraus, allerdings die für das irdische Dasein der Völker eingreifendste.

Am verderblichsten aber ist für die Zukunft des Mohammedanismus geworden die Verquickung des staatlichen mit dem religiösen Elemente. Schon bei dem alten Judenthume haben wir Solches gesehen, aber dort war es nothwendig, damit das kleine Volk den mächtigen Nationen ringsum widerstehen konnte; mit dem Falle des Tempels jedoch und der Zerstreuung des Volkes ist diese Grundlage hinfällig geworden. Die rein äußerlichen Zeremonialgesetze und deren Widerstreit mit den den Juden in den jetzigen Staaten obliegenden Pflichten wirken verderblich. Nothwendig war diese Verquickung geistlichen und weltlichen Wesens auch für die Araber, als sie nur erst begannen ihr Volksthum zu gestalten aus der Verwirrung einzelner Stämme heraus, indessen bald hieß es auch hier: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage." Die im Koran festgelegte Pflicht des Gläubigen umfaßte auch sein staatliches, bürgerliches Leben, und als der Islam weite Länder beherrschte, als seine rein kriegerische Ausbreitung aufhörte, und er dauernde Staaten einrichtete, da war es nicht mehr berechtigt, den Koran als oberstes Gesetz auch

des staatlichen Lebens beizubehalten und sich damit zur Unmöglichkeit der Kulturentwickelung zu verurtheilen. Jüdisches Religionsgesetz verbietet Kastration von Mensch und Thier, aber Solches ist eine geistige Kastration. Diese Verquickung des staatlichen mit dem religiösen Elemente hat Spanien ins Verderben geführt, hat Frankreich einen Schaden zugefügt, der jetzt allmählich merkbar wird, und wirkt gerade heutzutage so schlimm in Rußland, wo sie in so hohem Grade durchgeführt wird. Die islamitische Welt hat sie gänzlich und auf immer von uns abgetrennt. Zwar auch dem Römer erschien der Numidier, Aegypter, Syrer als ein fremdartiges Element, aber doch als ein solches, mit welchem schließlich eine Kultureinheit herzustellen, sie zu römischer Anschauung zu erziehen möglich sei. Für uns sind die mohammedanischen Orientalen absolute Fremdlinge, zu deren Anschauungen von uns und von denen zu unserem Geiste keine Brücke zu schlagen ist.

Nach Mohammeds Tode trat sein Schwiegervater, Vater der Aischa, der nach dem Tode der Chadidscha von ihm geehelichten Lieblingsfrau des Propheten, der treugläubige Abu Bekr als Stellvertreter — Chalife — des Propheten, an die Spitze des Gemeinwesens, welches man als einen Staat kaum bezeichnen kann, und nunmehr begann sogleich, nach Unterdrückung einiges, sich bei solchem Wechsel naturgemäß noch einmal erhebenden Widerstandes, die kriegerische Ausbreitung des Islam auch über die Grenzen Arabiens hinaus. Und noch ausgiebiger und erfolgreicher geschah dieses unter dem nach Abu Bekrs bald erfolgendem Tode zu seinem Nachfolger werdenden Omar, dem ersten, der den Titel Beherrscher der Gläubigen — Emir ul mumenin — annahm. Schon 636 erfolgt nahe bei dem See Genezareth die Entscheidungsschlacht, 636
welche Syrien und Palästina, ein Jahr darauf nahe dem Euphrat die, 637
welche ganz Persien den Arabern ausliefert. Auch Aegypten fällt in ihre Hände durch den ehrgeizigen und fähigen Feldherren Amr und von dort aus wird dann unter Omars Nachfolger, Osman, aus dem Hause Omaija, Schwiegersohn des Propheten, noch die Südküste des mittelländischen Meeres bis einschließlich Tunis erobert, während im fernen Osten von Persien aus die Waffen der Mohammedaner bis in die Chanate Herat und Balch gelangen.

Wiederum müssen wir der ersten Zeiten des Christenthumes und der so völlig anderen Art der Ausbreitung desselben gedenken. Nach

zwanzigjährigem Bestehen sieht sich der Islam, mit den Waffen verbreitet, als unbedingt herrschende Religion in dem Umfange eines großen Reiches, das Christenthum braucht zu diesem äußeren Erfolge mehr als drei Jahrhunderte, während welcher Waffen ihm nie, nur Beispiel und Lehre zu seiner Verbreitung zur Verfügung standen. Der Mohammedanismus ist demgemäß sogleich das Bekenntniß der Herren im Lande, das Christenthum zunächst nur das der kleinen Leute, der Sklaven und Unterdrückten. Aber dieser allzu schnelle Erfolg brachte auch Gefahren mit sich. Noch war die arabische Herrschaft über diese weiten Ländergebiete nicht befestigt, als schon innere Zwistigkeiten der Mohammedaner selbst ausbrachen und den Bestand des ganzen Werkes ernstlich gefährdeten. Gegen Osman, der alt und zu wenig thatkräftig war, erhob sich eine Partei, als deren Opfer er schließlich fiel, und die dann den Vetter, Schwieger- und Adoptivsohn des Propheten, Ali, zum Chalifen erhob. Doch mußte er das durch diese Vorgänge erschütterte Ansehen dieser Würde überall erst wieder herstellen, und hierbei trat ihm der schon von Omar zum Statthalter von Syrien ernannte Omaijade Moawija mit den Waffen in der Hand entgegen. Nicht jedoch durch die Waffen, sondern durch überlegene Diplomatie erringt er dann das Uebergewicht über den Chalifen, dessen Würde er selbst für sich in Anspruch nimmt, und dem er auch Aegypten entreißt, oder richtiger, es entreißt ihm dasselbe in seinem Namen Aegyptens erster Eroberer, der ungemein schlaue und habsüchtige Amr, welchem Omar das Kommando der Provinz entzogen hatte, und der sich seitdem als sein Lebensziel ihre Wiedergewinnung gesteckt hatte.

Ali erwies sich überhaupt der Lage nicht gewachsen, heftige Parteiungen politischer und religiöser Natur brachen los; von dieser Zeit schreibt sich die Spaltung des Islam her, welche bis auf den heutigen Tag Sunniten und Schiiten — dieses die Anhänger Alis — sich so schroff entgegenstehen läßt wie Athanasianer und Arianer sich gegenüberstanden, ja, wie nur irgend in einer Religion Rechtgläubige und Ketzer. Der Islam macht die Erfahrung des Christenthumes: mit der Erlangung der staatlichen Herrschaft beginnt sofort kirchliches Schisma.

24. Jan. 661 Ali selbst kostete dieses das Leben, er starb am 24. Januar 661, ermordet durch Fanatiker, und des Moawija Chalifat ward nun bald überall anerkannt, auch von Amr in Aegypten, der aber doch dabei eine

Art von Chedivestellung für sich beibehielt. Damit war aber nun nicht mehr Arabien — Medina — der Mittelpunkt des Reiches, sondern Syrien — Damaskus. Mächtig hob sich nach außen hin die Macht der Araber unter Moawija, bis an die Grenzen Indiens drangen sie vor, und im Westen bis unter die Mauern Konstantinopels, von dort freilich mußten sie wieder weichen, denn die kaum mit den Anfängen von Zivilisation in Berührung gekommenen Wüstenstämme waren doch noch nicht in der Lage, große Festungen eines alten Kulturlandes zu überwältigen.

Allein nach Moawijas 680 erfolgtem Tode brachen wiederum 680
die schlimmsten inneren Wirren aus. Das Schwert, an welches den Ungläubigen gegenüber der Islam so bereitwillig appellirte, erwies sich doch als eine zweischneidige Waffe, die auch innerhalb der gläubigen Welt jetzt die entscheidende Rolle spielte und zahlreiche Opfer forderte, damit aber Haß und Spaltung säete. Ueberhaupt ward der Orient nicht eine so organische Einheit wie das Abendland, er ward zwar islamitisch, nicht aber zugleich arabisch, während der Occident nicht nur christlich, sondern auch zugleich germanisch geworden war; Europa enthielt also zwei Elemente innerer Einheit.

So blieb die Lage unter drei Nachfolgern des Begründers der Omaijaden-Dynastie, erst der vierte Beherrscher der Gläubigen aus diesem Blute, Abdelmelik, vermochte wieder seine alleinige Oberherrschaft herzustellen. Sodann aber, von 693 ab, begann auch sogleich 693
von Neuem die Eroberung. Das erneute Vordringen fing in Afrika an, wo die gesammte Nordküste bis zu dem heutigen Algier unterworfen wurde. Unter der nächsten Regierung ward auch dieses selbst erobert, während im fernen Osten, in Mittelasien weite Gebiete, Alles, was jetzt Rußland besitzt, der mohammedanischen Eroberung verfiel. Wenn alle diese Länder von ungeheurer Gesammtausdehnung verhältnißmäßig schnell den Islam annahmen und jetzt ihren christlichen Eroberern gegenüber ihn so zähe festhalten, so beweist das einerseits, wie unvollkommen und roh die von dem Islam dort vorgefundenen Götterdienste waren, so daß sie schnell vor dem einfachen logischen Monotheismus des Propheten dahinsanken, andererseits, daß alle dem Islam einmal verfallenen Völker auf ihrem damals schnell erreichten Standpunkte religiöser und

sittlicher Ausbildung stehen geblieben sind und dieser ihnen der endgültige Abschluß geworden ist.

Daß dieses vor Allem in der Verquickung des staatlichen mit dem religiösen Prinzip liegt, ist schon erwähnt, hier ist noch hervorzuheben, wie besonders auch das äußerst rohe, aber wiederum, weil es mit der Religion zusammenhängt, nicht abzuändernde Steuersystem jeglicher wahren Entwickelung im Wege steht. Auch hier können wir der Sozialdemokratie gedenken und uns vorstellen, wie entwickelungsunfähig, wie roh das Leben werden wird, wenn deren staatliche Grundsätze jemals zur Durchführung gelangen. Denn was sie bisher haben verlauten lassen über die Art, wie sie das Geld für die staatlichen Bedürfnisse werden aufbringen wollen, ist das plumpste System direkter Besteuerung, die Beschlagnahme eines nicht unbedeutenden Theiles der Einnahmen aller Wohlhabenden.

In einem anderen Punkte jedoch erwies sich der Islam als kulturfördernd, und was er bisher Gutes den ihn bekennenden Völkern gebracht hat, beruht darauf. Da nämlich eine heilige Schrift — der Koran — die Grundlage seines Bekenntnisses ist, so war Bekanntschaft mit derselben, und in Folge davon Verbreitung der Kunst des Lesens und Schreibens religiöses Bedürfniß und nicht unbedeutende Fortschritte in Bildung, Kunst und Wissenschaft davon das Ergebniß.

Jetzt nun, wo die ganze Nordküste Afrikas ihnen gehorchte, thaten die Mohammedaner den Schritt nach Europa hinüber, indem einer ihrer
710 Generale, Tarik, an den Säulen des Herakles übergehend, sich, 710, des Felsens an der spanischen Südküste bemächtigt, der von nun an, seinen Namen führend, Dschebel al Tarik genannt wurde und uns als Gibraltar bekannt ist. Von diesem aus, der, als Brückenkopf dienend, jeden ferner nothwendig werdenden Nachschub sichert, ward nun zur Eroberung der Halbinsel geschritten. Zwar schon in Syrien, Palästina, Aegypten war der Islam mit dem Christenthume zusammengestoßen und hatte dasselbe in die zweite Linie zurückgedrängt, allein des Christenthumes Zukunft war längst nicht mehr dort, sondern in Westeuropa; für alle Völker der Levante war es ein schwerer Verlust, daß auf viele Jahrhunderte hinaus ihre christliche Kultur zerstört wurde, für die Zukunft der Welt aber war es entscheidend, daß nicht Europa dem Islam verfiele. Wir übersehen heute, daß das eben nicht möglich war, daß

die Kräfte, welche das werdende Europa bildeten, die Germanen, die antike Kultur und das Christenthum, eben ganz anders zukunftsreich waren als die Araber und der Islam; aber ein mächtiger Faktor der Weltgeschichte waren auch diese, und der Letztere ist es noch, und eben das Zusammenstoßen solcher großen Prinzipien giebt das Bild welthistorischer Katastrophen, die aber in ihren vulkanischen Ausbrüchen auch Licht werfen über den Gang der Entwickelung der Völkergeschicke.

Was würden wir wissen von dem besseren geschichtlichen Rechte der christlich-germanischen Welt, wenn nicht in harter Entscheidung sie das schlechtere Recht der arabisch-islamitischen besiegt hätte. Auch heutzutage sind es große religiöse und nationale Prinzipien, die um die Herrschaft über Europa und damit über die Welt streiten, und zwar sind es das slawisch-byzantinische, das romanisch-katholische und das germanisch-protestantische. Da ich selbst der letzteren Welt von Geburt und Erziehung und, was mehr ist, von ganzer Ueberzeugung angehöre, so weiß ich nicht, ob meine Fähigkeit zu unparteiischer Beurtheilung genügt, um auszusprechen, daß ich glaube, ihr gehöre die europäische Zukunft. Gegen das slawisch-byzantinische Prinzip spricht unbedingt, daß es, ganz wie die arabisch-islamitische Welt, eine alles Andere ausschließende Einheit von Kirche und von Volksthum verlangt, also niemals die ganze Erde umfassen kann; aber auch das romanisch-katholische Prinzip verlangt eine solche alles Andere ausschließende Einheit wenigstens auf kirchlichem Gebiete. Die germanisch-protestantische Welt kennt nichts dergleichen: innerhalb ihrer giebt es die freiesten Staatenbildungen, die in föderativen Formen ungemeine Mannigfaltigkeit des staatlichen wie des kirchlichen Lebens gewährleisten: man sehe Deutschland, Amerika, England.

Aber wenn auch wohl dieses Prinzip zur weltgeschichtlichen Zukunft berufen ist, so wird es doch noch viel darum zu kämpfen haben, stärker und mehr als das Christenthum gegen den Islam, denn der Widerstand der anderen Weltanschauungen ist ein berechtigterer, besser begründeter als derjenige des Islam gegen das Christenthum. Und daß gegen diese Prinzipien der Kampf der germanisch-protestantischen Welt sogar nicht ohne jede Möglichkeit der Niederlage ist, dafür bürgen Eigenschaften, die unzertrennlich von dem Wesen dieser Weltanschauung sind. Die Entwickelungsfreiheit und individuelle Selbständigkeit, die zu

geben ihr eigen ist, gebären naturgemäß auch viel zentrifugale Kräfte, und denen steht gegenüber die unbedingte Konzentration der Kraft, welche, eben wegen der Ausschließlichkeit ihrer Grundsätze, den anderen Mächten zu Gebote steht; auch den ersten großartigen Erfolgen der mohammedanischen Araber lag ein solches konzentrirtes Kraftaufgebot zu Grunde. Mächtig haben Spanier und Franzosen die Volkskraft in festgeschlossenen Staatsbildungen zusammengefaßt und der germanischen Welt entgegengestellt; in gleicher Weise tritt heute Rußland gegen die Germanen auf den Plan, welchen die staatliche Indisziplin so tief im Blute steckt. Zu hoffen ist jedoch, daß der Protestantismus je länger je mehr als ein Korrektiv wirken möge, denn kein Bekenntniß betont so wie er den Gehorsam gegen die weltliche Gewalt und deren Ursprung als von Gott, so wie auch kein anderes so willig die Kompetenz der staatlichen Machtbefugniß anerkennt, die Grenze, was des Kaisers ist, so weit bemißt, während Islam, römische und byzantinische Kirche solche Grenze grundsätzlich überhaupt leugnen und in letzter Instanz über jeder Machtäußerung des Staates ein sie regulirendes und bestimmendes Recht der Kirche verkünden.

Nachdem Tarik in Spanien Fuß gefaßt hatte, begann nun die Eroberung des Landes; die Macht der Westgothen ward in der mehrtägigen,
19. Juli 711 am 19. Juli 711 begonnenen Schlacht von Xeres de la Frontera (eigentlich zwischen Conil und Vejer de la Frontera unweit Cadiz geschlagen) niedergeworfen und dann von ihm und seinem später an seine Stelle tretenden Vorgesetzten Mussa die gesammte Halbinsel unterworfen. Indessen kaum war das geschehen, so gingen die Bekenner des Islam abermals weiter, über die Pyrenäen hinaus nach Frankreich hinein, und hiermit stießen sie auf den Kern der christlich-germanischen Welt, damit aber auch auf den ihrer Ausdehnung Ziel und Schranken setzenden Widerstand.

Das Reich der Franken war, wie wir gesehen haben, im ersten Viertel des 7. Jahrhunderts unter Chlotar II. wieder vereint worden, und hierbei hatten, als es sich um Zurückgewinnung der Herrschaft über Austrasien handelte, eine entscheidende Rolle zu Gunsten Chlotars gespielt Männer des Geschlechtes, welches später des gesammten Frankenvolkes, ja des ganzen christlichen Westeuropa Geschicke leiten sollte, nämlich die austrasischen Magnaten Pippin und Arnulf, dieser Bischof

von Metz, die Ahnherren des karolingischen Hauses. Pippin hatte die Stellung des Hausmeiers — Majordomus — Chlotars für Austrasien inne: diese Würde war ursprünglich die eines Hofmarschalls, doch entwickelte sich die Stellung des Hausmeiers allmählich zu der eines Anführers des gesammten Dienstadels, und damit fiel ihr dann die eigentliche Macht im Lande zu. Nach Chlotars 628 erfolgenden Tode zerfällt wieder die Reichseinheit und mit ihr die innere Ruhe und Ordnung, und so wagte es Pippins Sohn Grimoald, nachdem sein Vater 639 gestorben und er an seiner Stelle Majordomus von Austrasien geworden war, sogar nach der Krone zu greifen, ein Versuch, den er jedoch mit dem Leben und sein Haus mit beträchtlicher Einbuße an der schon gewonnenen machtvollen Stellung bezahlt. Für die nächste Zeit tritt eine gänzliche Zerrüttung der Staatsverhältnisse ein; das Abendland wird durch innere Kämpfe und Thronstreitigkeiten ebenso zerrissen und lahmgelegt, wie es zu gleicher Zeit nach Osmans Tode dem Morgenlande geschah. Die Könige sind meist jung und wüstem Leben ergeben, das Reich vorübergehend vereint, meist aber in seine Theile Austrasien und Neustrien-Burgund getrennt; Hausmeier herrschen ebenfalls, theils für das vereinte Ganze, theils für die Einzelländer.

Im Abendlande wie im Morgenlande klären sich allmählich erst und unter schweren Kämpfen die staatlichen Zustände der Zukunft ab, die dann aber in beiden Gebieten sich grundverschieden gestalten, so daß sie immer schärfer voneinander geschieden werden. Das bestimmende Element im Abendlande wird der Feudalismus. War bei den Römern der Staat Alles gewesen, so ist das Feudalsystem eigentlich dessen Verneinung, indem es das Land ansieht als Privatbesitz eines Herren und den Staat gebildet werden läßt durch Zusammentritt einer Anzahl solcher Grundherren unter eine gemeinsame höhere Autorität, deren Recht an das Ganze wiederum das eines Privateigenthümers ist, während die Masse des Volkes als Hintersassen der Großen lebt, nur diesen, nicht dem Staate verpflichtet ist. Es war dieses von Anfang an die germanische Auffassung gewesen, und daß sie sich nicht verändern konnte, als die Germanen sich auf dem Römerboden niederließen, dafür sorgte die ungeheure materielle Verwüstung, unter welcher diese gewaltsame Besiedelung stattfand. Jeglicher Geldverkehr und jegliche Geldwirthschaft wurden dadurch zerstört, also auch jegliches darauf beruhende Finanz-

und Steuersystem, und so mußten nothgedrungen die germanischen Eroberer ihre reine Naturalwirthschaft, das, womit die Völker in ihren ersten Anfängen beginnen, beibehalten; es war hier wirklich das vollständige Zerschlagen einer vorhandenen Welt und der Aufbau einer ganz neuen eingetreten. Das Edelmetall fand sich vorherrschend im verarbeiteten Zustande vor und ward in Schatzkammern aufgehäuft, die Abgaben waren Naturalabgaben; Beamten konnte man nicht Gehalt geben, man konnte sie nicht anders haben und anstellen, als wenn man ihnen Landbesitz, die einzige Quelle aller Einkünfte, gab. So mußte sich der Staat in eine gewisse Anzahl von großen Gutsherrschaften auflösen, deren jede sich wieder aus kleineren zusammensetzte, und jeder dieser Gutsherren bedeutete eine je nach Zahl und Macht seiner Lehnsleute mehr oder weniger selbständige Herrschaft im Staate.

Und nun gab es einen Faktor, der in hervorragender Weise geneigt und befähigt war, die Möglichkeit Land und Leute zu eigenem Rechte innerhalb der Staatsordnung zu besitzen, auszunutzen, das war die Kirche, deren Macht sich damals gewaltig erhob. In diesen furchtbar wilden Zeiten war sie es, die Schutz gegen Grausamkeit und Willkür der Mächtigen bieten konnte, in den Kirchen war Zuflucht und Freistatt zu finden, Bischöfe und berühmte Heilige vermochten durch das bloße Ansehen ihrer Würde auch den gewaltthätigsten Königen Zaum und Zügel anzulegen. Anders entwickelt sich hier das kirchliche Element als im Orient, wo es sich bald untrennbar mit dem Staate verquickte, diesen in allen seinen Lebensäußerungen beherrschte. Im Occident befinden sich vom ersten Augenblicke an Staat und Kirche in einem gewissen Gegensatze, der oft zu entschlossenem Kampfe wird, bei welchem Recht und Unrecht gleichmäßig vertheilt sind. Bald aber beginnt mehr und mehr das Uebergewicht der Kirche sich geltend zu machen, und schließlich versucht auch sie das staatliche Element ganz in sich aufzusaugen, völlig eins mit ihm zu werden. Diesem Versuche wird aber überall, wenn auch in verschiedenster Weise und mit verschiedenen Graden des Erfolges, entgegengetreten und überall im neueren Europa der Grundsatz durchgeführt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. Nur dadurch ist unsere jetzige Zivilisation möglich geworden und dadurch das Wesen des Abendlandes so grundverschieden geworden von dem des Morgenlandes, welches dahinsiecht,

krank an unheilbarer Verquickung dessen, was des Kaisers ist, und dessen, was Gottes ist. Und zwischen Morgenland und Abendland steht heute Rußland mitten inne, augenblicklich noch mit seiner Vermischung kirchlichen und staatlichen Lebens dem kulturfeindlichen Prinzipe des Islam folgend, doch aber wohl allendlich dazu bestimmt, sich entschlossen von den Lebensgrundsätzen der semitischen und turkmenischen Rassen ab- und denen seiner arischen Brüder zuzuwenden.

Endlich kam dem Frankenreiche Ende des 7. Jahrhunderts in Theuderich III. ein König, für den sein Hausmeier wieder entschlossen den Anspruch auf Herrschaft über das gesammte Reich erhebt, ein Anspruch, der von Austrasien vorübergehend auch anerkannt wird. Dann aber regt sich dort wieder das Geschlecht Arnulfs und Pippins, und Beider Enkel — wiederum ein Pippin — vermag die ganze Macht Austrasiens unter seiner Führung aufzubieten und den Kampf gegen den Hausmeier von Neustrien-Burgund aufzunehmen. Er schlägt ihn 687 bei Testri unweit St. Quentin und wird nun seinerseits Theuderichs Hausmeier für das ganze von jetzt an vereint bleibende Frankenreich. Es war ungefähr die gleiche Zeit, zu welcher im Orient Abdelmelik die Reichseinheit wieder herstellte. Auch darin ist Aehnlichkeit in der beiderseitigen Entwickelung, daß die legitimen aus göttlichem Rechte sich herleitenden Herrscher durch Statthalter — Pippin und Moawija — verdrängt werden.

Im Orient war jetzt schon der Statthalter ganz an des Herrschers Stelle getreten, war selber Beherrscher der Gläubigen, im Occidente bedurfte es noch einiger Jahrzehnte dazu. Im damaligen Frankenreiche gab es nichts Festes, die Stellung der Könige war beständig bedroht, die Thronfolge unsicher, aber auch das Hausmeierthum war nichts Festes oder gar etwa Erbliches, noch war die das Amt ausfüllende Persönlichkeit Alles. So nimmt zwar nach Pippins am 16. Dezember 714 erfolgendem Tode sein Sohn Karl, später Martell 16. Dez. 714
genannt, des Vaters Stelle ein, doch muß er sie durch eigene Thaten sich erst erwerben und festigen; hier hieß es so recht: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Manches in den damaligen Zuständen erinnert an die Zeiten der Theilfürstenthümer

Theuderich III. 670 691.

unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege."

So ist denn von vornherein die Sittlichkeit des Islam eine verstümmelte, unvollkommene, wie sich dieses auch in den Geboten über die Ehe und in der vorherrschenden Werthschätzung aller Zeremonialgebote zeigt. Während Christus das ganze Gesetz und die Propheten zusammenfaßt in den Geboten der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten, betont der Islam vor Allem die Wichtigkeit der Erfüllung der Waschungen, Gebetsformeln, Fastengebote und dergleichen. Eine sittliche Verwüstung hat dieses zur Folge überall da, „wo der Islam, dieses schreckliche Gift des sozialen Lebens, den Samen seiner falschen Zivilisation ausgestreut hat", wie einer der besten Kenner des Orients sich ausdrückt. Gewiß ist Religion keine bloße Sittlichkeitslehre. Ich halte es für irrthümlich, wenn Moltke sagt: „Der Kern aller Religionen ist die Moral, welche sie lehren"; das Wesen derselben ist vielmehr, daß sie uns überhaupt erst zu Menschen macht, indem sie uns die sichere Gewißheit des Ewigen, die feste Ueberzeugung von der Existenz des Ueberirdischen, Göttlichen gewährt, wodurch erst sie uns über unser thierisches Dasein erhebt. Die Morallehre ist erst eine Folge daraus, allerdings die für das irdische Dasein der Völker eingreifendste.

Am verderblichsten aber ist für die Zukunft des Mohammedanismus geworden die Verquickung des staatlichen mit dem religiösen Elemente. Schon bei dem alten Judenthume haben wir Solches gesehen, aber dort war es nothwendig, damit das kleine Volk den mächtigen Nationen ringsum widerstehen konnte; mit dem Falle des Tempels jedoch und der Zerstreuung des Volkes ist diese Grundlage hinfällig geworden. Die rein äußerlichen Zeremonialgesetze und deren Widerstreit mit den den Juden in den jetzigen Staaten obliegenden Pflichten wirken verderblich. Nothwendig war diese Verquickung geistlichen und weltlichen Wesens auch für die Araber, als sie nur erst begannen ihr Volksthum zu gestalten aus der Verwirrung einzelner Stämme heraus, indessen bald hieß es auch hier: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage." Die im Koran festgelegte Pflicht des Gläubigen umfaßte auch sein staatliches, bürgerliches Leben, und als der Islam weite Länder beherrschte, als seine rein kriegerische Ausbreitung aufhörte, und er dauernde Staaten einrichtete, da war es nicht mehr berechtigt, den Koran als oberstes Gesetz auch

des staatlichen Lebens beizubehalten und sich damit zur Unmöglichkeit der Kulturentwickelung zu verurtheilen. Jüdisches Religionsgesetz verbietet Kastration von Mensch und Thier, aber Solches ist eine geistige Kastration. Diese Verquickung des staatlichen mit dem religiösen Elemente hat Spanien ins Verderben geführt, hat Frankreich einen Schaden zugefügt, der jetzt allmählich merkbar wird, und wirkt gerade heutzutage so schlimm in Rußland, wo sie in so hohem Grade durchgeführt wird. Die islamitische Welt hat sie gänzlich und auf immer von uns abgetrennt. Zwar auch dem Römer erschien der Numidier, Aegypter, Syrer als ein fremdartiges Element, aber doch als ein solches, mit welchem schließlich eine Kultureinheit herzustellen, sie zu römischer Anschauung zu erziehen möglich sei. Für uns sind die mohammedanischen Orientalen absolute Fremdlinge, zu deren Anschauungen von uns und von denen zu unserem Geiste keine Brücke zu schlagen ist.

Nach Mohammeds Tode trat sein Schwiegervater, Vater der Aischa, der nach dem Tode der Chadidscha von ihm geehelichten Lieblingsfrau des Propheten, der treugläubige Abu Bekr als Stellvertreter — Chalife — des Propheten, an die Spitze des Gemeinwesens, welches man als einen Staat kaum bezeichnen kann, und nunmehr begann sogleich, nach Unterdrückung einiges, sich bei solchem Wechsel naturgemäß noch einmal erhebenden Widerstandes, die kriegerische Ausbreitung des Islam auch über die Grenzen Arabiens hinaus. Und noch ausgiebiger und erfolgreicher geschah dieses unter dem nach Abu Bekrs bald erfolgendem Tode zu seinem Nachfolger werdenden Omar, dem ersten, der den Titel Beherrscher der Gläubigen — Emir ul mumenin — annahm. Schon 636 erfolgt nahe bei dem See Genezareth die Entscheidungsschlacht, 636
welche Syrien und Palästina, ein Jahr darauf nahe dem Euphrat die, 637
welche ganz Persien den Arabern ausliefert. Auch Aegypten fällt in ihre Hände durch den ehrgeizigen und fähigen Feldherren Amr und von dort aus wird dann unter Omars Nachfolger, Osman, aus dem Hause Omaija, Schwiegersohn des Propheten, noch die Südküste des mittelländischen Meeres bis einschließlich Tunis erobert, während im fernen Osten von Persien aus die Waffen der Mohammedaner bis in die Chanate Herat und Balch gelangen.

Wiederum müssen wir der ersten Zeiten des Christenthumes und der so völlig anderen Art der Ausbreitung desselben gedenken. Nach

zwanzigjährigem Bestehen sieht sich der Islam, mit den Waffen verbreitet, als unbedingt herrschende Religion in dem Umfange eines großen Reiches, das Christenthum braucht zu diesem äußeren Erfolge mehr als drei Jahrhunderte, während welcher Waffen ihm nie, nur Beispiel und Lehre zu seiner Verbreitung zur Verfügung standen. Der Mohammedanismus ist demgemäß sogleich das Bekenntniß der Herren im Lande, das Christenthum zunächst nur das der kleinen Leute, der Sklaven und Unterdrückten. Aber dieser allzu schnelle Erfolg brachte auch Gefahren mit sich. Noch war die arabische Herrschaft über diese weiten Ländergebiete nicht befestigt, als schon innere Zwistigkeiten der Mohammedaner selbst ausbrachen und den Bestand des ganzen Werkes ernstlich gefährdeten. Gegen Osman, der alt und zu wenig thatkräftig war, erhob sich eine Partei, als deren Opfer er schließlich fiel, und die dann den Vetter, Schwieger- und Adoptivsohn des Propheten, Ali, zum Chalifen erhob. Doch mußte er das durch diese Vorgänge erschütterte Ansehen dieser Würde überall erst wieder herstellen, und hierbei trat ihm der schon von Omar zum Statthalter von Syrien ernannte Omaijade Moawija mit den Waffen in der Hand entgegen. Nicht jedoch durch die Waffen, sondern durch überlegene Diplomatie erringt er dann das Uebergewicht über den Chalifen, dessen Würde er selbst für sich in Anspruch nimmt, und dem er auch Aegypten entreißt, oder richtiger, es entreißt ihm dasselbe in seinem Namen Aegyptens erster Eroberer, der ungemein schlaue und habsüchtige Amr, welchem Omar das Kommando der Provinz entzogen hatte, und der sich seitdem als sein Lebensziel ihre Wiedergewinnung gesteckt hatte.

Ali erwies sich überhaupt der Lage nicht gewachsen, heftige Parteiungen politischer und religiöser Natur brachen los; von dieser Zeit schreibt sich die Spaltung des Islam her, welche bis auf den heutigen Tag Sfunniten und Schiiten — dieses die Anhänger Alis — sich so schroff entgegenstehen läßt wie Athanasianer und Arianer sich gegenüberstanden, ja, wie nur irgend in einer Religion Rechtgläubige und Ketzer. Der Islam macht die Erfahrung des Christenthumes: mit der Erlangung der staatlichen Herrschaft beginnt sofort kirchliches Schisma.

24. Jan. 661 Ali selbst kostete dieses das Leben, er starb am 24. Januar 661, ermordet durch Fanatiker, und des Moawija Chalifat ward nun bald überall anerkannt, auch von Amr in Aegypten, der aber doch dabei eine

Art von Chedivestellung für sich beibehielt. Damit war aber nun nicht mehr Arabien — Medina — der Mittelpunkt des Reiches, sondern Syrien — Damaskus. Mächtig hob sich nach außen hin die Macht der Araber unter Moawija, bis an die Grenzen Indiens drangen sie vor, und im Westen bis unter die Mauern Konstantinopels, von dort freilich mußten sie wieder weichen, denn die kaum mit den Anfängen von Zivilisation in Berührung gekommenen Wüstenstämme waren doch noch nicht in der Lage, große Festungen eines alten Kulturlandes zu überwältigen.

Allein nach Moawijas 680 erfolgtem Tode brachen wiederum 680
die schlimmsten inneren Wirren aus. Das Schwert, an welches den Ungläubigen gegenüber der Islam so bereitwillig appellirte, erwies sich doch als eine zweischneidige Waffe, die auch innerhalb der gläubigen Welt jetzt die entscheidende Rolle spielte und zahlreiche Opfer forderte, damit aber Haß und Spaltung säete. Ueberhaupt ward der Orient nicht eine so organische Einheit wie das Abendland, er ward zwar islamitisch, nicht aber zugleich arabisch, während der Occident nicht nur christlich, sondern auch zugleich germanisch geworden war; Europa enthielt also zwei Elemente innerer Einheit.

So blieb die Lage unter drei Nachfolgern des Begründers der Omaijaden-Dynastie, erst der vierte Beherrscher der Gläubigen aus diesem Blute, Abdelmelik, vermochte wieder seine alleinige Oberherrschaft herzustellen. Sodann aber, von 693 ab, begann auch sogleich 693
von Neuem die Eroberung. Das erneute Vordringen fing in Afrika an, wo die gesammte Nordküste bis zu dem heutigen Algier unterworfen wurde. Unter der nächsten Regierung ward auch dieses selbst erobert, während im fernen Osten, in Mittelasien weite Gebiete, Alles, was jetzt Rußland besitzt, der mohammedanischen Eroberung verfiel. Wenn alle diese Länder von ungeheurer Gesammtausdehnung verhältnißmäßig schnell den Islam annahmen und jetzt ihren christlichen Eroberern gegenüber ihn so zähe festhalten, so beweist das einerseits, wie unvollkommen und roh die von dem Islam dort vorgefundenen Götterdienste waren, so daß sie schnell vor dem einfachen logischen Monotheismus des Propheten dahinsanken, andererseits, daß alle dem Islam einmal verfallenen Völker auf ihrem damals schnell erreichten Standpunkte religiöser und

sittlicher Ausbildung stehen geblieben sind und dieser ihnen der endgültige Abschluß geworden ist.

Daß dieses vor Allem in der Verquickung des staatlichen mit dem religiösen Prinzip liegt, ist schon erwähnt, hier ist noch hervorzuheben, wie besonders auch das äußerst rohe, aber wiederum, weil es mit der Religion zusammenhängt, nicht abzuändernde Steuersystem jeglicher wahren Entwickelung im Wege steht. Auch hier können wir der Sozialdemokratie gedenken und uns vorstellen, wie entwickelungsunfähig, wie roh das Leben werden wird, wenn deren staatliche Grundsätze jemals zur Durchführung gelangen. Denn was sie bisher haben verlauten lassen über die Art, wie sie das Geld für die staatlichen Bedürfnisse werden aufbringen wollen, ist das plumpste System direkter Besteuerung, die Beschlagnahme eines nicht unbedeutenden Theiles der Einnahmen aller Wohlhabenden.

In einem anderen Punkte jedoch erwies sich der Islam als kulturfördernd, und was er bisher Gutes den ihn bekennenden Völkern gebracht hat, beruht darauf. Da nämlich eine heilige Schrift — der Koran — die Grundlage seines Bekenntnisses ist, so war Bekanntschaft mit derselben, und in Folge davon Verbreitung der Kunst des Lesens und Schreibens religiöses Bedürfniß und nicht unbedeutende Fortschritte in Bildung, Kunst und Wissenschaft davon das Ergebniß.

Jetzt nun, wo die ganze Nordküste Afrikas ihnen gehorchte, thaten die Mohammedaner den Schritt nach Europa hinüber, indem einer ihrer
710 Generale, Tarik, an den Säulen des Herakles übergehend, sich, 710, des Felsens an der spanischen Südküste bemächtigt, der von nun an, seinen Namen führend, Dschebel al Tarik genannt wurde und uns als Gibraltar bekannt ist. Von diesem aus, der, als Brückenkopf dienend, jeden ferner nothwendig werdenden Nachschub sichert, ward nun zur Eroberung der Halbinsel geschritten. Zwar schon in Syrien, Palästina, Aegypten war der Islam mit dem Christenthume zusammengestoßen und hatte dasselbe in die zweite Linie zurückgedrängt, allein des Christenthumes Zukunft war längst nicht mehr dort, sondern in Westeuropa; für alle Völker der Levante war es ein schwerer Verlust, daß auf viele Jahrhunderte hinaus ihre christliche Kultur zerstört wurde, für die Zukunft der Welt aber war es entscheidend, daß nicht Europa dem Islam verfiele. Wir übersehen heute, daß das eben nicht möglich war, daß

die Kräfte, welche das werdende Europa bildeten, die Germanen, die antike Kultur und das Christenthum, eben ganz anders zukunftsreich waren als die Araber und der Islam; aber ein mächtiger Faktor der Weltgeschichte waren auch diese, und der Letztere ist es noch, und eben das Zusammenstoßen solcher großen Prinzipien giebt das Bild weltgeschichtlicher Katastrophen, die aber in ihren vulkanischen Ausbrüchen auch Licht werfen über den Gang der Entwickelung der Völkergeschicke.

Was würden wir wissen von dem besseren geschichtlichen Rechte der christlich-germanischen Welt, wenn nicht in harter Entscheidung sie das schlechtere Recht der arabisch-islamitischen besiegt hätte. Auch heutzutage sind es große religiöse und nationale Prinzipien, die um die Herrschaft über Europa und damit über die Welt streiten, und zwar sind es das slawisch-byzantinische, das romanisch-katholische und das germanisch-protestantische. Da ich selbst der letzteren Welt von Geburt und Erziehung und, was mehr ist, von ganzer Ueberzeugung angehöre, so weiß ich nicht, ob meine Fähigkeit zu unparteiischer Beurtheilung genügt, um auszusprechen, daß ich glaube, ihr gehöre die europäische Zukunft. Gegen das slawisch-byzantinische Prinzip spricht unbedingt, daß es, ganz wie die arabisch-islamitische Welt, eine alles Andere ausschließende Einheit von Kirche und von Volksthum verlangt, also niemals die ganze Erde umfassen kann; aber auch das romanisch-katholische Prinzip verlangt eine solche alles Andere ausschließende Einheit wenigstens auf kirchlichem Gebiete. Die germanisch-protestantische Welt kennt nichts dergleichen: innerhalb ihrer giebt es die freiesten Staatenbildungen, die in föderativen Formen ungemeine Mannigfaltigkeit des staatlichen wie des kirchlichen Lebens gewährleisten; man sehe Deutschland, Amerika, England.

Aber wenn auch wohl dieses Prinzip zur weltgeschichtlichen Zukunft berufen ist, so wird es doch noch viel darum zu kämpfen haben, stärker und mehr als das Christenthum gegen den Islam, denn der Widerstand der anderen Weltanschauungen ist ein berechtigterer, besser begründeter als derjenige des Islam gegen das Christenthum. Und daß gegen diese Prinzipien der Kampf der germanisch-protestantischen Welt sogar nicht ohne jede Möglichkeit der Niederlage ist, dafür bürgen Eigenschaften, die unzertrennlich von dem Wesen dieser Weltanschauung sind. Die Entwickelungsfreiheit und individuelle Selbständigkeit, die zu

geben ihr eigen ist, gebären naturgemäß auch viel zentrifugale Kräfte, und denen steht gegenüber die unbedingte Konzentration der Kraft, welche, eben wegen der Ausschließlichkeit ihrer Grundsätze, den anderen Mächten zu Gebote steht; auch den ersten großartigen Erfolgen der mohammedanischen Araber lag ein solches konzentrirtes Kraftaufgebot zu Grunde. Mächtig haben Spanier und Franzosen die Volkskraft in festgeschlossenen Staatsbildungen zusammengefaßt und der germanischen Welt entgegengestellt; in gleicher Weise tritt heute Rußland gegen die Germanen auf den Plan, welchen die staatliche Indisziplin so tief im Blute steckt. Zu hoffen ist jedoch, daß der Protestantismus je länger je mehr als ein Korrektiv wirken möge, denn kein Bekenntniß betont so wie er den Gehorsam gegen die weltliche Gewalt und deren Ursprung als von Gott, so wie auch kein anderes so willig die Kompetenz der staatlichen Machtbefugniß anerkennt, die Grenze, was des Kaisers ist, so weit bemißt, während Islam, römische und byzantinische Kirche solche Grenze grundsätzlich überhaupt leugnen und in letzter Instanz über jeder Machtäußerung des Staates ein sie regulirendes und bestimmendes Recht der Kirche verkünden.

Nachdem Tarik in Spanien Fuß gefaßt hatte, begann nun die Eroberung des Landes; die Macht der Westgothen ward in der mehrtägigen,
19. Juli 711 am 19. Juli 711 begonnenen Schlacht von Xeres de la Frontera (eigentlich zwischen Conil und Vejer de la Frontera unweit Cadiz geschlagen) niedergeworfen und dann von ihm und seinem später an seine Stelle tretenden Vorgesetzten Mussa die gesammte Halbinsel unterworfen. Indessen kaum war das geschehen, so gingen die Bekenner des Islam abermals weiter, über die Pyrenäen hinaus nach Frankreich hinein, und hiermit stießen sie auf den Kern der christlich-germanischen Welt, damit aber auch auf den ihrer Ausdehnung Ziel und Schranken setzenden Widerstand.

Das Reich der Franken war, wie wir gesehen haben, im ersten Viertel des 7. Jahrhunderts unter Chlotar II. wieder vereint worden, und hierbei hatten, als es sich um Zurückgewinnung der Herrschaft über Austrasien handelte, eine entscheidende Rolle zu Gunsten Chlotars gespielt Männer des Geschlechtes, welches später des gesammten Frankenvolkes, ja des ganzen christlichen Westeuropa Geschicke leiten sollte, nämlich die austrasischen Magnaten Pippin und Arnulf, dieser Bischof

von Metz, die Ahnherren des karolingischen Hauses. Pippin hatte die Stellung des Hausmeiers — Majordomus — Chlotars für Austrasien inne; diese Würde war ursprünglich die eines Hofmarschalls, doch entwickelte sich die Stellung des Hausmeiers allmählich zu der eines Anführers des gesammten Dienstadels, und damit fiel ihr dann die eigentliche Macht im Lande zu. Nach Chlotars 628 erfolgenden Tode zerfällt wieder die Reichseinheit und mit ihr die innere Ruhe und Ordnung, und so wagte es Pippins Sohn Grimoald, nachdem sein Vater 639 gestorben und er an seiner Stelle Majordomus von Austrasien geworden war, sogar nach der Krone zu greifen, ein Versuch, den er jedoch mit dem Leben und sein Haus mit beträchtlicher Einbuße an der schon gewonnenen machtvollen Stellung bezahlt. Für die nächste Zeit tritt eine gänzliche Zerrüttung der Staatsverhältnisse ein; das Abendland wird durch innere Kämpfe und Thronstreitigkeiten ebenso zerrissen und lahmgelegt, wie es zu gleicher Zeit nach Osmans Tode dem Morgenlande geschah. Die Könige sind meist jung und wüstem Leben ergeben, das Reich vorübergehend vereint, meist aber in seine Theile Austrasien und Neustrien-Burgund getrennt; Hausmeier herrschen ebenfalls, theils für das vereinte Ganze, theils für die Einzelländer.

Im Abendlande wie im Morgenlande klären sich allmählich erst und unter schweren Kämpfen die staatlichen Zustände der Zukunft ab, die dann aber in beiden Gebieten sich grundverschieden gestalten, so daß sie immer schärfer voneinander geschieden werden. Das bestimmende Element im Abendlande wird der Feudalismus. War bei den Römern der Staat Alles gewesen, so ist das Feudalsystem eigentlich dessen Verneinung, indem es das Land ansieht als Privatbesitz eines Herren und den Staat gebildet werden läßt durch Zusammentritt einer Anzahl solcher Grundherren unter eine gemeinsame höhere Autorität, deren Recht an das Ganze wiederum das eines Privateigenthümers ist, während die Masse des Volkes als Hintersassen der Großen lebt, nur diesen, nicht dem Staate verpflichtet ist. Es war dieses von Anfang an die germanische Auffassung gewesen, und daß sie sich nicht verändern konnte, als die Germanen sich auf dem Römerboden niederließen, dafür sorgte die ungeheure materielle Verwüstung, unter welcher diese gewaltsame Besiedelung stattfand. Jeglicher Geldverkehr und jegliche Geldwirthschaft wurden dadurch zerstört, also auch jegliches darauf beruhende Finanz-

und Steuersystem, und so mußten nothgedrungen die germanischen Eroberer ihre reine Naturalwirthschaft, das, womit die Völker in ihren ersten Anfängen beginnen, beibehalten; es war hier wirklich das vollständige Zerschlagen einer vorhandenen Welt und der Aufbau einer ganz neuen eingetreten. Das Edelmetall fand sich vorherrschend im verarbeiteten Zustande vor und ward in Schatzkammern aufgehäuft, die Abgaben waren Naturalabgaben; Beamten konnte man nicht Gehalt geben, man konnte sie nicht anders haben und anstellen, als wenn man ihnen Landbesitz, die einzige Quelle aller Einkünfte, gab. So mußte sich der Staat in eine gewisse Anzahl von großen Gutsherrschaften auflösen, deren jede sich wieder aus kleineren zusammensetzte, und jeder dieser Gutsherren bedeutete eine je nach Zahl und Macht seiner Lehnsleute mehr oder weniger selbständige Herrschaft im Staate.

Und nun gab es einen Faktor, der in hervorragender Weise geneigt und befähigt war, die Möglichkeit Land und Leute zu eigenem Rechte innerhalb der Staatsordnung zu besitzen, auszunutzen, das war die Kirche, deren Macht sich damals gewaltig erhob. In diesen furchtbar wilden Zeiten war sie es, die Schutz gegen Grausamkeit und Willkür der Mächtigen bieten konnte, in den Kirchen war Zuflucht und Freistatt zu finden, Bischöfe und berühmte Heilige vermochten durch das bloße Ansehen ihrer Würde auch den gewaltthätigsten Königen Zaum und Zügel anzulegen. Anders entwickelt sich hier das kirchliche Element als im Orient, wo es sich bald untrennbar mit dem Staate verquickte, diesen in allen seinen Lebensäußerungen beherrschte. Im Occident befinden sich vom ersten Augenblicke an Staat und Kirche in einem gewissen Gegensatze, der oft zu entschlossenem Kampfe wird, bei welchem Recht und Unrecht gleichmäßig vertheilt sind. Bald aber beginnt mehr und mehr das Uebergewicht der Kirche sich geltend zu machen, und schließlich versucht auch sie das staatliche Element ganz in sich aufzusaugen, völlig eins mit ihm zu werden. Diesem Versuche wird aber überall, wenn auch in verschiedenster Weise und mit verschiedenen Graden des Erfolges, entgegengetreten und überall im neueren Europa der Grundsatz durchgeführt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. Nur dadurch ist unsere jetzige Zivilisation möglich geworden und dadurch das Wesen des Abendlandes so grundverschieden geworden von dem des Morgenlandes, welches dahinsiecht,

krank an unheilbarer Verquickung dessen, was des Kaisers ist, und dessen, was Gottes ist. Und zwischen Morgenland und Abendland steht heute Rußland mitten inne, augenblicklich noch mit seiner Vermischung kirchlichen und staatlichen Lebens dem kulturfeindlichen Prinzipe des Islam folgend, doch aber wohl allendlich dazu bestimmt, sich entschlossen von den Lebensgrundsätzen der semitischen und turkmenischen Rassen ab- und denen seiner arischen Brüder zuzuwenden.

Endlich kam dem Frankenreiche Ende des 7. Jahrhunderts in Theuderich III. ein König, für den sein Hausmeier wieder entschlossen den Anspruch auf Herrschaft über das gesammte Reich erhebt, ein Anspruch, der von Austrasien vorübergehend auch anerkannt wird. Dann aber regt sich dort wieder das Geschlecht Arnulfs und Pippins, und Beider Enkel — wiederum ein Pippin — vermag die ganze Macht Austrasiens unter seiner Führung aufzubieten und den Kampf gegen den Hausmeier von Neustrien-Burgund aufzunehmen. Er schlägt ihn 687 bei Testri unweit St. Quentin und wird nun seinerseits Theuderichs Hausmeier für das ganze von jetzt an vereint bleibende Frankenreich. Es war ungefähr die gleiche Zeit, zu welcher im Orient Abdelmelik die Reichseinheit wieder herstellte. Auch darin ist Aehnlichkeit in der beiderseitigen Entwickelung, daß die legitimen aus göttlichem Rechte sich herleitenden Herrscher durch Statthalter — Pippin und Moawija — verdrängt werden.

Im Orient war jetzt schon der Statthalter ganz an des Herrschers Stelle getreten, war selber Beherrscher der Gläubigen, im Occidente bedurfte es noch einiger Jahrzehnte dazu. Im damaligen Frankenreiche gab es nichts Festes, die Stellung der Könige war beständig bedroht, die Thronfolge unsicher, aber auch das Hausmeierthum war nichts Festes oder gar etwa Erbliches, noch war die das Amt ausfüllende Persönlichkeit Alles. So nimmt zwar nach Pippins am 16. Dezember 714 erfolgendem Tode sein Sohn Karl, später Martell genannt, des Vaters Stelle ein, doch muß er sie durch eigene Thaten sich erst erwerben und festigen; hier hieß es je recht: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Manches in den damaligen Zuständen erinnert an die Zeiten der Theilfürstenthümer 16. Dez. 714

Theuderich III. 670 691.

der Großfürsten in Rußland, aus denen dann doch schließlich ein großes geeintes Reich hervorging, so wenig es eigentlich dazu den Anschein hatte, so sehr sie untereinander sich befehdeten, zerrissen, mit Grausamkeit verfolgten.

720 Mit dem Jahre 720 war aller Widerstand gegen Karls Stellung als Hausmeier des gesammten Frankenreiches für überwunden zu erachten, nicht jedoch ohne daß dieses Reich eine empfindliche Schwächung in den diesem Ergebnisse vorangegangenen Kämpfen und Irrungen erlitten hätte. Losgelöst hatte sich nämlich von ihm und unter Herzog Eudo als selbständiger Staat hingestellt Aquitanien, d. h. alles Land westlich und südlich der Loire bis an die Pyrenäen, mit Ausnahme des unbedeutenden den Westgothen an dem Golf du Lion gebliebenen Gebietes. Aquitanien war es auch, welches zuerst der Stoß des islamitischen Angriffes traf, der nun seit 718 von Spanien ausging. Einmal zwar vermochte Eudo ihn siegreich zurückzuweisen, doch erschienen die Krieger des Propheten wieder und wieder und drangen weit in das Land hinein vor bis an die Loire, ja bis nach Burgund hineingelangend. Daß zwischen Karl und Eudo Feindschaft herrschte, sogar Ersterer des Letzteren Gebiet mit den Waffen heimsuchte, erleichterte natürlich den Mohammedanern ihre Aufgabe. Als nun aber ihr Führer, Abderrachman, in abermaligem Kriegszuge Herzog Eudo vollständig schlägt, da flüchtet dieser zu Karl und fleht dessen Hülfe an. Und das Gefühl gemeinsamen Glaubens und gemeinsamen Volksthumes diesen Arabern gegenüber war stark genug in Karl, um ihn zu veranlassen, dem soeben bekämpften Feinde mit aller Macht, die aufzubringen er fähig ist, zu Hülfe zu kommen; hierin lag eine Entscheidung von weltgeschichtlichem Gewichte. Zeigte sich hier nicht diese Erkenntniß der Gemeinsamkeit höchster Interessen, so hätte der Islam immerhin wenn auch nicht die Herrschaft über Europas Zukunft gewonnen, dessen war er nicht fähig, wohl aber dieser christlich-germanischen Zukunft im Westen eine ebenso nachhaltig fühlbare Wunde beibringen können, als dieses sieben Jahrhunderte später im Osten durch die Eroberung Konstantinopels geschah. Daß hier das entstehende Europa sich solidarisch verpflichtet fühlte, daß Karl Martell seines bisherigen Gegners Eudo Sache zur seinigen machte, das ist das weltgeschichtliche Element seines Zusammenstoßes mit den Arabern.

Dieser fand statt im Oktober 732 zwischen Tours und Poitiers, Chr. 732
der vollständige Sieg, den Karl erfocht, hat die Bedeutung einer endgültigen Zurückdämmung des Islam.

Ward so auf der einen Seite die Gefahr abgewendet, welche dem Christenthume und seiner Kultur drohte, so ward dasselbe auf der anderen Seite ausgebreitet ihm Gebiete gewonnen, die von höchster Wichtigkeit für seine Zukunft wurden, indem der Angelsachse Winfried, mit seinem kirchlichen und weltgeschichtlichen Namen Bonifatius genannt, seit 723 seine große Lebensaufgabe, die Bekehrung der heidnischen Deutschen östlich des Rheines, in Angriff genommen hat. Indem er von vornherein diese seine Arbeit unter die Aegide des heiligen Stuhles von Rom stellte, erweiterte er dessen Macht über ein so großes, neues und eigenartiges Gebiet, daß dieses ein stark mitwirkender Faktor wurde, um die endliche völlige Trennung von der östlichen Kirche zu einer unabweisbaren geschichtlichen Nothwendigkeit zu machen. Den Deutschen aber eröffnete er eine neue Zukunft. Denn wie durch den Islam die so widerstreitenden Stämme Arabiens zu einer auch politischen Einheit gebracht wurden, so wirkte auch das Christenthum für die Germanen. Sieht man, was trotzdem noch an Stammespartikularismus und Widerstreit übrig geblieben ist, so wird man wohl überzeugt sein, daß ohne das einigende Band des Christenthumes zu einer politischen Einheit nie zu gelangen gewesen wäre.

So liegt Karls Bedeutung für Europa in der Zurückdämmung des Islam, in der Sicherung der Herrschaft des Christenthumes für den ganzen Welttheil: für das Frankenreich ist die Bedeutung seiner mächtigen Persönlichkeit die, daß durch seine kraftige Regierung die Stellung seines Hauses so fest gewurzelt wird, daß bei seinem am 22. Oktober 741 Chr. 741
erfolgenden Tode seine Söhne Karlmann und Pippin die Regierung als Hausmeier schon ganz unbestritten wie aus eigenem Rechte übernehmen. Jeglichem Versuche einzelner Selbstandigkeit war ein Ende gemacht, das Reich zu einer wahren Einheit geworden. Freilich waren in damaliger wilder Zeit trotzdem noch bestandige Kriegszüge nöthig, um besonders die Grenzlandschaften in Gehorsam zu erhalten oder zu diesem zurückzuführen.

Bonifatius 680–5. 6. 754

747 Im Jahre 747 legt Karlmann die Herrschaft nieder und zieht sich in ein Kloster zurück, Pippin ist der alleinige Herr des Franken-
Nov. 751 reiches. Und bald nachher, November 751, nimmt er auch den vollen Titel eines solchen an, er verstößt den von ihm selbst eingesetzten Merowingerkönig in das Kloster, macht ein Ende mit der Fiktion, daß er als Hausmeier für den König regiere, und besteigt selbst als König den Thron. Es war die gewaltigste Umwälzung, die in der damaligen Welt geschehen konnte, so gewaltig, daß selbst Pippin in der Fülle seiner Macht einer höheren Autorität bedurfte, um sie durchführen zu können. Dem göttlichen Rechte der Merowinger bloß weltliche Macht entgegenzusetzen, erkannte er als nicht wirksam genug, wenn Dauerndes geschaffen werden sollte. Hier aber trat ihm das Moment hülfreich zur Seite, welches ohnehin schon seit fast 300 Jahren die Erfolge der Franken und ihrer Könige begleitet und unterstützt hatte, der Katholizismus. Da mit dessen Entwickelung auch Macht und Ansehen des Papstes sich steigend entwickelt hatten, so waren sie jetzt schon bis zu der Lehre von der Nachfolgerschaft Petri und dem Statthalterthume Christi gediehen, aus welcher sich naturgemäß der Anspruch ergab, im Auftrage Gottes weltliche Macht verleihen zu können. Doch freilich von Bedeutung konnte ein solcher Anspruch erst werden, ja überhaupt bestimmt als solcher erst auftreten, wenn thatsächlich ein mächtiger weltlicher Herrscher ihn anerkannte, sich ihm beugte, weltliche Herrschaft auf Grund dieser Lehre annahm. Und das war es, was nun Pippin that in dem Bestreben, seine Usurpation mit dem Gewande der Legitimität zu verhüllen. Das, was er wollte, erreichte er auch völlig, aber außerdem auch etwas, was er nicht wollte, ja nicht einmal erkannte, nämlich, daß er hierdurch ein neues weltgeschichtliches Machtprinzip schuf, welches den späteren Erben seines Reiches bald als überlegener Gegner sich erweisen sollte. Es war abermals etwas Neues in die Welt gekommen, wie damals, als Konstantin das Christenthum annahm. Von nun an, von dem Papste Zacharias an kann man sagen, daß der Bischof von Rom verschwindet, die wahrhaft päpstliche Stellung beginnt. Eine geistliche Autorität bildet sich, wie die Welt sie noch nicht kannte, denn das Nachfolgerthum des Propheten Allahs war nicht eine rein geistliche, war zugleich die oberste weltliche Macht, hier aber erwies sich die neben der geistlichen bestehende mächtigste weltliche Würde als abhängig von der

ersteren. Solches war noch nicht in der Welt dagewesen, Cäsar mußte sich beugen vor dem Apostel und die Nachwirkung davon beherrschte die Welt bis zu den Tagen des großen thüringischen Ketzers, die Spuren davon sind heut noch fühlbar. Und schnell entwickeln sich die Folgen des neuen Verhältnisses.

In Italien standen drei Potenzen da mit verschiedener Macht und verschiedenen Ansprüchen. Das ursprüngliche Recht des römischen Augustus ward vertreten durch den zu Ravenna sitzenden Statthalter — Exarchen — des oströmischen Kaisers, der über das diesem noch verbliebene Gebiet regierte. Daneben aber hatte sich das Eroberungsrecht der Langobarden mächtig Platz gemacht, die Hauptstadt ihres Königs war Pavia, während in verschiedenen Gegenden sich langobardische Herzogthümer erhoben, das bedeutendste in Benevent war thatsächlich unabhängig. Dazwischen nun die heranwachsende Macht des Papstes in Rom, dessen rechtmäßiger Oberherr der Kaiser in Byzanz war, dem andererseits aber immer die Langobardenmacht mit Unterwerfung drohte und der nun mit überlegener Politik von Beiden loszukommen sucht. Gegen das Recht von Byzanz begab er sich unter die Schutzherrschaft des Frankenkönigs und rief dann dessen überlegene Macht gegen die Macht der Langobarden herbei. Indessen auch diese neue Unterordnung unter die fränkische Schutzherrschaft mußte hinfällig gemacht werden, um Rom eine wahrhafte Weltherrschaft antreten lassen zu können, dieses hatte dadurch zu geschehen, daß eben diese Franken dem Papste erobertes langobardisches Gebiet zu souveränem Besitze abtreten sollten.

So zog denn vom Papste Stephan II. persönlich herbeigeholt Pippin 754 gegen die Langobarden, die ohne großen Widerstand vor 754
ihm erlagen und nun dem Papste nicht unerhebliche Gebiete abtreten mußten. Im Jahre 756 wurde der Zug wiederholt, da die Langobarden 756
ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, ja sogar den Papst in Rom selbst bedrängten; der Erfolg war schnell der gleiche und nunmehr trat der Papst in den Besitz der Anfänge des Kirchenstaates. Für das Frankenreich unmittelbar ward Pippins Regierung auch folgen- und erfolgreich, indem er nach langen und harten Kämpfen das losgetrennte Aquitanien wieder mit ihm vereinigte und so die naturgemäße staatliche Einheit des späteren Frankreich wieder festigte. Pippin ist eine weltgeschichtlich hoch wirksame und bedeutsame Erscheinung, es geht ihm

wie Philipp von Macedonien, nur weil seines Sohnes überragende glanzvollere Größe auf ihn folgte, tritt er im Gedächtnisse der Menschen zurück. Aber auch dieser König gewordene Hausmeier vermochte nicht die Idee des Staates recht zu erfassen, blieb durchaus beherrscht von den Anschauungen des feudalen Gemeinwesens, welches man Staat nicht eigentlich nennen kann. Gleich einem Merowinger theilt er bei
24. Sept 768 seinem am 24. September 768 eintretenden Tode das Reich unter seine Söhne Karl und Karlmann.

Karl der Große ist eine jener geschichtlichen Erscheinungen, die durch ihre Thaten sowohl wie durch ihr ganzes Dasein einen Wendepunkt, eine deutliche Stufe in der Entwickelung der Weltgeschichte anzeigen, gleichwie Octavian und Konstantin, zugleich der letzte Mann eines abgeschlossenen und der erste eines neubeginnenden Zeitalters. Es scheint, als solle uns Bismarck heute ein gleicher Markstein sein, der Letzte des königlichen Preußens und der Erste des kaiserlichen Deutschlands. Die Theilung des Reiches, verschärft noch durch Feindlichkeit der Gesinnung zwischen den Brüdern, hätte zu schwerem Unheile führen
771 können, wenn nicht Karlmann schon früh, 771, starb und Karl nun sogleich zugriff und sich auch der anderen Reichshälfte bemächtigte.
772 Kaum war dieses geschehen, als er sich, 772, zu dem Werke wandte, welches ihn von da an über dreißig Jahre beschäftigte und welches er als seine wichtigste Lebensaufgabe ansah, Bekehrung und Unterwerfung der heidnischen Sachsen im heutigen Westfalen und Hannover. Es war eine That von der Bedeutung der Eroberung Galliens durch Cäsar. Wie dort dem romanischen Elemente eine neue Heimstätte geschaffen wurde, in welcher es eine große Zukunft erlangte, so ward hier der Grund gelegt zu einer christlich-germanischen Entwickelung von selbständiger Eigenart gegenüber der christlich-romanischen des eigentlichen Frankreichs. Daß bald darauf ein Deutschland unabhängig von Frankreich sich entwickelt, ward nur möglich durch Hereinziehung aller dieser im alten eigentlichen Germanien seßhaft gebliebenen Stämme in das Reich, durch Ausdehnung desselben bis an die Elbe. Die Ausdehnung der Grenzen, die Gegensätze des Volksthumes wurden zu groß, das Reich mußte bald zerfallen, damit aber eben die Grundlage zu der Entwickelung des jetzigen Europas geben, welches nicht ein allumfassendes

Römerreich, sondern eine lebendige Einheit in mannigfachen Formen werden sollte.

Unendlich schwer ward dieser Erfolg Karl gemacht, furchtbaren Widerstand leisten diese Germanen dem Christenthume und die weltgeschichtliche Wirkung dieses Widerstandes ist, daß Karl nicht daran denken darf oder kann das Christenthum noch weiter, bis über die Elbe zu tragen. So aber bleiben die Völkerschaften östlich dieses Flusses von der neuen europäischen Zukunftskultur unberührt. Die aber diesen ganzen Osten bewohnten waren Slawen: Wenden, Sorben, Wilzen, Obotriten. Das Germanenthum, welches Jahrhunderte lang immer von neuem seinen Volkszuwachs, seine Ueberkraft auf die römischen Grenzen ergoß, erschöpfte sich doch schließlich, und als dann mit der Völkerwanderung ganze Stämme ihre Sitze aufgaben, nach Süden ziehend sich neue suchten, da blieben die weiten Landstriche an der Weichsel und bis hin zur Elbe leer, den in der sarmatischen Ebene wohnenden Slawen zu leichter Besiedelung geöffnet. Diese Bewegung erfüllte sich im 6. Jahrhunderte, mit dessen Ausgange die Elbe der östliche Grenzstrom des Germanenthumes, der westliche des Slaventhumes geworden war. Und diese Rolle als Völkerscheide behielt die Elbe jetzt noch bei, denn dank dem ungeheuren Widerstande der Sachsen blieben die Slawen von Karls Herrschaft frei, blieben aber damit auch noch auf lange hinaus außereuropäisch.

Der Sachsenkrieg zieht sich fast durch Karls ganze Regierung hindurch, dazwischen unterbrechen ihn dann immer wieder andere Aufgaben. So schon 774 der erste Zug nach Italien gegen Desiderius, den König 774
der Langobarden und ehemaligen Schwiegervater Karls, denn dieser hatte nach kurzer Ehe seine Tochter verstoßen. Abermals wie zu Pippins Zeiten wurden die Langobarden unschwer besiegt, die deutsche Sünde partikularistischer Zerrissenheit hatten sie immer reichlich begangen, daher auch beständig an Unruhen und inneren Kämpfen gelitten, jetzt machte der Frankenherr dem ein Ende, indem er die Langobardenkrone sich selbst aufsetzte, nur der Süden Italiens blieb als langobardisches Herzogthum Benevent selbständig. So begann die enge Verknüpfung der Geschicke Italiens mit denen des Reiches nördlich der Alpen, es war der Keim zu langen schweren Verwickelungen.

Desiderius 757—774.

778 Sodann erfolgte ein Vorstoß Karls nach Spanien 778. Im Morgenlande waren die Omaijaden in schwerem Bürgerkriege von den Abassiden, Nachkommen des Abbas, Oheims des Propheten, besiegt und völlig ausgerottet worden; 750 ward Abul Abbas erster Chalife der neuen Dynastie. Nur ein Omaijade, Abderrachman, war der Vernichtung entgangen und hatte sich nach Spanien geflüchtet. Dort gelingt es ihm, gestützt auf seines Geschlechtes Ansehen, noch mehr aber durch die eigenen Herrschereigenschaften die oberste Gewalt zu erringen inmitten der durch Stammeshader und innere Zwistigkeiten zerrissenen mohammedanischen Eroberer des Landes, welche es sogar auch den Christen ermöglicht hatten wiederum festen Fuß zu fassen, im Norden das kleine Königreich Asturien zu gründen. Im Jahre 756 wird Abderrachman Emir von Cordova und in weiterer Folge Herr des ganzen islamitischen Spaniens. Nun aber riefen seine Gegner unter seinen Glaubensgenossen Karl herbei, jedoch dessen Erwartungen von Hülfe und gutem Empfange bestätigten sich nicht, irgend ein lohnender Erfolg ist nicht in Aussicht, nicht ohne Verlust weicht er über die Pyrenäen zurück und so hat schon in den Anfängen der Geschichte Europas Spanien ein Sonderdasein bewahrt, welches, nur wenig unterbrochen, es noch heute außerhalb des Kreises der weltgeschichtlichen Entwickelung stehen läßt.

Erfolgreich war Karl dagegen wiederum nach Osten hin, indem er
788 788 das Herzogthum Baiern gänzlich einverleibt, welches zum Frankenreiche im Vasallenverhältnisse stand, dieses aber wie einst auch Aquitanien zeitweise zu lösen, sich selbständig hinzustellen bestrebt war, seinen Herzog, Thassilo, zwang er ins Kloster zu gehen. Jedoch indem er so in Sachsen und Baiern die Grenzen des Frankenreiches nach Osten hinausrückte, wird auch die Aufgabe unabweisbar diese Grenzen nun zu schützen gegen die östlichen feindlichen Nachbarn, die Slaven und die finnisch-turkmenischen Avaren. Auch hierin ist er der Mann, der an dem Eingange zu einem neuen Zeitalter steht, denn auf lange hinaus sollte es des neu entstehenden Deutschlands beste und wichtigste That sein, Europa als Schutzwall gegen Halbasien zu dienen und seine Kultur nach Osten zu tragen, mit ihr einerseits die Lande von der

Elbe bis zur Weichsel zu befruchten, andererseits die Donau hinabzudringen.

Und ein mächtiger Förderer und Säemann dieser Kultur war Karl selbst, größer vielleicht noch darin als in seinen kriegerischen und politischen Thaten. Genie ist vor Allem Wille, erst in zweiter Linie Intelligenz, aber Beides muß vorhanden, in so hohem Grade vorhanden und überwiegend sein, daß die Naturen selten sind, denen daneben noch verliehen ist Raum in ihrer Seele zu haben für die zarten Empfindungen, für Kunst und Schönheit, für Schmuck und Reiz des Lebens. Dennoch giebt es so vollkommene, so trotz der überwältigenden Größe des Genies ganz menschliche Naturen und ihre Größe wirkt nicht bloß Bewunderung, sie rührt und ergreift uns auch: ein Solcher ist Friedrich der Große, ein Solcher Karl der Große. Mit brennendem Eifer umfaßt seine Sorge das ganze Gebiet damaliger Kunst und Wissenschaft, mit hohem Sinne fördert, verbreitet, vertieft er sie; sein Hof, seine nächste Umgebung, jene Alkuin, Angilbert, Einhard bildeten eine wahre universitas litterarum, bis auf das Kleinste erstreckt er seine landesväterliche Sorgfalt und Ueberwachung, ohne je das Allgemeine und Große seiner Ziele aus den Augen zu verlieren.

So war er auch hierin der Markstein zweier Zeitalter, abschließend und zusammenfassend sammelte er die Ernte des geistigen Erbes der Vergangenheit und überlieferte sie mit ordnender und verwaltender Hand als neuen Samen der Zukunft. Auch in der inneren Verwaltung des Reiches war er unermüdlich schaffend thätig, doch hier hat er nicht vermocht der feudalen Ordnung der Dinge Herr zu werden. Man erkennt in seinen Maßregeln, daß er einen festen abhängigen Beamtenstand schaffen wollte, er ist eingeschritten, wo er bemerkte, daß die Großen im Uebermaße den kleinen Freien zur Hörigkeit herabdrückten, indessen noch einer Reihe ähnlich gewaltiger Herrscher hätte es bedurft, um der in der Natur der Dinge liegenden Entwickelung eine andere Richtung zu geben; der Feudalismus, dem kaum ein Karl auch nur zu steuern vermochte, entwickelte sich unter seinen schwächeren Nachfolgern zu seinen letzten Folgerungen.

Alkuin 735—19. 5. 804. Angilbert 740—18. 2. 814. Einhard 770 14. 3. 840.

Und ein Element wirkte zu alle dem mächtig mit, dessen zwar ein Karl ebenfalls zu seiner Zeit Herr wurde, ja es zu seinen Herrscherzwecken gebrauchte, das aber andererseits auch durch ihn wieder eine solche Kräftigung erfuhr, daß es zu ebenbürtiger Macht heranwuchs und bei dem geringsten Nachlassen der Träger der Krone dieser überlegen werden mußte, die Kirche. Das Werk, welches Konstantin begonnen, Chlodwig und dann Pippin in bestimmter Richtung weiter entwickelt hatten, näherte sich seinem Abschlusse, eine Macht war seit Konstantin die Kirche geworden und im Papste verkörperte sich mehr und mehr seit Chlodwig und Pippin die Manifestation dieser Macht, nunmehr unter Karl geschah der Schritt, welcher der neuen Lage das
25. Dez. 800 Siegel endgültiger Bestätigung aufdrückte. Am 25. Dezember 800 setzte der Papst, Leo III., vor dem Grabe St. Peters Karl die Kaiserkrone auf, sodann vor ihm auf die Kniee niederfallend erwies er ihm die Bezeugung der Ehrfurcht, welche byzantinische Hofsitte vor dem Angesichte des Augustus, des Herren der Welt eingeführt hatte.

So unzweifelhaft die Kaiserwürde der Stellung und dem Ansehen entsprach, die gerade Karls Herrschaft dem Frankenkönige erworben hatte, so unzweifelhaft er selbst sie erstrebt hat als natürlichen Abschluß seiner Thaten, so war sein Geist doch zu klar, zu durchdringend, um nicht zu erkennen, wie in dieser Form der Kaiserkrönung eine Verleihung der Krone durch den Papst lag und welche gewichtigen Folgerungen daraus sich unter günstigen Umständen zum Schaden der kaiserlichen, zum Vortheile der päpstlichen Macht ziehen ließen. Erzürnt verließ er daher die Kirche und bekannte, er würde sie an diesem Tage nicht betreten haben, wenn er dieses vorausgesehen hätte. Und wahrlich, des großen Staatsmannes und Herrschers Blick war scharf gewesen. Das Band, welches an diesem Tage mit Rom geknüpft wurde, ward für Deutschland eine schwere Fessel, deren endliche Sprengung nur nach namenlosen Leiden und furchtbarem Unheile gelang. Stellen wir uns die Möglichkeiten vor, die aus dieser Kaiserkrönung hervorgehen konnten. Entweder behielt der Kaiser die rechtlich vorhandene Obergewalt über den Papst und — denn nichts in der Welt kann stehen bleiben, es wächst oder verfällt — baute sie völlig aus, machte sie unantastbar, dann entstand ein Verhältniß wie jetzt in Rußland, eine staatlich gesicherte Rechtgläubigkeit und eine Kirche, die diesem sie schützenden sie zur allein-

herrschenden machenden Staate unbedingt dient, oder der Papst wurde frei vom Kaiser, wurde seines Gleichen, dann mußte er nothwendig danach streben seinerseits Herr des Kaisers zu werden; gelang dieses völlig, so entstand eine Theokratie wie die des Islam, in beiden Fällen also wurde alles geistige Leben zur Einförmigkeit, zu byzantinischer oder islamitischer Erstarrung verurtheilt. Nun geschah aber, daß zwar der Papst frei vom Kaiser wurde, auch naturgemäß danach strebte Herr des Kaisers zu werden, daß aber nach jahrhundertelangem Kampfe dieses Streben scheiterte, daß keine Macht die andere sich ganz unterwerfen konnte und daß neben und zwischen ihnen ein neues Prinzip religiöser und staatlicher Freiheit sich herausbildete und schließlich über beide den Sieg davontrug. Dieses Prinzip herausgeboren zu haben ist Deutschlands weltgeschichtliches Verdienst, aber die Qualen und Schmerzen der Geburt hat es auch in entsetzlich langem Ringen ertragen und sein bestes Blut dabei hingeben müssen, fast bis zu völliger Erschöpfung seines Organismus.

Auch hier müssen wir warnend der Jetztzeit gedenken. Gewiß ist es, daß ein Zusammenschließen der europäischen, der cisatlantischen Welt gegen die transatlantische stattfinden wird, ja wohl schon in der Entwickelung begriffen ist, gewiß auch daß gerade in Deutschland bewußt diesem Prinzipe nachgestrebt wird. Aber wohl müssen wir in der Praxis der Politik dessen beständig eingedenk sein, daß nicht etwa Deutschland, indem es diesem Prinzipe zum Leben und zur Gestaltung verhilft, selbst sich in der Ausführung schwere Wunden schlägt, denn nichts ist geeigneter den immer im deutschen Karakter vorhandenen weltbürgerlichen Neigungen einen für Deutschland selbst gefährlichen Ausbruch zu verschaffen als die Arbeit für dieses Prinzip. Möge es uns daher nicht so ergehen wie im 16. Jahrhundert, wo wir den Protestantismus schufen, andere Nationen an ihm auf unsere Kosten erstarkten, wir aber nur das Leiden erfuhren, das mit solcher Neubildung verbunden ist, mögen wir in einer gemeinsamen cisatlantischen Zukunft unseres Welttheiles praktisch unsere Stelle und unser Leben zu wahren wissen. Jedes Volk, welches versucht hat, den lebendigen Organismus Europas in eine chemische Einheit zu verschmelzen oder aufzulösen, hat es an sich selbst schwer büßen müssen durch langandauernden oder endgültigen Verlust an Lebenskraft. Möge Deutsch-

land jetzt, wo es auf wirthschafts-politischem Wege versucht, was auf kriegerischem, staatlich-politischem und kirchlichem Wege mißlang, nicht die gleiche Erfahrung an sich machen; der früher nach solchen Versuchen eingetretene Verfall seiner Kräfte dürfte dann ein endgültiges Verbluten werden.

Die Kaiserkrönung Karls giebt die äußerliche Bestätigung für die Thatsache, daß das Abendland sich konstituirte als eine Einheit gegenüber dem Morgenlande, dem islamitischen wie dem byzantinischen, und daß diese Konstituirung geschah unter der Aegide des Germanenthumes und der römischen Kirche, andererseits aber ist doch auch diese einheitliche Herstellung Europas bei Weitem kein Abschluß, vielmehr beginnt im Gegentheile von jetzt an die scharfe Auseinandersetzung aller in diesem Europa vorhandenen inneren Gegensätze. Ich erwähnte schon den Gegensatz kaiserlicher und päpstlicher Gewalt, aber auch die Entstehung und Abscheidung der Nationalitäten mit ihren im Laufe der Zeiten immer schärfer sich herausgestaltenden Gegensätzen fällt gerade in diese Epoche: ein Menschenalter nach Karls Tode sehen wir die deutsche und die französische Nationalität dastehen, bald bildet sich auch die italienische.

In den Jahren nach Annahme der kaiserlichen Würde hat Karl die Grenzen seines Reiches gegen Avaren, Slawen, Dänen und in Spanien, im Ganzen noch erfolgreich vordringend, vertheidigt, selbst jedoch große Kriegszüge nicht mehr ausgeführt; Ordnung, Verwaltung, oberste Leitung des gesammten Abendlandes, das füllte die Zeit aus,
28. Jan. 814 bis er am 28. Januar 814 die Augen schloß, ein Herr der Menschen wie ihn in dieser Größe die Welt seit Cäsar, in dieser Eigenart überhaupt noch nicht gesehen hatte. Und wie die an der römischen Kultur sich heranbildenden Germanen den Namen des größten Römers umschufen zu der Bezeichnung ihrer höchsten Würde, so machten später die der europäischen Kultur sich allmählich zuwendenden Slawen aus Karls Namen ihren Königstitel.

Dem großen Kaiser folgte der einzige überlebende seiner Söhne, Ludwig, und so kam es nicht zu der im Frankenreiche üblichen, früher auch von Karl schon geplanten Reichstheilung; allein gehoben ward nichtsdestoweniger die innere Stärke des Reiches nicht. Neben manchen Handlungen eines einsichtigen und auch entschlossenen Herrschers ging einher eine Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche und Interessen der Kirche,

welche Ludwig den Beinamen des Frommen eintrug, der Macht des Kaiserthumes und damit dem Bestande des Reiches aber durchaus schädlich war. Aber am schwersten wurden Einheit, Bestand und Zukunft des karolingischen Reiches erschüttert durch die Erbschaftsfrage. Daß die drei Söhne Ludwigs, Lothar, Pippin und Ludwig, ein Anrecht auf Land und Leute hatten, verstand sich nach damaliger Anschauung von selbst, aber schon bei Lebzeiten, ja sogar bald nach seinem Regierungsantritte, 817, verfügte der Vater für den Fall seines Todes und wies 817
Jedem seinen Antheil zu. Es geschah dann aber, daß aus einer zweiten Ehe mit Judith, Tochter des Grafen Welf von Baiern, ein Sohn — Karl — geboren wurde und der Vater nun gedrängt von seiner Frau, wie einst David von Bathseba, diesem Sohne einen möglichst starken Land- und Herrschaftsantheil zu sichern suchte, was jetzt also nur noch unter Schmälerung des Antheiles seiner Brüder durchführbar war. Hieraus entstanden zwischen Vater und Söhnen, sowie dann auch zwischen den Brüdern Bürgerkriege, welche die Einheit des Reiches Karls des Großen endgültig zersprengten.

In diesen Zeiten Ludwigs des Frommen setzten sich die neuen Nationen, aus denen später Deutschland und Frankreich, dann auch Italien hervorgingen, auseinander und daß es unter dem Vorzeichen des Krieges zwischen den nächsten Blutsverwandten geschah, ist kennzeichnend dafür, wie nahe auch sie sich im Blute und in der Erziehung standen. Was bedarf es der Einzelheiten, der unblutigen Niederlage des Vaters vor den Söhnen auf dem Lügenfelde bei Colmar, der verschiedenen Gruppirungen, in welchen die Söhne theils mit dem Vater, theils gegen ihn stehen, der dementsprechenden verschiedenen Reichstheilungen: der Enderfolg war, daß nach Ludwigs des Frommen am 20. Juni 840 20. Juni 840
erfolgenden Tode Ludwig und Karl ihren Bruder Lothar und Neffen Pippin — Sohn des 839 verstorbenen Pippin — am 25. Juni 841 25. Juni 841
bei Fontenay entscheidend schlugen. Damit fiel Lothars, des Aeltesten Anspruch auf kaiserliche Oberherrschaft über das gesammte Frankenreich als Nachfolger seines Vaters und Großvaters, es erhoben sich die neuen Nationen der Zukunft als selbständige und unabhängige Theile, die nun ihrerseits für sich je ein neues Ganze bildeten. Der Abschluß dieser Verhältnisse geschah im Vertrage zu Verdun im August 843. Lothar Aug. 843
behielt die Kaiserwürde mit Italien und erhielt dazu das heutige Süd-

land jetzt, wo es auf wirthschafts-politischem Wege versucht, was auf kriegerischem, staatlich-politischem und kirchlichem Wege mißlang, nicht die gleiche Erfahrung an sich machen; der früher nach solchen Versuchen eingetretene Verfall seiner Kräfte dürfte dann ein endgültiges Verbluten werden.

Die Kaiserkrönung Karls giebt die äußerliche Bestätigung für die Thatsache, daß das Abendland sich konstituirte als eine Einheit gegenüber dem Morgenlande, dem islamitischen wie dem byzantinischen, und daß diese Konstituirung geschah unter der Aegide des Germanenthumes und der römischen Kirche, andererseits aber ist doch auch diese einheitliche Herstellung Europas bei Weitem kein Abschluß, vielmehr beginnt im Gegentheile von jetzt an die scharfe Auseinandersetzung aller in diesem Europa vorhandenen inneren Gegensätze. Ich erwähnte schon den Gegensatz kaiserlicher und päpstlicher Gewalt, aber auch die Entstehung und Abscheidung der Nationalitäten mit ihren im Laufe der Zeiten immer schärfer sich herausgestaltenden Gegensätzen fällt gerade in diese Epoche: ein Menschenalter nach Karls Tode sehen wir die deutsche und die französische Nationalität dastehen, bald bildet sich auch die italienische.

In den Jahren nach Annahme der kaiserlichen Würde hat Karl die Grenzen seines Reiches gegen Avaren, Slawen, Dänen und in Spanien, im Ganzen noch erfolgreich vordringend, vertheidigt, selbst jedoch große Kriegszüge nicht mehr ausgeführt; Ordnung, Verwaltung, oberste Leitung des gesammten Abendlandes, das füllte die Zeit aus,
28. Jan. 814 bis er am 28. Januar 814 die Augen schloß, ein Herr der Menschen wie ihn in dieser Größe die Welt seit Cäsar, in dieser Eigenart überhaupt noch nicht gesehen hatte. Und wie die an der römischen Kultur sich heranbildenden Germanen den Namen des größten Römers umschufen zu der Bezeichnung ihrer höchsten Würde, so machten später die der europäischen Kultur sich allmählich zuwendenden Slawen aus Karls Namen ihren Königstitel.

Dem großen Kaiser folgte der einzige überlebende seiner Söhne, Ludwig, und so kam es nicht zu der im Frankenreiche üblichen, früher auch von Karl schon geplanten Reichstheilung; allein gehoben ward nichtsdestoweniger die innere Stärke des Reiches nicht. Neben manchen Handlungen eines einsichtigen und auch entschlossenen Herrschers ging einher eine Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche und Interessen der Kirche,

welche Ludwig den Beinamen des Frommen eintrug, der Macht des Kaiserthumes und damit dem Bestande des Reiches aber durchaus schädlich war. Aber am schwersten wurden Einheit, Bestand und Zukunft des karolingischen Reiches erschüttert durch die Erbschaftsfrage. Daß die drei Söhne Ludwigs, Lothar, Pippin und Ludwig, ein Anrecht auf Land und Leute hatten, verstand sich nach damaliger Anschauung von selbst, aber schon bei Lebzeiten, ja sogar bald nach seinem Regierungsantritte, 817, verfügte der Vater für den Fall seines Todes und wies 817
Jedem seinen Antheil zu. Es geschah dann aber, daß aus einer zweiten Ehe mit Judith, Tochter des Grafen Welf von Baiern, ein Sohn — Karl — geboren wurde und der Vater nun gedrängt von seiner Frau, wie einst David von Bathseba, diesem Sohne einen möglichst starken Land- und Herrschaftsantheil zu sichern suchte, was jetzt also nur noch unter Schmälerung des Antheiles seiner Brüder durchführbar war. Hieraus entstanden zwischen Vater und Söhnen, sowie dann auch zwischen den Brüdern Bürgerkriege, welche die Einheit des Reiches Karls des Großen endgültig zersprengten.

In diesen Zeiten Ludwigs des Frommen setzten sich die neuen Nationen, aus denen später Deutschland und Frankreich, dann auch Italien hervorgingen, auseinander und daß es unter dem Vorzeichen des Krieges zwischen den nächsten Blutsverwandten geschah, ist kennzeichnend dafür, wie nahe auch sie sich im Blute und in der Erziehung standen. Was bedarf es der Einzelheiten, der unblutigen Niederlage des Vaters vor den Söhnen auf dem Lügenfelde bei Colmar, der verschiedenen Gruppirungen, in welchen die Söhne theils mit dem Vater, theils gegen ihn stehen, der dementsprechenden verschiedenen Reichstheilungen: der Enderfolg war, daß nach Ludwigs des Frommen am 20. Juni 840 20. Juni 840
erfolgenden Tode Ludwig und Karl ihren Bruder Lothar und Neffen Pippin — Sohn des 839 verstorbenen Pippin — am 25. Juni 841 25. Juni 841
bei Fontenay entscheidend schlugen. Damit fiel Lothars, des Aeltesten Anspruch auf kaiserliche Oberherrschaft über das gesammte Frankenreich als Nachfolger seines Vaters und Großvaters, es erhoben sich die neuen Nationen der Zukunft als selbständige und unabhängige Theile, die nun ihrerseits für sich je ein neues Ganze bildeten. Der Abschluß dieser Verhältnisse geschah im Vertrage zu Verdun im August 843. Lothar Aug. 843
behielt die Kaiserwürde mit Italien und erhielt dazu das heutige Süd-

frankreich bis an die Rhone, die französische Schweiz, Elsaß-Lothringen, Rheinprovinz, Belgien, Holland; Ludwig der Deutsche das Land östlich davon, also das gesammte heutige Süddeutschland nebst Oberösterreich und Kärnthen, sowie Norddeutschland bis an die Elbe und Saale; Karl der Kahle das heutige Frankreich. Das neue Europa war geboren, eine einheitliche Weltmacht, um das gesammte christliche Abendland zusammenzuschließen, gab es nicht mehr, und als dann eine solche auf Grund des Kaisertitels herzustellen später wieder und wieder versucht wurde, da schlug es nur zu schwerem und dauerndem Verderben des Volkes aus, dessen Kräfte dafür eingesetzt wurden.

Nach dem Tode Lothars fand in dessen Reiche eine abermalige Theilung unter seinen Söhnen statt, indem Italien und der Kaisertitel an Ludwig II., das Land nördlich der Alpen an Lothar II. kam. Als
8. Aug. 869 aber am 8. August 869 auch Letzterer starb, da theilten seine Oheime
8. Aug. 870 dessen Erbe zwischen sich im Vertrage zu Meersen am 8. August 870, denn Kaiser Ludwig II. war zu beschäftigt durch Streitigkeiten mit dem Papste und Kämpfe in Süditalien gegen die Araber und das Herzogthum Benevent, um das in erster Linie ihm gebührende Land seines Bruders sich zu sichern. Freilich, verletzte der Vertrag von Meersen fürstliches Erbrecht, so entsprach er dafür der Natur der Dinge, den Interessen der Völker, denn das zwischen den jetzt entstehenden Ländern Deutschland und Frankreich sich trennend langhinstreckende Reich Lothars war ein Unding, enthielt nur Elemente, von denen die einen naturgemäß Deutschland, die anderen naturgemäß Frankreich angehörten. So erhielt denn auch bei der Theilung Ludwig der Deutsche fast genau die jetzige Westgrenze Deutschlands, dazu Holland und die Schweiz, Karl der Kahle Belgien und das übrige Lothringen. Wirklich an Macht gewonnen hatte jedoch in dieser ganzen Zeit nur abermals die Kirche oder richtiger der Papst, der trotz ansehnlicher Stellung der hohen Geistlichkeit in beiden Reichshälften doch schon zum eigentlichen und ausschließlichen Vater der Kirche wurde. Die kaiserliche Macht war durch die Theilungen eine recht geringe geworden, sie konnte ihre Ansprüche, Oberherr des Papstes, Bestätiger seiner Wahl zu sein, nicht aufrecht erhalten, und da nun bei den mannigfachen Kämpfen und Zwistigkeiten zwischen den nächsten Blutsverwandten gar oft die Gewissen aufs Herbste sich bedrängt fühlten und in so vielen Fällen alle

Art das Bedürfniß einer höchsten, entscheidenden Autorität empfanden, so war dem Papste der Weg geebnet, als solche Autorität sich über alle weltliche Macht zu erheben, und in der Person Nikolaus' I. fand sich gerade in dieser Zeit auf dem Stuhle Petri ein Mann, der ganz dazu geeignet war dieses Verhältniß bis aufs Aeußerste auszubeuten. Daß damals in den sogenannten pseudoisidorischen Dekretalen der Versuch einer juristischen Begründung solcher Machtstellung des Papstes gemacht wurde, hat weniger zu bedeuten; das, worauf es ankam, war, daß die Zeitverhältnisse die Möglichkeit zur Durchführung solcher Ansprüche verliehen.

Nach dem Tode Kaiser Ludwigs II. gelangte die Kaiserwürde unter starker, ja entscheidender Mitwirkung des Papstes, Johanns VIII., an Karl den Kahlen. Aber die unbedingte Gegnerschaft, welche Ludwig der Deutsche dem Bruder — allerdings nicht dem Kaiser, sondern dem Herrscher Westfrankens — erwies, mußte doch auch zur Folge haben, daß der universale Karakter des Kaiserthums erschüttert wurde. Und sicher wäre dieses noch wirksamer hervorgetreten, wenn nicht Ludwig bald mit Tode abgegangen wäre; 28. August 876. Nunmehr hätte 28. Aug. 876
Karl vielleicht freie Bahn gehabt dem Namen des Kaiserthums wirkliche Geltung zu verschaffen, doch genügte hierzu, wie sich erwies, weder seine Macht noch seine Persönlichkeit und bald raffte auch ihn der Tod dahin: 5. Oktober 877. 5. Okt. 877

Keinerlei feste staatsrechtliche Begriffe, welche nun die Verhältnisse hätten sicherstellen können, gab es, und auch das gemeinsame karolingische Familieninteresse erwies sich nicht stark genug, um Hader und Zwist endlich einmal beizulegen. Es ist eben die Zeit der Geburt des neuen Europa, und wie die sich befehdenden Herrscher, so waren auch ihre Völker einander verwandt, eines Stammes, und doch bildeten sich jetzt aus ihnen scharf umrissene Volkspersönlichkeiten heraus, deren Nationalitätenstreit dann die kommende Zeit erfüllt. Aber auch Fremde spielen eine Rolle in den Wirren und Kämpfen dieser Zeiten. Zwar die Normannen, welche die gesammten Küsten des Frankenreiches damals mit ihren Einfällen heimsuchten, sich auch sogar an ihnen festsetzten und sie beherrschten, waren auch germanischen Stammes, nicht so aber die Slawen im Osten der Saale und Elbe und die Araber, welche Spanien und die ganze Südküste des Mittelmeeres in ihrer Gewalt hatten, in

Süditalien einfielen. Der weitere Verlauf ist dann der geworden, daß die Normannen im gesammteuropäischen, germanischen Volksthume aufgingen, die Slawen bis über die Oder hinaus unterworfen und völlig germanisirt worden sind, die Anhänger Mohammeds aber im Großen und Ganzen ihre Stellung behalten haben, denn für den Verlust der pyrenäischen trat der Gewinn der Balkan-Halbinsel ein.

Zunächst ging als Gewinner aus den karolingischen Familienkämpfen Karl der Dicke, Sohn Ludwigs des Deutschen, hervor, der sowohl die Kaiserwürde erlangte, als auch zu seinem ostfränkischen
880. 884 Reiche noch 880 die Herrschaft über Italien, 884 über Westfranken errang und so fast das ganze Weltreich wieder vereinigte, nur Burgund hatte sich selbständig gemacht. Jedoch nur sehr äußerlich und von keiner Dauer war diese Wiedervereinigung, und da nun noch dazu kam, daß Kaiser Karl von schlimmer Krankheit heimgesucht war, so vermochte er nicht des übermäßig schweren Amtes zu walten, nicht das Reich zu einer wahren Einheit zu erneuern. Sein Ansehen schwand gänzlich, als er den Einfällen der Normannen bis in das Herz Frankreichs hinein nicht zu wehren vermochte, sich mit ihnen vertragen mußte. Und noch ehe der Kaiser gestorben war, erhoben sich in den Reichstheilen die Selbständigkeitsbestrebungen. Der Herzog von Kärnthen, Arnulf, natürlicher Sohn Karlmanns, eines Sohnes Ludwigs des Deutschen, ward im ostfränkischen Reiche als König anerkannt, und
13. Jan. 888 kaum war, 13. Januar 888, der Kaiser gestorben, als auch in Westfranken ein starkes Mitglied des Feudaladels, Graf Odo von Paris, die Oberherrschaft an sich riß.

Eigentlich also waren es kaiserliche Beamte, welche an Stelle der zerfallenden kaiserlichen Reichsgewalt sich zu einzelnen Landesherren machten, eben die Entwickelung, welche das Feudalwesen überhaupt einschlagen und in Deutschland bis in seine letzten Konsequenzen verfolgen sollte, während es in Frankreich der neuen landesherrlichen Gewalt schließlich gelang die feudalen Ansprüche unter die Macht der Krone niederzuzwingen. Zunächst freilich war der Gang der Dinge gerade umgekehrt. Odo in Westfranken vermochte nicht seine Herrschaft zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, das Land blieb unter landschaftlichen Oberherren in uneinigem, zerrissenem Zustande; Arnulf dagegen war in der That Herr des ostfränkischen Reiches, nur auswärtige

Feinde waren es, die ihn bedrängten. Er ſchlug 891 die Normannen 891
an dem Flüßchen Dyle unweit von Lüttich, mitten in dem heutigen Belgien, dann kämpfte er hart und nicht durchgängig glücklich gegen den ſlawiſchen Fürſten von Mähren, Swjätopolk. Indem er alſo die ihm als deutſchem Könige obliegenden Aufgaben erfüllte, vermochte er doch an ihrer Schwere und dem ihm geleiſteten Widerſtande zu erkennen, daß es nicht zu viel an der vollen Manneskraft und dem ganzen Leben des Herrſchers war, um Sicherheit und Macht des entſtehenden deutſchen Reiches zu wahren. Zu unglücklicher Stunde für Deutſchland ließ ſich aber der anſcheinend ſonſt nüchterne und auf das Praktiſche gerichtete Sinn Arnulfs zu univerſalen Beſtrebungen hinreißen, und ſo ward er der erſte deutſche König, der eine Romfahrt zur Gewinnung der Kaiſerkrone unternahm, und ſogleich auch mußte er erkennen, daß die Gewinnung dieſer univerſalen Stellung eben nur möglich ſei unter der Bedingung enger Verbindung mit der anderen univerſalen Potenz, der römiſchen Kirche, die aber natürlich ihre Unterſtützung nur gegen ſehr reale Konzeſſionen zugeſtand. Dem ohnehin weltbürgerlicher Auffaſſung ſo zugänglichen deutſchen Gemüthe ward damit die Richtung gegeben, welche dem deutſchen Namen ſo erhabenen Ruhm, dem deutſchen Staate aber andauernde politiſche Schwäche und ſchließlichen Zerfall eintrug. Das Papſtthum aber wußte dieſe Regung des deutſchen Gemüthes ſowohl, wie die perſönlichen Beſtrebungen und den Ehrgeiz der einzelnen deutſchen Könige mit der überlegenen Staatskunſt einer wirklichen Weltmacht auszubeuten und zu benutzen, bis alle deutſche Macht zerſchlagen vor ihm lag. Das Kaiſerthum der deutſchen Könige fußte auf nichts Wirklichem, nur mit den Waffen des feſt und dauernd zuſammengeſchloſſenen deutſchen Volkes hätte es aufrecht erhalten werden können, das von ihm vertretene und beanſpruchte allgemeine oberſte Richterthum über das Abendland ward von den Völkern Europas als ein zu Wünſchendes nicht empfunden, das Papſtthum indeſſen hatte thatſächlich feſten Grund unter den Füßen, denn der Gedanke der allgemeinen Kirche lag im Chriſtenthume und mußte daher in dem chriſtlichen Europa als etwas Vernünftiges, Nothwendiges immer wieder wirkſam werden.

Arnulf hatte ſomit auf das deutſche Königsthum die hohen Anſprüche des univerſalen Kaiſerthumes übertragen, jedoch dem entſprach

911 nicht seine wirkliche Macht, und als er am 8. Dezember 899 starb und damit seine Krone an seinen unmündigen sechsjährigen Sohn Ludwig, davon dann das Kind genannt, fiel, da ward bald auch die bloße Aufrechterhaltung des deutschen Königsthumes in Frage gestellt. Die unvermeidliche Vormundschaft fiel in der Person des Erzbischofes Hatto von Mainz in die Hände der Geistlichkeit, und dem entgegen erhob sich nun mächtig das Laienelement in einer für das ganze spätere politische Leben der Deutschen tief wirksamen Form, indem nämlich die bisher in dem karolingischen Gesammtreiche möglichst zurückgedrängten Stammeseigenthümlichkeiten der einzelnen deutschen Landschaften wieder in den Vordergrund traten und zu Stammesherzogthümern — Sachsen, Franken, Schwaben, Baiern, Lothringen — sich ausgestalteten.

Noch eine andere Gefahr aber kam heran, um das Reich Ludwigs des Kindes zu bedrohen, ein gewaltiger Stoß fremden Volksthumes. Es waren die Ungarn, finnisch-turkmenischen Stammes, welche, anscheinend durch innerasiatische Bewegungen wie einst die Hunnen vorgeschoben, jetzt die deutschen Gaue zu überschwemmen, mit Mord, Raub und Brand zu erfüllen begannen. Trotzdem nun das damalige Deutschland in Schwachheit vor ihnen lag, so war doch bei ihm die Zukunft und die Kraft, bald sollte der Ungarnansturm siegreich zurückgewiesen werden; die germanische Welt war denn doch nicht durch die asiatische auch nur zu erschüttern, geschweige denn zu überwältigen wie einst die römische durch die Germanen. Aber zunächst freilich unter der schwachen Regierung der Vormünder des Kindes Ludwig litt Deutschland, insbesondere Baiern schwer durch die Einfälle der wilden Reiterhorden. Nicht lange jedoch dauerte das Leben des jungen Herrschers, kaum zum Jünglinge erwachsen starb er 911 ohne Nachkommen als der Letzte des Stammes Karls des Großen in Deutschland.

Etwas länger hielt sich Karls Samen in Frankreich. Zwar konnte Ludwigs II. Sohn, Karl, bei Lebzeiten Odos nur zu einer sehr theilweisen Anerkennung seiner Königswürde gelangen, allein nach Odos Tode ward sie ihm nicht mehr streitig gemacht. Wohl aber geschah es unter seiner Regierung, daß die Normannen, die bisher das Land von der Küste aus bis tief in das Innere mit ihren Raubzügen heimsuchten, sich nunmehr unter ihrem Herzoge Hrolf endgültig ansässig

machten; der Nordwesten Frankreichs, nach ihnen dann Normandie genannt, ward Hrolf, jetzt als Christ Robert heißend, abgetreten.

In England waren die Verhältnisse nicht unähnlich. Dort hatten die einwandernden germanischen Angeln und Sachsen über die keltischen Eingeborenen völlig das Uebergewicht gewonnen, ein einheitliches Reich war jedoch nicht entstanden, sondern eine größere Anzahl einzelner angelsächsischer Fürstenthümer — Essex, Sussex, Wessex, Kent, Ostangeln, Northumbria, Norfolk, Suffolk, Mercia. Unter diesen hatte gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts Wessex eine gewisse Vorherrschaft errungen, als auch in England die Einfälle der skandinavischen Germanen begannen, welche hier als Dänen bezeichnet werden. Ostangeln, Northumbria, Mercia erlagen ihnen, auch Wessex, wo seit 871 Alfred König war, ward vorübergehend Beute der Dänen; dann aber in langem, hartnäckigem Widerstande unter wechselnden Schicksalen gelang es schließlich Alfred, sich dieser Gegner zu entledigen und sie auch aus den anderen Fürstenthümern größtentheils, wenn auch nicht völlig zu vertreiben.

Und noch an einer anderen Stelle verwandelten Normannenhelden ihr Siegesschwert in den Herrscherstab, es war dieses der aus Schweden gekommene als Waräger-Russen bezeichnete Stamm, der um Nowgorod und am Peipus- und Ladoga-See als Herr über Slawen und Finnen unter Führung von Rurik, Sineus und Truwor sich niederließ. In diesen Einfällen und Landergreifungen der Normannen und Dänen vernehmen wir das Verrauschen der letzten Wogen der Völkerwanderung, welche noch vermögen gestaltend auf Europa einzuwirken. Was dann noch folgt, das Anbranden turkmenischer und mongolischer Springfluthen, das zerschellt an dem nun endgültig konstituirten Welttheile und hat keinen Einfluß mehr auf seine Gestaltung.

Neben diesem sich entwickelnden germanischen Europa stand theilnahmslos, das Antlitz nach Osten gewendet, das Kaiserthum von Byzanz, welches damals gerade unter der kräftigen Regierung des Emporkömmlings Basilius seine Kräfte wieder zusammenraffte, einerseits einen Damm bildend gegen den Islam, dessen Hochfluth allerdings schon

zerronnen war, andererseits immer schärfer den kirchlichen Gegensatz ausbildend, der es von Rom und damit von Europa trennt.

Der Islam endlich befand sich im ungestörten Besitze Spaniens und der ganzen nordafrikanischen Küste einschließlich Siciliens sowie des gesammten Morgenlandes, allein dieses war keine geschlossene Herrschaft, das abassidische Chalifat von Bagdad gebot nur im Osten, Spanien gehörte dem omaijadischen Chalifate von Cordova, und Afrika zwischen ihnen stellt sich von Beiden unter einer dritten Dynastie unabhängig hin.

So ist mit Beginn des 10. Jahrhunderts die Skizze des neuen Europa entworfen, die Umrisse, die Schattirungen seiner Theile treten erkennbar hervor. Aber die kosmopolitischen Tendenzen einer Alles zusammenfassenden Weltherrschaft sind noch keineswegs erloschen, in zwei Richtungen werden sie von jetzt an scharf und gewaltig hervortreten, in dem weltlichen Anspruche des neu sich erhebenden Kaiserthumes auf Oberherrschaft über das ganze Abendland, auf die oberstrichterliche Gewalt über die Welt, und in dem geistlichen Anspruche des immer stärker erwachsenden Papstthumes auf Leitung aller Geister und damit auch darauf, daß die das Schwert führende Hand des Kaisers gelenkt werde von dem Willen des Papstes. Der Widerstreit dieser universalen Potenzen erfüllt die nächsten Jahrhunderte, bis dann aus allen diesen Kämpfen sich endgültig die nationalen Mächte des neuen Europa erhoben und befestigt haben.

Synchroniſtiſche Tabelle
für das Morgenland und Abendland.

7. bis 9. Jahrhundert.

600	Spanien	England	Frankreich	Deutschland	Kaise
VII.					
650					
Jahrh.					
700					
VIII.					
750					
Jahrh.					
800				Karl der Große	
IX.			28. 1. 814 Ludwig der Fromme		20.
850			840 Karl der Kahle 877	20. 6. 840 Ludwig der Deutsche 28. 8. 876	20. 6. 840 Lothar 2 / 29. 9. 855 Ludwig 1
Jahrh.		871 Alfred	877 Ludwig II. der Stammler 879 / 879 Ludwig III. 882 / 882 Karlmann 884 / 884 Karl der Dicke 888 / 888 Odo von Paris 898 / 898 Karl der Einfältige	28. 8. 876 Karl der Dicke 13. 1. 888 / 13. 1. 888 Arnulf von Kärnthen 8. 12. 899	24. 12. 875 Karl der 5 / Febr. 881 Karl der 1 / 22. 2. 896 Arnulf von 8
900		901	923	8. 12. 899 Ludwig das Kind 20. 8. 911	

Päpſte		Byzanz			Rußland		Chaliſen	
regor d. Gr.	604	582	Mauritius	603				
abinianus	606	603						
nifacius III.	607		Phokas	610			8. 6. 632	
nifacius IV.	615	610					Abu Bekr	
Deusdedit	618						22. 8. 634	
nifacius V.	625		Heraklius				22. 8. 634	
onorius I.	638						Omar I.	
Severinus	640			641			3. 11. 644	
ohann IV.	642	641	Konſtantin III.	641			7. 11. 644	
heodor I.	649	641					Osman	
Martin I.	654		Konſtans II.					
Eugen I.	657			668			17. 6. 656	
Vitalian	672	668					24. 6. 656 Ali	
Adeodat	676						24. 1. 661	
Donus	678		Konſtantin IV.				Omaijaden	
Agatho	681		Pogonatos				24. 1. 661	
Leo II.	683						Moawija I. 7. 4.	680
enedikt II.	685			685			680 Jeſid I.	683
ohann V.	686	685	Juſtinianus II.				683 Moawija II.	683
Conon	687			698			684 Merwan I.	685
Sergius I.	701	Rhino-		Tibe-			685 Abdelmelik	705
ohann VI.	705	tmetos	711	rius III.	705		705 Walid	715
ohann VII.	707	711	Philippikus		713		715 Sſuleiman	717
Sifinnius	708	713	Anaſtaſius II.		716		717 Omar II.	720
onſtantin I.	715	716	Theodoſius III.		718		720 Jeſid II.	724
Gregor II.	731	718	Leo III. der Iſaurier				724 Hiſcham	743
regor III.	741				741		743 Walid II.	744
Zacharias	752	741					744 Jeſid III.	744
tephan II.	757		Konſtantin V.				744 Merwan II.	750
Paul I.	767						Abaſſiden	
nſtantin II.	768		Kopronymos				5. 8. 750 Abul Abbas	
Philippus	768				775		(Sſaffach) 9. 6.	754
tephan III.	772						754 Manſſur	775
Hadrian I.	795	775	Leo IV.		780		775 Mahdi	785
Leo III.	816	780	Konſtantin VI.				785 Hadi	786
			Porphyrogenetos		797		15. 9. 786 Harun Er	
tephan IV.	817	797	Irene		802		Raſchid 24 3.	809
aſchalis I.	824	802	Nikephoros I.		811		809 Emin	813
Eugen II.	827	811	Michael I. Rhangabe		813		813 Maamun	833
Valentin	827	813	Leo V. der Armenier		820		833 Motaſſim	842
regor IV.	844	820	Michael II.		829		842 Watik	847
ergius II.	847	829	Theophilos		842		847	
Leo IV.	855	842	Theodora		856		Mutawakkil	
enedikt III.	858	856	Michael III.		867	862		861
ikolaus I.	867						Rurik	
adrian II.	872		Makedonier				861 Muntaſſir	862
ohann VIII.	882	867					862 Muſtain	866
Martin II	884		Baſilius I.			879	866 Mootás	869
Marinus I.					886	879	869 Mohtadi	870
adrian III.	885	886					870	
tephan V.	891		Leo VI.				Motamid	
Formoſus	896							892
nifacius VI.	896						892	
tephan VI.	897							
heodor II.	897						Motadid	
ohann IX.	900							
					911			902

Kaiserthum und Papstthum.

Das Aussterben des karolingischen Mannesstammes war von tiefgehender Bedeutung. War bis dahin ein, wenn auch ungeregeltes, Erbrecht in Ausübung geblieben, so mußte jetzt zur Neubesetzung des Thrones eine allgemeine Einigung der Großen des Reiches über die Nachfolge stattfinden, da Keiner von ihnen so überwiegend mächtig war, daß er sie ohne Weiteres hätte in Anspruch nehmen können. Es mußte also gewählt werden. Das brachte nun freilich die Gefahr mit sich, daß der Gedanke sich festsetzte, die deutsche Königskrone sei überhaupt eine Wahlkrone. Dem wurde vorgebeugt, wenn die Wahl auf ein so mächtiges Haus fiel, daß für die Zukunft es demselben gelang, die Thronfolge für sich selbst festzuhalten und so den Wahlgedanken einschlafen zu lassen. Ein solches Haus war damals das der Herzoge von Sachsen. Indessen der regierende Herzog, Otto der Erlauchte, wies die Krone ab, und nun fiel die Wahl auf Konrad Herzog von Franken.

Großen Geschickes und festen wohlüberlegten Auftretens hätte es bedurft, den beiden Mächten, welche Deutschland bildeten, den Stammesherzogthümern und der Kirche, sich als überlegenen Herren zu erweisen, indem der König zunächst zwischen ihnen stehend sich durch staatsmännische Ausnutzung des einen Faktors gegen den anderen über sie Beide erhob, das Gewicht der Krone immer in die jeweilig leichtere Wagschale werfend, so daß keiner der beiden Faktoren das volle Uebergewicht gewinnen konnte. Indessen Konrad scheiterte an dieser Aufgabe. Er stützte sich vorherrschend auf die Kirche und stärkte zu sehr deren

Macht, andererseits gerieth er mit dem mächtigsten der Herzogthümer, eben mit Sachsen, in offenen, bewaffneten Zwiespalt, der nicht zu seinem Vortheile endete. Unter diesen Umständen konnte Konrads Regierung für den Verband des Reiches nur auflösend wirken, das Ansehen der Krone nur schwächen, und so blieb, um noch weiteren schlimmen Folgen vorzubeugen, nur Eins übrig, den begangenen Fehler wieder gut zu machen und die Krone nun doch an das Haus Sachsen gelangen zu lassen. Und dieses geschah durch Konrad selbst, eine Selbstüberwindung, ein Eingeständniß seiner politischen Irrthümer, die überall hoher Anerkennung werth, unter den eigensinnigen und rechthaberischen Deutschen aber unerhört ist.

Wie oft haben sich unsere Fortschrittler und Freisinnigen mit ihren politischen Vorhersagungen Bismarck gegenüber bloßgestellt, wie kläglich sind sie unzählige Male durch die Ereignisse widerlegt und er gerechtfertigt worden, haben sie sich je zur Aufgabe irgend einer ihrer doktrinären Rechthabereien entschließen, sich je überwinden können einzugestehen, daß der große Mann Recht, die kleine Partei Unrecht gehabt hat? Gilt nicht noch heute unter ihnen der Mann als großes politisches Licht, welcher im Dezember 1863 dem Herren v. Bismarck wünschte, er möge sich dereinst in seinem Fache derselben Anerkennung erfreuen wie er in dem seinigen, und der, seitdem der höhnisch gemeinte Wunsch über alles Erwarten großartig in Erfüllung gegangen ist, doch nie es über sich hat gewinnen können einzugestehen, daß dem so sei, und seinerseits ihm nun den unbedingten Vorrang auf diesem Gebiete einzuräumen, ja der es sogar trotz alledem vermocht hat im Auslande vor Fremden sich geringschätzig zu äußern über die das deutsche Volk ehrende Bezeugung treuer Dankbarkeit gegen den Mann, der das Werkzeug seiner Einigung ward. Man muß sich Solches, was in jedem anderen Lande einen Menschen politisch mausetodt machen würde, vor Augen halten, um zu ermessen, wie einfach edel Konrad handelte, als er auf dem Sterbebette selber seine Franken ermahnte, seinem Gegner Heinrich von Sachsen die Krone anzutragen, und seinen eigenen Bruder anwies, diesem die Reichsinsignien zu überbringen.

Ein kraftvoller Stamm und ein kraftvolles Herrengeschlecht waren es, an die damit die Leitung der deutschen Dinge überging, und der erste König dieses Blutes, Heinrich, ein bedeutender Vertreter desselben.

Nüchternen Sinnes wußte er das Mögliche zu erkennen, dieses aber in großer Weise zu erstreben und zu erreichen. Er schützte die Ostgrenze des Reiches durch Reorganisation der Wehrkraft und Anlage fester Burgen, demnächst ward er offensiv gegen die ostelbischen Slawen und besiegte mehrere ihrer Stämme, der erste Deutsche, der die so zukunfts-
933 reiche Politik des Dranges nach Osten einschlug. Dann machte er 933 durch einen Sieg an der Unstrut den Ungarneinfällen, die Deutschland so furchtbar verwüsteten, auf lange hinaus ein Ende und schließlich be-
934 siegte er auch 934 die noch heidnischen Dänen und zwang sie zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit. Nach solchen Erfolgen nahm er eine fast kaiserliche Stellung ein, aber, haben ihn nur die Umstände verhindert, oder war es nüchterne Einsicht, die Kaiserkrone erwarb er sich nicht.

Ihm folgt sein Sohn Otto, dem die Geschichte den Namen des Großen gegeben hat, nicht zwar aus feststehendem Erbrechte, sondern unter Mitwirkung und Zustimmung der Kirche und der Großen des Reiches, aber von diesen doch eben deshalb erwählt, weil er Heinrichs Sohn und von ihm zum Nachfolger empfohlen war. Seine ganze Auffassung der Herrscherstellung war eine erheblich andere als die seines Vaters. Während dieser sich begnügt hatte der Erste unter Gleichen zu sein, das mehr föderative Band des Reiches zu wahren, innerhalb desselben aber dem Partikularismus der einzelnen Stämme und ihrer Herzoge möglichst Ellbogenfreiheit zu lassen, bemühte sich Otto dem Einheitsstaate sich anzunähern und eine schlechthin oberherrliche Stellung über den einzelnen Landesherren einzunehmen. Und weite Fortschritte machte er in dieser Richtung, begünstigt durch glückliche Umstände, aber auch dank seiner großen Herrschernatur. Nur wird man freilich fragen dürfen, ob nicht Heinrichs vorsichtiger zurückhaltende Art und Weise dem deutschen Karakter besser angemessen war. Hierauf bejahend zu antworten werden wir um so geneigter sein, je mehr uns die eigenen neuesten Erfahrungen noch im Gedächtnisse sind, je mehr wir uns erinnern, wie Bedeutendes für die Einigung Deutschlands unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm gerade dadurch geleistet hat, daß er nur der Erste unter Gleichen blieb, sich in erster Linie als König fühlte und mit dem Kaisertitel allzu umfassende Ansprüche zu verbinden sich hütete.

Otto jedoch machte im Gegensatze zu König Heinrich cäsarische Ansprüche. Die Umstände und seine großen Eigenschaften begünstigten

deren Verwirklichung, und so hinterließ seine Regierung für Deutschland eine hocherhabene Stellung, deren Dauerbarkeit aber ihrem Glanze nicht gleichkam. Die Herabdrückung der Landeshoheiten unter die Krone gelang ihm hauptsächlich dadurch, daß er die durch verschiedene Vorfälle zur Erledigung gelangenden Herzogthümer — Lothringen 944, Baiern 945, Schwaben 948 — an nächste Verwandte vergab. Nach außen hin erhob sich Deutschland mächtig unter ihm. Die Nordostgrenze schützte gegen die Slawen der Statthalter des Königs über sein Stammesherzogthum Sachsen, Herrmann Billung, und der mit der wendischen Mark zwischen Saale und Elbe belehnte Markgraf Gero, insbesondere Letzterer dehnte das deutsche Machtgebiet weit bis in das heutige Sachsen und Brandenburg hinein aus. Otto selbst, von Ludwig IV. von Frankreich gegen einen übermächtigen Vasallen herbeigerufen, drang 946 bis Rouen vor und trat als Schiedsrichter zwischen den streitenden 946
Parteien auf, er schlug dann den Dänen Harald Blauzahn und gründete dort die Mark Schleswig, endlich besiegte er Boleslaw von Böhmen und ließ sich von ihm huldigen.

Bei solcher Stellung im Westen und Osten und Norden war es fast unausbleiblich, daß er auch im Süden handelnd jenseits der Reichsgrenzen auftrat, um so mehr, als Italiens Verhältnisse so tiefer Zerrüttung verfallen waren, daß das Land aus eigener Kraft sich zu geordneten Zuständen durchzuringen nicht vermochte. Es tobte hier ein Zwiespalt der päpstlichen und der weltlichen Macht, der um so verderblicher wirkte, um so schändlicher war, als er, in den kleinsten Verhältnissen sich bewegend, nichts von den universalen Ansprüchen enthielt, welche dem gleichen Kampfe zwischen den deutschen Königen und Rom ein so großartiges weltgeschichtliches Gewicht verleihen. Das Kaiserthum war in Italien zum hohlen Titel geworden in den Händen örtlicher Dynasten wie Guidos und Lamberts von Spoleto, Berengars von Ivrea und sodann der Burgunderfürsten, und das Papstthum, Spielball aller dieser weltlichen Gewalten, verfiel einer fürchterlichen Verderbniß, deren Gipfel, wie ja so oft, durch das Auftreten verruchter Frauen

Herzog Billung 961 27. 3. 973. Markgraf Gero 937—20. 5. 965.
Harald Blauzahn 936—986. Boleslaw I. 938—967. Guido von Spoleto 891—894.
Lambert von Spoleto 894—896. Berengar von Ivrea 915—924.

911 nicht seine wirkliche Macht, und als er am 8. Dezember 899 starb und damit seine Krone an seinen unmündigen sechsjährigen Sohn Ludwig, davon dann das Kind genannt, fiel, da ward bald auch die bloße Aufrechterhaltung des deutschen Königsthumes in Frage gestellt. Die unvermeidliche Vormundschaft fiel in der Person des Erzbischofes Hatto von Mainz in die Hände der Geistlichkeit, und dem entgegen erhob sich nun mächtig das Laienelement in einer für das ganze spätere politische Leben der Deutschen tief wirksamen Form, indem nämlich die bisher in dem karolingischen Gesammtreiche möglichst zurückgedrängten Stammeseigenthümlichkeiten der einzelnen deutschen Landschaften wieder in den Vordergrund traten und zu Stammesherzogthümern — Sachsen, Franken, Schwaben, Baiern, Lothringen — sich ausgestalteten.

Noch eine andere Gefahr aber kam heran, um das Reich Ludwigs des Kindes zu bedrohen, ein gewaltiger Stoß fremden Volksthumes. Es waren die Ungarn, finnisch-turkmenischen Stammes, welche, anscheinend durch innerasiatische Bewegungen wie einst die Hunnen vorgeschoben, jetzt die deutschen Gaue zu überschwemmen, mit Mord, Raub und Brand zu erfüllen begannen. Trotzdem nun das damalige Deutschland in Schwachheit vor ihnen lag, so war doch bei ihm die Zukunft und die Kraft, bald sollte der Ungarnansturm siegreich zurückgewiesen werden; die germanische Welt war denn doch nicht durch die asiatische auch nur zu erschüttern, geschweige denn zu überwältigen wie einst die römische durch die Germanen. Aber zunächst freilich unter der schwachen Regierung der Vormünder des Kindes Ludwig litt Deutschland, insbesondere Baiern schwer durch die Einfälle der wilden Reiterhorden. Nicht lange jedoch dauerte das Leben des jungen Herrschers, kaum zum Jünglinge erwachsen starb er 911 ohne Nachkommen als der Letzte des Stammes Karls des Großen in Deutschland.

Etwas länger hielt sich Karls Samen in Frankreich. Zwar konnte Ludwigs II. Sohn, Karl, bei Lebzeiten Odos nur zu einer sehr theilweisen Anerkennung seiner Königswürde gelangen, allein nach Odos Tode ward sie ihm nicht mehr streitig gemacht. Wohl aber geschah es unter seiner Regierung, daß die Normannen, die bisher das Land von der Küste aus bis tief in das Innere mit ihren Raubzügen heimsuchten, sich nunmehr unter ihrem Herzoge Hrolf endgültig ansässig

machten; der Nordweſten Frankreichs, nach ihnen dann Normandie genannt, ward Hrolf, jetzt als Chriſt Robert heißend, abgetreten.

In England waren die Verhältniſſe nicht unähnlich. Dort hatten die einwandernden germaniſchen Angeln und Sachſen über die keltiſchen Eingeborenen völlig das Uebergewicht gewonnen, ein einheitliches Reich war jedoch nicht entſtanden, ſondern eine größere Anzahl einzelner angelſächſiſcher Fürſtenthümer — Eſſex, Suſſex, Weſſex, Kent, Oſtangeln, Northumbria, Norfolk, Suffolk, Mercia. Unter dieſen hatte gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts Weſſex eine gewiſſe Vorherrſchaft errungen, als auch in England die Einfälle der ſkandinaviſchen Germanen begannen, welche hier als Dänen bezeichnet werden. Oſtangeln, Northumbria, Mercia erlagen ihnen, auch Weſſex, wo ſeit 871 Alfred König war, ward vorübergehend Beute der Dänen; dann aber in langem, hartnäckigem Widerſtande unter wechſelnden Schickſalen gelang es ſchließlich Alfred, ſich dieſer Gegner zu entledigen und ſie auch aus den anderen Fürſtenthümern größtentheils, wenn auch nicht völlig zu vertreiben.

Und noch an einer anderen Stelle verwandelten Normannenhelden ihr Siegesſchwert in den Herrſcherſtab, es war dieſes der aus Schweden gekommene als Waräger-Ruſſen bezeichnete Stamm, der um Nowgorod und am Peipus- und Ladoga-See als Herr über Slawen und Finnen unter Führung von Rurik, Sineus und Truwor ſich niederließ. In dieſen Einfällen und Landergreifungen der Normannen und Dänen vernehmen wir das Verrauſchen der letzten Wogen der Völkerwanderung, welche noch vermögen geſtaltend auf Europa einzuwirken. Was dann noch folgt, das Anbranden turkmeniſcher und mongoliſcher Springfluthen, das zerſchellt an dem nun endgültig konſtituirten Welttheile und hat keinen Einfluß mehr auf ſeine Geſtaltung.

Neben dieſem ſich entwickelnden germaniſchen Europa ſtand theilnahmslos, das Antlitz nach Oſten gewendet, das Kaiſerthum von Byzanz, welches damals gerade unter der kräftigen Regierung des Emporkömmlings Baſilius ſeine Kräfte wieder zuſammenraffte, einerſeits einen Damm bildend gegen den Islam, deſſen Hochfluth allerdings ſchon

zerronnen war, andererseits immer schärfer den kirchlichen Gegensatz ausbildend, der es von Rom und damit von Europa trennt.

Der Islam endlich befand sich im ungestörten Besitze Spaniens und der ganzen nordafrikanischen Küste einschließlich Siciliens sowie des gesammten Morgenlandes, allein dieses war keine geschlossene Herrschaft, das abassidische Chalifat von Bagdad gebot nur im Osten, Spanien gehörte dem omaijadischen Chalifate von Cordova, und Afrika zwischen ihnen stellt sich von Beiden unter einer dritten Dynastie unabhängig hin.

So ist mit Beginn des 10. Jahrhunderts die Skizze des neuen Europa entworfen, die Umrisse, die Schattirungen seiner Theile treten erkennbar hervor. Aber die kosmopolitischen Tendenzen einer Alles zusammenfassenden Weltherrschaft sind noch keineswegs erloschen, in zwei Richtungen werden sie von jetzt an scharf und gewaltig hervortreten, in dem weltlichen Anspruche des neu sich erhebenden Kaiserthumes auf Oberherrschaft über das ganze Abendland, auf die oberstrichterliche Gewalt über die Welt, und in dem geistlichen Anspruche des immer stärker erwachsenden Papstthumes auf Leitung aller Geister und damit auch darauf, daß die das Schwert führende Hand des Kaisers gelenkt werde von dem Willen des Papstes. Der Widerstreit dieser universalen Potenzen erfüllt die nächsten Jahrhunderte, bis dann aus allen diesen Kämpfen sich endgültig die nationalen Mächte des neuen Europa erhoben und befestigt haben.

Synchroniſtiſche Tabelle
für das Morgenland und Abendland.

7. bis 9. Jahrhundert.

600	Spanien	England	Frankreich	Deutschland	Kaiſe
VII.					
650					
Jahrh.					
700					
VIII.					
750					
Jahrh.					
800				Karl der Große	
IX.			28. 1. 814	Ludwig der Fromme	20.
850			840 Karl der Kahle 877	20. 6. 840 Ludwig der Deutſche 28. 8. 876	20. 6. 840 Lothar 2
Jahrh.		871 Alfred	877 Ludwig II. der Stammler 879 879 Ludwig III. 882 882 Karlmann 884 884 Karl der Dicke 888 888 Odo von Paris 898 898 Karl der Einfältige	28. 8. 876 Karl der Dicke 13. 1. 888 13. 1. 888 Arnulf von Kärnthen 8. 12. 899	29. 9. 855 Ludwig 1 24. 12. 875 Karl der 5 Febr. 881 Karl der 1 22. 2. 896 Arnulf von 8
900					
		901	923	8. 12. 899 Ludwig das Kind 20. 8. 911	

Päpſte		Byzanz			Rußland		Chaliſen	
regor d. Gr.	604	582	Mauritius	603				
abinianus	606	603						
nifacius III.	607		Phokas	610			8. 6. 632	
nifacius IV.	615	610					Abu Bekr	
Deusdedit	618						22. 8. 634	
nifacius V.	625		Heraklius				22. 8. 634	
onorius I.	638						Omar I.	
Severinus	640			641			3. 11. 644	
ohann IV.	642	641	Konſtantin III.	641			7. 11. 644	
Theodor I.	649	641					Osman	
Martin I.	654		Konſtans II.					
Eugen I.	657			668			17. 6. 656	
Vitalian	672	668					24. 6. 656 Ali	
Adeodat	676						24. 1. 661	
Donus	678		Konſtantin IV.				Omaijaden	
Agatho	681		Pogonatos				24. 1. 661	
Leo II.	683						Moawija I. 7. 4.	680
enedikt II.	685			685			680 Jeſid I.	683
ohann V.	686	685	Juſtinianus II.				683 Moawija II.	683
Conon	687			698			684 Merwan I.	685
Sergius I.	701	Rhino-		Tibe-			685 Abdelmelik	705
ohann VI.	705	tmetos	711	rius III.	705		705 Walid	715
ohann VII.	707	711	Philippikus		713		715 Sſuleiman	717
Sifinnius	708	713	Anaſtaſius II.		716		717 Omar II.	720
onſtantin I.	715	716	Theodoſius III.		718		720 Jeſid II.	724
Gregor II.	731	718	Leo III. der Iſaurier				724 Hiſcham	743
regor III.	741				741		743 Walid II.	744
Zacharias	752	741					744 Jeſid III.	744
tephan II.	757		Konſtantin V.				744 Merwan II.	750
Paul I.	767						Abaſſiden	
nſtantin II.	768		Kopronymos				5. 8. 750 Abul Abbas	
Philippus	768				775		(Sſaffach) 9. 6.	754
tephan III.	772						754 Manſſur	775
Hadrian I.	795	775	Leo IV.		780		775 Machdi	785
Leo III.	816	780	Konſtantin VI.				785 Hadi	786
			Porphyrogenetos		797		15. 9. 786 Harun Er	
tephan IV.	817	797	Irene		802		Raſchid 24 3.	809
laſchalis I.	824	802	Nikephoros I.		811		809 Emin	813
Eugen II.	827	811	Michael I. Rhangabe		813		813 Maamun	833
Valentin	827	813	Leo V. der Armenier		820		833 Mótaſſim	842
regor IV.	844	820	Michael II.		829		842 Watik	847
ergius II.	847	829	Theophilos		842		847	
Leo IV.	855	842	Theodora		856		Mutawakkil	
enedikt III.	858	856	Michael III.		867	862		861
ikolaus I.	867						Rurik	
adrian II.	872		Makedonier				879	861 Muntaſſir 862
ohann VIII.	882	867						862 Muſtain 866
Martin II	884		Baſilius I.			879		866 Mootás 869
Marinus I.					886			869 Móchtadi 870
adrian III.	885	886						870
tephan V.	891		Leo VI.					Mótamid
Formoſus	896							892
nifacius VI.	896						Oleg	892
tephan VI.	897							
heodor II.	897							Mótadid
ohann IX.	900							
					911		912	902

Kaiserthum und Papstthum.

Das Aussterben des karolingischen Mannesstammes war von tiefgehender Bedeutung. War bis dahin ein, wenn auch ungeregeltes, Erbrecht in Ausübung geblieben, so mußte jetzt zur Neubesetzung des Thrones eine allgemeine Einigung der Großen des Reiches über die Nachfolge stattfinden, da Keiner von ihnen so überwiegend mächtig war, daß er sie ohne Weiteres hätte in Anspruch nehmen können. Es mußte also gewählt werden. Das brachte nun freilich die Gefahr mit sich, daß der Gedanke sich festsetzte, die deutsche Königskrone sei überhaupt eine Wahlkrone. Dem wurde vorgebeugt, wenn die Wahl auf ein so mächtiges Haus fiel, daß für die Zukunft es demselben gelang, die Thronfolge für sich selbst festzuhalten und so den Wahlgedanken einschlafen zu lassen. Ein solches Haus war damals das der Herzoge von Sachsen. Indessen der regierende Herzog, Otto der Erlauchte, wies die Krone ab, und nun fiel die Wahl auf Konrad Herzog von Franken.

Großen Geschickes und festen wohlüberlegten Auftretens hätte es bedurft, den beiden Mächten, welche Deutschland bildeten, den Stammesherzogthümern und der Kirche, sich als überlegenen Herren zu erweisen, indem der König zunächst zwischen ihnen stehend sich durch staatsmännische Ausnutzung des einen Faktors gegen den anderen über sie Beide erhob, das Gewicht der Krone immer in die jeweilig leichtere Wagschale werfend, so daß keiner der beiden Faktoren das volle Uebergewicht gewinnen konnte. Indessen Konrad scheiterte an dieser Aufgabe. Er stützte sich vorherrschend auf die Kirche und stärkte zu sehr deren

Macht, andererseits gerieth er mit dem mächtigsten der Herzogthümer, eben mit Sachsen, in offenen, bewaffneten Zwiespalt, der nicht zu seinem Vortheile endete. Unter diesen Umständen konnte Konrads Regierung für den Verband des Reiches nur auflösend wirken, das Ansehen der Krone nur schwächen, und so blieb, um noch weiteren schlimmen Folgen vorzubeugen, nur Eins übrig, den begangenen Fehler wieder gut zu machen und die Krone nun doch an das Haus Sachsen gelangen zu lassen. Und dieses geschah durch Konrad selbst, eine Selbstüberwindung, ein Eingeständniß seiner politischen Irrthümer, die überall hoher Anerkennung werth, unter den eigensinnigen und rechthaberischen Deutschen aber unerhört ist.

Wie oft haben sich unsere Fortschrittler und Freisinnigen mit ihren politischen Vorhersagungen Bismarck gegenüber bloßgestellt, wie kläglich sind sie unzählige Male durch die Ereignisse widerlegt und er gerechtfertigt worden, haben sie sich je zur Aufgabe irgend einer ihrer doktrinären Rechthabereien entschließen, sich je überwinden können einzugestehen, daß der große Mann Recht, die kleine Partei Unrecht gehabt hat? Gilt nicht noch heute unter ihnen der Mann als großes politisches Licht, welcher im Dezember 1863 dem Herren v. Bismarck wünschte, er möge sich dereinst in seinem Fache derselben Anerkennung erfreuen wie er in dem seinigen, und der, seitdem der höhnisch gemeinte Wunsch über alles Erwarten großartig in Erfüllung gegangen ist, doch nie es über sich hat gewinnen können einzugestehen, daß dem so sei, und seinerseits ihm nun den unbedingten Vorrang auf diesem Gebiete einzuräumen, ja der es sogar trotz alledem vermocht hat im Auslande vor Fremden sich geringschätzig zu äußern über die das deutsche Volk ehrende Bezeugung treuer Dankbarkeit gegen den Mann, der das Werkzeug seiner Einigung ward. Man muß sich Solches, was in jedem anderen Lande einen Menschen politisch mausetodt machen würde, vor Augen halten, um zu ermessen, wie einfach edel Konrad handelte, als er auf dem Sterbebette selber seine Franken ermahnte, seinem Gegner Heinrich von Sachsen die Krone anzutragen, und seinen eigenen Bruder anwies, diesem die Reichsinsignien zu überbringen.

Ein kraftvoller Stamm und ein kraftvolles Herrengeschlecht waren es, an die damit die Leitung der deutschen Dinge überging, und der erste König dieses Blutes, Heinrich, ein bedeutender Vertreter desselben.

Nüchternen Sinnes wußte er das Mögliche zu erkennen, dieses aber in großer Weise zu erstreben und zu erreichen. Er schützte die Ostgrenze des Reiches durch Reorganisation der Wehrkraft und Anlage fester Burgen, demnächst ward er offensiv gegen die ostelbischen Slawen und besiegte mehrere ihrer Stämme, der erste Deutsche, der die so zukunfts-
933 reiche Politik des Dranges nach Osten einschlug. Dann machte er 933 durch einen Sieg an der Unstrut den Ungarneinfällen, die Deutschland so furchtbar verwüsteten, auf lange hinaus ein Ende und schließlich be-
934 siegte er auch 934 die noch heidnischen Dänen und zwang sie zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit. Nach solchen Erfolgen nahm er eine fast kaiserliche Stellung ein, aber, haben ihn nur die Umstände verhindert, oder war es nüchterne Einsicht, die Kaiserkrone erwarb er sich nicht.

Ihm folgt sein Sohn Otto, dem die Geschichte den Namen des Großen gegeben hat, nicht zwar aus feststehendem Erbrechte, sondern unter Mitwirkung und Zustimmung der Kirche und der Großen des Reiches, aber von diesen doch eben deshalb erwählt, weil er Heinrichs Sohn und von ihm zum Nachfolger empfohlen war. Seine ganze Auffassung der Herrscherstellung war eine erheblich andere als die seines Vaters. Während dieser sich begnügt hatte der Erste unter Gleichen zu sein, das mehr föderative Band des Reiches zu wahren, innerhalb desselben aber dem Partikularismus der einzelnen Stämme und ihrer Herzoge möglichst Ellbogenfreiheit zu lassen, bemühte sich Otto dem Einheitsstaate sich anzunähern und eine schlechthin oberherrliche Stellung über den einzelnen Landesherren einzunehmen. Und weite Fortschritte machte er in dieser Richtung, begünstigt durch glückliche Umstände, aber auch dank seiner großen Herrschernatur. Nur wird man freilich fragen dürfen, ob nicht Heinrichs vorsichtiger zurückhaltende Art und Weise dem deutschen Karakter besser angemessen war. Hierauf bejahend zu antworten werden wir um so geneigter sein, je mehr uns die eigenen neuesten Erfahrungen noch im Gedächtnisse sind, je mehr wir uns erinnern, wie Bedeutendes für die Einigung Deutschlands unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm gerade dadurch geleistet hat, daß er nur der Erste unter Gleichen blieb, sich in erster Linie als König fühlte und mit dem Kaisertitel allzu umfassende Ansprüche zu verbinden sich hütete.

Otto jedoch machte im Gegensatze zu König Heinrich cäsarische Ansprüche. Die Umstände und seine großen Eigenschaften begünstigten

deren Verwirklichung, und so hinterließ seine Regierung für Deutschland eine hocherhabene Stellung, deren Dauerbarkeit aber ihrem Glanze nicht gleichkam. Die Herabdrückung der Landeshoheiten unter die Krone gelang ihm hauptsächlich dadurch, daß er die durch verschiedene Vorfälle zur Erledigung gelangenden Herzogthümer — Lothringen 944, Baiern 945, Schwaben 948 — an nächste Verwandte vergab. Nach außen hin erhob sich Deutschland mächtig unter ihm. Die Nordostgrenze schützte gegen die Slawen der Statthalter des Königs über sein Stammesherzogthum Sachsen, Herrmann Billung, und der mit der wendischen Mark zwischen Saale und Elbe belehnte Markgraf Gero, insbesondere Letzterer dehnte das deutsche Machtgebiet weit bis in das heutige Sachsen und Brandenburg hinein aus. Otto selbst, von Ludwig IV. von Frankreich gegen einen übermächtigen Vasallen herbeigerufen, drang 946 bis Rouen vor und trat als Schiedsrichter zwischen den streitenden 946
Parteien auf, er schlug dann den Dänen Harald Blauzahn und gründete dort die Mark Schleswig, endlich besiegte er Boleslaw von Böhmen und ließ sich von ihm huldigen.

Bei solcher Stellung im Westen und Osten und Norden war es fast unausbleiblich, daß er auch im Süden handelnd jenseits der Reichsgrenzen auftrat, um so mehr, als Italiens Verhältnisse so tiefer Zerrüttung verfallen waren, daß das Land aus eigener Kraft sich zu geordneten Zuständen durchzuringen nicht vermochte. Es tobte hier ein Zwiespalt der päpstlichen und der weltlichen Macht, der um so verderblicher wirkte, um so schändlicher war, als er, in den kleinsten Verhältnissen sich bewegend, nichts von den universalen Ansprüchen enthielt, welche dem gleichen Kampfe zwischen den deutschen Königen und Rom ein so großartiges weltgeschichtliches Gewicht verleihen. Das Kaiserthum war in Italien zum hohlen Titel geworden in den Händen örtlicher Dynasten wie Guidos und Lamberts von Spoleto, Berengars von Ivrea und sodann der Burgunderfürsten, und das Papstthum, Spielball aller dieser weltlichen Gewalten, verfiel einer fürchterlichen Verderbniß, deren Gipfel, wie ja so oft, durch das Auftreten verruchter Frauen

Herzog Billung 961 27. 3. 973. Markgraf Gero 937—20. 5. 965. Harald Blauzahn 936—986. Boleslaw I. 938—967. Guido von Spoleto 891—894. Lambert von Spoleto 894—896. Berengar von Ivrea 915—924.

Nüchternen Sinnes wußte er das Mögliche zu erkennen, dieses aber in großer Weise zu erstreben und zu erreichen. Er schützte die Ostgrenze des Reiches durch Reorganisation der Wehrkraft und Anlage fester Burgen, demnächst ward er offensiv gegen die ostelbischen Slawen und besiegte mehrere ihrer Stämme, der erste Deutsche, der die so zukunfts-
933 reiche Politik des Dranges nach Osten einschlug. Dann machte er 933 durch einen Sieg an der Unstrut den Ungarneinfällen, die Deutschland so furchtbar verwüsteten, auf lange hinaus ein Ende und schließlich be-
934 siegte er auch 934 die noch heidnischen Dänen und zwang sie zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit. Nach solchen Erfolgen nahm er eine fast kaiserliche Stellung ein, aber, haben ihn nur die Umstände verhindert, oder war es nüchterne Einsicht, die Kaiserkrone erwarb er sich nicht.

Ihm folgt sein Sohn Otto, dem die Geschichte den Namen des Großen gegeben hat, nicht zwar aus feststehendem Erbrechte, sondern unter Mitwirkung und Zustimmung der Kirche und der Großen des Reiches, aber von diesen doch eben deshalb erwählt, weil er Heinrichs Sohn und von ihm zum Nachfolger empfohlen war. Seine ganze Auffassung der Herrscherstellung war eine erheblich andere als die seines Vaters. Während dieser sich begnügt hatte der Erste unter Gleichen zu sein, das mehr föderative Band des Reiches zu wahren, innerhalb desselben aber dem Partikularismus der einzelnen Stämme und ihrer Herzoge möglichst Ellbogenfreiheit zu lassen, bemühte sich Otto dem Einheitsstaate sich anzunähern und eine schlechthin oberherrliche Stellung über den einzelnen Landesherren einzunehmen. Und weite Fortschritte machte er in dieser Richtung, begünstigt durch glückliche Umstände, aber auch dank seiner großen Herrschernatur. Nur wird man freilich fragen dürfen, ob nicht Heinrichs vorsichtiger zurückhaltende Art und Weise dem deutschen Karakter besser angemessen war. Hierauf bejahend zu antworten werden wir um so geneigter sein, je mehr uns die eigenen neuesten Erfahrungen noch im Gedächtnisse sind, je mehr wir uns erinnern, wie Bedeutendes für die Einigung Deutschlands unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm gerade dadurch geleistet hat, daß er nur der Erste unter Gleichen blieb, sich in erster Linie als König fühlte und mit dem Kaisertitel allzu umfassende Ansprüche zu verbinden sich hütete.

Otto jedoch machte im Gegensatze zu König Heinrich cäsarische Ansprüche. Die Umstände und seine großen Eigenschaften begünstigten

deren Verwirklichung, und so hinterließ seine Regierung für Deutschland eine hocherhabene Stellung, deren Dauerbarkeit aber ihrem Glanze nicht gleichkam. Die Herabdrückung der Landeshoheiten unter die Krone gelang ihm hauptsächlich dadurch, daß er die durch verschiedene Vorfälle zur Erledigung gelangenden Herzogthümer — Lothringen 944, Baiern 945, Schwaben 948 — an nächste Verwandte vergab. Nach außen hin erhob sich Deutschland mächtig unter ihm. Die Nordostgrenze schützte gegen die Slawen der Statthalter des Königs über sein Stammesherzogthum Sachsen, Herrmann Billung, und der mit der wendischen Mark zwischen Saale und Elbe belehnte Markgraf Gero, insbesondere Letzterer dehnte das deutsche Machtgebiet weit bis in das heutige Sachsen und Brandenburg hinein aus. Otto selbst, von Ludwig IV. von Frankreich gegen einen übermächtigen Vasallen herbeigerufen, drang 946 bis Rouen vor und trat als Schiedsrichter zwischen den streitenden 946
Parteien auf, er schlug dann den Dänen Harald Blauzahn und gründete dort die Mark Schleswig, endlich besiegte er Boleslaw von Böhmen und ließ sich von ihm huldigen.

Bei solcher Stellung im Westen und Osten und Norden war es fast unausbleiblich, daß er auch im Süden handelnd jenseits der Reichsgrenzen auftrat, um so mehr, als Italiens Verhältnisse so tiefer Zerrüttung verfallen waren, daß das Land aus eigener Kraft sich zu geordneten Zuständen durchzuringen nicht vermochte. Es tobte hier ein Zwiespalt der päpstlichen und der weltlichen Macht, der um so verderblicher wirkte, um so schändlicher war, als er, in den kleinsten Verhältnissen sich bewegend, nichts von den universalen Ansprüchen enthielt, welche dem gleichen Kampfe zwischen den deutschen Königen und Rom ein so großartiges weltgeschichtliches Gewicht verleihen. Das Kaiserthum war in Italien zum hohlen Titel geworden in den Händen örtlicher Dynasten wie Guidos und Lamberts von Spoleto, Berengars von Ivrea und sodann der Burgunderfürsten, und das Papstthum, Spielball aller dieser weltlichen Gewalten, verfiel einer fürchterlichen Verderbniß, deren Gipfel, wie ja so oft, durch das Auftreten verruchter Frauen

Herzog Billung 961 27. 3. 973. Markgraf Gero 937—20. 5. 965. Harald Blauzahn 936—986. Boleslaw I. 938—967. Guido von Spoleto 891—894. Lambert von Spoleto 894—896. Berengar von Ivrea 915—924.

bezeichnet wird, Theodora und ihre Tochter Marozia, Letztere Geliebte Papst Sergius' III. und durch ihn Mutter Papst Johanns XI. Und der Beachtung wohl nicht unwerth ist es, daß auch in Deutschland der Einfluß hochstehender Frauen damals vielfach von höchster Bedeutung ward, daß diese aber, wie die Sächsin Mathilde, Gemahlin Heinrichs I., und die Angelsächsin Edith, erste Gemahlin Ottos I., in der vollen Würde ihres Geschlechtes vor uns stehen.

Es wird immer eines der wichtigsten Merkmale sein für den, welcher den Pulsschlag eines Volkes fühlen will, zu beobachten, wie dessen Frauen sind und welche Stellung sie in ihm einnehmen. In dieser Beziehung steht heut die deutsche Frau nicht so glanzvoll da als ihre romanischen, angelsächsischen, slawischen Schwestern, wir ermangeln der guten Sitte, welche anderwärts die unbeschützte Frau als zehnmal gesicherter erscheinen läßt als die begleitete, wir bemühen uns weniger um sie, sie ist nicht der Mittelpunkt unseres gesellschaftlichen Verkehrs, ein gewisser roher derber Ton ist unserem Volksleben eigen, der die Rücksicht auf die Frau zu sehr aus den Augen läßt, aber freilich erkaufen wir auch mit so jugendlicher Derbheit eine innere Gesundheit der Zustände, welche ebenfalls anderwärts so nicht vorhanden ist; die deutsche Frau ist als Gattin und Mutter die Erhalterin unserer Volkskraft, also immer noch, wie in alten Zeiten, die Priesterin des Höchsten, was wir besitzen, und vielleicht nicht zum wenigsten deshalb, weil unser öffentliches und gesellschaftliches Leben in etwas zu weit gehender Rücksichtslosigkeit nur auf den Mann zugeschnitten ist.

Schwer möchte es sein zu entscheiden, ob Otto in diese inneren italischen Wirren einzugreifen wirklich genöthigt war; vermochte er es, die dort sich Zerfleischenden in ihrem Safte verkochen zu lassen, so konnte er vielleicht inzwischen Deutschland so kräftig geeinigt hinstellen, daß dann er oder einer seiner Nachfolger ein unerschütterlich dauerndes Kaiserthum auch über Italien zu errichten im Stande war. Allein in der Politik wie in allen menschlichen Dingen ist es fast nie möglich das an und für sich Beste zu erreichen, auch Ottos Entschluß zur Einmischung ist wohl durch scharfe politische Nothwendigkeit bestimmt worden, wenn auch freilich das eigentlich entscheidende und treibende Moment die cäsarische Richtung seines Karakters war und wir deshalb berechtigt sind die geschichtliche Verantwortung für die so lang hin-

wirkenden Folgen an seinen Namen zu knüpfen. Daß freilich in so entscheidender Stunde ein solcher Mann erschien, um Deutschlands Geschicke zu bestimmen, das ist die höhere Leitung der Weltgeschichte; der Mann handelte nach seinem Karakter, und wenn wir heute erkennen, das sein Cäsarenthum zu unserem Verderben ausschlug, so können wir ihn uns als ernste Warnung hinstellen dessen, was Deutschlands Herrscher vermeiden sollen, schwerlich ihn selbst dafür verdammen. Die Vorstellung der Verderblichkeit, welche die Verbindung Deutschlands mit dem römischen Kaiserthume haben mußte, können wir heute leicht gewinnen, wenn wir annehmen, der deutsche Kaiser würde zugleich König von England. Dann würde Deutschland berührt werden von all den Weltinteressen, die es sonst nichts angehen, seine Militärmacht müßte eintreten für die Bedrohung Indiens, sein Herrscher müßte beständig die Verhältnisse des ganzen Erdballes im Auge haben und würde darüber die Deutschlands vernachlässigen müssen, Deutschlands, welches, inmitten des Welttheiles gelegen, auf allen Seiten angreifbar ist.

Otto erschien 951 auf der Halbinsel mit Heeresmacht und dem 951
Anspruche auf die Herrschaft über ganz Italien, er befreite Adelheid, die von ihren Gegnern festgehaltene Wittwe Lothars, des letzten Burgunders, der den Titel König von Italien geführt und die Danaidenarbeit auf sich genommen hatte sich zu dessen Anerkennung durchzuringen, und vermählte sich selbst mit ihr; er dachte an Marsch auf Rom und Gewinnung des Kaisertitels, als wie eine Warnung des Schicksals in seinem Rücken in Deutschland eine Empörung ausbrach. Die Vergebung der Herzogthümer an nahe Verwandte hatte doch nicht vermocht eine feste und sichere Reichseinheit zu gewährleisten. Der Sohn und der Schwiegersohn Ottos, Ludolf von Schwaben und Konrad von Lothringen, gaben das Beispiel zur Empörung, der sich dann weltliche und geistliche Große anschlossen. Doch sank schließlich der Widerstand vor dem aus Italien herbeigeeilten Otto ohne großen Kampf in sich zusammen, und dieser sah sich sogar im Stande, nunmehr den Ungarn, deren Einfälle sich unter diesen Umständen wiederholt hatten, entgegenzutreten, und sie auf dem Lechfelde, in der Nähe von Augsburg, am 10. August 955, entscheidend zu schlagen; sie wichen, um nicht wieder 10. Aug. 955
zu erscheinen.

Es war doch ein beachtenswerthes Mene tekel gewesen, daß der heimische Boden so gewaltig unter inneren und äußeren Gefahren erbebte, sobald der König die Alpen überschritt, die Richtung auf das Grab St. Peters einschlug. Aber es blieb unbeachtet. Otto zog nach wenigen Jahren wiederum nach Italien, Widerstand fand er nicht und
2. Febr 962 am 2. Februar 962 ward er in Rom von Papst Johann XII. zum Kaiser gekrönt. Es war geschehen. Die Verbindung der deutschen Dinge mit dem ewigen Rom, der Stadt der Weltherrschaft und der geistlichen obersten Hirten, welche Karl der Große eingeleitet und welche Arnulf wieder angeknüpft hatte, war vollendet.

Dieser Abschluß war freilich die Konsequenz des Bisherigen und zeigt abermals, wie beschränkt doch die Verantwortlichkeit des Einzelnen in der Geschichte, aber damit auch sein Verdienst ist. Für den Augenblick schien es, als solle der dauernd gesicherte Vortheil dieser ganzen Lage auf Seiten des Kaisers und Deutschlands bleiben, die Gefahren, welche sie bedrohten, für Deutschland Unsicherheit der Thronfolge, für den Kaiser des Papstes Macht, schienen überwunden, das Papstthum, krank an seinen inneren Wirren, geschädigt in seinem Ansehen durch die Wüstheit der Persönlichkeiten, ward zum ergebenen Werkzeuge der weltlichen Macht, und so hoch stieg Ottos Autorität, daß er vermochte, die Frage der Thronfolge zu einer nur von seinem Willen ausgehenden
25. Dez. 967 Entscheidung zu bringen; jetzt schon, am 25. Dezember 967, ließ er seinen gleichnamigen Sohn zum Kaiser krönen, worin der deutsche Königstitel beschlossen lag. Ein fernerer Erfolg und wie ein Schlußstein des Gebäudes seines Lebens war es, daß er eben diesen Sohn mit der byzantinischen Prinzessin Theophano vermählte, und dieser mit ihrer Hand Unteritalien als Mitgift empfing. In der unbestrittenen Fülle der universalen Stellung eines Kaisers des Abendlandes stand Otto da,
7. Mai 973 als er am 7. Mai 973 starb, und es nun die entscheidende Frage der Weltgeschichte wurde, ob diese Schöpfung bestehen bleiben, festwurzeln oder wieder zerstört werden sollte.

Und von der Persönlichkeit des Herrschers mußte fast ganz die Antwort auf diese Frage abhängen. Etwas Anderes war mit der Kaiserkrönung Ottos I. aus dem deutschen Königsthume geworden, wie zu unserer Zeit etwas Anderes aus dem preußischen Königsthume mit der Kaiserproklamation zu Versailles ward. Viel maßvollen, nüchternen

Sinnes bedurfte es für die Nachfolger der großen Träger dieser Veränderungen, um jederzeit dessen eingedenk zu bleiben, daß die wahre Grundlage auch ihrer neuen Stellungen dennoch fortgesetzt in dem gleichzeitig noch von ihnen bekleideten Königsthume lag und liegt.

Otto II. ergriff die Zügel der Regierung in dem jugendlichen Alter von 19 Jahren. Dem ruhig praktischen, etwas nüchternen Vater gegenüber war er von umfassenderer Begabung, von lebhafterem Geiste, mit Feuereifer ergriff er Alles, groß dachte er von seiner kaiserlichen Würde, glanzvoll und mächtig wollte er sie in jeder Beziehung ausgestalten. Aber des Vaters peinliche Sorgfalt in der alltäglichen Arbeit, welche selbst in diesem höchsten Berufe wie in allen anderen prosaisch ist, stieß seinen reicheren Geist ab, als Knabe schon gekrönt, war ihm seine Kaiserstellung etwas so Ererbtes, Selbstverständliches, daß er ihre Schwächen nicht mehr sah, daß er nicht erkannte, wie es sich hier noch auf lange hinaus für jeden neuen Herrscher darum handelte, die noch keineswegs gesicherte Stellung immer wieder neu zu erwerben und zu befestigen. Es war wie zur Zeit Friedrich Wilhelms II., der auch das Kapital von europäischem Ansehen, welches nur die Persönlichkeit Friedrichs des Großen für Preußen erworben hatte, als unerschöpflich ansah und mit Preußens Großmachtstellung in Europa als mit etwas Unabänderlichem rechnete, ohne zu erkennen, auf wie schwachen Grundlagen dieselbe beruhte, ja noch fast ein Jahrhundert beruhen sollte, und der daher eine extensive Großmachtspolitik trieb, wo eine intensive Politik der Festigung der eigenen Stellung zunächst allein angezeigt war. So auch Otto II., er lebte und webte in imperatorischen Anschauungen.

Aber unmittelbar nachdem die Regierung an ihn übergegangen war, erhoben sich von allen Seiten schwere Gefahren gegen innere Einheit und äußere Sicherheit des Reiches. Die erstere Gefahr kam von Baiern, welches sich gegen die kaiserliche Autorität auflehnte, dieser wurde Otto gänzlich Herr; die andere Gefahr kam von Frankreich, welches den Augenblick günstig glaubte sich Lothringens zu bemächtigen. Die Abwehr hiergegen führte 978 die deutschen Waffen bis auf den 978
Montmartre, doch Paris zu nehmen gelang nicht, und Otto verglich sich schließlich mit Lothar von Frankreich, denn schon zog es ihn unwiderstehlich nach Italien. Allerdings, wenn er die Cäsarenstellung seines Vaters aufrechterhalten wollte, so durfte er den dortigen Wirren nicht

fremd bleiben, sondern mußte selbst in ihnen die Entscheidung geben. Indessen, daß er soeben erst Deutschland gegen innere und äußere Gefahren ernstester Natur zu sichern gehabt hatte, das hätte ihm zeigen sollen, wie wenig zukunftssicher eine Imperatorenpolitik für den deutschen König war. Jedoch gerade dieser Letzteren waren alle seine Gedanken zugewendet.

In Italien hatte er zu kämpfen um die Mitgift seiner Gemahlin gegen Griechen und Mohammedaner und nach ersten Erfolgen erlitt
13. Juli 982 er bei Cotrone am 13. Juli 982 eine vollständige Niederlage. Und nun zeigte sich, auf wie schwachen Füßen die zu hochgeschraubte Stellung eines Herren des Abendlandes, welche Otto im Auge hatte, stand. Diese Schlacht an des Reiches äußerster Grenze, verloren gegen Feinde, welche für dessen Bestehen nicht ernsthaft gefährlich werden konnten und das auch gar nicht anstrebten, erschütterte dessen gesammten Bau. Zwar suchte auf einem großen Reichstage zu Verona Otto alle Kräfte Deutschlands und Italiens aufzubieten, aber wie anders stand er doch da als sein Vater. Der hatte die Thronfolge ihm aus eigener Machtvollkommenheit bestimmt, er jetzt mußte, um sie seinem Sohne zu sichern, eine Wahlhandlung vornehmen lassen und so die gefährliche Richtung auf die Wahlmonarchie, welche Deutschland seit dem Tode Ludwigs des Kindes eingeschlagen hatte, erneut betreten. Wenn Jemand, so konnten die starken Sachsenkönige den Grundsatz der Erblichkeit der Krone zu sicherer Geltung bringen; daß er schon jetzt wieder durchbrochen ward, mußte von entscheidender Nachwirkung werden. Und hatte im Süden der Kaiser seiner Feinde nicht Herr werden können, so bedrohten solche auch im Norden den König. Die Dänen und die Wenden brachen über die von Otto I. neu gesteckten Reichsgrenzen verwüstend herein, und unter so schwerer Erschütterung seines ganzen Machtbereiches starb der Kaiser, während der Sohn und Erbe, den er hinterließ, nur drei Jahre alt war.

Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß die kaum zur Botmäßigkeit gebrachten Potenzen, die Kirche und die Landeshoheiten, sich sogleich wieder zu rühren begannen, und ihr Einfluß im Steigen
995 blieb. Allein, als dann 995 der jugendliche Otto III. selbst die Regierung antrat, da that er es so ausschließlich in dem Geiste universaler Weltherrschaft, war so erfüllt von der überwältigend hohen Würde und Bedeutung seiner Mission, schwang sich so leicht über alle praktischen

Hinderniſſe, die vor dieſem idealen Ziele ſtanden, hinweg, daß er mit ſeiner Lebensaufgabe nothwendig ſcheitern, damit aber den ganzen Bau der Kaiſerherrſchaft bis in ſeine Grundfeſten erſchüttern mußte. An äußerlich blendendem Erfolge fehlte es freilich zunächſt nicht. Einen ihm verwandten deutſchen Jüngling, den 24jährigen Bruno von Kärnthen, macht Ottos Einfluß zum Papſte, dieſer krönt ihn 996 zum Kaiſer, 996
und als er nicht lange danach ſtirbt, ernennt Otto geradezu ſeinen Nachfolger, den hochgelehrten eifrigen Franzoſen Gerbert von Aurillac. Beide Päpſte, Gregor V. wie Sylveſter II., ſtanden zu Otto in einem kaum freieren Verhältniſſe als ein ruſſiſcher Metropolit zum Zaren, und ſo erſchien freilich des jungen Kaiſers geplante, Alles umfaſſende Weltherrſchaft durchgeſetzt. Jedoch gerade dieſe beiden Päpſte waren eifrige Vorkämpfer der Kirche, ihrer Rechte und ihres Anſehens, gerade ſie wurden Werkzeuge dafür, daß ſie ſich wieder auf ihre eigenen Füße ſtellte. Dem Deutſchen iſt es nicht leicht, über die phantaſtiſche, weltumſpannende Politik Ottos III. ganz gerecht zu urtheilen, denn zu ſehr empfindet er, wie ſo Vieles der ſpäteren Schmach und Schwäche hier ſchon ſeinen Anfang nahm, und dennoch müſſen wir das Scheitern dieſer Politik als Gewinn unſerer Kultur begrüßen. Der Cäſaropapismus, der viel ſpäter in der ruſſiſch-byzantiniſchen Welt ſich leicht durchgeſetzt hat, erwies ſich als zu öde, zu armſelig, um dem geiſtigen Reichthume der germaniſch-europäiſchen Welt genügen zu können.

Aber, indem dieſe Beſtrebungen Schiffbruch erlitten, riſſen ſie doch auch aus den Wänden des Deutſchen Reiches mächtige Planken heraus und gaben ſpäterem ſchweren Wogendrange offenen Zugang. Ottos Gedanken, mit ſeiner Weltmacht beſchäftigt, mißachteten die Sorge um Deutſchlands Feſtigkeit, und ſo geſchah es unter ihm und gerade durch ihn, daß Polen zur Königswürde und zu einer Art Selbſtändigkeit gelangte, hauptſächlich dadurch, daß Otto Gneſen zum Erzbisthume erhob, 1000, und es von der Unterordnung unter das Erzbisthum 1000
Magdeburg, damit aber eben Polen von der Unterordnung unter die Krone Deutſchland löſte. Und die Königskrone ſowie ein von deutſchem Einfluſſe unabhängiges Erzbisthum — Gran — ward auch den Ungarn zu Theil, als jetzt ihr Fürſt Waik mit ſeinem Volke das Chriſtenthum und bei der Taufe den Namen Stephan annahm, 1001. 1001

Es war das überhaupt die Zeit machtvoller Ausdehnung der christlichen Religion und zwar geschah dieses nicht nur unter der Aegide Roms, sondern auch unter der von Byzanz. Wie Ersteres in Ungarn und Polen Fuß faßte, so Letzteres in Rußland. Dort hatte Ruriks Nachfolger Oleg seine Herrschaft auch über die Slawen der Gegend von Kiew ausgedehnt und diese Stadt war schon der eigentliche Mittelpunkt des Normannenreiches geworden und damit die Richtung auf lebhaften Verkehr den Dnjepr hinab mit Byzanz gegeben, als dann Fürst Wladimir mit seinem Volke das Christenthum in der Form des griechischen Bekenntnisses annahm. Er wie Stephan von Ungarn wurden von den durch sie so nachhaltig ausgebreiteten Kirchen zu Heiligen erhoben, obgleich sie, insbesondere Wladimir, ein durchaus nicht geheiligtes Leben führten. Aber freilich gerade die orientalische Form des Christenthumes hatte Grund, die Ausbreitung hoch zu preisen, denn unter den Völkern, welche bisher es bekannten, war geschichtliche Zukunft in größerem Sinne nicht zu finden, und daß heute noch die orientalische Kirche eine bedeutsame Stellung einnimmt, nicht hingeschwunden ist vor dem geistigen Uebergewichte Roms, das dankt sie dem Umstande, daß sie die Kirche Rußlands ist.

Schon begann sich der Widerstand gegen Ottos zukunftslose Politik in Deutschland wie in Italien ernstlich geltend zu machen, als
1002 ein vorzeitiger Tod, 1002, den 22jährigen Kaiser dahinraffte. Verhängnißvoll wie sein Leben ward nun auch sein Tod für Deutschland; denn bei dem Mangel eines Leibeserben oder eines anerkannten Nachfolgers mußte die Krone wiederum eine nach Wahl der Fürsten von diesen zu verleihende Gabe werden. Schwächte sich so die Stellung des Königes, so stärkte sich um ebensoviel die der Stammesherzoge; je mehr das Reich zum Wahlreich wurde, um so mehr vermochten sie sich die Erblichkeit in ihren Gebieten zu sichern. Die Wahl fiel auf den Herzog von Baiern, Heinrich, der aber sächsischen Stammes, Verwandter der Ottonen war, da Otto I. seinen Bruder mit Baiern belehnt hatte. In mannigfaltigen Kämpfen verging ihm seine Regierung, beständig mußte er in Bewegung sein, um überall des Reiches Bau zu stützen, seine Grenzen zu schützen; in Italien geschah das nicht ohne Erfolg, selbst in Unteritalien vermochte er wieder die deutsche Herrschaft zur Geltung zu bringen; an der Ostgrenze aber konnte er den Uebergriffen

der seit Ottos III. Fehler erstarkten Slawen nicht erfolgreich wehren. Ueberhaupt war zu viel in dem letzten Menschenalter gesündigt worden, als daß Heinrichs tüchtige, aber doch nicht außergewöhnliche Manneskraft des Reiches Bau in ganzer Stärke hätte wiederherstellen können. Was er leistete, war Stückwerk, konnte kaum etwas Anderes sein; indessen schon daß dieses seiner zähen, klug den Umständen Rechnung tragenden, folgerichtigen Politik gelang, schon das war Rettung, und ist er auch nicht der Heilige, zu dem die Kirche ihn gemacht hat — es war die Zeit der Heiligkeit für die Herren dieser Welt —, so ist er doch des Andenkens der Deutschen werth als ein echter Mann ihres Blutes, der diese wunderlichen, tüchtigen, eigenrichtigen Leute verstand und zu behandeln wußte. Als er 1024 starb, da hatte er in zerrütteten 1024
Zuständen wenigstens so viel aufzuräumen verstanden, daß Raum für einen Neubau geschaffen war.

In der damaligen Weltlage war es immer noch das überwiegend Wichtige, wie sich Deutschland konstituirte, allein daneben bestand doch auch schon ein selbständiges europäisches Leben; es gab kein einheitlich zusammengeschlossenes Abendland mehr, und in Frankreich und England erhoben sich die nationalen Selbständigkeiten zu immer stärkerer europäischer Bedeutung. In dem ersteren Lande hatte das karolingische Königsthum sich mühsam erhalten unter beständigen Kämpfen mit den großen Lehnsherren des Landes. Als aber 987 Ludwig V. als letzter Nachkomme direkter Linie starb, da mußte, wie früher in Deutschland, ein Entschluß über den ihm zu bestimmenden Nachfolger gefaßt, eine Wahl vorgenommen werden. Sie fiel auf den mächtigsten der Großen, den Herzog von Francien, Hugo Capet, der aber dann doch, sowie auch seine nächsten Nachfolger, nur schwer sich unter den großen Vasallen aufrecht erhielt. Nichtsdestoweniger gelang es den Capetingern, die Erblichkeit ihrer Krone durchzusetzen, und damit erhielt die Entwickelung Frankreichs von Anfang an die sie scharf von der Deutschlands unterscheidende Signatur. Die Erblichkeit giebt überhaupt erst das Recht von einer Monarchie zu sprechen, und sie ist, wie wir heute in England sehen, das Moment, welches selbst bei dem Schwinden aller ihrer sonstigen Attribute bis zuletzt von ihr unzertrennlich bleibt, welches allein schon ihr Bestehen rechtfertigt. Mit ihr schlug Frankreich den Weg zu staatlicher Einheit und Macht ein, obgleich die Träger der

Monarchie dort viel unbedeutendere Persönlichkeiten waren als die gewaltigen Sachsen, Salier und Hohenstaufen in Deutschland, unter denen dennoch des Landes Macht und Einheit sich mehr und mehr verflüchtigen, eben weil sie die Erblichkeit nicht festzulegen und damit das Dasein monarchischer Regierung nicht zu rechtfertigen vermochten. An mangelnder Erblichkeit ging das römische Kaiserthum der Deutschen zu Grunde, wie schon das alte römische Kaiserthum daran zu Grunde gegangen war.

In England spielte sich damals hartnäckiger Kampf zwischen dem jetzt einheimischen angelsächsischen Elemente und den als Eroberer es heimsuchenden Dänen ab. In großer Anzahl setzten sich diese auf der Insel fest, und der Versuch König Ethelreds dadurch sich von ihnen zu befreien, daß er sie durch eine allgemeine Verschwörung insgesammt an einem Tage, 13. November 1002, vernichten ließ, führte nur dazu, daß die Dänen nunmehr mit voller Macht sich auf England warfen, so daß schließlich 1017 ihr König Kanut als der Herr ganz Englands anerkannt ward. Unter solchen Verhältnissen spielten England und Frankreich in den für Europa entscheidenden Fragen noch keine Rolle, das weltgeschichtliche Interesse knüpft sich noch immer ausschließlich an Deutschland.

Dort fiel die Wahl der Großen — Heinrich II. war ohne Nachkommen gestorben — auf Konrad aus dem Geschlechte der Salier, obgleich er nur bedeutende Lehnsherrschaften in Franken, aber kein Herzogthum besaß, in Anbetracht der Würde seines Blutes, da er von einer Tochter des großen Otto abstammte. Die Regierung Konrads II. wurde eine jener Perioden, welche ganz geeignet waren den Anschein zu erwecken, als werde Deutschland in ein Zeitalter fester, gesicherter Entwickelung zu erblicher Monarchie und Staatseinheit treten. Er vermochte schon frühzeitig seinem Sohne Heinrich die Thronfolge zu sichern und demselben sodann drei nach und nach frei werdende Herzogthümer zu übertragen: Baiern 1027, Schwaben 1038, Kärnthen 1039. Gegen die Uebermacht der Großen ergriff er eine treffliche Maßregel, die constitutio de feudis, durch welche die niederen Lehen erblich, also ihre Inhaber von ihren unmittelbaren Herren, den großen Lehnsträgern des Reiches, weit unabhängiger und somit weit mehr an den Kaiser geknüpft wurden. Konrad hatte damit den Weg eingeschlagen,

den jeder Zeit die gingen, welche an Stelle einer mächtigen Ariſtokratie monarchiſche Gewalt ſetzen wollen, nämlich ſich auf die Maſſen zu ſtützen: es iſt das die Bewegung, in welche England in unſerem Jahrhunderte eingetreten iſt. Auch nach außen hin war Konrad nicht minder erfolgreich; er zwang 1032 die Polen, wiederum die Lehnsoberhoheit 1032
Deutſchlands anzuerkennen und erwarb 1034 Burgund. Aber nicht die 1034
deutſchen Dinge allein konnten ihn beſchäftigen; es war das Erbe zweier Jahrhunderte, daß einem deutſchen Könige ſchon nicht mehr möglich war Italien und das Papſtthum zu vernachläſſigen, er mußte ſich nothwendig mit dieſen Potenzen auseinanderſetzen. Bei Konrads Regententüchtigkeit und großer materieller Macht geſchah dieſes durch Herſtellung des unbedingten Uebergewichtes der auch von ihm angenommenen kaiſerlichen Würde. So hinterließ er eine Machtfülle und eine Richtung auf Einheitsſtaat und erbliche Krone, wie Solches kaum zu Ottos des Großen Zeit vorhanden geweſen war; wohl hätte man hoffen dürfen, daß ein gnadenreiches Schickſal nunmehr über Deutſchland walten werde.

Und um ſo mehr als der auf Konrad folgende Herrſcher, ſein 21jähriger Sohn Heinrich, ein Herr größter Begabung war. Vielleicht jedoch eben deshalb war ſeine Regierung wieder ausſchließlich den univerſalen Momenten der Kaiſerſtellung gewidmet, und wenn er auch auf dieſem Gebiete große Erfolge hatte, wenn auch unter ihm das Papſtthum zu einer Subſidiärmacht, ſein Recht der Papſternennung theoretiſch anerkannt, praktiſch durchgeführt wurde, ſo blieb doch immer noch der Widerſpruch beſtehen, daß der Träger ſo großer univerſaler Anſprüche ein Herr war, der zu Haus noch jeder Zeit um den Beſtand ſeiner Macht und Herrſchaft zu kämpfen genöthigt ſein konnte. Was Konrad erſt eingeleitet hatte, Erblichkeit der Krone, Schwächung der Partikulargewalten zu Gunſten der Zentralgewalt, das hätte ausgebeutet und vollendet werden müſſen. Und dazu wäre vor Allem ein Verlaſſen des Feudalſyſtems nothwendig geweſen, damit der deutſche König durch eigene Steuerkräfte eigene Gewalt gewönne. Was in den Zeiten des Frankenreiches dem entgegenſtand, allgemeiner Geldmangel, das war jetzt nach reichem Aufblühen aller Länder kein Hinderniß mehr.

Indeſſen nicht Konrads mehr nationale Politik ward fortgeſetzt, ſondern wieder zu einer univerſalen Politik übergegangen. Es iſt das

der Kampf der Gegensätze, welche seit fast drei Jahrhunderten jetzt die Geschichte erfüllten. Mit Karls des Großen Kaiserkrönung kam das universale Element in Pippins nationalfränkisches Reich, es rührte sich dann wieder unter Arnulf im Gegensatze zu Ludwigs des Deutschen mehr nationaler Politik, und wie diese letztere dann wieder in Heinrich I. einen großen Vertreter fand, so erhob sich die universale Richtung zu ihrer größten Höhe unter den Ottonen. Heinrich II. und Konrad II. gaben dann noch einmal der vorzugsweisen Festigung der nationalen Macht ihr gutes Recht, wiederum aber um in des Letzteren Nachfolger einen großen und eifrigen Vertreter der gegensätzlichen universalen Politik zu finden. Jetzt aber sollte es das letzte Mal sein, und der mit der nationalen Entwickelung Europas unvereinbare Gedanke einer universalen Beherrschung des Abendlandes sollte schon unter Heinrichs III. Nachfolger in furchtbarer Katastrophe scheitern, das Volk, welches dessen Träger geworden war, in seinen Sturz mit hineinziehend.

Wie ein Vorbote der Erschütterungen, welche dem Gebäude der
10. Sept. 1056 salischen Kaiser bevorstanden, war es, daß am 10. September 1056 die deutschen Waffen von den Wenden an der Havel eine unbedingte Niederlage erlitten und daß die Nachricht davon mitwirkend zu Heinrichs III. Tode wurde. So fand in schwierigsten Zeitverhältnissen der Thronwechsel statt, und geradezu verhängnißvoll mußte es unter diesen Umständen werden, daß ein fünfjähriger Knabe Thronerbe und damit eine Regentschaft unumgänglich wurde. Wer überhaupt die Geschichte mit Urtheil betrachtet, wer Zweck und Ziel in ihr anerkennen will, der darf Solches nicht Zufall nennen, so wenig wie das Erscheinen eines Karls des Großen, eines Wilhelms I. zu ihrer Zeit, denn von solchen Persönlichkeiten, von ihrem Auftreten, ihrem früheren oder späteren Abscheiden hängen der Völker Geschicke ab, und will man diese unter den Zufall stellen, so ist es nicht nöthig überhaupt Geschichte zu schreiben oder zu lesen.

Die Regentschaft über den unmündigen Heinrich IV. führte seine
1062 Mutter Agnes; bald aber, 1062, nahm die hohe Geistlichkeit nicht ohne Anwendung von Gewalt ihr dieses Amt aus der Hand. Unter widerstreitenden Einflüssen aufwachsend, von Jugend auf in Streit und Gehässigkeit der Parteien eingeweiht, deren führende Persönlichkeiten mit ihren eigensüchtigen Interessen ihn nicht gerade zu Hochschätzung

der Menschheit erziehen konnten, so entwickelte sich Heinrichs Karakter zwar zu Schroffheit und Eigenwillen, gelangte aber doch nicht zu bestimmter Festigkeit, zu zielbewußtem Wollen. Und gerade ihm sollte die Gefahr, welche der deutsche König als größte zu bekämpfen hatte, Selbständigkeitsgelüste der deutschen Fürsten, und die, welche der römische Kaiser als größte zu bekämpfen hatte, die Macht des Papstes, in bedrohlichster Gestalt entgegentreten. Mißgriffe in der Behandlung der inneren deutschen Fragen sind es ohne Zweifel gewesen, welche Anstoß gaben zur Erhebung gegen die Königsgewalt; aber der Hauptgrund war doch wohl der, daß die Zeit der Regentschaft als eine Zeit der Schwäche den Fürsten endlich einmal wieder die Erreichung größerer Selbständigkeit als möglich nahe vor Augen stellte.

Zu bewaffnetem Ausbruche gelangte dieses Widerstreben der Landesgegen die Reichsgewalt in Sachsen, welches durch Heinrichs Regierungsmaßregeln sich besonders beschwert fühlte; der Erfolg war auf Seite der Aufständischen, der König mußte vollständig nachgeben. Nun jedoch mochte wohl den übrigen Fürsten die Besorgniß aufsteigen, daß, wenn das Königsthum zu tief niedergebeugt werde, sie selbst doch auch schließlich Schaden leiden, insbesondere der gerade jetzt mächtig aufstrebenden Gewalt der Kirche allzu wehrlos anheimgegeben werden könnten. So leisteten sie denn dem Rufe Heinrichs Folge, als dieser sich erneut gegen die Sachsen wendete, und nun gelang es ihm diese im Juni 1075 an der Unstrut völlig zu schlagen und dadurch zu unbedingter Unterwerfung zu zwingen. Indessen schon war ein neuer, größerer Gegner auf dem Plane erschienen. Juni 1075

Das Papstthum war in den letzten Zeiten so abhängig von dem Kaiserthume geworden, daß wohl Niemand damals hätte glauben können, es werde in kurzer Zeit ganz im Gegentheile Ersteres das Letztere zu seinen Füßen sehen. Allein in Wahrheit enthielt das Papstthum damals so viel lebendige Kräfte, daß es nothwendig über kurz oder lang einen hohen Aufschwung nehmen mußte. Eine neue Richtung war schon seit einiger Zeit in der Kirche aufgekommen, ausgehend von dem Anfang des 10. Jahrhunderts gegründeten Kloster Clugny, welche strengere Durchführung aller kirchlichen Regeln und Vorschriften forderte, zugleich aber auch unbedingte Unabhängigkeit der geistlichen, insbesondere der päpstlichen von jeder weltlichen Gewalt predigte, und das Zeitgemäße,

der sittliche Ernst der ersteren Forderung ließ auch die zweite geschichtliche Berechtigung erlangen und sie damit schließlich zur Verwirklichung kommen. Diese Gedanken hatten in der Kirche fortschreitend Boden gewonnen, und zwar um so stärker, je mehr in den letzten Zeiten das Papstthum thatsächlich Selbständigkeit und Unabhängigkeit dem Kaiserthume gegenüber eingebüßt hatte. Jetzt nun, wo das Kaiserthum schwach wurde, schien es an der Zeit die Lehren von Clugny zur Durchführung zu bringen.

Und gerade jetzt auch besaß die Kirche den Mann, der gewillt und fähig war Solches auszuführen. Es war dieses der Archidiakonus Hildebrand, der schon seit geraumer Zeit von größtem Einflusse auf die Leitung der Kirche gewesen war. Durch ihn ward 1059 Nikolaus II. zum Papste erhoben, durch ihn ward es auch wohl veranlaßt, daß der Papst den ersten unverhohlenen Schritt zur Emanzipation des päpstlichen Stuhles von der Kaiserkrone that, indem er eine neue Vorschrift für Ausführung der Papstwahl erließ, welche dieselbe ganz in die Hände des Kardinalkollegiums legte, das kaiserliche Recht der Bestätigung, oder, wie die Praxis der letzten Zeit es gestaltet hatte, der Ernennung, ganz bei Seite schob. Aber zu ihrer vollen Entfaltung gelangte diese Strömung erst, als Hildebrand selbst unter dem Namen Gregor VII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Dieses geschah am 29. Juni 1073, also zu der Zeit, wo Heinrich schon in schweren Verwickelungen mit den Sachsen begriffen war. Und sogleich brachte er die Gedanken seines Lebens, welche die unbedingte Herrschaft der Kirche bezweckten, zur Ausführung in zwei großen Maßregeln, deren erste das unbedingte Gebot der Ehelosigkeit für alle Geistlichen, deren andere das unbedingte Verbot für alle Geistlichen war die Investitur von einem Laien zu empfangen.

Das Letztere hat sich im Laufe der Zeiten in dieser Unbedingtheit nicht durchführen lassen, die Kirche hat sich überall einem nach Zeit und Ort verschiedenen modus vivendi bequemen müssen; das Erstere aber, schnell zu allgemeiner Herrschaft gelangt, ist einer der Grundpfeiler des Gebäudes geworden, zu welchem die römische Kirche sich von nun an gestaltete. Weltherrschaft strebte das Papstthum an wie das Kaiserthum, um diese Gegensätze kämpften die nächsten Jahrhunderte, und der ehelos lebende, von allen irdischen Interessen losgelöste römische Priester ist

der Soldat, durch welchen den endgültigen Sieg erringen zu können eine erlaubte Hoffnung war.

Aber mit so hochgestiegener Stellung konnte der Papst nicht mehr Glied einer allgemeinen Kirche, er konnte nur noch deren Herr sein; unterwarf sich also die Kirche des Ostens nicht, so mußte Rom sich endgültig und bestimmt von ihr scheiden. Dem Wesen nach war diese Scheidung freilich schon längst durchgeführt. Politisch war der Papst aus dem Verbande der allgemeinen Kirche schon herausgewachsen, seit er das Unterthanenverhältniß zum oströmischen Kaiser gelöst und sich in den Schutz der Frankenherren begeben hatte. Daß die Ausbreitung des Christenthumes über Deutschland in Abhängigkeit von dem römischen Stuhle geschah, verlieh diesem auch dem Umfange und der Wichtigkeit des geographischen Gebietes nach eine solche Bedeutung, daß er von Byzanz einen Theil nicht mehr bilden konnte. Aber auch dogmatische und hierarchische Trennung hatte sich mehr und mehr herausgebildet. So hatte sich denn immer bestimmter und schärfer im Laufe der Zeiten der päpstliche Anspruch auf die oberste Jurisdiktion in der gesammten Kirche erhoben, verstärkt und begleitet von dogmatischen Scheidungen, und nur Anerkennung eines längst vollzogenen Ergebnisses war es also, wenn am 16. Juli 1054 im Auftrage Papst Leos IX. der Bannfluch auf dem Altar der Hagia Sophia in Konstantinopel niedergelegt wurde und der dortige Patriarch Michael Cärularius darauf mit der gleichen Maßregel gegen die westliche Kirche antwortete.

Die Thaten Gregors VII. waren nicht nur folgerichtig in sich, sie waren auch die Konsequenz des bisherigen Entwickelungsganges von Kirche und Papstthum; das Kaiserthum dagegen hatte, wie wir gesehen haben, seine Ziele je nach den wechselnden Persönlichkeiten unsicheren, schwankenden Ganges verfolgt, und der deutsche König insbesondere, der jetzt sein Vertreter war, wußte nicht mit überlegtem Abmessen seiner Kräfte und Hülfsmittel eine planvolle Politik fest innezuhalten, er schwankte zwischen leidenschaftlicher Ueberhebung und plötzlichem Verzagen, war also einem Gegner, wie ihn die Kirche unter Gregor darstellte, keineswegs gewachsen.

In dem reißend schnell an dem Investiturrechte erwachsenden Zwiespalte kam es 1076 bis zur Absetzung des Papstes durch Heinrich, 1076
worauf Gregor damit antwortete, daß er den König in den Bann

that. Ob dieser wirksam wurde, das hing von dem Verhalten der deutschen Fürsten ab, und diese wandten sich Alle gegen ihren König. Es war die erste Kundgebung jenes partikularistischen deutschen Geistes, welcher von nun an immer schwerer und schwerer unser Vaterland schädigen sollte. Schon damals zeigte sich vollendet jener Mangel eines kräftigen nationalen Egoismus, der dem Fremden, welcher in unsere Angelegenheiten sich einmischen will, instinktiv und unbedingt, sei es wie es sei, die Stirne bietet. Es ist kaum auszudenken, welche Folgen ein solches Verhalten der Deutschen für Deutschland selbst und für ganz Europa hätte haben können. Traten die deutschen Fürsten einmüthig um ihren König geschaart damals den päpstlichen Ansprüchen fest entgegen, so wurden diese undurchführbar, die gregorianische Entwickelung der Kirche, die endlich ihren logischen und unvermeidlichen Abschluß im Konzile von Trient fand, ward gehemmt, die größere, freiere Kirche des Mittelalters erhalten, sie, welche die Keime der Reformation in sich trug und hegte, und dann blieb es möglich, daß in lebendiger Ausbildung ohne Umsturz die alte Kirche in die neue Zeit hinüberging und die Spaltung der Geister in Deutschland vermieden wurde.

Aber in ihrer partikularistischen Eigensucht gingen die deutschen Fürsten so weit, den Schiedsspruch des Papstes über ihren König als maßgebend anzuerkennen. Für Heinrich blieb nun nur die Möglichkeit, entweder mit den ihm in Italien zu Gebote stehenden nicht unbedeutenden Kräften den offenen Kampf auf Leben und Tod mit dem Papste aufzunehmen, oder in schneller Unterwerfung ihm und den Fürsten den ferneren Vorwand zu Feindseligkeiten zu entziehen. Er wählte das
28. Jan. 1077 Letztere und trat den Gang nach Canossa an, dessen Name sich dem deutschen Gemüthe so eingebrannt hat, daß er noch heute das Symbol gescheiterter Kirchenpolitik ist, wie Olmütz das gescheiterter staatlicher Bestrebungen. Beides mit Recht. Denn mochte auch unter den gegebenen Umständen der schwere Gang noch so unvermeidlich sein, ja müssen wir wohl noch Dank den Männern wissen, die unter Ueberwindung alles eigenen Selbstgefühles den rettenden Schritt in schlimmster Lage zu thun vermochten: daß es dahin gekommen war das war, und nicht ohne eben dieser Männer Schuld, die schwerste Niederlage ihres gesammten Handelns.

Aber auch die Gegner verstanden in beiden Fällen nicht des in ihre Hand gegebenen Vortheiles sich so maßvoll zu bedienen, daß sie ihn zu einem geschichtlich dauernden Zustande gemacht hätten, insbesondere verfehlte sich Gregor VII. darin. In politischer Gewandtheit dem Könige weit überlegen, hatte er doch nicht erkannt, daß, wer eine augenblickliche politische Sachlage stärker ausnutzt, als es der Natur der Dinge entspricht, bald erfährt, daß der vermeinte unnatürlich große Gewinn ihm zwischen den Fingern zerrinnt. Die Unterwerfung der weltlichen unter die geistliche Krone, welche am 28. Januar 1077 geschah, war eine gar zu unbedingte, sie konnte so nicht bestehen bleiben, ja nicht einmal wirklich zur Ausführung kommen. Zunächst nahmen die deutschen Fürsten deren Konsequenzen gar nicht an, sie beugten sich nicht dem vom Banne gelösten Könige, sondern erhoben ihrerseits einen Gegenkönig, Herzog Rudolf von Schwaben, und zwischen diesem und Heinrich tobte nunmehr ein Deutschland verwüstender Bürgerkrieg. Jetzt sagt sich auch der Papst los von den eingegangenen Verpflichtungen, ergreift wiederum Partei gegen den König, und so hatte sich schon drei Jahre nach Canossa die dort geschaffene politische Lage als unhaltbar erwiesen. Die Kämpfe in Deutschland waren im Allgemeinen ungünstig für Heinrich, wenn auch der Gegenkönig in ihnen sein Leben verlor; in Italien dagegen vermochte er schließlich sich Roms nach langem Widerstande zu bemächtigen und sich daselbst durch einen von ihm eingesetzten Gegenpapst zum Kaiser krönen zu lassen. Hier griff nun ein anderes Element entscheidend ein.

Seit Beginn des Jahrhunderts hatten Normannen in Unteritalien sich festgesetzt, zuerst als einzelne Abenteurer, dann, sich immer vermehrend, als große Landherren, welche bei dem Kaiser zu Lehn gingen und seine Kämpfe gegen die Besitzungen der Byzantiner in Unteritalien führten, auch Sicilien dem Islam entrissen. Jedoch in dem Bestreben ihre Gewalt auf eigene Füße zu stellen erkannten sie bald, daß ihnen dieses besser auf Seiten des Papstes gelingen werde, dessen Macht die ihrige allemal gewachsen war, und so erklärte sich der Normannenherzog Robert Guiscard zum Vasallen Nikolaus' II., und dieser Fürst war es jetzt, welcher zu Gregors Hülfe nach Rom herbeieilte. Der Kaiser

Robert Guiscard 1056—17. 7. 1085.

hatte die Stadt schon wieder geräumt, welche die Normannen jetzt mit so wilder Grausamkeit heimsuchten, daß, auch als sie abgezogen, Gregor in diesem so durch seine eigenen Bundesgenossen verwüsteten Rom nicht mehr zu bleiben vermochte und es mit ihnen verließ. Bald darauf ist er dann in Salerno gestorben, das bittere Wort auf den Lippen, dessen Schärfe wohl Jeder schon mehr wie einmal auch in seinem Leben zu schmecken gemeint hat: Dilexi iustitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio. Und doch ihm gerade hätte ein stolzeres Wort geziemt, wie Wenige konnte er sagen:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn",

denn mit starker Hand hat er den Wagen der Kirche auf das Geleise geschoben, auf welchem er von nun an unentwegt weiterrollen sollte der Lehre der Unfehlbarkeit des Papstes zu, die nur die natürliche, unausweichliche Krönung des hildebrandinischen Systemes ist.

Heinrich gelangte noch einmal zu allgemeiner Anerkennung in Deutschland, wo denn doch auch unter den Fürsten das Gefühl durchdrang, daß man nicht fortgesetzt im eigenen Fleische wüthen könne, eine Reichsordnung und einen Herren haben müsse, allein es war nur vorübergehend; den Anstoß zu erneuten Wirren und erneuter Bedrängniß des Kaisers gab sein eigener Sohn Heinrich, schon zum Könige gekrönt und als Nachfolger bestimmt. Durch Verrath und Treulosigkeit aller Art ward der Kaiser zur Abdankung gezwungen und starb bald darauf. Heinrich V. fand ungehindert allgemeine Anerkennung. Obgleich er aber mit Beihülfe der Kirche gegen seinen Vater emporgekommen war, verfolgte er doch, einmal zur Regierung gelangt, sogleich eine Politik des unbedingten Festhaltens der staatlichen Ansprüche. Und besser als seinen Vater begünstigten die Zeitumstände ihn, der allerdings selbst auch an Entschlossenheit und rücksichtslosem Handeln ihm überlegen war. Freilich den kaiserlichen Standpunkt des unbedingten Investiturrechtes konnte auch er nicht zur Geltung bringen, so wenig wie der Papst den des unbedingten Verbotes der Laieninvestitur; so ward denn endlich die Resultante zwischen diesen beiden Richtungen gezogen und
23. Sept. 1122 am 23. September 1122 durch das Wormser Konkordat festgelegt, wonach in Deutschland der erwählte Bischof zunächst vom Könige die Investitur in das Reichslehen durch das Zepter, dann die in das geist-

liche Amt und die Kirchengüter vom Papste durch Ring und Stab zu empfangen hatte. In Italien dagegen sollte die päpstliche Investitur vorgehen, ja im römischen Gebiete die einzige sein.

Die Beilegung, man kann nicht sagen Entscheidung, des weltgeschichtlichen Streites mußte als ein Gewinn der weltlichen Gewalt erscheinen, wenn man die Lage der Dinge unter Heinrich IV. vor Augen hatte, sie war aber eigentlich doch nur ein Gewinn der geistlichen Macht, wenn man bedenkt, wie überhaupt deren Stellung zu diesen Fragen und zu dem Kaiser ursprünglich und auch noch kürzlich zu den Zeiten Ottos I. und Heinrichs III. gewesen war. Die zweifellose Unterordnung des Papstthumes unter das Kaiserthum war zu einer ebenso zweifellosen Gleichberechtigung geworden, aber in den Stürmen der Zeit war das Feuer der Lehren der pseudoisidorischen Dekretalen und Clugnys von der unbedingten Ueberordnung des geistlichen über das weltliche Element, von des ersteren allein wahrem, weil von Gott unmittelbar stammendem Rechte zur lodernden Flamme angefacht worden, während die königliche Macht in Deutschland vor der der Fürsten mehr und mehr dahingeschmolzen war, so daß jetzt das den Streit zwischen Kaiser und Papst beilegende Konkordat in erster Linie durch die Großen des Reiches selbst — weltliche wie geistliche — geschaffen, sie also die entscheidenden Vermittler zwischen den streitenden Gewalten geworden waren. Die deutsche Monarchie war unheilbar erschüttert, das italienische Papstthum stark gekräftigt.

Während so die Mitte Europas sich stadtlich schwächte, erhoben sich an den Enden des Welttheiles im Westen die neuentstandenen Mächte England und Frankreich zu immer größerer Bedeutung. In England waren, wie wir gesehen haben, zu Beginn des 11. Jahrhunderts die Dänen herrschend geworden und die angelsächsischen Könige vom Stamme Alfreds zeitweise ganz von ihnen verdrängt worden. Aber auch als das dänische Uebergewicht nachließ und in Edward II. wieder ein König des alten Stammes den Thron bestieg, fühlte sich dieser den Nordlandshelden gegenüber so unsicher, daß er glaubte bei den unbesieglichen Vettern derselben, den Normannen Frankreichs, Unterstützung nachsuchen zu müssen. Für den Bestand der angelsächsischen Herrschaft hieß das freilich nichts Anderes als den Teufel durch Beelzebub vertreiben, denn nach den bisherigen Gepflogenheiten der Normannen in Frankreich,

Rußland, Unteritalien durfte man sicher sein, daß sie, einmal auf Englands Insel zum Beistande herbeigerufen, nicht wieder von dort weichen und sich gewiß nicht mit der Rolle von hülfreichen Untergebenen begnügen würden. Der Nachfolger Edwards, sein Schwager Harald, mochte das wohl fühlen, denn er versuchte, unbekümmert um, wie es scheint schon in sehr bestimmter Form abgeschlossene, Anknüpfungen mit Wilhelm, Herzog der Normandie, sich ohne Berührung mit demselben in Selbständigkeit zu erhalten. Die Normannen besaßen so manches Land ausschließlich nach Eroberungsrecht, hätten sie nun hier auf Eroberung verzichten sollen, wo es sogar möglich war, sich auf ein mehr oder weniger gutes Anrecht zu berufen?! Was Wilhelm aber eine besonders große Stellung unter den normännischen Eroberernaturen verleiht, das ist, daß er eben nicht bloß eine solche war, sondern ein Staatsmann, der an das Werk der Unterwerfung Englands nicht anders schritt, als indem er sich auf die beiden großen weltgeschichtlichen Potenzen seiner Zeit, das Kaiserthum der Deutschen und das Papstthum, stützte, mit beiden sich einigte und sich ihrer Zustimmung versicherte. So stand er denn sogleich auf einem europäisch anerkannten Boden, als er am 14. Oktober 1066 in der weltgeschichtlich so hoch bedeutsamen Schlacht bei Hastings Harald besiegte und sodann sich Englands ganz bemächtigte. Er errichtete seine Herrschaft über die Eingeborenen unter sehr praktischer Ausnutzung der Grundsätze des Feudalsystemes zu Gunsten der Genossen der Eroberung, allein auch hier erging es den Normännen wie überall sonst, mit dem Schwerte unbesieglich vermochten sie doch nicht ihr Volksthum aufrecht zu erhalten, nach kurzer Zeit schon waren sie ganz mit der Masse der Eingeborenen verschmolzen.

Die drei Elemente, welche sich so vereinten, um Englands Volk zu bilden, das altkeltische, das sächsisch-germanische und das nordisch-germanische, haben ein Metall von ungemeiner Festigkeit und Eigenart ergeben. Es ist überhaupt eine bemerkenswerthe geschichtliche Erscheinung, daß gerade die Mischvölker eine hervorragende Stärke, ein besonders scharfes Nationalgefühl und hohen Nationalstolz entwickeln, daß gerade sie zu besonders ausgeprägt nationaler Eigenart zusammenwachsen. Ein solches Mischvolk waren im Alterthume die Römer und sie selbst waren sich dessen bewußt, wie ihre Geschichtssagen über die Entstehung Roms

beweisen. Und was sind doch Alles für Völker auf spanischem Boden heimisch geworden und haben sich dort vermischt, zu dem Urelemente der Kelten trat phönizische Einwanderung hinzu, dann kamen die Römer und nach ihnen die Westgothenherrschaft, schließlich die Araber, dennoch aber tritt uns der heutige Spanier entgegen als ein höchst einheitliches Produkt, als ein Mann sicherstolzen, festgeschlossenen Nationalgefühles. Und desgleichen entstand der Engländer. Dagegen das in seiner Masse lange sehr rein erhaltene deutsche Blut erwies einen auffallend geringen Instinkt für starke Staatsbildung, zeigte sich auffallend zugänglich fremdem Einflusse und ist schließlich erst durch die Preußen, eine reichlich mit slawischen Elementen versetzte Mischrace, zu festerem politischen Dasein emporgerissen worden.

Durch Vermischung der Völker steigert sich ihre Entwickelungsfähigkeit und der stärkste Hebel dazu war immer der Krieg, der in früheren Zeiten sogar ganze Völker in die Sklaverei führte und die Herren mit den Sklavinnen sich mischen ließ. Es ist nicht anders, als daß in der ganzen Natur die Entwickelung unter dem Zeichen des Kampfes vor sich geht und daß daher Völker, die gar zu unberührt in jungfräulicher Unvermischtheit verbleiben, auch allzu sehr des geschichtlich befruchtenden Fermentes entbehren, welches Verschiedenheit der Sitten, der Ansichten, der Interessen, der Naturen giebt. Es ist daher wohl kaum im wohlverstandenen Interesse eines Landes sich möglichst schnell und schroff aller fremden Elemente zu entledigen, wie gerade Rußland es heutzutage thut in der Meinung stärker zu werden durch gewaltsame Russifizirung seiner Deutschen, Finnländer u. s. w., es dürfte im Gegentheile sich schwächen und die wahre Stärkung, welche das allmähliche aber gründliche Verschmelzen fremder Elemente mit dem eigenen Volksthume gewährt und welche bisher so ausgiebig stattfand, fernerhin unmöglich machen. Wenn in früheren Geschichtsepochen das heiße Feuer des Krieges schnell ganze Volksstämme zu neuen Einheiten gewaltsam zusammenschmolz, so muß Solches heutzutage dadurch geschehen, daß unser so hochentwickelter Verkehr die Menge der Berührungspunkte zwischen den Völkern unendlich gesteigert hat und zwischen ihnen hinüber und herüber geschlossene Ehen die Vereinsamung des Blutes verhindern.

Die Erblichkeit des normännischen Königsthumes in England war sogleich eine gesicherte, der Sohn folgte auf den Vater und die Vasallen mußten sich fügen. Das straffe Regiment des Eroberers hatte sich schnell eingebürgert und gewährte auch Sicherheit gegen die Widerwilligkeit der angelsächsischen Unterworfenen. Unter dem dritten Sohne und zweiten Nachfolger des großen Staatengründers, Heinrich I., ward auch das Stammland, die Normandie, mit der englischen Krone vereinigt und diese nahm jetzt die Doppelstellung auf beiden Seiten des Kanales ein, welche bestimmend für ihr Verhältniß zu Frankreich auf lange hinaus werden sollte.

In letzterem Lande ging in dieser Zeit allmählich und unmerklich eine weitere Befestigung der Königsmacht und Stärkung ihrer Stellung den Vasallen gegenüber vor sich, welche, für den Augenblick noch nicht viel bedeutend, in ihrem ferneren Fortschreiten um so wichtiger werden sollte, je mehr in dem benachbarten Deutschland das gerade Gegentheil eintrat. Es sind mancherlei Umstände anzuführen, welche diese Verschiedenheit der Entwickelung bedingt haben, doch meine ich, daß der Hauptgrund für die Richtung, welche das französische Volk genommen hat, der gewesen ist, daß das so frühzeitige und so reichliche Einströmen römischen Blutes und römischer Kultur den keltisch-germanischen Elementen des Frankenreiches die zentralisirende, immer den Staat im Auge behaltende Grundlage des politischen Denkens und Fühlens gab, welche den fast reingermanisch erhaltenen Deutschen immer fremd blieb.

Und die partikularistischen, schroff-individuellen Meinungen dieser Letzteren fanden noch dazu einen gewaltigen, ungebändigten Ausdruck in den großen Gestalten der deutschen Könige. Schon früher konnte ich nicht umhin zu bemerken, daß eines Volkes geschichtliche Macht und Größe wenig abhängig ist von der Anzahl großer Männer, die es hervorbringt, ja daß die politische Größe der Einzelnen oft Alles, was das Geschick einem Volke an solcher zuerkannt hat, zu verzehren scheint und daher ein an großen Männern reiches Volk oft staatlich auffallend schwach bleibt. Nirgends in der Geschichte tritt das mehr in die Erscheinung als im deutschen Mittelalter. Wir können nicht anders, als die Gestalten dieser großen Sachsen, Salier, Staufer bewundern. Was für gewaltige Menschen, wenn wir dagegen die Capetinger ansehen, aber doch war der geschichtliche Erfolg schließlich nicht auf ihrer Seite, und

vielleicht zum Theile eben deshalb, denn den weit schwächer ausgeprägten Individualitäten der ersten französischen Könige gegenüber erhob auch der Partikularismus sich zu weit schwächerem Widerstande als gegen die großen Könige der Deutschen, denn gerade deren Größe ließ nur die Wahl zwischen völliger Unterwerfung und äußerstem Widerstande, während die unter das französische Königsthum schließlich gebeugten Vasallen noch gar werthvolle Herrenrechte behielten. So wuchs die Monarchie unter schwachen Monarchen und sank andererseits unter besonders starken Persönlichkeiten, eine zu mancherlei Erwägungen Anlaß gebende Thatsache.

Das dritte Land des europäischen Westens, Spanien, gelangte um diese Zeit noch nicht zu einer staatlichen Macht, die es nach außen hin politisch bedeutsam gemacht hätte, allein es durchlebte eben die Kämpfe, welche es dazu befähigen sollten ein starkes und zeitweise das stärkste Mitglied der sich entwickelnden christlich-europäischen Staatenwelt zu werden. Die mohammedanische Ueberschwemmung, welche es überzogen hatte, begann zu stagniren und inselartig erhoben sich aus ihr christliche Herrschaftsgebiete, mehr und mehr die feindlichen Fluthen zurückdrängend und sich ausbreitend. Solche waren das zuerst Mitte des 8. Jahrhunderts entstandene Königreich Asturien, es dehnte sich dann aus und ward Anfang des 10. Jahrhunderts zum Königreiche Leon und dieses dann Mitte des 11. Jahrhunderts, 1037, mit dem Königreiche Castilien vereint. Castilien hatte erst einen Theil der ausgedehnten Herrschaft gebildet, die Sancho III. seinem Ende des 9. Jahrhunderts zum Königreiche gewordenen Stammlande Navarra mit dessen fast ungemischt erhaltener baskischer Urbevölkerung hinzuerworben hatte, die aber nach seinem Tode der Theilung verfiel; zu dieser Herrschaft gehörte auch die Grafschaft Aragon, während die Grafschaft Barcelona, auch Catalonien genannt, selbständig geblieben war und dann gegen Mitte des 12. Jahrhunderts Aragon mit sich vereinigte und unter des Letzteren Namen Königreich wurde, wie dieses zu gleicher Zeit, 1139, auch mit Portugal geschah.

Alle diese christlichen Kleinstaaten bewiesen zwar oftmals recht partikularistischen Sinn und haderten nicht selten untereinander, dennoch blieb im Ganzen der Gedanke die Anhänger des Propheten als den gemeinsamen Feind zu betrachten lebendig und zwar nicht zum wenigsten

deshalb, weil der Islam immer erneut durch Angriffe ihnen die Allen gemeinsam drohende Gefahr augenscheinlich machte. Die erste Stelle unter diesen Kleinstaaten nahm bald das Königreich Castilien ein, in welches Leon, Asturien, Galicien und die Hälfte Navarras aufgingen, und sie gebührte ihm, da es auch in dem Kampfe gegen den Islam vor Aragon und Portugal weitaus den Vortritt nahm. Freilich, auch die Mohammedaner Spaniens bildeten damals schon nicht mehr eine geschlossene einheitliche Macht, auch hier war die Kraft der Lenden des Islam schon versiegt. Zwar unter Abderrachman III., der sogar den Chalifentitel annahm, und unter dem noch größeren und mächtigeren Emporkömmling El Mansſur, der an Stelle des unfähigen Chalifen die Regierung führte, hatte sich die islamitische Herrschaft noch einmal gewaltig über Spanien ausgebreitet; nach El Mansſurs — des Almansor der Spanier — 1002 erfolgtem Tode aber brach die Omaijadenherrschaft, das Chalifat von Cordova schnell und unaufhaltsam zusammen; weit mehr noch als die Christen zerrissen sich die Mohammedaner jetzt untereinander in inneren Kämpfen, erst durch das 1086 beginnende Herüberkommen einer in Westafrika zu ausgedehnter Herrschaft gelangten Sekte, der Almoraviden, ward noch einmal der Widerstand des Islam gegen die Ausdehnung des christlichen Gebietes zu vorübergehendem Erfolge gebracht.

So erhob sich also der gesammte europäische Westen in dieser Zeit zu staatlichen Bildungen, und zwar geschah es unter der Führung der christlich-römischen Kirche, während zur selben Zeit Deutschland in schwerem Ringen mit dieser Kirche die Grundlagen staatlicher Macht und Einheit verlor, den Welttheil aber durch seinen Kampf gegen das Papstthum vor islamitischem Aufgehen alles Weltlichen unter das Geistliche bewahrte und so eine unvergleichlich größere kulturelle Zukunft sicherte, als dessen das theokratische Prinzip des Islam fähig ist. Hier schon zeigt sich an Deutschlands Leibe, wie die Lenkung der Weltgeschicke dieses Volk dazu bestimmt hat der Vorkämpfer zu sein für die Ideen und Prinzipien, aus welchen sich das neue Europa herausgebildet hat, aber dabei auch an sich selbst die Leiden und Wunden solcher Kämpfe am schwersten zu empfinden und daher, während die anderen Völker bei

Abderrachman III. 912—961. El Mansſur 976—1002.

jedem Zusammenstoße weltgeschichtlicher Gegensätze sich bestimmt dem einen oder dem anderen zuwandten und so noch an nationaler Geschlossenheit und staatlicher Macht gewannen, die Deutschen dagegen alle solche Gegensätze in sich aufnahmen, ihren vollen Prinzipienkampf unter sich auskämpften und schließlich das Beste beider Prinzipien der Welt erhielten, damit aber sich selbst national zerrissen und staatlich schwächten. Eine ihnen angeborene gewissenhafte Art auch des Gegners gutes Recht gelten zu lassen verhinderte sie an schroff einheitlicher Auffassung weltgeschichtlicher Streitfragen, das schuf ihnen schweres Leiden, Europa aber das Glück freiheitlicher Entwickelung. Sie waren es, die in sich die widerstreitenden Ideen der Kaisermacht über das Abendland und der berechtigten nationalen Landeshoheit zum Austrage zu bringen suchten, sie, welche den Kampf zwischen Kaiser und Papst zu dem ihrigen machten und so, indem sie keine der Mächte zu vollem Siege gelangen ließen, Europa vor cäsaropapistischer Verödung retteten und sie werden dann noch den Kampf der christlichen Gewissensfreiheit gegen die hierarchische Gebundenheit eröffnen und mit Aufopferung aller Kraft führen. Aber während England und Frankreich ihre Landesmacht ganz unabhängig von der Kaisermacht entwickeln, ihre Landeshoheit gegen die päpstlichen Ansprüche immer bestimmter sichern und schließlich in der Kirchenbewegung entschlossen für und gegen Partei ergreifen, gelangt in allen diesen Spaltungen Deutschland immer nur zu einem Kompromisse und damit zu der Aufgabe in seiner ferneren politischen Entwickelung den unentschieden gebliebenen materiellen Kampf auf geistigem Gebiete fortzusetzen, hierdurch aber für die Welt das Berechtigte beider Richtungen zu erhalten. Nur freilich mit schwerster Schädigung der eigenen Staatskraft mußte es bezahlen für die Rolle, der Hort der freien Zukunft der Welt zu sein, welche eine unerforschliche Leitung ihm auferlegt hat, und mit Hohn und schwerem Undanke antworteten die anderen Völker ihm auf Leiden, die es für sie ertrug.

Und jetzt wieder erhebt sich weltgeschichtlicher Streit in der so tief in Alles eingreifenden sozialen Frage, möchten wir doch diesmal darin zu einer Entscheidung gelangen, welche unserer staatlichen Macht und unseren nationalen Interessen gemäß ist, nicht aber zu einem beide schädigenden bloßen Kompromisse, während die Fremden den Streit entschlossen bei sich zum Austrage bringen. Nur Eins kann uns dazu

verhelfen, das ist, abzulegen die deutsche Unart die Interessen der Theile, der Partei höher zu stellen als die des Ganzen, nicht die sogenannte eigene Ueberzeugung als den alleinigen Maßstab anzusehen, sondern vor Allem bereit zu sein zu jedem Opfer um der Macht des Vaterlandes willen, immer eingedenk des homerischen Wortes: „Nur ein Wahrzeichen ist das beste: das Vaterland zu beschirmen."

Aus den Kämpfen der letzten Zeit war das deutsche Königsthum unheilbar geschwächt hervorgegangen, der Ansatz zur Erblichkeit, den es unter den Sachsen und Saliern genommen hatte, war endgültig ergebnißlos geworden, Deutschland ward jetzt zu einem Wahlreiche und damit der beste Vorzug der Monarchie, jeden Wettbewerb um die höchste Stelle im Staate dem persönlichen Ehrgeize Einzelner unbedingt zu verschließen, aufgehoben. Gewählt ward jetzt bei lebhaftem Widerstreite der Sonderinteressen und unter hervorragendem, unmittelbarem Einflusse Roms Lothar von Supplinburg, Herzog von Sachsen. Allein bald erwies sich, wie wenig in jeder Beziehung feste Verhältnisse bestanden. Das Landesfürstenthum erhob sich gegen den König in der Person der hohenstaufischen Herzoge von Schwaben und Franken und mit Rom entbrannte abermals der Investiturstreit. Hat nun auch schließlich Lothars Kampf gegen beide Gegner mit gutem Erfolge geendet, so vermochte er dennoch auch nicht zu einem so unzweifelhaften Ergebnisse zu gelangen, daß nicht jederzeit die Wirren aus gleichem Grunde von Neuem ausbrechen konnten.

Und sogleich nach Lothars Tode sollte dieses geschehen, besonders dank den Einmischungen der römischen Kirche in die Königswahl. Fiel sie auf den Herzog Heinrich den Stolzen aus dem Hause der Welfen, so konnte dieser, dem zu seinem Herzogthume Baiern von dem sterbenden Lothar auch Sachsen übertragen und der auch in Italien mächtig begütert war, mit Hülfe solcher Mittel die Ansprüche der großen Sachsen und Salier auf unbedingte Obmacht des Kaisers über Rom und das Reich und auf Gewinnung der Erblichkeit für diese Stellung erneuern und vielleicht verwirklichen. Gerade darum aber ward nicht er, sondern der Hohenstaufe Konrad, Herzog von Franken zum Könige erwählt. So ward, und zwar hauptsächlich durch das

Betreiben der Kirche die Drachenſaat des Zwieſpaltes zwiſchen Welfen und Ghibellinen geſäet, deren reiches Aufgehen die Zerrüttung der ſtaatlichen Macht Deutſchlands und das mächtige Aufſteigen des Papſtthumes bedeutet.

Wir hören heute ſo oft von Rom und ſeinen Anhängern betonen, gegen die Umſturzbeſtrebungen, welche die bürgerliche Ordnung der Dinge bedrohen, ſei der feſte Autoritätsglaube der römiſchen Kirche der beſte Wall. Allein gefliſſentlich oder in Selbſttäuſchung wird dabei überſehen, daß dieſes unbedingte Autoritätsprinzip nur dem gekrönten Prieſter, nicht aber den weltlichen Kronen zu Gute kommt, und daß der Erſtere, wie es ſich zu jener Zeit auch in Deutſchland erwies, im Gegentheile den größten Vortheil davon zieht, wenn weltliche Throne hinfallen, um ſo mehr wird ja dann den Völkern eindrücklich, daß der Fels Petri das allein Beſtändige im Wandel der Zeiten ſei. Erſt der Proteſtantismus ließ der Ueberzeugung Raum, daß die weltliche Krone ebenſogut göttlichen Urſprungs, daher gleicher Berechtigung wie die Gewalt des Papſtes ſei, und richtig ſagte einſt ein preußiſcher, der römiſchen Kirche wahrlich nicht feindlicher Konſervativer: „Es war den Reformatoren vorbehalten, daß ſie die weltliche Obrigkeit wieder zu Ehren brachten.“

Den Beweis für die Richtigkeit dieſer Anſchauung hat die Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte dadurch erbracht, daß gerade die romaniſchen, katholiſchen Völker reich an Revolutionen, an Umſturz aller Autoritäten ſind, was doch nicht der Fall ſein könnte, wenn die Behauptung Roms richtig wäre, daß die Papſtkirche das wahre, alle weltliche Gewalt ſtützende Autoritätsprinzip darſtelle. Und zwar ſind dieſe romaniſchen Völker um ſo revolutionärer, je mehr ſie unberührt geblieben von jedem akatholiſchen Einfluſſe; die ſüdamerikaniſchen Republiken leben nur im Revolutionszuſtande, auch in Spanien iſt die Revolution faſt endemiſch, während ſie in den mehr mit dem akatholiſchen Europa in Berührung ſtehenden Ländern, Frankreich und Italien, nur epidemiſche Ausbrüche zeigt. Und wie wenig die römiſche Kirche die Mächte ſtaatlichen Umſturzes zu bannen vermag, das zeigt Belgien, welches bei unbedingter Beeinfluſſung des Staates durch die Kirche doch die mächtigſte und zahlreichſte Sozialdemokratie beſitzt. Das unbedingte geiſtliche Autoritätsprinzip der römiſchen Kirche raubt eben dem Menſchen die Feſtigkeit einer eigenen, ſelbſtgewonnenen, mühſam errungenen und

darum unerschütterlichen Ueberzeugung und läßt ihm, wie wir es in allen diesen Ländern sehen, nur die Wahl zwischen willenlos gehorsamer Kirchlichkeit oder christenthumsfeindlichem Unglauben, während der deutsche Katholik, gerade weil er in beständiger Berührung mit den Ketzern bleibt, die Lehre seiner Kirche weit mehr aus innerer Ueberzeugung zu seinem Eigenthume macht als der Romane, daher er auch nie zu dem blindwüthigen Kirchen- und Religionshasser wird wie dieser so oft, der aber dann freilich in extremis meist wieder zusammenbricht und beweist, daß er trotz alledem nur ein glebae adscriptus ist. Typisch dafür ist Voltaire. Vergeblich fragen wir von unserem deutsch-evangelischen Standpunkte aus, warum denn ein solcher Feind der geistlichen Autorität nicht Protestant wird, er kann es eben nicht, ihm ist eben nicht der Glaube, wohl aber die Kirche etwas Unentbehrliches, und der Grund zu solcher Geistesrichtung ward schon gelegt in den Tagen, wo der römische Stuhl die deutsche Krone überwand.

So ist auch heute noch das protestantische deutsche Kaiserthum der stärkste Hort der weltlichen Autorität in Europa, und wie es hervorgehen wird aus der schweren Krisis, welcher jetzt Deutschland sichtbarlich zutreibt, das wird entscheiden nicht nur über das Schicksal des Protestantismus diesseits des atlantischen Oceans, sondern auch über das Schicksal der Monarchie in Europa überhaupt. Daher soll und muß jeder Deutsche, der dieses Namens werth bleiben will, vor Allem fest an dem Kaiserthrone halten und nie vergessen, wie unheilbar schwer einst der Streitruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen!" das gemeinsame Vaterland geschädigt hat.

Doch ehe wir zu der Betrachtung der Hohenstaufenzeit übergehen, die durch ihre Herrlichkeit noch heut unser Urtheil gefangen zu nehmen geeignet ist, und nicht ganz mit Unrecht, denn Glanz und Ruhm sind für ein großes, sich selbst achtendes Volk keineswegs leere Seifenblasen, müssen wir noch der Anfänge einer gewaltigen Bewegung gedenken, welche, indem sie ganz Europa in ihren Strudel hineinreißt, abermals beweist, daß dieser Welttheil eine Einheit ist, denn in jedem seiner Zeitalter beherrscht seine Völker ein vorwiegender Gedanke und für Aller Geschick wird sein Erfassen, seine Ausführung maßgebend, während das Alterthum ein ganz getrenntes Völkerleben führt, Assyrien verschwindet, als Persien emporkommt, Israel seine religiösen Geisteskämpfe besteht,

als Griechenland sich zur Kultur heranbildet, Rom seine Verfassung gründet und gestaltet, als Griechenland den Kampf mit der persischen Weltmacht führt. Im Alterthume löst in der Beherrschung des geschichtlichen Lebens ein Volk das andere ab, in der christlichen Zeit eine Idee die andere.

Die große Bewegung, die jetzt stattfand, war die unter dem Namen der Kreuzzüge bekannte Reaktion der christlichen Welt gegen das so rasch und so gewaltsam erfolgte Umsichgreifen des Mohammedanismus, dessen erschütternde Stöße in Spanien, Frankreich, Süditalien auch das Abendland verspürt hatte. Und wie religiöser Fanatismus das Morgenland gegen das Abendland in Bewegung gesetzt hatte, so jetzt auch das Abendland gegen das Morgenland. Unter Leitung der Kirche begannen die Kreuzzüge in Fluß zu gerathen, und mit vollem Vorbedacht seitens Ersterer, denn hierin meinte Rom ein kräftiges Mittel gefunden zu haben die Streitkräfte der abendländischen Völker an seine Führung zu gewöhnen und so abermals einen wichtigen Schritt zu thun zur Erreichung der als Endziel vorschwebenden universalen Herrscherstellung des Papstthumes. Weigerte sich der Kaiser sich damit zu begnügen das Schwert zu sein in der Hand des Nachfolgers Petri, nun so übernahmen vielleicht die Völker selbst diese Rolle. Nichts aber konnte sie besser in eine solche einführen als Kampf für die Heiligthümer des Christenthumes gegen den Islam, und daß die irdische Stätte des Wirkens Christi in den Händen der ihm feindlichen Bekenner des Propheten war, das war ein mächtiger Hebel, um die Gemüther der Völker in dieser Richtung in Bewegung zu setzen. Auch heutzutage sehen wir wiederum das Papstthum auf Seiten der Völker gegen die Kronen treten und die Waffen eifrig wetzen und schwingen, welche ihm unser demokratisches Zeitalter mit seinen konstitutionellen und parlamentarischen Institutionen hierzu bietet, abermals aber muß man bei so bewandten Dingen sagen, daß dann Rom kein Recht hat sich als sicherste Stütze jedes Thrones zu bezeichnen.

Das Chalifat von Bagdad war schnell gesunken und Anfang des 10. Jahrhunderts war die eigentliche Macht in die Hände des militärischen Oberbefehlshabers, des Emirs al omra übergegangen, allein auch diese Machthaber erwiesen sich nicht als widerstandsfähig, als in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts der türkische Stamm der

Seldschuken gegen die Abassidenherrschaft heranzog, nachdem er unter Togrül Beg, Enkel des Stammesgründers Seldschuk, sich ganz Mittelasien unterworfen hatte. Togrül Beg und dann sein Neffe und Nachfolger Alp Arslan bemächtigten sich aller Länder des Islam im Osten des Mittelländischen Meeres, und wenn auch die Stellung des Chalifen als religiösen Oberhauptes unerschüttert blieb, so ging doch alle wirkliche Macht an die Seldschuken-Sultane über. Indessen diese vermochten ebenfalls nicht ein einheitliches Reich oder überhaupt eine festere politische Gestaltung zusammenzuhalten; bald zerbröckelt wieder Alles in die kleinsten Theile. Nur Aegypten, seit 610 unter der Herrschaft der Familie der Fatimiden, welche — Nebenbuhler der Abassiden — sich ebenfalls Chalifen nennen, bildete noch eine wahrhafte Macht. Freilich erging es den ägyptischen Chalifen von Kairo schließlich auch nicht anders als denen von Bagdad, auch hier drangen die Türken ein und nahmen die weltliche Macht an sich, und von ihnen ward 1098 Jerusalem für Aegypten erobert.

In diesen Verhältnissen erfolgt der Zusammenstoß mit dem Abendlande, welcher den ersten Kreuzzug bildet. Schon seit 1096 hatten sich, vorzüglich aus Frankreich, die begeisterten Massen unter Führung hervorragender Territorialherren in Bewegung gesetzt, mit dem griechischen Kaiser einigte man sich unter theoretischer Anerkennung seiner Ansprüche auf das zu erobernde Gebiet, welche indessen praktisch durchzuführen es ihm an jeder Macht gebrach, dann ward durch Kleinasien nach Palästina gezogen, die innerlich uneinigen Seldschuken wurden besiegt, am 15. Juli 1099 unter furchtbarer Verwüstung auch Jerusalem erobert und das Land in abendländisch feudaler Weise in einzelne Herrschaften unter die Eroberer aufgetheilt. Aber für die Zukunft mächtiger und wirksamer als diese Territorialherrschaften erwiesen sich die geistlichen Ritterorden, die Templer und die Hospitaliter oder Johanniter; sie waren die eigentliche Frucht und die eigentlichen Vertreter dieser kriegerisch-religiösen Begeisterung, die jetzt das Christenthum wie einst den Islam ergriff, sie erhielten dieselbe lebendig und wurden so zu den besten Schützern der christlich-europäischen Entwickelung gegen den Orient in den jetzt andauernd fortgesetzten Kreuzzügen.

Seldschuk 923—1030. Alp Arslan 1063—1072. Erster Kreuzzug 1096—1100.

Die Herrschaft Konrads von Franken hatte ihrem Ursprunge gemäß dauernd mit der Macht der Welfen zu kämpfen, und wenn es auch gelang den unmündigen Sohn Heinrichs des Stolzen, Heinrich den Löwen, schließlich, 1142, auf das Herzogthum Sachsen zu beschränken, 1142
Baiern dagegen an einen Verwandten Konrads zu bringen, so blieb doch die Lage unter Konrad III. so, wie sie einst unter Konrad I. gewesen, und auch die Persönlichkeiten beider Herrscher erwiesen sich als recht ähnlich darin, daß und wie sie der Lage nicht gewachsen waren. Auch Konrad III. stützte sich vorherrschend auf die Kirche und stärkte dadurch unverhältnißmäßig deren ohnehin schon hoch angewachsene Macht, und sein Königsthum vermag sich nicht durchzuringen gegen die lokalen Gewalten, um so weniger, als er sich sogar verleiten läßt an dem zweiten Kreuzzuge theilzunehmen, der, wie er politisch zwecklos war, so auch ergebnißlos blieb, aber schwerste Verluste mit sich führte.

So war es denn ein verfehltes Leben und eine verfehlte Politik, welche 1152 endeten. Aber — auch hierin Konrad I. gleich — mit 1152
seinem Ende vollzog Konrad III. die rühmlichste That, indem er, den eigenen Sohn von der Thronfolge ausschließend, die Wahl seines Neffen Friedrich, Herzogs von Schwaben, anempfahl. Den stolzesten Namen deutscher Geschichte seit Otto dem Großen nennen wir damit, ja tiefer noch als dieser hat sich Friedrich Barbarossa dem deutschen Gemüthe eingeprägt, welches in den nachfolgenden trüben Jahrhunderten die Erhabenheit und Macht dieser Kaisergestalt nicht nur als Sinnbild des einst Besessenen, sondern auch als Pfand des einst unausbleiblich Wiederkehrenden festzuhalten sich gewöhnte und mit der Sage sie umsponn. Und doch war gerade dieses großen Hohenstaufen Wirken zwar höchst glanzvoll, aber zukunftslos. Auch in sein Leben trat, wie in das des Sachsen Ottos I. und des Saliers Heinrichs III., verhängnißvoll übermächtig die Kaiseridee, und nunmehr sollte an und mit ihr Deutschland endgültig zusammenbrechen. Jedoch dem gegen die universalen Tendenzen des Kaisertitels siegreichen Papstthume gegenüber erhoben sich dann immer stärker und immer erfolgreicher die nationalen Potenzen, in erster Linie Frankreich und England, die damals zu nationalen macht-

vollen Reichen wurden und den nicht minder universalen Bestrebungen des Papstthumes ihrerseits die Spitze boten.

Daß Friedrich, als er zur Regierung kam, mit dem mächtigen Welfenhause sich auseinandersetzen mußte, war eine Nothwendigkeit, und daß er diese Auseinandersetzung auf friedliche Weise in beiderseitiger Zustimmung erstrebte, war staatsmännisch richtig; so erhielt Heinrich der Löwe Baiern zurück, aber in seinem Drange nach Italien zu gehen und daselbst die eigentliche Unterlage für seine Kaiserpolitik zu finden verschloß König Friedrich doch wohl zu sehr die Augen gegen die Gefahren, die eine allzu erhöhte Machtstellung des Welfen in Deutschland dem Gefüge des Reiches bringen mußte. Die universalen Tendenzen des Kaiserthumes beherrschten ihn eben ausschließlich, und je großartiger und machtvoller seine Persönlichkeit war, um so erschütternder mußte schließlich der Zusammensturz solcher Bestrebungen auf Deutschland zurückwirken. Und ein Mangel des deutschen Geistes wirkte mit, um diesen Zusammenbruch herbeizuführen. Zwar hoch begeistert waren die Deutschen für des Kaisergedankens Größe, aber daß zu seiner praktischen Durchführung Opfer zu leisten, Beschränkungen sich aufzuerlegen seien, das wollten sie nicht anerkennen, und so blieb all dieses Streben ergebnißlos.

Nur gar zu oft handelt der Deutsche so, daß er zwar das Ziel will und es begeistert hochpreist, die allein dazu gangbaren Wege aber nicht gehen will. So handelte zur Konfliktszeit die preußische Opposition, so klafft noch heute der Widerspruch vor unseren Augen, wenn zwar jeder Deutsche Macht, Größe, Einheit, Herrlichkeit des Vaterlandes hochstellt, dabei aber seinem eigensinnigen Kantönligeist nicht das geringste Opfer partikularistischer Sonderrechte zur Stärkung der Macht des Vaterlandes abringen kann. Die Kaiserkrone, nach der damals die Hohenstaufen griffen, verfloß in Rauch vor ihren Augen, die Kaiserkrone, welche heute die Hohenzollern schmückt, ist zwar eine greifbar feste, aber auch sie könnte wieder zum Phantasma werden, wenn wir, wie noch sogar oft unsere sogenannten Volksvertreter es thun, wie so manche süddeutsche Partei es anstrebt, bei aller Freude an ihrem Glanze ihr die unbedingt nothwendigen Machtmittel entzögen, die eben ohne Opfer der Einzelbestrebungen nicht möglich sind.

Friedrich betrat 1154 zum erſten Male den Boden Italiens und verwickelte ſich damit unausbleiblich in den hoffnungsloſen Kampf um die Weltherrſchaft. Nicht nur das Papſtthum fand er hierbei auf ſeinem Wege, ſondern auch die aufblühende Macht der lombardiſchen Stadtgemeinden, vor Allem Mailands. Keines dieſer Gegner vermochte er endgültig Herr zu werden. Zwar über Mailand verhängte er 1162 1162
ein entſetzliches Strafgericht, auch den von ihm gegen den regierenden Papſt Alexander III. eingeſetzten Gegenpapſt vermochte er 1167 nach 1167
Rom zu führen, indeſſen feſthalten konnte er dieſe Erfolge nicht. Hierzu hätte er Deutſchlands Macht voll einſetzen müſſen, die aber befand ſich jetzt in den Händen Heinrichs des Löwen. So kam es zur Schlacht von Legnano, am 29. Mai 1176, gegen die Lombarden, und deren 29. Mai 1176
Verluſt zwang Friedrich zur Nachgiebigkeit gegen dieſe ſowohl wie gegen den Papſt.

Bei der Haltung, welche die Hohenſtaufen einnahmen, wäre es vielleicht ein Glück geweſen, wenn es Heinrich dem Löwen thatſächlich gelungen wäre Deutſchlands Oberherr zu werden, vielleicht trat dann endlich eine deutſche Königs- an die Stelle der univerſalen Kaiſerpolitik, vielleicht freilich wären auch die Welfen der letzteren Verſuchung erlegen, allein dem ſei, wie ihm wolle, es kam weder dazu noch zu einer Vereinigung der Geſammtmacht in Friedrichs Händen, um in Italien endgültig Sieger zu bleiben: in perſönlicher Zuſammenkunft erbat, erflehte dieſes geradezu der Kaiſer und Heinrich weigerte ſich der Unterſtützung. Jetzt jedoch wandte ſich der Kaiſer nach Deutſchland, die Ereigniſſe hatten gezeigt, wie doch Heinrich unerträglich hoch geſtiegen war, auch den anderen Fürſten erſchien ſeine Macht bedrohlich, und auf dem Reichstage zu Würzburg, 1180, ward er in die Acht erklärt, ſein Beſitz 1180
zerſtückelt und ihm nur Braunſchweig und Lüneburg gelaſſen.

Den Reſt ſeiner Regierung widmete Friedrich wiederum ausſchließlich ſeinen Aufgaben als kaiſerlicher Oberherr des Abendlandes, und ſo war auch ſein Ende ein Kreuzzug zur Wiederherſtellung der Herrſchaft im heiligen Lande, welche dem Chriſtenthume durch den in Aegypten zum Chalifen gewordenen Kurden Saladdin verloren gegangen war — am 2. Oktober 1187 war Jeruſalem in des Letzteren Hände gefallen —:

1189—1193 Dritter Kreuzzug. Saladdin 1174—1193.

auf diesem Kreuzzuge fand er im Flusse Saleph in Kleinasien seinen Tod. Seine Weltmachtspolitik ward unverändert aufgenommen von seinem Sohne und Nachfolger Heinrich, aber auch die Opposition dagegen entwickelte sich immer umfassender und bedrohlicher in ihren drei Faktoren, den Unabhängigkeitsbestrebungen der deutschen Stände, den Weltmachtsansprüchen des Papstes und den nationalen Mächten des neuen Europa, England und Frankreich.

In beiden letzteren Ländern hatten Königsmacht und Nationalgefühl sich ferner entwickelt, denn kein Anspruch auf Oberherrschaft über die Christenheit störte die Capetinger oder Normannen, und so vermochten sie auch mit dem Papstthume auszukommen. In diesen Zeiten waren beide Mächte, außer den Fragen der inneren Ordnung, noch ausschließlich damit beschäftigt, sich gegenseitig auseinanderzusetzen, denn auf dem von Natur zu einheitlicher Herrschaft bestimmten Gebiete Frankreichs hatte Englands König Besitzungen, welche an Umfang diejenigen übertrafen, die unmittelbar dem französischen Könige unterstanden.

Die vorübergehend von der Krone Englands getrennte Normandie ward bald unter Wilhelm II. wieder mit ihr vereinigt, und als dann Heinrich I. nur eine mit Gottfried von Anjou vermählte Tochter hinterließ, kam zwar die Krone vorübergehend an einen Seitenverwandten, Stephan, der Sohn aber Gottfrieds war nun Herr nicht nur der Normandie mit der Bretagne, sondern auch von Anjou, Touraine und Maine und strebte mit dieser Macht nach der Herrschaft auch über England, welche ihm auch nach Stephans Tode unbestritten blieb, und dieser Sohn nun, Heinrich II. von Anjou, Plantagenet genannt, erhielt durch seine Frau auch noch Poitou, Guienne, Gascogne und Auvergne. Das war denn freilich eine Macht, der gegenüber es für das kleine Gebiet des französischen Königes an der Seine und bis Orléans hin hieß, entweder auch darin aufzugehen, oder in unablässigem Kampfe den heimischen Boden dem heimischen Volksthume ganz zu gewinnen. Schon hatten sich die beiden Nationen zu scharf herausgebildet, um noch leicht verschmolzen werden zu können, die Mannigfaltigkeit, welche das Kennzeichen des neuen Europa werden sollte, machte sich schon geltend, und so begann zwischen England und Frankreich ein Zeitalter der Kämpfe, welche mehr und mehr Englands Festlandsbesitz einschränken

sollten, bis endlich die von der Natur so bestimmt gezogene Grenze, der Kanal, auch die politische Grenze wurde.

Die erste beträchtliche Einbuße erlitt England, als der Sohn Heinrichs II., Richard, Löwenherz genannt, zur Herrschaft gelangte und nun in unpolitischster Weise seiner Lust an Abenteuern nachhing, während in Frankreich der geschickte und kluge Philipp August die Krone trug. Die Kämpfe desselben gegen Richard, sowie gegen seinen Bruder und Nachfolger Johann, gewannen der Krone Frankreich Maine, Anjou, Touraine, sowie die Oberhoheit über Normandie und Bretagne. Und auch für die gesammte innerpolitische Zukunft beider Länder erwiesen sich diese Kämpfe als hochwichtig, denn der Erfolg stärkte die Gewalt des französischen Monarchen, während in England der Mißerfolg der Herrscher die großen Lehnsträger in Stand setzte, die ersten Anfänge einzuleiten zu der Beschränkung der Krongewalt, welche später zur englischen Verfassung sich entwickelte, daher denn die magna charta libertatum von 1215 als ein bedeutsames Symbol von aller Folgezeit angesehen und geschätzt wurde.

Wenn wir heute so vielfach bedauern müssen, daß es uns an dem wahren nationalen Egoismus, an der Festigkeit unserer Eigenart, am sicheren Selbstgefühl gebricht, und wenn wir Solches bei Engländern und Franzosen in hervorragenderem Maße sehen, so erkennen wir, wie es freilich dort hat festwurzeln und sich entwickeln können, weil diese Länder schon vor nunmehr siebenhundert Jahren ein ausschließlich nationales geschichtliches Leben zu führen begannen, während Deutschlands Geschichte damals in einer Weltpolitik aufging, welche den Nationalismus zu keiner Entwickelung kommen ließ. Haben uns so unsere Vorväter die Erbsünde des mangelnden nationalen Selbstgefühles erworben, so ist sie dann auch den Worten der Schrift gemäß an den Kindern heimgesucht worden, wir aber sollen sie nun je länger je mehr als Sünde erkennen und nicht vergessen, daß der Sünde Lohn der Tod ist, daß uns also für das Beharren in politischer Sünde der politische Tod droht: mögen wir demnach uns selbst als höchstes politisches Gebot das vorschreiben: Du sollst lieben dein Volk und Land von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth.

Wie schon gesagt, nahm Heinrich VI. sogleich die Weltherrschaftspolitik wieder auf, deren Schlüssel in Italien lag, nachdem er in Deutsch-

land die Dinge nothdürftig geordnet hatte. Auch in Italien fand er sich mit zwei der dortigen Faktoren ab, mit den lombardischen Städten und dem Papste, er scheiterte aber dem dritten Faktor gegenüber, der Normannenherrschaft in Unteritalien, und nicht zum wenigsten deshalb, weil diese die Unterstützung Richards von England, also der einen der werdenden nationalen europäischen Mächte fand. Freilich an Richard und an England selbst rächte sich dieses Abweichen von dem rein nationalen Gesichtspunkte, dieses Uebergreifen in die großen internationalen Beziehungen, seine Regierung blieb gänzlich erfolglos, England erlitt Verluste an Frankreich. Für einen Kaiser des Abendlandes war es allerdings geboten in Unteritalien Herr zu sein, denn weder des Papstes noch Italiens war er sonst sicher, auch war hier der Punkt, wo jederzeit internationale Verwickelungen mit Byzanz und der islamitischen Welt entstehen konnten; Heinrich aber hatte noch besondere Veranlassung dazu, indem er diese Landschaft als das Erbe seiner Gemahlin beanspruchen konnte. Indessen doppelt fest war er damit auch in die italischen Dinge verwickelt, und als nun der Mißerfolg eintrat, da wirkt derselbe mit gewaltigem Rückschlage bis nach Deutschland hinein. Die Welfen erhoben sich sogleich wieder in der Person des Sohnes Heinrichs des Löwen, der Papst stellte sich auf seine Seite und viele deutsche Fürsten unterstützten ihn, das erhabene Gebäude der hohenstaufischen Weltmacht erbebte bis in seine Grundfesten.

Allerdings legte sich für dieses Mal noch der die Staufermacht bedrohende Sturm, der Kaiser einigte sich schließlich doch mit den Fürsten, Heinrich der Löwe sah endgültig ein, daß sich die Welfen mit der Stellung von Reichsfürsten, wie es die Anderen waren, begnügen müßten, und ein wichtiges Moment ihn dahin zu bringen war gewesen, daß Richard Löwenherz als Gefangener in Kaiser Heinrichs Gewalt gerieth. Mit Philipp August von Frankreich nach Palästina gezogen, war er dort in fruchtlosem Kampfe gegen Saladdin verblieben, auch als Philipp wieder in sein Land zurückkehrte, um sich näher liegenden politischen Pflichten zu widmen und nun gegen das in Richards Abwesenheit von seinem Bruder Johann regierte England die oben schon erwähnten Vortheile zu erringen. Dann endlich auch den Rückweg antretend fiel Richard in die Hände des Herzoges von Oesterreich, den er sich ebenso wie den französischen König verfeindet hatte, und der ihn dann an Heinrich ver-

kaufte. Dieses Pfand in des Kaisers Händen war nicht wenig wirksam, um die Welfen, deren stärkste auswärtige Hoffnung er gewesen war, nachgiebig zu stimmen.

Es konnte also 1194 der Kaiser wieder nach Italien ziehen und 1194
dieses Mal sich das süditalische Normannenreich schnell unterwerfen. So stand er thatsächlich als Herr des Abendlandes da und nunmehr versuchte er den Finger auf die schlimmste Wunde, wie der kaiserlichen Machtstellung so auch Deutschlands, zu legen, den Mangel der Erblichkeit der Krone. Man wagte nicht recht ihm entschlossen darin entgegenzutreten, aber die Opposition, die er doch bei den Fürsten wie begreiflicherweise bei dem Papste fand, genügte immerhin die Sache zunächst nicht zu Stande kommen zu lassen. Diese Zeit hat wohl Bismarck gemeint, als er im konstituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes in lapidaren Worten die Ergebnisse der Hohenstaufenzeit für Deutschland zusammenfassend sagte: „Woher kam die Zerrüttung während des Interregnums? Vom Abfall der Welfen und dem Siege der Ultramontanen.“ Bei solchen Worten kann man sich des Wunsches nicht erwehren, es möchte solch ein Mann uns doch eine Weltgeschichte schreiben. Wie knapp und kurz würde diese werden und auf wie wenig Bogen würde treffend das Mark der Dinge gegeben werden.

Nicht abzusehen ist, was noch hätte werden können, wäre Heinrich ein langes Leben beschieden gewesen, aber das Geschick griff ein; nach Sicilien zurückgerufen durch einen Aufstand, den er mit fürchterlicher Strenge unterdrückte, starb er daselbst am 28. September 1197 in dem 28. Sept. 1197
jugendlichen Alter von 32 Jahren: der Kaisertraum der Deutschen war damit ausgeträumt, das Erwachen sollte lang und schrecklich sein.

Es war ein Vorbote schlimmer Zeiten, daß Heinrichs Sohn und Erbe, Friedrich, ein erst dreijähriger Knabe, daher gegenüber dem nun von allen Seiten sich wiederum gegen die Staufer erhebenden Widerstande ohnmächtig war. Der Mangel an Erblichkeit machte sich sogleich in allen seinen Folgen geltend, die staufische Partei erhob Philipp von Schwaben, Heinrichs VI. Bruder, die welfische Otto von Braunschweig, des Löwen Sohn, auf den Thron. Bürgerkrieg zerriß Deutschland, der päpstliche Stuhl aber, den gerade damals in der Person des 37jährigen Lothar Conti Grafen von Segni unter dem Namen Innocenz III. ein Mann bestieg, welcher entschlossen und fähig war die weitgehendsten

darum unerschütterlichen Ueberzeugung und läßt ihm, wie wir es in allen diesen Ländern sehen, nur die Wahl zwischen willenlos gehorsamer Kirchlichkeit oder christenthumsfeindlichem Unglauben, während der deutsche Katholik, gerade weil er in beständiger Berührung mit den Ketzern bleibt, die Lehre seiner Kirche weit mehr aus innerer Ueberzeugung zu seinem Eigenthume macht als der Romane, daher er auch nie zu dem blindwüthigen Kirchen- und Religionshasser wird wie dieser so oft, der aber dann freilich in extremis meist wieder zusammenbricht und beweist, daß er trotz alledem nur ein glebae adscriptus ist. Typisch dafür ist Voltaire. Vergeblich fragen wir von unserem deutsch-evangelischen Standpunkte aus, warum denn ein solcher Feind der geistlichen Autorität nicht Protestant wird, er kann es eben nicht, ihm ist eben nicht der Glaube, wohl aber die Kirche etwas Unentbehrliches, und der Grund zu solcher Geistesrichtung ward schon gelegt in den Tagen, wo der römische Stuhl die deutsche Krone überwand.

So ist auch heute noch das protestantische deutsche Kaiserthum der stärkste Hort der weltlichen Autorität in Europa, und wie es hervorgehen wird aus der schweren Krisis, welcher jetzt Deutschland sichtbarlich zutreibt, das wird entscheiden nicht nur über das Schicksal des Protestantismus diesseits des atlantischen Oceans, sondern auch über das Schicksal der Monarchie in Europa überhaupt. Daher soll und muß jeder Deutsche, der dieses Namens werth bleiben will, vor Allem fest an dem Kaiserthrone halten und nie vergessen, wie unheilbar schwer einst der Streitruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen!“ das gemeinsame Vaterland geschädigt hat.

Doch ehe wir zu der Betrachtung der Hohenstaufenzeit übergehen, die durch ihre Herrlichkeit noch heut unser Urtheil gefangen zu nehmen geeignet ist, und nicht ganz mit Unrecht, denn Glanz und Ruhm sind für ein großes, sich selbst achtendes Volk keineswegs leere Seifenblasen, müssen wir noch der Anfänge einer gewaltigen Bewegung gedenken, welche, indem sie ganz Europa in ihren Strudel hineinreißt, abermals beweist, daß dieser Welttheil eine Einheit ist, denn in jedem seiner Zeitalter beherrscht seine Völker ein vorwiegender Gedanke und für Aller Geschick wird sein Erfassen, seine Ausführung maßgebend, während das Alterthum ein ganz getrenntes Völkerleben führt, Assyrien verschwindet, als Persien emporkommt, Israel seine religiösen Geisteskämpfe besteht,

als Griechenland sich zur Kultur heranbildet, Rom seine Verfassung gründet und gestaltet, als Griechenland den Kampf mit der persischen Weltmacht führt. Im Alterthume löst in der Beherrschung des geschichtlichen Lebens ein Volk das andere ab, in der christlichen Zeit eine Idee die andere.

Die große Bewegung, die jetzt stattfand, war die unter dem Namen der Kreuzzüge bekannte Reaktion der christlichen Welt gegen das so rasch und so gewaltsam erfolgte Umsichgreifen des Mohammedanismus, dessen erschütternde Stöße in Spanien, Frankreich, Süditalien auch das Abendland verspürt hatte. Und wie religiöser Fanatismus das Morgenland gegen das Abendland in Bewegung gesetzt hatte, so jetzt auch das Abendland gegen das Morgenland. Unter Leitung der Kirche begannen die Kreuzzüge in Fluß zu gerathen, und mit vollem Vorbedacht seitens Ersterer, denn hierin meinte Rom ein kräftiges Mittel gefunden zu haben die Streitkräfte der abendländischen Völker an seine Führung zu gewöhnen und so abermals einen wichtigen Schritt zu thun zur Erreichung der als Endziel vorschwebenden universalen Herrscherstellung des Papstthumes. Weigerte sich der Kaiser sich damit zu begnügen das Schwert zu sein in der Hand des Nachfolgers Petri, nun so übernahmen vielleicht die Völker selbst diese Rolle. Nichts aber konnte sie besser in eine solche einführen als Kampf für die Heiligthümer des Christenthumes gegen den Islam, und daß die irdische Stätte des Wirkens Christi in den Händen der ihm feindlichen Bekenner des Propheten war, das war ein mächtiger Hebel, um die Gemüther der Völker in dieser Richtung in Bewegung zu setzen. Auch heutzutage sehen wir wiederum das Papstthum auf Seiten der Völker gegen die Kronen treten und die Waffen eifrig wetzen und schwingen, welche ihm unser demokratisches Zeitalter mit seinen konstitutionellen und parlamentarischen Institutionen hierzu bietet, abermals aber muß man bei so bewandten Dingen sagen, daß dann Rom kein Recht hat sich als sicherste Stütze jedes Thrones zu bezeichnen.

Das Chalifat von Bagdad war schnell gesunken und Anfang des 10. Jahrhunderts war die eigentliche Macht in die Hände des militärischen Oberbefehlshabers, des Emirs al omra übergegangen, allein auch diese Machthaber erwiesen sich nicht als widerstandsfähig, als in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts der türkische Stamm der

Seldschuken gegen die Abassidenherrschaft heranzog, nachdem er unter Togrül Beg, Enkel des Stammesgründers Seldschuk, sich ganz Mittelasien unterworfen hatte. Togrül Beg und dann sein Neffe und Nachfolger Alp Arslan bemächtigten sich aller Länder des Islam im Osten des Mittelländischen Meeres, und wenn auch die Stellung des Chalifen als religiösen Oberhauptes unerschüttert blieb, so ging doch alle wirkliche Macht an die Seldschuken-Sultane über. Indessen diese vermochten ebenfalls nicht ein einheitliches Reich oder überhaupt eine festere politische Gestaltung zusammenzuhalten; bald zerbröckelt wieder Alles in die kleinsten Theile. Nur Aegypten, seit 610 unter der Herrschaft der Familie der Fatimiden, welche — Nebenbuhler der Abassiden — sich ebenfalls Chalifen nennen, bildete noch eine wahrhafte Macht. Freilich erging es den ägyptischen Chalifen von Kairo schließlich auch nicht anders als denen von Bagdad, auch hier drangen die Türken ein und nahmen die weltliche Macht an sich, und von ihnen ward 1098 Jerusalem für Aegypten erobert.

In diesen Verhältnissen erfolgt der Zusammenstoß mit dem Abendlande, welcher den ersten Kreuzzug bildet. Schon seit 1096 hatten sich, vorzüglich aus Frankreich, die begeisterten Massen unter Führung hervorragender Territorialherren in Bewegung gesetzt, mit dem griechischen Kaiser einigte man sich unter theoretischer Anerkennung seiner Ansprüche auf das zu erobernde Gebiet, welche indessen praktisch durchzuführen es ihm an jeder Macht gebrach, dann ward durch Kleinasien nach Palästina gezogen, die innerlich uneinigen Seldschuken wurden besiegt, am 15. Juli 1099 unter furchtbarer Verwüstung auch Jerusalem erobert und das Land in abendländisch feudaler Weise in einzelne Herrschaften unter die Eroberer aufgetheilt. Aber für die Zukunft mächtiger und wirksamer als diese Territorialherrschaften erwiesen sich die geistlichen Ritterorden, die Templer und die Hospitaliter oder Johanniter; sie waren die eigentliche Frucht und die eigentlichen Vertreter dieser kriegerisch-religiösen Begeisterung, die jetzt das Christenthum wie einst den Islam ergriff, sie erhielten dieselbe lebendig und wurden so zu den besten Schützern der christlich-europäischen Entwickelung gegen den Orient in den jetzt andauernd fortgesetzten Kreuzzügen.

Seldschuk 923—1030. Alp Arslan 1063—1072. Erster Kreuzzug 1096—1100.

Die Herrschaft Konrads von Franken hatte ihrem Ursprunge gemäß dauernd mit der Macht der Welfen zu kämpfen, und wenn es auch gelang den unmündigen Sohn Heinrichs des Stolzen, Heinrich den Löwen, schließlich, 1142, auf das Herzogthum Sachsen zu beschränken, 1142
Baiern dagegen an einen Verwandten Konrads zu bringen, so blieb doch die Lage unter Konrad III. so, wie sie einst unter Konrad I. gewesen, und auch die Persönlichkeiten beider Herrscher erwiesen sich als recht ähnlich darin, daß und wie sie der Lage nicht gewachsen waren. Auch Konrad III. stützte sich vorherrschend auf die Kirche und stärkte dadurch unverhältnißmäßig deren ohnehin schon hoch angewachsene Macht, und sein Königsthum vermag sich nicht durchzuringen gegen die lokalen Gewalten, um so weniger, als er sich sogar verleiten läßt an dem zweiten Kreuzzuge theilzunehmen, der, wie er politisch zwecklos war, so auch ergebnißlos blieb, aber schwerste Verluste mit sich führte.

So war es denn ein verfehltes Leben und eine verfehlte Politik, welche 1152 endeten. Aber — auch hierin Konrad I. gleich — mit 1152
seinem Ende vollzog Konrad III. die rühmlichste That, indem er, den eigenen Sohn von der Thronfolge ausschließend, die Wahl seines Neffen Friedrich, Herzogs von Schwaben, anempfahl. Den stolzesten Namen deutscher Geschichte seit Otto dem Großen nennen wir damit, ja tiefer noch als dieser hat sich Friedrich Barbarossa dem deutschen Gemüthe eingeprägt, welches in den nachfolgenden trüben Jahrhunderten die Erhabenheit und Macht dieser Kaisergestalt nicht nur als Sinnbild des einst Besessenen, sondern auch als Pfand des einst unausbleiblich Wiederkehrenden festzuhalten sich gewöhnte und mit der Sage sie umsponn. Und doch war gerade dieses großen Hohenstaufen Wirken zwar höchst glanzvoll, aber zukunftslos. Auch in sein Leben trat, wie in das des Sachsen Ottos I. und des Saliers Heinrichs III., verhängnißvoll übermächtig die Kaiseridee, und nunmehr sollte an und mit ihr Deutschland endgültig zusammenbrechen. Jedoch dem gegen die universalen Tendenzen des Kaisertitels siegreichen Papstthume gegenüber erhoben sich dann immer stärker und immer erfolgreicher die nationalen Potenzen, in erster Linie Frankreich und England, die damals zu nationalen macht-

Heinrich der Löwe 1139—1195. 1147—1149 Zweiter Kreuzzug.

vollen Reichen wurden und den nicht minder universalen Bestrebungen des Papstthumes ihrerseits die Spitze boten.

Daß Friedrich, als er zur Regierung kam, mit dem mächtigen Welfenhause sich auseinandersetzen mußte, war eine Nothwendigkeit, und daß er diese Auseinandersetzung auf friedliche Weise in beiderseitiger Zustimmung erstrebte, war staatsmännisch richtig; so erhielt Heinrich der Löwe Baiern zurück, aber in seinem Drange nach Italien zu gehen und daselbst die eigentliche Unterlage für seine Kaiserpolitik zu finden verschloß König Friedrich doch wohl zu sehr die Augen gegen die Gefahren, die eine allzu erhöhte Machtstellung des Welfen in Deutschland dem Gefüge des Reiches bringen mußte. Die universalen Tendenzen des Kaiserthumes beherrschten ihn eben ausschließlich, und je großartiger und machtvoller seine Persönlichkeit war, um so erschütternder mußte schließlich der Zusammensturz solcher Bestrebungen auf Deutschland zurückwirken. Und ein Mangel des deutschen Geistes wirkte mit, um diesen Zusammenbruch herbeizuführen. Zwar hoch begeistert waren die Deutschen für des Kaisergedankens Größe, aber daß zu seiner praktischen Durchführung Opfer zu leisten, Beschränkungen sich aufzuerlegen seien, das wollten sie nicht anerkennen, und so blieb all dieses Streben ergebnißlos.

Nur gar zu oft handelt der Deutsche so, daß er zwar das Ziel will und es begeistert hochpreist, die allein dazu gangbaren Wege aber nicht gehen will. So handelte zur Konfliktszeit die preußische Opposition, so klafft noch heute der Widerspruch vor unseren Augen, wenn zwar jeder Deutsche Macht, Größe, Einheit, Herrlichkeit des Vaterlandes hochstellt, dabei aber seinem eigensinnigen Kantönligeist nicht das geringste Opfer partikularistischer Sonderrechte zur Stärkung der Macht des Vaterlandes abringen kann. Die Kaiserkrone, nach der damals die Hohenstaufen griffen, verfloß in Rauch vor ihren Augen, die Kaiserkrone, welche heute die Hohenzollern schmückt, ist zwar eine greifbar feste, aber auch sie könnte wieder zum Phantasma werden, wenn wir, wie noch sogar oft unsere sogenannten Volksvertreter es thun, wie so manche süddeutsche Partei es anstrebt, bei aller Freude an ihrem Glanze ihr die unbedingt nothwendigen Machtmittel entzögen, die eben ohne Opfer der Einzelbestrebungen nicht möglich sind.

Friedrich betrat 1154 zum ersten Male den Boden Italiens und verwickelte sich damit unausbleiblich in den hoffnungslosen Kampf um die Weltherrschaft. Nicht nur das Papstthum fand er hierbei auf seinem Wege, sondern auch die aufblühende Macht der lombardischen Stadtgemeinden, vor Allem Mailands. Keines dieser Gegner vermochte er endgültig Herr zu werden. Zwar über Mailand verhängte er 1162 1162
ein entsetzliches Strafgericht, auch den von ihm gegen den regierenden Papst Alexander III. eingesetzten Gegenpapst vermochte er 1167 nach 1167
Rom zu führen, indessen festhalten konnte er diese Erfolge nicht. Hierzu hätte er Deutschlands Macht voll einsetzen müssen, die aber befand sich jetzt in den Händen Heinrichs des Löwen. So kam es zur Schlacht von Legnano, am 29. Mai 1176, gegen die Lombarden, und deren 29. Mai 1176
Verlust zwang Friedrich zur Nachgiebigkeit gegen diese sowohl wie gegen den Papst.

Bei der Haltung, welche die Hohenstaufen einnahmen, wäre es vielleicht ein Glück gewesen, wenn es Heinrich dem Löwen thatsächlich gelungen wäre Deutschlands Oberherr zu werden, vielleicht trat dann endlich eine deutsche Königs- an die Stelle der universalen Kaiserpolitik, vielleicht freilich wären auch die Welfen der letzteren Versuchung erlegen, allein dem sei, wie ihm wolle, es kam weder dazu noch zu einer Vereinigung der Gesammtmacht in Friedrichs Händen, um in Italien endgültig Sieger zu bleiben: in persönlicher Zusammenkunft erbat, erflehte dieses geradezu der Kaiser und Heinrich weigerte sich der Unterstützung. Jetzt jedoch wandte sich der Kaiser nach Deutschland, die Ereignisse hatten gezeigt, wie doch Heinrich unerträglich hoch gestiegen war, auch den anderen Fürsten erschien seine Macht bedrohlich, und auf dem Reichstage zu Würzburg, 1180, ward er in die Acht erklärt, sein Besitz 1180
zerstückelt und ihm nur Braunschweig und Lüneburg gelassen.

Den Rest seiner Regierung widmete Friedrich wiederum ausschließlich seinen Aufgaben als kaiserlicher Oberherr des Abendlandes, und so war auch sein Ende ein Kreuzzug zur Wiederherstellung der Herrschaft im heiligen Lande, welche dem Christenthume durch den in Aegypten zum Chalifen gewordenen Kurden Saladdin verloren gegangen war — am 2. Oktober 1187 war Jerusalem in des letzteren Hande gefallen —:

1189—1193 Dritter Kreuzzug. Saladdin 1174—1193.

auf diesem Kreuzzuge fand er im Flusse Saleph in Kleinasien seinen Tod. Seine Weltmachtspolitik ward unverändert aufgenommen von seinem Sohne und Nachfolger Heinrich, aber auch die Opposition dagegen entwickelte sich immer umfassender und bedrohlicher in ihren drei Faktoren, den Unabhängigkeitsbestrebungen der deutschen Stände, den Weltmachtsansprüchen des Papstes und den nationalen Mächten des neuen Europa, England und Frankreich.

In beiden letzteren Ländern hatten Königsmacht und Nationalgefühl sich ferner entwickelt, denn kein Anspruch auf Oberherrschaft über die Christenheit störte die Capetinger oder Normannen, und so vermochten sie auch mit dem Papstthume auszukommen. In diesen Zeiten waren beide Mächte, außer den Fragen der inneren Ordnung, noch ausschließlich damit beschäftigt, sich gegenseitig auseinanderzusetzen, denn auf dem von Natur zu einheitlicher Herrschaft bestimmten Gebiete Frankreichs hatte Englands König Besitzungen, welche an Umfang diejenigen übertrafen, die unmittelbar dem französischen Könige unterstanden.

Die vorübergehend von der Krone Englands getrennte Normandie ward bald unter Wilhelm II. wieder mit ihr vereinigt, und als dann Heinrich I. nur eine mit Gottfried von Anjou vermählte Tochter hinterließ, kam zwar die Krone vorübergehend an einen Seitenverwandten, Stephan, der Sohn aber Gottfrieds war nun Herr nicht nur der Normandie mit der Bretagne, sondern auch von Anjou, Touraine und Maine und strebte mit dieser Macht nach der Herrschaft auch über England, welche ihm auch nach Stephans Tode unbestritten blieb, und dieser Sohn nun, Heinrich II. von Anjou, Plantagenet genannt, erhielt durch seine Frau auch noch Poitou, Guienne, Gascogne und Auvergne. Das war denn freilich eine Macht, der gegenüber es für das kleine Gebiet des französischen Königes an der Seine und bis Orléans hin hieß, entweder auch darin aufzugehen, oder in unablässigem Kampfe den heimischen Boden dem heimischen Volksthume ganz zu gewinnen. Schon hatten sich die beiden Nationen zu scharf herausgebildet, um noch leicht verschmolzen werden zu können, die Mannigfaltigkeit, welche das Kennzeichen des neuen Europa werden sollte, machte sich schon geltend, und so begann zwischen England und Frankreich ein Zeitalter der Kämpfe, welche mehr und mehr Englands Festlandsbesitz einschränken

sollten, bis endlich die von der Natur so bestimmt gezogene Grenze, der Kanal, auch die politische Grenze wurde.

Die erste beträchtliche Einbuße erlitt England, als der Sohn Heinrichs II., Richard, Löwenherz genannt, zur Herrschaft gelangte und nun in unpolitischster Weise seiner Lust an Abenteuern nachhing, während in Frankreich der geschickte und kluge Philipp August die Krone trug. Die Kämpfe desselben gegen Richard, sowie gegen seinen Bruder und Nachfolger Johann, gewannen der Krone Frankreich Maine, Anjou, Touraine, sowie die Oberhoheit über Normandie und Bretagne. Und auch für die gesammte innerpolitische Zukunft beider Länder erwiesen sich diese Kämpfe als hochwichtig, denn der Erfolg stärkte die Gewalt des französischen Monarchen, während in England der Mißerfolg der Herrscher die großen Lehnsträger in Stand setzte, die ersten Anfänge einzuleiten zu der Beschränkung der Krongewalt, welche später zur englischen Verfassung sich entwickelte, daher denn die magna charta libertatum von 1215 als ein bedeutsames Symbol von aller Folgezeit angesehen und geschätzt wurde.

Wenn wir heute so vielfach bedauern müssen, daß es uns an dem wahren nationalen Egoismus, an der Festigkeit unserer Eigenart, am sicheren Selbstgefühl gebricht, und wenn wir Solches bei Engländern und Franzosen in hervorragenderem Maße sehen, so erkennen wir, wie es freilich dort hat festwurzeln und sich entwickeln können, weil diese Länder schon vor nunmehr siebenhundert Jahren ein ausschließlich nationales geschichtliches Leben zu führen begannen, während Deutschlands Geschichte damals in einer Weltpolitik aufging, welche den Nationalismus zu keiner Entwickelung kommen ließ. Haben uns so unsere Vorväter die Erbsünde des mangelnden nationalen Selbstgefühles erworben, so ist sie dann auch den Worten der Schrift gemäß an den Kindern heimgesucht worden, wir aber sollen sie nun je länger je mehr als Sünde erkennen und nicht vergessen, daß der Sünde Lohn der Tod ist, daß uns also für das Beharren in politischer Sünde der politische Tod droht: mögen wir demnach uns selbst als höchstes politisches Gebot das vorschreiben: Du sollst lieben dein Volk und Land von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth.

Wie schon gesagt, nahm Heinrich VI. sogleich die Weltherrschaftspolitik wieder auf, deren Schlüssel in Italien lag, nachdem er in Deutsch-

land die Dinge nothdürftig geordnet hatte. Auch in Italien fand er sich mit zwei der dortigen Faktoren ab, mit den lombardischen Städten und dem Papste, er scheiterte aber dem dritten Faktor gegenüber, der Normannenherrschaft in Unteritalien, und nicht zum wenigsten deshalb, weil diese die Unterstützung Richards von England, also der einen der werdenden nationalen europäischen Mächte fand. Freilich an Richard und an England selbst rächte sich dieses Abweichen von dem rein nationalen Gesichtspunkte, dieses Uebergreifen in die großen internationalen Beziehungen, seine Regierung blieb gänzlich erfolglos, England erlitt Verluste an Frankreich. Für einen Kaiser des Abendlandes war es allerdings geboten in Unteritalien Herr zu sein, denn weder des Papstes noch Italiens war er sonst sicher, auch war hier der Punkt, wo jederzeit internationale Verwickelungen mit Byzanz und der islamitischen Welt entstehen konnten; Heinrich aber hatte noch besondere Veranlassung dazu, indem er diese Landschaft als das Erbe seiner Gemahlin beanspruchen konnte. Indessen doppelt fest war er damit auch in die italischen Dinge verwickelt, und als nun der Mißerfolg eintrat, da wirkt derselbe mit gewaltigem Rückschlage bis nach Deutschland hinein. Die Welfen erhoben sich sogleich wieder in der Person des Sohnes Heinrichs des Löwen, der Papst stellte sich auf seine Seite und viele deutsche Fürsten unterstützten ihn, das erhabene Gebäude der hohenstaufischen Weltmacht erbebte bis in seine Grundfesten.

Allerdings legte sich für dieses Mal noch der die Staufermacht bedrohende Sturm, der Kaiser einigte sich schließlich doch mit den Fürsten, Heinrich der Löwe sah endgültig ein, daß sich die Welfen mit der Stellung von Reichsfürsten, wie es die Anderen waren, begnügen müßten, und ein wichtiges Moment ihn dahin zu bringen war gewesen, daß Richard Löwenherz als Gefangener in Kaiser Heinrichs Gewalt gerieth. Mit Philipp August von Frankreich nach Palästina gezogen, war er dort in fruchtlosem Kampfe gegen Saladdin verblieben, auch als Philipp wieder in sein Land zurückkehrte, um sich näher liegenden politischen Pflichten zu widmen und nun gegen das in Richards Abwesenheit von seinem Bruder Johann regierte England die oben schon erwähnten Vortheile zu erringen. Dann endlich auch den Rückweg antretend fiel Richard in die Hände des Herzoges von Oesterreich, den er sich ebenso wie den französischen König verfeindet hatte, und der ihn dann an Heinrich ver-

kaufte. Dieses Pfand in des Kaisers Händen war nicht wenig wirksam, um die Welfen, deren stärkste auswärtige Hoffnung er gewesen war, nachgiebig zu stimmen.

Es konnte also 1194 der Kaiser wieder nach Italien ziehen und 1194
dieses Mal sich das süditalische Normannenreich schnell unterwerfen. So stand er thatsächlich als Herr des Abendlandes da und nunmehr versuchte er den Finger auf die schlimmste Wunde, wie der kaiserlichen Machtstellung so auch Deutschlands, zu legen, den Mangel der Erblichkeit der Krone. Man wagte nicht recht ihm entschlossen darin entgegenzutreten, aber die Opposition, die er doch bei den Fürsten wie begreiflicherweise bei dem Papste fand, genügte immerhin die Sache zunächst nicht zu Stande kommen zu lassen. Diese Zeit hat wohl Bismarck gemeint, als er im konstituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes in lapidaren Worten die Ergebnisse der Hohenstaufenzeit für Deutschland zusammenfassend sagte: „Woher kam die Zerrüttung während des Interregnums? Vom Abfall der Welfen und dem Siege der Ultramontanen." Bei solchen Worten kann man sich des Wunsches nicht erwehren, es möchte solch ein Mann uns doch eine Weltgeschichte schreiben. Wie knapp und kurz würde diese werden und auf wie wenig Bogen würde treffend das Mark der Dinge gegeben werden.

Nicht abzusehen ist, was noch hätte werden können, wäre Heinrich ein langes Leben beschieden gewesen, aber das Geschick griff ein; nach Sicilien zurückgerufen durch einen Aufstand, den er mit fürchterlicher Strenge unterdrückte, starb er daselbst am 28. September 1197 in dem 28. Sept. 1197
jugendlichen Alter von 32 Jahren: der Kaisertraum der Deutschen war damit ausgeträumt, das Erwachen sollte lang und schrecklich sein.

Es war ein Vorbote schlimmer Zeiten, daß Heinrichs Sohn und Erbe, Friedrich, ein erst dreijähriger Knabe, daher gegenüber dem nun von allen Seiten sich wiederum gegen die Staufer erhebenden Widerstande ohnmächtig war. Der Mangel an Erblichkeit machte sich sogleich in allen seinen Folgen geltend, die staufische Partei erhob Philipp von Schwaben, Heinrichs VI. Bruder, die welfische Otto von Braunschweig, des Löwen Sohn, auf den Thron. Bürgerkrieg zerriß Deutschland, der päpstliche Stuhl aber, den gerade damals in der Person des 37jährigen Lothar Conti Grafen von Segni unter dem Namen Innocenz III. ein Mann bestieg, welcher entschlossen und fähig war die weitgehendsten

Weltherrschaftsansprüche der Kurie durchzusetzen, errang in diesen Wirren ein vom Reiche ganz unabhängiges eigenes Gebiet, einen Kirchenstaat. Noch schien ein Ende des inneren Zwiespaltes absehbar, denn die Waffen Philipps gewannen ein solches Uebergewicht, daß selbst der strenge, naturgemäß den Welfen mehr geneigte Innocenz sich mit ihm auf Verhandlungen einließ, als zum ersten Male in die Geschichte Deutschlands der Königsmord einbrach, und der ihn beging, war ein deutscher Fürst, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der damit für alle Zeiten eine Schmach und ein Unheil Deutschlands geworden ist.

Politisch richtig war es, daß nun Alles sich Otto IV. zuwandte, daß die staufische Partei ein neues Gegenkönigthum zu errichten und damit den Bürgerkrieg zu verewigen vermied. Nicht gleich politisch klug verfuhr Otto; hatten die Anhänger der Staufer sich ihm jetzt gefügt, so mußte er, um sie sich zu bewahren, das Recht der Staufer, da wo es bestand, seinerseits achten, das war aber in Unteritalien, wo unbestritten Friedrich II. der Erbe des Königsthumes seines Vaters war und dort vom Papste, nicht vom Reiche zu Lehen ging. Dennoch versucht Otto sich Unteritaliens zu bemächtigen, bringt nun aber damit alle seine Gegner wider sich auf, in erster Linie den Papst, dann Philipp August von Frankreich und die staufisch gesinnten deutschen Fürsten, von diesen allen wird Friedrich II. ihm entgegengestellt. Freilich muß er Opfer insbesondere der Kurie bringen, um sich diese Unterstützungen zu sichern.

Otto, nach Deutschland zurückgeeilt, glaubt, wohl nicht mit Unrecht, sich des Nächstliegenden, der Gegnerschaft Frankreichs, zuerst entledigen zu sollen, im Vereine mit seinem alten Bundesgenossen Johann von England. Dieser hatte mit harter, tyrannischer Regierung sein Land, insbesondere auch die Geistlichkeit, gegen sich aufgebracht, so daß Innocenz die Waffen Frankreichs gegen ihn aufbot. Johann aber, den Untergang vor Augen, unterwarf sich Rom völlig und nahm sein Reich
1213 1213 von dem heiligen Stuhle zu Lehen. So von der Gegnerschaft des Papstes befreit, wendet er sich gegen Philipp August und hierbei
27. Juli 1214 schließt sich Otto ihm an, jedoch am 27. Juli 1214 macht der Sieg Philipps bei Bouvines im heutigen Belgien den Hoffnungen der Bundesgenossen ein Ende, die Koalition Rom—Frankreich hatte gesiegt und damit war Friedrich II. Herr Deutschlands geworden. Er ist wohl

der Aufmerksamkeit der Weltgeschichte werth, dieser Sieg von Bouvines, denn er bezeichnet und leitet etwas Neues ein. Von jetzt an wird erst Frankreich, was es bis dahin nicht entfernt gewesen war, Deutschland an europäischer Bedeutung ebenbürtig, und immer mehr und stärker sollte das in den nächsten vierhundert Jahren sich herausbilden, bis es zu völliger Uebermacht über das geschwächte und zerrissene Deutschland herangewachsen ist und sich dann in dieser siegreich zwei Jahrhunderte hindurch erhält.

Die Zeit hatte jetzt begonnen, wo das Land, welches die Vormacht des Abendlandes gewesen war, sein Geschick durch Fremde bestimmt sah. Und auch der neue Herr der Deutschen war dem Lande ein Fremder. Daß er Deutschland vernachlässigte und sich ganz der Kaiseridee ergab, das war freilich überhaupt Hohenstaufenart. Naturgemäß mußte er darüber denn auch, wie alle seine Vorgänger, mit dem Papste zerfallen, und da sich dieses äußerlich an die Nichtausführung eines gelobten Kreuzzeuges knüpft, so räumt schließlich Friedrich diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege, indem er den Kreuzzug möglichst schnell und möglichst friedlich erledigt. Aber es war das eben nur Vorwand gewesen, und als dann Friedrich durch sein Auftreten in Italien, insbesondere durch den bei Cortenuova am 27. November 1237 über die 27. Nov. 1237
lombardischen Städte erfochtenen Sieg die durch Innocenz III. erlangte Machtstellung und auch weltliche Herrschaft des Papstes bedroht, da bricht abermals der offene Kampf zwischen diesem und den Hohenstaufen aus. In Deutschland, wo der zum Könige gekrönte Sohn Friedrichs, Konrad, des Vaters Stelle vertrat, war ihm in Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen, ein Gegenkönig gesetzt worden, dem nach dessen baldigem Tode in gleicher Eigenschaft Graf Wilhelm von Holland folgt; mit Mühe vertheidigt sich Konrad. In Italien vermag Friedrich ebenfalls nur unter Verlusten und schweren Rückschlägen sich kaum zu halten bis zu seinem am 19. Dezember 1250 erfolgenden 19. Dez. 1250
Tode.

Abermals war damit ein gewichtiger Merkpunkt im Verlaufe der Geschichte erreicht. Endgültig war das Streben gescheitert die Kaisermacht als universale Potenz über das Abendland herrschend hinzustellen,

und das mit diesem Streben durch die Persönlichkeiten der Träger desselben verknüpfte Deutschland zahlte dieses Scheitern mit Einbuße aller staatlichen Macht und Einheit. Nicht hatte sich die deutsche Krone zur Erblichkeit durchringen können, von den Fürsten ward sie immer willkürlicher vergeben und schließlich der Gegenstand fremdländischer Interessen, die Fürsten aber hatten immer mehr Rechte der Krone abgerungen und jetzt bei deren Zusammenbruche besaßen sie schon eine der That nach unabhängige Landeshoheit.

Dem gegenüber zeigten eine ganz andere Entwickelung die neuen Nationen England und Frankreich. In letzterem Lande hatte die Erblichkeit schnell und widerstandslos sich eingebürgert, und welche Sicherung ununterbrochen fortschreitender Entwickelung dem Staate dadurch geboten ward, das zeigt schon die Thatsache an, daß die Zeit von 1108—1223, also 115 Jahre durch die Regierung nur dreier französischer Könige ausgefüllt wird. In derselben Zeit sieht Deutschland acht Herrscher aus vier verschiedenen Häusern, darunter zwei als gleichzeitige Gegenkönige.

Nach den großen Erfolgen Philipp Augusts gegen England war auch die innere bis dahin recht unbedeutende Machtstellung der Könige von Frankreich erheblich gestiegen, und unter seinen beiden Nachfolgern ward das Werk der Einigung der französischen Landschaften unter der Krone mit Glück und Geschick fortgesetzt. Auf so starker staatlich-nationaler Grundlage fußend vermochte denn auch der König von Frankreich — Philipp August sowohl wie Ludwig IX. — Uebergriffe der Päpste in weltliche Befugnisse zurückzuweisen, und da er keine den Päpsten gefährliche Weltherrschaftsansprüche erhob, so störte solcher Widerstand nicht das sonst gute Einvernehmen, um so weniger, als die Herrscher Frankreichs eifrige Diener der geistlichen Ansprüche des Papstthumes waren und die Ketzerei der von dem Grafen von Toulouse beschützten Albigenser mit Feuer und Schwert auszurotten bemüht waren, dehnten sie doch dadurch ihre eigene Herrschaft bis an das Mittelmeer aus. Wie vier Jahrhunderte später Richelieu im Dienste der geschlossenen Staatseinheit und Königsmacht die Hugenotten vernichtete, so jetzt Philipp II., Ludwig VIII. und Ludwig IX. die Albigenser. Aber beide Male ward dadurch auch der Keim einer

reicheren religiösen Entwickelung vernichtet und eine öde Glaubenseinheit errichtet, deren Schädlichkeit das heutige Frankreich nicht verkennen läßt.

Auch in England ward damals der Keim zu noch bis heute fortwirkender Entwickelung gelegt. Schon haben wir die unter Johann verliehene magna charta erwähnt, und um sie ging ein dauernd und heftig geführter Kampf zwischen Johanns Sohne Heinrich III. und den Baronen des Reiches unter Führung des Simon von Montfort, Grafen von Leicester. Die grundsätzliche Frage, um die es sich handelte, war die der Steuerbewilligung, welche ja in einem feudalen Staate in allen außerordentlichen Fällen immer erst von den Vasallen zugestanden werden mußte. Hier nun führte der Kampf um dieses zweifellose, in den feudalen Verhältnissen begründete und auch in allen anderen Staaten bestehende Recht zu einer besonders nachdrücklichen Ausbildung desselben, und die es verkörpernde, zur Steuerbewilligung zusammenzuberufende Versammlung, zu welcher nunmehr seit Leicesters Kämpfen auch Vertreter der Ritter, Städte und Burgflecken zugezogen wurden, hat sich dann später und allmählich zu dem englischen Parlamente ausgebildet. So erheben sich neben dem an seiner Kaiseridee und der Eigensucht seiner Stände zerfallenden Deutschland zwei monarchische, einheitliche, auf besonderen nationalen Prinzipien beruhende Mächte.

Doch so schlimm es auch um Deutschland damals aussah, auch hier wurden wichtige, entwickelungsfähige Zukunftskeime gepflanzt, auch hier sollte aus den Ruinen neues Leben blühen. Trotz der politischen Zerrissenheit und der immer nach Italien gewendeten Bestrebungen seiner Kaiser hatte der Deutsche doch vermocht seiner Kulturaufgabe nach Osten hin gerecht zu werden. Schon längst war die Elbe hier nicht mehr seine Grenze, insbesondere zur Zeit der Herrschaft Heinrichs des Löwen in Deutschland war die Ausdehnung des Deutschthumes gegen die Slawen eifrig ins Werk gesetzt worden. Pommern und Mark Brandenburg waren Glieder des Reiches, Schlesien zum größten Theile deutsch kolonisirt. Und ein hochwichtiger Schritt geschah östlich der Weichsel. Dorthin kamen 1233, entsendet von ihrem gewaltigen Hochmeister Hermann von Salza, Ritter des im dritten Kreuzzuge gegründeten Deutschen Ordens und begannen ein Werk der Eroberung

Hermann von Salza 1180 19. 3. 1239.

und Kolonisation, welches dann längs der gesammten Südküste der Ostsee sich ausdehnte und ungemein zukunftsreich sich erwies. Nur ein kleiner Theil der deutschen Kraft war es, der hier eingesetzt wurde, und doch ist er dauernd wirksam und fruchtbar geblieben, während die überreiche Verschwendung fast der gesammten Volkskraft in Italien dem Vaterlande nur Ruinen brachte: so wichtig ist es, daß die nationale Kraft in der natürlichen Richtung der deutschen geschichtlichen Entwickelung eingesetzt werde.

Weniger erfolgreich erwies sich das Deutschthum im Norden. Die Lehnspflichtigkeit, in welcher Dänemark zu der Zeit Friedrichs I. stand, lockerte sich in den späteren Wirren und ihrerseits drangen nun die Dänen über die Eider vor sich der Lande bis an die Elbe zu bemächtigen, vorübergehend gelang es ihnen, bis dann am 22. Juli 1227 in der Schlacht von Bornhöved die großen Herren des deutschen Nordens diese Lande wieder zurückerwarben.

Jedoch als eigentlicher Sieger und größte Macht dieser Zeit hatte sich aus allen diesen Kämpfen und über alle diese Potenzen das Papstthum erhoben, es stand jetzt als eine wahre Weltmacht da, ihm war der Preis, die universale Herrschaft, zugefallen, um den sich die Kaiser zu Tode gerungen hatten. Innocenz III. hatte die stolzen Ansprüche Gregors VII. in Thaten umgesetzt, und von jetzt an steht das Papstthum dem werdenden Europa mit seinen nationalen Bildungen gegenüber als eine internationale Macht, die lange die einzige solche blieb und erst in unseren Tagen Genossen fand.

Ja einen Augenblick schien es, als werde dieser Macht auch der europäische Osten zufallen und der ehemalige Oberherr des Papstes, der Kaiser von Byzanz, Katholik im römischen Sinne werden. Es war das, als im vierten Kreuzzuge, der hauptsächlich von den großen Adligen Frankreichs geführt wurde, diese das byzantinische Kaiserthum stürzten und einen der Ihrigen an die Stelle setzten. Aber es hat sich das lateinische Kaiserthum inmitten der griechisch-orientalischen Welt dann doch nicht lange zu halten vermocht. Die Kultureinheit, welche zu werden Europa bestimmt war, bedingte, daß das Orientalische, Nichteuropäische sich abschied.

1202—1204 Vierter Kreuzzug.

Die Weltmacht, welche im Orient das Uebergewicht gewonnen hatte, der Islam, war ja freilich politisch schon sehr gesunken, auch die Herrschaft Saladdins über Aegypten, Palästina und Syrien war nach dem Tode des großen Mannes wieder der Zerstückelung verfallen, als jetzt sich gegen die gesammte orientalische Welt ein furchtbarer Sturm erhob. Dem Herren eines Mongolenstammes östlich des Baikalsees an den Quellflüssen des Amur war um 1160 ein Sohn, Temudschin, geboren worden, der 1175 nach dem Tode des Vaters die Herrschaft antrat, um dann unter dem Namen Tschingis Chan einer der größten Eroberer aller Zeiten zu werden. Mit dem Jahre 1218 waren Nordchina und Ostturkestan erobert bis an die Grenzen des damals das gesammte jetzt russische Mittelasien umfassenden Reiches Chwarism, das seit der Zeit der Seldschuken-Bewegung unter Herrschern türkischen Stammes stand, von ihnen zu seiner Größe gebracht war. Jetzt fiel es ebenfalls unter des unüberwindlichen Mongolenfürsten Streichen, und bis 1224 unterwirft und verwüstet dieser das ganze Innere Asiens bis Indien hinein, dann entsendet er seine Feldherren nach Persien und Rußland. Die Schlacht am Flusse Kalka, den 16. Juni 1223, wirft in letzterem Lande den Widerstand nieder, doch ziehen für dieses Mal die Mongolen sich noch wieder zurück.

Zwar der Gewaltige selbst stirbt am 16. August 1227, allein sein Sohn und Nachfolger Ogotai setzt die Eroberungspolitik fort und nun verfällt ihr auch Rußland vollständig. Dort waren die Nachkommen Ruriks bald in Familienzwiste und Reichstheilungen gerathen und dadurch das Land in unaufhörliche Wirren und politische Ohnmacht gestürzt worden. Zwar sollte immer einer der Theilfürsten mit dem Titel Großfürst auch eine Obmacht über das Ganze erhalten, jedoch war dieses ein in der Praxis natürlich fast nie anerkanntes, meist offen bekämpftes Recht, und bald maßten sich auch mehrere der Theilfürsten den großfürstlichen Titel und seine Rechte an. So finden sich Großfürsten in allen bedeutenden Orten; die von Kiew, welche die ersten waren, werden bald an Macht von denen von Wladimir übertroffen und diese wieder durch die wachsende Wichtigkeit von Moskau verdrängt.

Moskau, Wladimir, Nowgorod rivalisirten, als der Enkel Tschingis Chans, Batü Chan, von dem Großchan Ogotai entsendet 1237 wieder

Tschingis Chan 1175 16. 8. 1227. Ogotai 1227 1241.

in Rußland erschien; wo in den inneren Wirren und der Zersplitterung des Landes es noch zum Widerstande kam, ward er nach mongolischer Art unter Ausrottung und Vernichtung alles Lebendigen gebrochen, Rußland verfiel, und zwar auf über zwei Jahrhunderte hinaus, dem Sklavenjoche unter der Peitsche der von ihm als Tataren bezeichneten Mongolen. Batü aber gedachte nunmehr Europa desgleichen zu unterwerfen; 1241 drang er in Ungarn und Schlesien vor, dort aber, bei Liegnitz, fand er am 9. April in dem unter Heinrich dem Frommen, Herzog von Liegnitz, vereinigten Heere einen solchen Widerstand, daß er, obgleich nicht besiegt, weiteres Vordringen aufgab und an die Wolga zurückkehrte.

Von weltgeschichtlicher Bedeutung ist somit diese Schlacht geworden; was weder der Islam noch das byzantinische Rußland vermocht hatten, das that hier die europäische Kultur und das römische Christenthum: einen Damm entgegenzusetzen der Mongolenfluth, welche bisher Alles in sich verschlungen hatte, was sie auf ihrem Wege antraf. Es liegt darin ausgedrückt der weltgeschichtliche Werth, den unter der Führung des Christenthumes die abendländische Kultur gewonnen hatte; sechshundert Jahre nach dem Tode des Begründers des Islam brachen die ihm angehörigen Staatsgebilde unter dem Angriffe heidnischer Mongolenhorden zusammen und haben sich seitdem nie wieder völlig aufgerichtet, so wenig Zukunft hatte ihnen dieser Glaube gebracht; sechshundert Jahre nach dem Tode des Begründers des Christenthumes hatte dieses das Erwachsen der Völker Westeuropas zu dauernder geschichtlicher Zukunft eingeleitet, es brachte die Hunnen zum Weichen, als sie weit in sein Gebiet eingedrungen waren, es siegte bei Tours gegen den Islam, als dieser die Grenzen christlichen Gebietes erheblich überschritt, es wies jetzt den Mongoleneinfall schon an diesen Grenzen selbst zurück, so waren die Völker unter seiner Leitung erstarkt. Und zwar war es das westliche, das römische Christenthum, denn das östliche, russisch-byzantinische erlag, wie wir eben sahen, ruhmlos dem Mongolensäbel und dieser riß nun eine tiefe, bis heute fühlbare Furche zwischen der Kultur Europas und der sarmatischen Ebene, das ist die Bedeutung der Schlacht von Liegnitz und in unseren Tagen empfinden wir dieses mehr als je, wo Rußland, zu einer Weltmacht geworden, Europa so fremd und so drohend gegenübersteht. Tschingis Chan war wirklich eine jener

„Geißeln Gottes", wie er sich selbst nach dem Vorbilde Attilas nannte, einer jener Männer, die blindlings und ohne Schwanken das ausführen, wozu sie sich fatalistisch durch den Willen einer höheren Gewalt getrieben fühlen, und die dadurch zu furchtbarer Größe gelangen, daß sie bewußt nichts Anderes sein wollen als das fühllose Instrument zur Vollstreckung göttlicher Befehle. So drückte dieses Napoleon aus, als er sagte: „Ich fühle mich nach einem Ziele hingetrieben, welches ich nicht kenne; wenn ich es erreicht haben werde, so daß ich nicht mehr dazu von Nutzen bin, so wird ein Atom genügen, um mich niederzuwerfen, bis dahin vermögen alle Anstrengungen der Menschen nichts gegen mich." So hat Tschingis Chan dem Islam die Sehnen gelähmt, der europäischen Kultur ihre östliche Grenze gesteckt, Rußlands Geschicke vielleicht auf immer bestimmt.

Auf den Großchan Ogotai folgten Kujuk und dann, nach kurzen inneren Streitigkeiten, Mangu Timur. Dieser entsendete seinen Bruder Hulagu, der die islamitischen Kleinstaaten, in welche Kleinasien, Syrien, Mesopotamien damals zerbröckelt waren, sämmtlich aufrollt, 1258 Bagdad nimmt und der Herrschaft der Abassidenchalifen ein Ende macht. Dem Ansturme der westlichen Welt in den Kreuzzügen hatte der Islam zu widerstehen vermocht, denn nicht einheitlich und mit voller Kraft erfolgte er, sondern diese Züge wurden bald nur noch Mittel zur Erreichung ganz anderwärts liegender politischer Zwecke. Daß nicht aus eigener größerer Kraft der Islam ihnen gegenüber sein Gebiet behauptete, das bewies jetzt sein Fall vor den Mongolen, und das bewies er auch an anderem Orte, nämlich gegen die Christen in Spanien. 1258

Dort war abermals durch das Auftreten einer aus Westafrika seit 1145 herüberkommenden fanatischen Sekte, der Almohaden, ein erneutes Zusammenfassen der islamitischen Kraft bewirkt worden, deren Bethätigung in der Niederlage der Castilianer bei Alarcos am 19. Juli 1195 ihren Gipfelpunkt erreicht. Indessen, so wenig auch die Christen es verstanden mit vereinter Kraft der erneuten islamitischen Gefahr entgegenzutreten, schließlich erbielten sie dennoch das Uebergewicht über den ganz erlahmenden Islam: der von Castilien über die Almohaden gewonnene Sieg von Navas de Tolosa am 16. Juli 1212 bezeichnet den Zeitpunkt, von

welchem ab die Ausdehnung Castiliens ununterbrochen vorwärts geht, bis dann bald nur noch Andalusien als Emirat von Granada den Islam auf dem Boden Spaniens, dieses allerdings noch für lange Zeit, vertritt.

Indem Spanien die Mohammedaner von seinem Boden vertrieb, verrichtete es im vollsten Sinne einen Kulturkampf, aber indem ihm dadurch Kampf für Erhaltung seiner Religion gegen einen feindlichen Glauben Rettung und Daseinsbedingung wurde, gewöhnte es sich an diese Auffassung als an ein Lebenselement, und wo richtigerweise der Islam nicht hatte neben dem Christenthume geduldet werden dürfen, da entwickelte sich dann überhaupt der Gedanke, daß Glaubenseinheit zu erhalten die einzige richtige Politik sei, und so ward denn bald auch nur die alles Andere ausschließende eine Form des katholischen Christenthumes geduldet, damit aber dann in weiterer Folge dem Staate eine unheilbare Wunde geschlagen; der Staat, der durch Ausstoßung des Islam sich gerettet hatte, ward nun durch Abweisung jeder freieren Form der christlichen Lehre tödtlich krank; es zeigte sich hier wieder einmal an einem großen Beispiele, wie das für den einzelnen Menschen geltende Wort:

„Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang"

auch für ganze Völker tiefe Wahrheit hat.

So war also mit Ablauf der hier betrachteten Periode der Gedanke einer Universalherrschaft über Europa zusammengebrochen und freie Bahn für das Erwachsen der einzelnen Nationen dieses Welttheiles geschaffen, diesen Nationen aber zugleich die Aufgabe gestellt worden der Auseinandersetzung mit einem zweiten universalen Faktor, dem der Herrschaft einer Universalkirche, und wie sie diese Aufgabe lösten, das ward nun entscheidend für ihr Schicksal bis auf den heutigen Tag.

Die islamitische Welt war dagegen in dieser Periode gänzlicher Zerrüttung verfallen, der erste Träger und gewaltige Verbreiter dieser Weltanschauung, das Araberthum, war völlig von seiner Stelle verdrängt worden, im Osten durch den Stamm der Türken, im Westen — Afrika und Spanien — durch den der Berber, und wenn auch das von der Lehre Mohammeds beherrschte Gebiet in seinem äußeren Umfange noch fast ganz erhalten blieb, so war doch darin alle geistige Kraft erstorben; allen diesen Ländern war freilich durch den Islam

wahre Religion an Stelle des Heidenthumes gebracht worden, aber da nun diese Religion mit dem weltlichen Staate untrennbar verquickt wurde, ging daran dieser zu Grunde und jene erstarrte auf immer.

In Europa dagegen mußte die beginnende einzelstaatliche Entwickelung in Unabhängigkeit und vielfach in Gegensätzlichkeit zu dem Prinzipe der römischen Kirche erfolgen, welche Letztere, wie der Islam, alles Staatliche unter die eigene Regel beugen wollte, und so blieben dort beide Prinzipien in lebendiger Fortbildung und Europa selbst noch ferner ungeschmälert der Träger der weltgeschichtlichen Zukunft, zugleich aber doch auch eine geistige Einheit, da eben auf seinem ganzen Gebiete dieselben Potenzen die geschichtliche Entwickelung beherrschen.

900	Spanien	England	Frankreich	Deutschland	R
X.		901 Edward I. 924 924 Athelstan 941 941 Edmund 946 946	923 Rudolf von Burgund 936 936 Ludwig IV. d'Outremer	10. 11. 911 Konrad I. von Franken 23. 12. 918 Sachsen Mai 919 Heinrich I. 2. 7. 936 2. 7. 936	
950					
Jahrh.		Edred 955 955 Edwi 959 959 Edgar 975 975 Edward 978 978	954 954 Lothar 986 986 Ludwig V. Fainéant 987 Capetinger 987 Hugo Capet 996	Otto I. der Große 7. 5. 973 7. 5. 973 Otto II. der Rothe 7. 12. 983 7. 12. 983 Otto III.	2. 2. Otto 25.12. 21. 5.
1000		Ethelred der	996		
XI.	Kastilien 1035	Unberathene 1016 1017 Kanut 1035 1035 Harald 1040 1040 Hartaknud 1042 1042	Robert 1031 1031 Hein=	23. 1. 1002 6. 6. 1002 Heinrich II. der Heilige 13. 7. 1024 Salier 8. 9. 1024 Konrad II. 4. 6. 1039 4. 6. 1039 Heinrich III. der Schwarze	14. 2. 26. 3. 25. 12.
1050	Ferdi=				
Jahrh.	nand I. 1065 1065 Sancho II. 1072 1072 Alfons VI.	Edward II. der Bekenner 1065 Normannen 1066 Wilhelm I. der Eroberer 1087 1087 Wilhelm II. Rufus	rich I. 1060 1060 Philipp I.	5. 10. 1056 5. 10. 1056 Heinrich IV.	31. 3.
1100					
1150	1109 1109 Urraca 1126 1126 Alfons VII.	1100 1100 Heinrich I. 1135 1135 Stephan von Blois 1154	1108 1108 Ludwig VI. der Dicke 1137 1137 Ludwig VII. 1180	7.8. 1106 7.8. 1106 Heinrich V. 23. 5. 1125 30. 8. 1125 Lothar von Supplinburg 4. 12. 1137 Hohenstaufen 13.5.1138 Konrad III. 25. 2. 1152	13. 4.
	1157				

	Byzanz	Rußland	Chalifen
t IV. 903 V. 903 horus 904 s III. 911 us III. 913 do 914 m X. 928 VI. 929 t VII. 931 n XI. 936	911 912 Konstantin VII. Romanus I. Porphyrogenetos 944	912 Igor 945 Großfürsten von Kiew	902 Muktafi 908 908 Móktadir 932 932 Kahir 934 934 Radi 940 940 Muttaki 944 944 Mustakfi 946 946
II. 939 VIII. 942 t III. 946 us II.) t II. 955 t XII. 964 964 Bene- dikt V. 964 XIII. 972 ikt VI. 974 t VII. 983 XIV. 984 usVII. 985 t XV. 996 997 Johann XVI. 998 nthen) er II. 1003	959 959 Konstantin VIII. Romanus II. 963 963 Nikephoros II. 969 969 Johannes Tzimisces 976 976 Basilius	945 Swjätoslaw 972 972 Wladimir der Heilige	Muti 974 974 Taï 992 992
n Aurillac) XVII. 1003 n XVIII. 1009 us IV. 1012 tVIII. 1024 tXIX. 1033 ikt IX. 1045 r VI. 1046 ns II. 1047 n Bamberg) ius II. 1048 n Brixen) IX. 1054 on Toul) r II. 1057	II. 1025 1025 Konstantin IX. 1028 1028 Romanus III. 1034 1034 Michael IV. 1041 1041 Michael V. Kalaphates 1042 1042 Konstantin X. Monomachos	1015 1015 Jaroslaw	Kadir 1031 1031
n Eichstädt) n IX. 1058 1058 Bene- dikt X 1059 ber II. 1073 Gregor VII.) 25.5. 1085 r III. 1087 n II. 1099 lius II. 1118	1054 1054 Theodora 1056 1056 Michael VI. Stratiotikos 1057 Komnenen 1057 Isaak I. Komnenos 1059 1059 Konstantin XI. Dukas 1067 1067 Romanus IV. Diogenes 1071 1071 Michael VII. Parapinakes 1078 1078 Nikephoros III. Botoniates 1081 1081 Alexios I.	1054 1054 Isäslaw 1078 1078 Wsewolod 1093 1093	Kaim 1075 1075 Moktadi 1094 1094
us II 1119 t II. 1124 ius II. 1130 1130 Ana- klet II. 1138 tus II. 1144 n III. 1153	1118 Komnenos 1118 Kalojohannes 1143	Swjätopolk 1113 1113 Wladimir Monomach 1125 1125 Mstislaw 1132 1132 Jaropolk 1139 1139 Wsewolod 1146 1154	Mustazir 1118 1118 Mustarschid 1135 1135 Raschid 1136 1136 Muktafi 1160

900	Spanien	England	Frankreich	Deutschland	R
X.		901 Edward I. 924 924 Athelstan 941 941 Edmund 946 946	923 Rudolf von Burgund 936 936 Ludwig IV. d'Outremer	10. 11. 911 Konrad I. von Franken 23. 12. 918 Sachsen Mai 919 Heinrich I. 2. 7. 936 2. 7. 936	
950					
Jahrh.		Edred 955 955 Edwi 959 959 Edgar 975 975 Edward 978 978	954 954 Lothar 986 986 Ludwig V. Fainéant 987 Capetinger 987 Hugo Capet 996 996	Otto I. der Große 7. 5. 973 7. 5. 973 Otto II. der Rothe 7. 12. 983 7. 12. 983 Otto III.	2. 2. Otto 25.12. 21. 5.
1000		Ethelred der			
XI.	Kastilien 1035	Unberathene 1016 1017 Kanut 1035 1035 Harald 1040 1040 Hartaknud 1042 1042	Robert 1031 1031 Hein=	23. 1. 1002 6. 6. 1002 Heinrich II. der Heilige 13. 7. 1024 Salier 8. 9. 1024 Konrad II. 4. 6. 1039 4. 6. 1039 Heinrich III. der Schwarze	14. 2. 26. 3. 25. 12.
1050	Ferdi=				
Jahrh.	nand I. 1065 1065 Sancho II. 1072 1072	Edward II. der Bekenner 1065 Normannen 1066 Wilhelm I. der Eroberer 1087 1087	rich I. 1060 1060 Philipp I.	5. 10. 1056 5. 10. 1056 Heinrich IV.	5. 31. 3.
1100	Alfons VI.	Wilhelm II. Rufus			
1150	1109 1109 Urraca 1126 1126 Alfons VII. 1157	1100 1100 Heinrich I. 1135 1135 Stephan von Blois 1154	1108 1108 Ludwig VI. der Dicke 1137 1137 Ludwig VII. 1180	7.8. 1106 7.8. 1106 Heinrich V. 23. 5. 1125 30. 8. 1125 Lothar von Supplinburg 4. 12. 1137 Hohenstaufen 13.5.1138 Konrad III. 25. 2. 1152	13. 4.

	Byzanz	Rußland	Chalifen
IV. 903	911 912	912	902 Muktafi 908
903			908 Móktadir
orus 904			
III. 911	Konſtantin Romanus		
8 III. 913	VII. I.	Igor	
914			932
X. 928	Porphyro-		932 Kahir 934
I. 929	genetos 944	945	934 Radi 940
VII. 931			940 Muttaki 944
XI. 936		Großfürſten von Kiew	944 Muſtakfi 946
			946
I. 939	959	945	
VIII. 942	959 Konſtantin		
III. 946	Romanus VIII.		Muti
II.)	II.	Swjätoslaw	
II. 955	963		
XII. 964			
34 Bene-	963		
ikt V. 964	Nikephoros II.		
XIII. 972	969		974
t VI. 974	969	972	974
VII. 983	Johannes		
XIV. 984	Tzimisces 976	972	Taï
8 VII. 985	976		
XV. 996		Wladimir	992
97 Johann			992
XVI. 998		der Heilige	
then)	Baſilius		
r II. 1003			
Aurillac)	II.		
(VII. 1003			
XVIII.		1015	Kadir
1009	1025		
IV. 1012	1025 Konſtantin IX. 1028	1015	
VIII. 1024	1028 Romanus III. 1034		
XIX. 1033	1034 Michael IV. 1041		
IX. 1045	1041 Michael V. Kalaphates		
VI. 1046	1042	Jaroslaw	1031
8 II. 1047			1031
Bamberg)			
8 II. 1048	Konſtantin X.		
Brixen)			
IX. 1054	Monomachos		
n Toul)			
II. 1057			
(Eichſtädt)	1054	1054	Kaïm
IX. 1058	1054 Theodora 1056	1054	
1058 Bene-	1056 Michael VI. Stratiotikos 1057		
dikt X. 1059	Komnenen		
er II. 1073	1057 Iſaak I. Komnenos 1059	Iſäslaw	
regor VII.	1059 Konſtantin XI. Dukas 1067		
25. 5. 1085	1067 Romanus IV. Diogenes 1071	1078	1075 1075
III. 1087	1071 Michael VII. Parapinakes 1078		Moktadi
II. 1099	1078 Nikephoros III. Botoniates 1081	Wſſewolod	
is II. 1118	1081 Alexios I.	1093 1093	1094 1094
s II. 1119	1118 Komnenos 1118	Swjätopolk 1113	Muſtazir
II. 1124	Kalojohannes	1113 Wladimir Monomach	1118 1118
s II. 1130	1143	1125	Muſtarſchid
1130 Ana-		Mſtislaw 1132	1135
let II. 1138		1132 Jaropolk 1139	1135 Raſchid 1136
n II. 1144		1139 Wſſewolod 1146	1136
III. 1153		Olgowitſch	Muktafi 1160
		1146 Iſäslaw 1154	

Das neue Europa.

Die mit der Mitte des 13. Jahrhunderts abſchließende Epoche zeigt als Ergebniß einen unbedingten Sieg des Papſtthumes. Allein es war doch nur ein Sieg über die weltliche Macht, die Kirche erkannte allerdings einen päpſtlichen Primat, aber noch nicht unbedingt einen päpſtlichen Dominat an und der frommgläubige Katholik ſah noch keineswegs Kirche und Papſt als identiſch an. Der mächtige Dichter, welcher der Weltanſchauung der mittelalterlichen Kirche den poetiſch-zuſammenfaſſenden Ausdruck verlieh, verweiſt dennoch manchen Träger der dreifachen Krone in die Hölle, mit harten Worten tadelt er ihre Laſter:

„Euch Hirten meinte der Evangeliſt,
Als er das Weib, das auf den Waſſern ſitzet,
Mit Königen auf Erden huren ſah."

und Petrus läßt er ſagen:

„Der auf der Erde meinen Stuhl ſich anmaßt,
Den Stuhl, den Stuhl, der in dem Angeſichte
Des Sohnes Gottes jetzt erledigt iſt,
Verwandelt hat er zu des Bluts und Stankes
Kloake meinen Kirchhof . . . . . .
. . . . . .
Wir wollten nicht . . . . . .
. . . . . daß die mir anvertrauten Schlüſſel
Zum Wappenſchild für eine Fahne würden,
Die zu dem Kampfe mit Getauften führte.
Auch nicht, daß ich das Siegelbild erkaufter
Und lügenhafter Privilegien werde."

So rang noch das Gewiſſen der Kirche gegen die hochgeſtiegene und fortſchreitende Verweltlichung des Papſtthumes, und die Frage, wer der endliche Ueberwinder ſein werde, war jetzt die wichtigſte der Weltgeſchichte, nachdem die Niederlage des Kaiſerthumes entſchieden war.

Je mehr aber ſich der Sieg des Papſtes hervorhebt, um ſo mehr verändert ſich die Stellung der Biſchöfe zu Dienern deſſelben, nicht der Kirche. Damit aber muß denn auch die weltliche Gewalt zu ihnen ſich anders ſtellen. Solange ſie der ganzen Kirche, nicht dem Papſte allein verpflichtet waren, waren ſie in der Feudalordnung werthvolle Gehülfen des Königes, denn ſie konnten nicht nach Erblichkeit ihres Lehens und damit nach Selbſtändigkeit deſſelben gegen den Oberherren ſtreben, ſo waren ſie der Krone die beſten Stützen. Für Diener des Papſtes mußte dieſes ſich in ſein Gegentheil verkehren und von größter Wichtigkeit gerade in Deutſchland werden, wo das Königsthum ſo ſehr der Stützen entbehrte. Zunächſt freilich verſchwand dort das Königsthum auf einige Zeit gänzlich.

Der Hohenſtaufe Konrad kann ſich gegen Wilhelm von Holland nicht halten und zieht ſich in ſein Hauserbe Unteritalien zurück. Aber des Papſtes Gegnerſchaft vermag das verhaßte Geſchlecht hier nicht zu dulden, ſtellt es doch eine beſtändige Bedrohung der weltlichen Herrſchaft des heiligen Stuhles dar, und ſo beginnt jener Kampf des Papſtthumes gegen dieſe wie dann ſpäter gegen jede andere Macht, die ſich anſchickt zu national-italieniſcher Bedeutung heranzuwachſen, ein Kampf, bei welchem Rom in Anbetracht der eigenen Schwäche auf materiellem Gebiete immer die Fremden herbeirufen muß, wie es noch bis in unſere Tage gethan hat, ein Kampf, dem erſt das Jahr 1870 ein Ende machte.

Und auch jetzt ſchon gegen die Hohenſtaufen rief Rom den Fremden zu Hülfe. Konrad ſtarb bald, ſein Bruder **Manfred** ward nach erſten Erfolgen durch den vom Papſte herbeigeholten **Karl von Anjou**, Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, am 26. Februar 1266 bei Benevent entſcheidend geſchlagen und verlor ſelber das Leben. Wie Bouvines der Markſtein iſt für die Erhebung Frankreichs zu ſelbſtändiger europäiſcher Stellung, zu von Allen unabhängiger Bedeutung, ſo **Benevent** der 26. Febr. 1266

Markstein für das neu beginnende und bald mächtig erstarkende Wirken der französischen Macht außerhalb ihrer Landesgrenzen. Französische Waffen und französische Politik ziehen von nun an immer weiter ihre Kreise, werden immer fühlbarer für alle Länder Europas.

Die Herrschaft Karls von Anjou in Unteritalien ward noch durch den Versuch Konradins, des Sohnes Konrads, sein dortiges Erbe wieder-
23. Aug. 1268 zugewinnen, bedroht, allein am 23. August 1268 bei Scurcola geschlagen, ward Konradin in Neapel hingerichtet, das Staufergeschlecht erlosch, die Franzosenherrschaft in Italien war gesichert. Auf dem Schaffote zu Neapel ward allerdings durch die erstarkte Nationalmacht Frankreichs unter dem Beifallsrufen des Papstes der letzte Funken der kaiserlichen Weltherrschaftsansprüche ausgetreten, aber, indem sich eben damit die Franzosen auf des Papstes eigenstem Gebiete, in seinem Vasallenstaate Unteritalien festsetzten, zeigten sie diesem Besieger des Kaisers, daß er mit dem neuerwachsenen Prinzipe der Nationalitäten nun einen neuen Kampf zu beginnen habe. Die deutsche Nationalität freilich verfiel gerade jetzt tiefer innerer Zerrüttung, von allen Seiten greifen die Fremden nach der Königskrone Deutschlands. Wie im Westen Frankreich sich mächtig zu dauernder Zukunft erhebt, so scheint im Osten ein großes Slawenreich mit Böhmen als Kern entstehen zu wollen; Deutschland aber, von dessen Geschicken die des gesammten Abendlandes so lange abhingen, ist zwischen Osten und Westen wie ausgelöscht.

Indessen die vom Osten dem Deutschthum drohende Gefahr sollte schnell wieder überwältigt werden, während allerdings der Westen sein Uebergewicht nicht nur beibehielt, sondern beständig steigerte, und die geschichtliche Zukunft Europas nun auf lange hinaus von dort aus, und nicht zum wenigsten auf Deutschlands Kosten, bestimmt wurde. Nach fast zwanzigjährigem Interregnum ward wieder ein deutscher König erwählt; schon sind es nur noch die sieben Kurfürsten, welche diese Wahl vornehmen, und auf den Thron erhoben sie einen elsässischen Dynasten, Rudolf von Habsburg, der dann mit Ottokar II. von Böhmen um den Besitz des von diesem eroberten südöstlichen Deutschland — Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain — in Kampf geräth und ihn am
26. Aug. 1278 26. August 1278 auf dem Marchfelde bei Wien schlägt, wobei Ottokar

Ottokar II. 1253—26. 8. 1278.

selbst den Tod findet. Die Schlacht macht ein Ende mit dem Gedanken einer slawischen Großmacht als beherrschenden Faktors des europäischen Südostens und gründet dort die habsburgische Hausmacht, welche ihrerseits zu diesem Faktor wird, sich hierbei auf das Deutschthum stützend, eine Stütze, deren sie heute sich zu entledigen, ja, die sie selbst zu zerbrechen geneigt ist.

Mit der Erhebung Rudolfs von Habsburg entstand ein völlig neues Reich, welches, trotz des Festhaltens an allen Aeußerlichkeiten und Formen dennoch ebensowenig eine Fortsetzung des alten Reiches war, wie in unseren Tagen das neue Deutsche Reich der Hohenzollern eine solche des ehemaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Die Verquickung des deutschen Kaiserthumes mit geistlichen Funktionen und Ansprüchen war nach dem unbedingten Siege des Papstthumes sinnlos geworden, das jetzt neuerstandene Kaiserthum war eine rein weltliche Würde gleich dem Königsthume der Franzosen und der Engländer. Auch die Stellung des Kaisers in Deutschland war jetzt in Wahrheit nur die des ersten unter den deutschen Fürsten. Allein die auf Rudolf folgenden Habsburger besaßen nicht den nüchternen verständigen Sinn, der in unseren Tagen den ersten Hohenzollernkaiser so erfolgreich machte in seiner Aufgabe, auf altem Boden ein ganz neues Reich zu errichten, der ihn lehrte, die von Grund aus veränderte Lage als solche zu erkennenn: sie versuchten einerseits immer von Neuem, gestützt auf ihre Hausmacht, die kaiserliche Oberhoheit über Deutschland und seine Fürsten wieder zu einer Wahrheit zu machen, sie überschätzten andererseits das geistliche Element ihrer Würde, was doch jetzt nur noch leerer Prunk war, und dienten ihm als Vorkämpfer der römischen Kirche. Es war ein unklares, unwahres Verhältniß, ein Kleben an den Formeln und Ansprüchen des alten Reiches, während doch ein ganz neues Reich entstanden war, es war ein Flicken des alten Kleides mit neuen Lappen, und es ging denn auch so, wie es das Evangelium sagt, der Lappen riß doch wieder vom Kleide und der Riß ward ärger denn zuvor, das neue Reich ging daran zu Grunde.

Aber das weltgeschichtlich bewegende Moment blieb doch immer die Frage des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, und zwar zwischen der jetzt fest dastehenden Papstkirche und dem entstehenden modernen Staate, und diese Frage, die für das Mittelalter Deutschland ausge-

kämpft und sie zur Niederlage des mittelalterlichen Feudalstaates geführt hatte, ward jetzt von Frankreich durchgefochten und das staatliche Element zum Siege geführt, allerdings unter Verquickung desselben mit hierarchischen Ideen. Philipp der Schöne war es, der mit Bonifaz VIII. zusammenstieß; Letzterer versuchte in schärfster Weise alle Ansprüche der Gregor und Innocenz auch gegen Frankreich durchzusetzen, allein hier hielten, anders als in Deutschland, Adel und Volk in ihrer Gesammtheit zu ihrem Fürsten und verwarfen des Papstes Uebergriffe auf das Gebiet weltlicher Machtäußerungen. Dieses war genügend, um den Sieg auf des französischen Staates Seite bleiben zu lassen, und zwar ward er sogleich ein so entscheidender, daß Bonifaz daran zu Grunde ging und sein zweiter Nachfolger, Clemens V., so völlig sich
1305 unterwerfen mußte, daß selbst der Sitz des Papstthumes nunmehr, 1305, auf sieben Jahrzehnte hinaus nach Frankreich — Avignon — verlegt wurde.

Und wie schon die Geschichte des Frankenreiches, sowie sodann die Ludwigs IX., überhaupt die gesammte Entwickelung Frankreichs gezeigt hatte, daß dieses Land, wenn auch oft scharf gegen Rom auftretend, dennoch schließlich immer sich mit dem heiligen Stuhle zu einigen wußte, um durch dessen Autorität gedeckt politische Vortheile einzuheimsen, so auch jetzt. Der Ritterorden der Templer war an Macht so hoch gestiegen, daß er einen Staat im Staate bildete, er hatte ganz die Stellung, die zu Richelieus Zeiten die Hugenotten einnahmen, und Philipp II. August, war so wenig wie der große Kardinal gewillt, dieses zu dulden. Die nicht unbegründete Anklage auf Ketzerei ward gegen den Orden erhoben und er auf Grund derselben vernichtet. Clemens konnte nicht umhin dem französischen Könige Beihülfe zu gewähren in dieser Sache, wo er der Rechtgläubigkeit zu dienen vorgab, wenngleich ihm die Sicherung und Stärkung seiner innerpolitischen Gewalt vornehmlich am Herzen lag.

So hatte das französische Königsthum, ganz im Gegensatze zum deutschen, in seinen Kämpfen mit dem Papste eine bedeutende Stärkung seiner politischen Stellung gewonnen, und doch stand es schließlich diesem nicht eigentlich feindlich gegenüber. Seine Stellung zur Kirche kenn-

1305—1376 Papstthum in Avignon.

zeichnet Dante am besten, indem er sie vergleicht mit der des Mannes zum Weibe, der es überwältigt und eine auf Furcht gegründete Liebe in ihr erweckt. Mit den universalen Ansprüchen des deutschen Königsthumes hatte das Papstthum Frieden niemals schließen können, die rein nationalen Bestrebungen Frankreichs legten zwar der universalen Herrschaft des Papstes Beschränkungen auf, waren aber doch nicht schlechthin unverträglich mit solchem Anspruche, und da in Bezug auf das Kirchliche Frankreich und seine Herrscher sogar eifrige Förderer desselben waren, so erschien die Festigung ihrer weltlichen Gewalt dem Papste durchaus nicht als etwas unbedingt Bedrohliches, wie Solches der Fall gewesen wäre bei Festigung der Gewalt Deutschlands.

Und wie die französische so erhob sich bald auch die englische Nationalität zu einer das zerrüttete Deutschland überhöhenden Stellung, der Westen Europas überwiegt die Mitte. Aber, indem sie zu starkem, weltgeschichtlich dauerndem und hervorragend einflußreichem Einzelleben sich erhoben, mußten beide Nationen des Westens sich gegenseitig in schwerem Ringen auseinandersetzen und sozusagen die sie zu einem einheitlichen Organismus verbindende Nabelschnur zerreißen, denn Franzosen hatten einst England erobert und dessen jetzigen Feudalstaat gegründet und England andererseits besaß infolgedessen noch jetzt Herrschaftsrechte auf französischem Boden. Ein Jahrhundert des Krieges mußte den Gedanken, der Westen Europas könne eine einheitliche Macht werden, ebenso zerbrechen, wie der Gedanke, ganz Europa könne unter dem Kaiserthume geeint werden, auf Kosten Deutschlands vernichtet worden war.

Frankreich mußte eben jetzt, bald nach der kraftvollen und erfolgreichen Regierung Philipps II., die Erfahrung machen, von wie hohem Werthe ihm die ungestörte Erblichkeit seines Königsthumes gewesen sei, denn 1328 starb die direkte Manneslinie der Capetinger aus und die 1328
Krone ging an die Valois, eine Seitenlinie, über nicht ohne Schwächung ihrer Macht und damit auch zugleich den Vorwand für fremde Ansprüche bietend.

Solche Ansprüche erhob Eduard III. von England. In diesem Lande hatte der Streit, ja zu Zeiten auch der Kampf, um die Rechte der Vasallen gegenüber der Krone fortgedauert und hatte zu einer

immer bestimmter formulirten Anerkennung und erweiterten Fassung dieser Rechte geführt, die Krone jedoch ihrerseits hatte schließlich den geschichtlich gewordenen Zustand so rückhaltlos als geltendes Recht anerkannt, daß sie die Macht ihres ganzen Volkes hinter sich hatte, als
1339 1339 der Krieg mit Frankreich ausbrach.

Dieser ward zunächst für letzteres Land zu schwerster Katastrophe. In zwei Schlachten ward es von den Engländern vernichtend geschlagen,
25. Aug. 1346, 19. Sept. 1356 am 25. August 1346 bei Crecy und am 19. September 1356 bei Maupertuis; in letzterer Schlacht ward König Johann von Frankreich gefangen und das durch die siegreichen Waffen Englands schwer zerrüttete Land verlor nun allen Halt, der Bauernaufstand der Jacquerie brach aus, schließlich mußte Frankreich sich als wehrlos bekennen und im Frieden von Bretigny, 8. Mai 1360, den Bedingungen des Siegers sich fügen, eine ungeheure Kriegsentschädigung zahlen und das ganze südwestliche Frankreich bis nördlich an die Loire Eduard III. nicht als Lehen, sondern als souveränen, freien Besitz abtreten.

In Deutschland hatte natürlich die früher unter weit günstigeren Umständen gescheiterte Erblichkeit der Krone jetzt nicht mehr Wurzel fassen können. Auf Rudolf folgt ein unbedeutender Dynast, Adolf von Nassau, der allerdings dann gegen Rudolfs Sohn, Albrecht, Herzog von Oesterreich, in der Schlacht fällt und dieser wird nun zum Könige erwählt. Vielleicht hätte jetzt, auf die habsburgische Hausmacht gestützt, das deutsche Königsthum noch einmal die Möglichkeit gewonnen, des Landes Kräfte zu staatlicher Macht zusammenzufassen, aber schon 1308 ward Albrecht durch seinen Neffen Johann ermordet und nun trugen die Fürsten Sorge, die Krone nicht in der Familie Habsburg zu belassen, sondern verliehen sie einem wenig mächtigen Herren, Heinrich, Grafen von Luxemburg, welcher sehr vergeblich den Versuch macht, durch einen Römerzug das ehemalige Kaiserthum wieder aufzurichten, damit aber nur vor aller Welt Augen klar legt, wie völlig vergangen und abgethan diese Zeit ist.

Praktisch wirksamer war es, daß er seinem Sohne Böhmen zu verschaffen wußte, dieses war wenigstens reale Macht, und für Deutschlands Zukunft mußte überhaupt das Schicksal Böhmens von großem

1339—1453 Hundertjähriger Krieg zwischen England und Frankreich.

Einflusse werden. Es ist ein geographisches Verhängniß, daß bis tief in Deutschlands Mitte hinein ein Land reicht, welches dennoch durch Bergzüge nach drei Seiten gegen dasselbe abgeschlossen ist und nach der vierten, offenen Seite hinausgeht auf die Länder der unteren Donau, also in einer Richtung, die abführt von Deutschland, die hinführt zu jenen Stämmen im Gebiete des Schwarzen Meeres, denen man die treffende Bezeichnung der subgermanischen Völker gegeben hat, von deutscher Kultur abhängig, an ihr sich heraufrankend, ihre Höhe doch nicht erreichend. So war denn Böhmen dem tschechischen Stamme anheimgefallen, dieser aber in nahe Berührung mit dem Deutschthume getreten. Gelang es nun, ihn demselben völlig zu gewinnen, ihn mit demselben zu verschmelzen — und eine deutsche Dynastie vermochte das wohl zu vollbringen, mußte wenigstens diesen Ehrgeiz haben —, so ward ein mächtiger Faktor für Deutschlands Einigung gewonnen, während, wenn Böhmen ein fremdes Element blieb, hier immer eine klaffende, bis fast in das Herz Deutschlands reichende Lücke blieb. Wir wissen, daß dieses Letztere der Verlauf der Geschichte gewesen ist, eine geschichtliche Nothwendigkeit aber war es nicht und nicht ohne Deutschlands Verschulden ist es dahin gekommen. Das Ergebniß aber, daß heute ein fanatischer, regsamer und begabter Slawenstamm dort sitzt und neuerdings durch kurzsichtige österreichische Politik ihm die Reste des dortigen Deutschthumes ausgeliefert werden, dieses Ergebniß kann einstmals noch Deutschland schwere Stunden bereiten, wenn die Zeit des Kampfes gegen den großslawischen Gedanken gekommen sein wird.

Als auch Heinrich VII. nach wenigen Jahren gestorben war, da vermochte es Deutschland nicht einmal mehr zu einheitlicher Königswahl zu gelangen, die Zeiten wie vor dem Interregnum kehrten wieder. Gegen den Wittelsbacher Ludwig den Baiern stand der Habsburger Friedrich der Schöne, Sohn Albrechts, und erst nach mehreren Jahren überwog endgültig der Erstere durch den Sieg bei Mühldorf am 28. September 1322. Aber nun fiel ihm auch sogleich die Aufgabe zu sich mit dem Papstthume auseinanderzusetzen, denn dieses, in Avignon gänzlich im Schlepptau französischer Politik, trat jetzt nicht mehr bloß gegen den römischen Kaiser auf — der war ja schon lange nicht mehr vorhanden, trotzdem auch Ludwig einen natürlich ergebnißlosen Römerzug that , sondern auch gegen den deutschen König. Sowohl

für das eigentliche Frankreich wie für die französische von Karl von Anjou gegründete Herrschaft in Neapel — Sicilien war 1282 durch die sicilianische Vesper losgelöst worden — war jedes Erstarken der deutschen Königswürde bedrohlich und der zum französischen Klienten gewordene Papst mußte daher gegen Ludwig auftreten.

Indessen die deutschen Fürsten, die gegen Rom so manches Mal allzu fügsam gewesen waren, erhoben sich denn doch gegen Avignon; der Kurverein zu Rhense erklärt am 16. Juli 1338, daß hinfort jeder rechtmäßig erwählte deutsche König auch ohne Weiteres die kaiserlichen Regierungsrechte besitzen und ausüben solle. Eine Handlung wie diese, zu den Zeiten der Sachsen oder Staufer vorgenommen, hätte die Weltstellung der Herrscher Deutschlands auf immer sichern können, aber der mangelnde politische Instinkt, die staatliche Indisziplin der Deutschen, Eigenschaften, die auch schon Griechenlands und Israels staatlichen Untergang verschuldet hatten und in neuester Zeit Polen zu Grunde gerichtet haben, sie hatten es nie dazu kommen lassen.

Daß aber Deutschland nicht so völlig und auf immer zerfallen und untergegangen ist, wie die eben genannten Völker, das verdankt es dem Umstande, daß solche rettende politische That, solche politische Selbstbesinnung, wenn auch spät, sehr spät, aber doch immer noch in letzter Stunde in der deutschen Geschichte eingetreten ist und das Aeußerste abwendete. Aber freilich ging es dann auch immer wie mit den sibyllinischen Büchern, der Preis, für den früher das größte Ergebniß zu haben gewesen wäre, genügte jetzt nur noch, um das Letzte zu retten. Eine Mahnung ist es uns dem Vaterlande die nöthigen Opfer zu rechter Zeit ohne Zögern darzubringen. Wir stehen gerade in der Zeit, wo dem Reiche von den Parteien und den Einzelstaaten die Mittel verweigert werden sich finanziell auf die eigenen Füße zu stellen; bewilligt werden diese Mittel schließlich einmal doch werden müssen, aber was sie jetzt wirken können, das werden sie schon ein Vierteljahrhundert später vielleicht nicht mehr leisten, werden dann vielleicht nur noch drohender Noth und Bedrängniß steuern, nicht mehr kraftvollen Erfolg geben können.

Die Gunst der Umstände, welche der Beschluß zu Rhense Ludwig gewährten, ward von ihm nicht ausgenutzt, denn eben in der Seele dieses Wittelsbachers fand das Papstthum, sogar dieses, einen Bundes-

genossen, und so wandten sich schließlich die Deutschen von ihm ab und erwählten noch bei seinen Lebzeiten den Luxemburger Karl, Sohn und Erbe des auf französischer Seite bei Crecy gefallenen Königes von Böhmen Johann. Wie wichtig ein endgültiges Verschmelzen Böhmens mit Deutschland für dieses hätte werden müssen, sahen wir schon, und so muß man sagen, daß diese Wahl des politisch gesunden Instinktes nicht entbehrte. Auch der Mann, den die Wahl traf, war einer großen Aufgabe wohl gewachsen; ein gewandter Diplomat, fähig die schwierigsten und verwickeltsten Verhältnisse zu überschauen und zu leiten. Aber hatten die früheren Kaiser nur gar zu oft den Blick zu sehr in die universale Weite gerichtet, der heimischen Wurzeln ihrer Kraft zu wenig gedacht, so war Karl IV. im Gegentheile zu sehr bedacht auf Mehrung und Stärkung seiner Hausmacht, die er als den alleinigen Endzweck seines Handelns ansah; somit konnte weder sein Wirken noch auch die Verbindung mit Böhmen Deutschland schließlich zu Gute kommen. Damit aber wurden dann auch die übrigen Fürsten auf Stärkung ihrer Hausmacht und auf möglichste Gewinnung der Unabhängigkeit vom Reiche verwiesen und in dem neuen Europa, welches auf der Grundlage nationaler Staaten sich bildete, entstand nur ein Konglomerat deutscher Staatsbildungen, kein deutscher Staat, damit aber war den großen Nationalstaaten auf lange hinaus das entscheidende Uebergewicht über Deutschland gegeben. Wie mächtige festzusammengeballte Sonnen standen sie neben dem Nebelhaufen Deutschland, dessen unzureichende Zentripetalkraft keine neue nationale Welt entstehen ließ.

Zwar ein äußeres Zeichen der Zusammengehörigkeit gab Karls Regierung noch dem Lande, die am 25. Dezember 1356 verkündete 25. Dez 1356
Goldene Bulle, welche die Königswahl regelte; indessen sie war eben nicht mehr als ein formales Zeichen, daß diese Stämme eigentlich sein sollten, was sie nicht waren, ein einheitliches Reich. Unter Karls Sohn und Nachfolger Wenzel verfielen im Gegentheile Ansehen, Macht und Einheit des Reiches immer mehr, da Wenzel sie aufrecht zu erhalten weder gewillt noch fähig war. Und während so Europas Mitte staatlich versank, erhoben sich die Länder ringsum. Von dem Westen sprachen wir schon, aber auch im Norden und Osten regten und stärkten sich die staatlichen Gebilde.

Nachdem das polnische Fürstengeschlecht der Piasten ausgestorben war, vereinigten sich 1386 Litthauen und Polen unter dem Litthauerfürsten Jagello, dem Gemahle der letzten Piastentochter. Polen mochte jetzt die slawische Großmacht des Ostens werden, zu welcher erst Böhmen bestimmt zu sein schien. Nur noch der auch gerade in dieser Zeit zur Höhe seiner Macht aufgestiegene Deutsche Ritterorden stand der Erlangung einer solchen Stellung entgegen.

20. Juli 1397 Am 20. Juli 1397 vereinigten sich in der Union zu Calmar Dänemark, Schweden und Norwegen zu einer Personalunion, einer Ostseemacht, welche allerdings ebenfalls noch ein deutsches Gegengewicht besaß in der Hansa, dem Bunde aller bedeutenden Städte Norddeutschlands, der sich aus dem 1241 zwischen Hamburg und Lübeck abgeschlossenen Vertrage entwickelt hatte. Hätte nun eins dieser deutschen Gebilde dauernde staatliche Konsistenz gewonnen, so wäre ihm voraussichtlich ein bedeutender Theil Nord- beziehungsweise Ostdeutschlands zugefallen, dann aber Gesammtdeutschland um ebensoviel geschwächt worden, ja überhaupt die spätere Wiederaufrichtung eines gesammtdeutschen Nationalstaates unmöglich geworden. Daß daher Hansa und Deutscher Orden schließlich zerfallen sind, ist für Deutschlands weltgeschichtliche Zukunft nicht minder werthvoll geworden, als daß Polen nicht auf die Dauer zu starker Staatsgewalt gelangte. Wohl aber begann auch gerade jetzt im Flußgebiete der unteren Donau eine starke, geschlossene, dauernde Staatsmacht sich zu entwickeln, die Hausmacht der Habsburger und diese hat denn auch thatsächlich bewirkt, daß die hier liegenden Gebiete von der weltgeschichtlichen Zukunft Deutschlands getrennt wurden. Nur weil die Habsburger noch auf so lange hinaus Deutschlands Krone trugen, ward dieses politisch zunächst lange noch nicht fühlbar.

Im Westen war der Kampf zwischen Frankreich und England, die große Auseinandersetzung der beiden Nationalitäten über die ihnen von der Natur verliehenen Gebiete, wiederum ausgebrochen. Es wäre ja eine nationale Abdankung Frankreichs gewesen England im Besitze der ihm im Frieden von Bretigny zugesprochenen Gebiete zu belassen, so ergriff denn Karl V. die erste sich bietende Gelegenheit zur Erneuerung des Krieges und jetzt wandte sich ihm das Kriegsglück zu, so daß schließlich den Engländern nur noch Calais und Bordeaux verblieben,

Ersteres allerdings eine Ausfallpforte, die für Frankreich eine beständige Bedrohung war, wie es zu unseren Zeiten das französische Straßburg für Deutschland gewesen ist.

Da England auf diesen drohenden Druck nicht verzichten wollte, Frankreich ihn nicht auf die Dauer ruhig hinnehmen konnte, so kam es zu keinem Friedensschlusse, doch ruhten die Waffen, denn England hatte jetzt seinerseits mit inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, wie einst Frankreich, als die Capetinger ausstarben und die Valois auf den Thron kamen. Auch in England kam die Krone an eine Seitenlinie, die der Lancaster, deren erster Herrscher Heinrich IV. den letzten direkten Plantagenet Richard II. verdrängt. Da solche Usurpationen immer an gesetzlich bestehenden und allgemein anerkannten Gewalten Anlehnung suchen behufs Legitimirung ihres Ursprunges, so gewann in dieser Zeit das Parlament erhöhte Bedeutung und größeren Antheil an der Ausübung der Souveränität. Auch hier also ist es ein Zeitalter der nationalen Entwickelung der Einzelstaaten; Frankreich durch seine Kriegserfolge stellt sich national mächtig und unabhängig her und zwar immer unter der Leitung seines Königsthumes, England wird abermals verwiesen auf die Grundlagen seiner politischen Zukunft, die aristokratische Oligarchie.

Dieses 14. und 15. Jahrhundert sind kaum recht in dem Rahmen weltgeschichtlicher Darstellung unterzubringen, denn die nationale Einzelgeschichte ist es eben, welche hier überall den Inhalt ausmacht, und deren Gesammtheit bildet das Entstehen des neuen Europa, welches in diesem Zeitraume den Inhalt der Weltgeschichte ausmacht. Das gewaltige Ueberwiegen der nationalen Instinkte ist merkwürdig zu sehen. Noch soeben beruhte die ganze Weltgeschichte auf dem Widerstreite universaler Gedanken, des kaiserlichen und des päpstlichen, und jetzt, wo der erstere durch den letzteren besiegt ist, verschwindet der siegreich groß dastehende letztere Gedanke wie mit einem Male vor den nationalen Potenzen; das aber ist immer das Zeichen, daß etwas weltgeschichtlich Neues geboren worden ist, wenn das unbestritten siegreiche Alte plötzlich, wie gelähmt, widerstandsunfähig wird. Denn allerdings die Papstkirche konnte des errungenen Sieges nicht froh werden. Sie war es gewesen, die in wilden Zeiten den Menschen das höhere geistige Element, den Hinweis auf etwas über das materielle Dasein Hinausreichendes ge-

geben hatte, ohne welches das Leben undenkbar wird, aber auch den Massen aus reichen Mitteln vielfache materielle Unterstützung bot; ihre Heilung der sozialen Mängel war etwa das, was wir heute Staatssozialismus nennen. Jetzt aber hatten sich die Dinge beinahe in ihr Gegentheil verkehrt, die Kirche war zur kapitalistischen Ausbeuterin der Massen geworden, immer neuer Geldmittel bedurfte sie zur Erhaltung des päpstlichen Hofstaates und der Hierarchie, zur Betreibung sehr weltlicher Politik. Und nun erwies sich auch der Inhalt ihrer Lehre als unzureichend, um fernerhin die geistigen Bedürfnisse der Massen voll zu befriedigen.

Schon vielfach hatten Sekten, wie die oben erwähnten Albigenser, sich erhoben, doch weniger gegen das Dogma als gegen das verweltlichte Treiben der Geistlichkeit, jetzt begannen die Gedanken Einzelner auch an den dogmatischen Grundlagen, auf welchen der Stuhl Petri stand, zu rütteln, insbesonders hervorragende Wirksamkeit in dieser Richtung entwickelte in England Wiclif. Gerade jetzt verlor noch dazu das Papstthum das Moment, welches für seine universalen Ansprüche unbedingt die Vorbedingung bildete, seine Verkörperung durch eine allgemein anerkannte Persönlichkeit. Gregor XI. hatte den Sitz der Kurie 1376 wieder nach Rom zurückverlegt, nur so konnte das Papstthum hoffen aus einer Lage herauszukommen, die es zu den französischen Königen etwa so stellte, wie jetzt ein russischer Metropolit zum Zaren steht, nur so konnte es wieder ein allen Völkern Gemeinsames werden. Allein nach seinem 1378 erfolgten Tode fand eine Doppelwahl statt. Während Urban VI. den Stuhl zu Rom bestieg, fand sich eine Partei zusammen, die wenig später einen Franzosen als Clemens VII. erwählte und dieser verlegte seinen Sitz wieder nach Avignon.

So verfiel das Papstthum dem Geschicke, welches es unlängst selbst dem Kaiserthume bereitet hatte, Erschütterung seiner Legitimität durch Gegenpäpste, ein Schisma in der Kirche, wie hundert Jahre früher ein Interregnum im weltlichen Machtgebiete. Damals hatten dann Deutschlands Kurfürsten schließlich ein Ende zu machen versucht, aber das ehemalige kaiserliche Ansehen und Gewalt hatten sie nicht wieder herstellen können, die nationalen Mächte der neuen europäischen Staaten hatten

Wiclif 1330—31. 12. 1384.

sich schon unabhängig konstituirt. Nicht unmöglich wäre jetzt eine solche Lösung auch auf kirchlichem Gebiete gewesen, das Entstehen unabhängiger Nationalkirchen, welche die Einheit des abendländischen Christenthumes deshalb noch nicht hätten aufgeben, sie vielmehr durch große regelmäßige Kirchenversammlungen hätten erhalten können.

Indessen nun zeigte sich doch, daß die Siege eines Gregors VII., eines Innocenz III. nicht vergeblich gewesen waren, zu tief hatte das papale System der Universalkirche sich den Gemüthern der Menschen eingeprägt, als daß es jetzt durch das episkopale System selbständiger Nationalkirchen hätte verdrängt werden können. So richtete sich das Bestreben der europäischen Menschheit einerseits zwar auf Reform der Universalkirche, andererseits aber auch auf Wiederherstellung ihrer einheitlichen Spitze, auf Beendigung des Schismas. Ward aber die Reform in Angriff genommen, während das Papstthum noch zwiespältig war, so mußte sie dann stattfinden durch ein allgemeines Konzil, den einzigen Faktor, der dann noch die hierzu nöthige Autorität besaß und die Einheit der abendländischen Christenheit sicherstellte. Reformirte jedoch ein Konzil die Kirche und gab ihr dann erst wieder die einheitliche päpstliche Spitze, so wäre das doch eine Abdankung des Papstthumes gewesen, die Reform wäre des Papstes ungefragt gemacht und ihm dann ihre bedingungslose Annahme auferlegt worden. Er stand dann da wie Ludwig XVI., der das von der Constituante ohne seine Mitwirkung geschaffene Werk willenlos annehmen mußte.

Wie aber, wenn man umgekehrt erst die Einheit des Papstthumes wiederherstellte und dann der allgemein anerkannte Papst die Reform der Kirche durchführte? Dieser Weg stand theoretisch ohne Anstoß offen und auch praktisch war er gangbar, wenn die eine schwere Bedingung sich erfüllte, die Erscheinung eines Papstes, der fähig und gewillt war die Reform an Haupt und Gliedern durchzusetzen Man kann nicht sagen, daß eine solche großartige geschichtliche Persönlichkeit auf dem Stuhle Petri unmöglich gewesen wäre, das aber wird man sagen müssen, daß auch deren Wirken schließlich zu einer Auflösung des eigentlichen Papstthumes hätte führen müssen. Je ernstlicher und gewissenhafter ein solcher Papst seine Aufgabe angegriffen hätte, um so eher und deutlicher mußte zu Tage kommen, daß eben doch das Papstthum der Gregor und Innocenz mit Christi Lehre nicht vereinbar sei. Aber eine

solche Persönlichkeit, die dann einen Luther unnöthig gemacht hätte, sollte schließlich nicht kommen, vielmehr das weltlich-politische Herrschaftsmoment bei dem Papstthume so das Uebergewicht gewinnen, daß es ihm gelang die Konzilien, welche den ersteren der bezeichneten Wege, zuerst Reform, dann Lösung der Papstfrage, gehen wollten, mit überlegener Politik auf den zweiten zu zwingen, dann aber jede Reform abzuweisen.

Das erste dieser Konzilien, das zu Pisa, brachte es zu nichts Anderem, als zu den zwei vorhandenen Päpsten, Gregor XII. und Benedikt XIII., noch einen dritten, Alexander V., hinzuzufügen, auf welchen nach seinem baldigen Tode Johann XXIII. folgte. Die weltlichen Mächte waren auch alle durch ihre inneren Zustände ernstlich in Anspruch genommen, keine Krone in der Lage einen entscheidenden Druck auf die kirchliche Frage auszuüben. Karl VI. von Frankreich war in unheilbaren Wahnsinn verfallen, Heinrich IV. von England hatte reichlich damit zu thun sich auf dem durch Verdrängung seines Vorgängers erworbenen Throne zu erhalten, und in Deutschland war Wenzels Mißregierung zwar durch dessen Absetzung ein Ende gemacht worden, sein Nachfolger Ruprecht von der Pfalz war aber fast machtlos.

Nach dessen Tode, 1410, ward dann Wenzels Bruder **Siegmund**, durch Heirath König von Ungarn, erwählt. Ihm gelang es immerhin eine gewisse Autorität in ganz Deutschland zu gewinnen und gesteigert konnte diese nur werden dadurch, daß es hauptsächlich sein Bemühen war, welches ein neues, höchst glänzendes und allgemein beschicktes **Konzil in Konstanz** zusammentreten ließ. Dieses zwang zunächst die drei vorhandenen Päpste zum Verzichte, wollte dann aber die Kirchenreform durchführen, ehe der neue Papst gewählt werde. Eine besondere Schwierigkeit und Verwickelung entstand für den Reformplan durch die böhmische Ketzerei, zu der das Konzil nothwendig Stellung nehmen und seine Entscheidung als endgültige geben mußte.

Bis nach Böhmen waren die Lehren Wiclifs vorgedrungen und hatten dort an **Huß** einen eifrigen und überzeugten Verfechter, durch ihn aber viele Anhänger und weite Verbreitung gefunden. Nun also ward Huß vor das Konzil geladen, welches ja eben zur Beseitigung jeder Kirchenspaltung berufen war. Aber nicht reformatorisch, wie es

25. 3. 1409—7. 8. 1409 Konzil zu Pisa. 5. 11. 1414—22. 4. 1418 Konzil zu Konstanz.

doch sein wollte, erwies es sich, als es unbedingten Widerruf der allgemein als ketzerisch anerkannten wiclifitischen Lehre verlangte und auf dessen Verweigerung am 6. Juli 1415 mit dem Scheiterhaufen antwortete. Der die Kirche als Statthalter Christi beherrschende Papst hätte so handeln dürfen, das Reformkonzil grub sich damit selbst seinen Rechtsboden ab. Und so verlief denn die Reformbewegung auch gänzlich im Sande, man einigte sich über einige Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten, an die dogmatischen Grundlagen der Uebelstände wagte man gar nicht zu tasten, und als man dann 1417 Martin V. zum Papst erwählt hatte, wußte dieser auch noch das wenige Erreichte abzuschwächen und zu umgehen, Papst und Kirche standen gegenseitig wieder in alter Stellung da. Allein auch das Negative, das Scheitern des Unternommenen kann weltgeschichtlich sein, und das ist das Konzil von Konstanz gewesen. 6. Juli 1415

Und noch ein Vorkommniß daselbst hat sich, freilich viel später erst, als weltgeschichtlich erwiesen, nämlich die am 30. April 1415 in Konstanz vorgenommene feierliche Belehnung des Burggrafen Friedrichs VI. von Nürnberg mit der Mark Brandenburg und damit der Kurwürde. Mit diesem neuen Fürstengeschlechte ward zukunftsreiche Kraft dem deutschen Norden zugeführt in einem Augenblicke, wo das Deutschthum daselbst einen schweren Schlag erlitten hatte, dessen auf lange nachwirkende Folgen schließlich durch eben dieses selbe Geschlecht der Hohenzollern wieder gut gemacht werden sollten. Der Deutsche Orden hatte im Vollgefühle seiner Kraft in Preußen die unbedingte Herrenstellung des Eroberers bewahrt, die Eingeborenen zu germanisiren unterlassen, um sie desto sicherer in Unterthänigkeit und schlechterem Rechte erhalten zu können, ebenso wie die deutschen Barone in Kurland, Livland, Esthland verfahren sind, die dann in unserem Jahrhunderte haben sehen müssen, daß eine stärkere Staatsgewalt, welche über sie gekommen ist, sie jetzt der Ausbreitung der eigenen Nationalität zu opfern gedenkt, was nicht gelingen könnte, wenn die breite Masse einer seit lange germanisirten Bevölkerung ihnen Rückhalt gewährte. Der Eroberer muß entweder, wie die Normannen es thaten, in der eroberten Nation aufgehen, oder diese zu sich heranziehen und hinaufheben, sonst bleibt

er wurzellos wie die Ostgothen Theoderichs in Italien, nur auf seine kriegerische Ueberlegenheit angewiesen, die nie und nirgends ununterbrochen in voller Anspannung verbleiben kann und daher immer einmal vor einem augenblicklich Stärkeren erliegt und dann gleich auf immer zusammenbricht, da sie eben keine Wurzeln im Lande hat.

So ging es auch dem Deutschen Orden, der übrigens auch die Kolonisten deutschen Stammes zu wenig an seinen Herrenrechten theilnehmen ließ, so daß sie nicht nur kein Interesse an dem Fortbestehen dieser Herrschaft hatten, sondern sogar deren Sturz als vortheilhaft ansahen. Ein Nationalgefühl von solcher Stärke, daß es diesen Erwägungen hätte das Gleichgewicht halten können, ist leider dem Deutschen nicht eigen. Da das Gebiet des Ordens Polen von der Ostsee abschnitt, so mußte dieses gegen ihn eine Entscheidung suchen, wenn es auf eine einigermaßen größere staatliche Zukunft Anspruch machte, und diesen Anspruch erhob es jetzt gekräftigt durch seine Vereinigung mit Litthauen. Diese Entscheidung fiel am 15. Juni 1410 bei Tannenberg und sie war gegen den Orden. Von nun an beginnt die Polenherrschaft an der Weichsel, die erste Einbuße des Deutschthumes, dem dann bald auch solche an der entgegengesetzten Grenze folgen sollten, Nachwirkungen der Vernichtung der deutschen Monarchie und damit der staatlichen Kraft Deutschlands.

Größer noch für den Augenblick war die Gefahr, welche Deutschland von Böhmen drohte. Dort hatte der Tod des Huß gezündet und seine Landsleute griffen zu den Waffen, um den Besitz seiner Lehre zu vertheidigen. Jahrelang zog der Kampf sich hin, in welchem der nationale und religiöse Fanatismus der Hussiten gegen die ohne Einheitlichkeit geleiteten Kräfte des damals politisch so sehr zerrütteten Reiches, der tschechische Bauer gegen den deutschen Ritter die Oberhand gewann und wiederholt Mähren, Oesterreich, Schlesien, Sachsen mit Feuer und Schwert heimsuchte, ja bis nach Franken hinein vordrang. Besiegt wurden sie denn auch überhaupt nicht, sondern die Sache mit ihnen unter Anerkennung der Mehrzahl ihrer religiösen Forderungen beigelegt.

1431 Dieses geschah auf dem Konzile zu Basel, welches 1431 zusammengetreten war, abermals um die Kirchenreform durchzuführen. Doch

sobald man diese Arbeit ernstlich in Angriff nahm, erwies sich schnell, wie mit jedem Schritte, den man vorwärts that, die Schwierigkeiten sich immer höher häuften, und nicht lange, so stand das Konzil wieder in offener Gegnerschaft zu dem Papste Eugen IV., ja schuf sogar abermals ein Schisma durch Ernennung eines Gegenpapstes Felix V. Eine starke Reichsgewalt hätte hier den unbedingten Ausschlag geben können, eine solche jedoch bestand nicht, indessen auch die bestehende, so schwach sie war, konnte unter solchen Umständen zum Zünglein an der Waage werden, und thatsächlich wurde sie es, aber zum Nutzen Roms, zum Schaden des ihr anvertrauten Reiches.

Auf Siegmund war nach seinem 1437 erfolgten Tode sein Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich gefolgt und mit ihm trat das Haus Habsburg den von nun an bis zu seinem Aussterben ununterbrochenen Besitz der deutschen Krone an. Allein nur als Mittel ward dieser Besitz angesehen, um Hausmacht und Hauspolitik zu fördern, ein Oesterreich ward geschaffen, welches für Europas Schutz und die Ausdehnung seiner Kultur gegen die Länder des Schwarzen Meeres hin als hochbedeutsam sich erwies, jedoch durchaus auf Kosten Deutschlands, und so erlitt schließlich auch an dieser Grenze Deutschland schwere Einbuße, weil seine nationale Monarchie unter Roms Streichen dahingesunken war.

Albrecht hat eigentlich die Regierung nie angetreten, er starb schon ein Jahr nach seiner Wahl und die Krone kam an seinen Vetter Friedrich. Dieser nun einigte sich sofort mit Papst Eugen IV., dem damit das Uebergewicht über das Konzil zufiel, denn wo hätte dieses einen genügenden materiellen Rückhalt zur Durchführung einer Reform finden können, wenn der Träger der Reichsgewalt selbst auf Seite des Papstes trat, er, der gerade politisch unberechenbar gewinnen konnte, wenn es gelang die Papstgewalt zu schwächen, die ihrerseits bisher immer die Reichsgewalt geschwächt hatte. Aber der damals herrschende Habsburger dachte nicht an das Reich, sondern an seinen Hausbesitz. Indem jedoch so die Reform in zwölfter Stunde wiederum abgewiesen ward, gab man die kirchliche und staatliche Zukunft der Möglichkeit der Revolution preis.

Das Reich schien jetzt auch wirklich der Auflösung zu verfallen, jeder Fürst und kleine Dynast griff zu, nahm, was er konnte, schlug sich

23. 7. 1431—25. 4. 1448 Konzil zu Basel.

gegen die Anderen und kümmerte sich nicht im mindesten um Kaiser und Reich. Sehr anders verlief damals das Geschick der westlichen Mächte, Frankreich und England. In letzterem Lande war auf Heinrich IV. dessen Sohn, der durch Shakespeares Genius unsterblich gewordene fünfte Heinrich gefolgt, und der 26jährige Jüngling beschloß, voller Thatendurst, die Eroberungspolitik der Zeiten Eduards III. gegen Frankreich wieder aufzunehmen. Dieses Land war gerade zu der Zeit, unter seinem geisteskranken Herrscher Karl VI. von mancherlei inneren Unruhen zerrissen, wenig widerstandsfähig und am 25. Oktober 1415 errang Heinrich den glänzenden Sieg von Azincourt, in dessen Folge er dann mit dem unzurechnungsfähigen Könige einen Vertrag abschloß, welcher ihn zum Erben Frankreichs machte. Beweist sich nicht hier wiederum die Wahrheit des Wortes, daß ein guter Vers ewig bleibt, während Reiche vergehen, denn was würden wir wissen von Heinrich V. trotz des glänzenden Sieges von Azincourt, wenn nicht William Shakespeare ihn eines seiner Gedichte würdig erachtet hätte; was geht uns Deutsche Azincourt an, aber die Gestalten Falstaffs und des Prinzen Heinz sowohl wie das prachtvolle:

„O, eine Feuermuse, die hinan
Den hellsten Himmel der Erfindung stiege!
Ein Reich zur Bühne, Prinzen drauf zu spielen,
Monarchen, um der Scene Pomp zu schaun!
. . . . . .
. . . . . Diese Hahnengrube
Faßt sie die Ebnen Frankreichs? stopft man wohl
In dieses O von Holz die Helme nur,
Wovor bei Agincourt die Luft erbebt?" u. s. w.

werden ewig leben, und ungebildet ist der germanische Mensch, der sie nicht kennt.

Allein schon 1422 starb Heinrich unvermuthet, in demselben Jahre wie auch Karl VI., und nun ward dem Vertrage gemäß von den Engländern und ihren französischen Parteigenossen Heinrichs unmündiger Sohn Heinrich VI. als König ausgerufen, während dem nationalen Selbstbestimmungsrechte gemäß ein großer Theil des französischen Volkes das Königsrecht Karls VII., Sohnes Karls VI., anerkannte. Das Uebergewicht der englischen Waffen ward zuerst 1429 gebrochen durch die Erscheinung der gottbegeisterten Streiterin für Frankreichs nationales Königsthum, Jeanne Darc. Ihr Auftreten reicht freilich

nicht hin, um das ſo zerriſſene, an Macht und Entſchlußkraft geſchwächte Volk zu einem allgemeinen Befreiungskampfe aufzureißen, vielmehr erlag ſie ſchließlich ſelbſt dem Feinde und ward von ihm als Zauberin und Abtrünnige zu Rouen am 30. Mai 1431 verbrannt, indeſſen die Wirkung ſolcher geſchichtlichen Erſcheinungen iſt eine lang nachhaltige, wir ſehen nur des Genius Thaten, aber wie in tauſend Verzweigungen dieſe überall belebend, befruchtend, umgeſtaltend wirken, ſelbſt da, wo vielleicht nicht einmal ſein Name bekannt wurde, das bleibt im letzten Grunde ebenſo ein Geheimniß wie trotz aller phyſiologiſchen und biologiſchen Kenntniſſe der Vorgang der Zeugung. Die Jungfrau von Orléans iſt das Bild des endlichen Sieges vollbegeiſterter Hingebung an das Ideal über allen materiellen Widerſtand, wenn auch die Perſon, welche Träger und hellſter Ausdruck dieſes idealen Strebens iſt, ſelbſt untergeht

So trat denn nunmehr bald ein Zeitraum beſtändigen Rückganges der engliſchen, beſtändigen Umſichgreifens der franzöſiſchen Macht ein, weder beſonders große Schläge, noch beſonders hervorragende Perſönlichkeiten kennzeichnen ihn, aber von ungeheurer Bedeutung iſt ſein Ergebniß; 1453 iſt ganz Frankreich unter die Herrſchaft des franzöſiſchen Königes zurückgekehrt, nur noch von den Wällen von Calais weht das Banner Englands, welches damit allerdings einen gefährlichen Brückenkopf für erneute Ausfälle auf das Feſtland ſich bewahrt. 1453

In dieſem 15. Jahrhunderte ſcheint es faſt, als ginge die Einheit der europäiſchen Welt, des chriſtlichen Abendlandes völlig in die Brüche, es zerreißt ſich dieſelbe ganz in einzelne nationale Beſtrebungen. Und Deutſchland iſt in dieſer Zeit Europas Abbild im Kleinen, ſeine Einheit löſt ſich gänzlich auf, ſeine Fürſtenthümer werden immer ſelbſtändiger, entſprechend der Auflöſung der europäiſchen Einheit durch Selbſtändigwerden der nationalen Staaten. Und wie in Deutſchland ſich jetzt bald heftiger Kampf und Widerſtreit der Fürſtenthümer erhebt, ſo in Europa das Ringen und Kämpfen zwiſchen den Nationalſtaaten. Nichtsdeſtoweniger iſt Deutſchland eine Einheit geblieben, kenntlich unterſchieden von allem Nichtdeutſchen, und ſpäter, zu unſerer Zeit, hat es dafür auch wieder den ſtaatlichen Ausdruck in föderativen Formen gefunden; ſo iſt

Jeanne Darc 1412—30. 5. 1431.

auch Europa eine Einheit geblieben und wird gewiß auch einst dafür eine äußere politische Form finden, voraussichtlich auch eine föderative als Vereinigte Staaten Europas.

Und gerade damals, wo so sehr die Elemente der politischen Trennung die Oberhand gewinnen, sehen wir in Europa ein Element erscheinen, welches auf kulturellem Gebiete die Einheit aufrecht erhält und kräftigt, es ist das die Renaissance, die Wiedergeburt des europäischen Geistes durch Aneignung des geistigen Besitzes des Alterthumes. Scharf zeichnet die Ausdehnung dieser Bewegung die Grenzen vor für das, was in Zukunft Europa angehören wird. Die Ostslawen, welche davon unberührt blieben, Polen und Russen, schieden sich damit ab von Europa; die Ersteren sind dann zum Theil durch Unterordnung unter deutsche Mächte wieder in den Umkreis Europas hineingezogen worden und das gleiche Geschick ward den subgermanischen Völkern des europäischen Südostens zu Theil, Rußland aber blieb für sich, eine außereuropäische, ja manchmal eine anti-europäische Welt.

Noch eine für die europäische Zukunft folgenreiche Thatsache gehört dieser Zeit der Zersetzungen und Neubildungen an, das Eindringen eines völlig fremden und sich als ganz unfähig zur Assimilation erweisenden Elementes in die abendländische Staatenwelt, welches sich dann in ihr festsetzte und sich bis auf den heutigen Tag als Krebsschaden einer europäischen Einigung bethätigt hat, die Türken.

Vorderasien war, nachdem die Mongolen das abassidische Chalifat von Bagdad vernichtet hatten, zu keiner Ruhe gekommen, wie denn auch ihre Herrschaftsgebiete kein geschlossenes einheitliches Reich bildeten. Nur Aegypten behielt Selbständigkeit; 1259 kam dort die Herrschaft einer Militärkaste, der Mameluken, auf, deren Sultane sich stark genug erwiesen, um zunächst auch noch Palästina und Syrien von sich abhängig zu machen. Das mongolische Reich in Vorderasien wird nach dem Titel seiner Herrscher als das der Ilchane bezeichnet, und diese fielen dann bald dem Islam zu. Allein das Reich der Ilchane ging Mitte des 14. Jahrhunderts an innerem Verfalle zu Grunde. Innerhalb seines Gebietes war es, wo sich ein turkmenischer Stamm festgesetzt hatte und nun anfing, sich auszubreiten und zur Herrschaft zu gelangen. Bald begann er dann von Kleinasien aus das schwache byzantinische Reich zu

bedrohen, dann thatsächlich seit 1358 sich auf seinem Boden festzusetzen, Adrianopel wird dort seine Hauptstadt.

Zwar erhoben sich noch einmal die Mongolen zu ihrer alten Macht durch das Genie eines neuen gewaltigen Eroberers, des Timur lenk (der Lahme); brausend und Alles niederwerfend ging der Wüstensturm seiner Eroberung noch einmal durch ganz Mittelasien bis hinein nach Indien, dann verfiel ihm auch ganz Vorderasien, bis weit nach Rußland hinein drang er vor und seinen Waffen erlag auch am 20. Juli 1402 bei Angora Bajasid, der Sultan der Osmanen, so ward nach seinem zweiten Herrscher der Türkenstamm genannt. Indessen mit einem Temudschin ist doch Timur trotz seiner Eroberergröße in weltgeschichtlicher Hinsicht nicht zu vergleichen. Mit seinem Tode war auch jede Wirkung seines Daseins beendet, weder für Asien noch für Europa hat er neue Geschicke geschaffen, insbesondere die Osmanen erholten sich schnell wieder und immer stärker und fühlbarer wurde ihr Umsichgreifen auf europäischem Boden. Dort trat ihnen nun das seit Besiegung des Deutschen Ordens zur Vormacht des europäischen Ostens gewordene Polen entgegen, denn sein König, Wladislaw III., war auch von Ungarn als solcher erwählt worden, allein am 10. November 1444 ward derselbe bei Warna durch Sultan Murad II. vernichtend geschlagen, er selbst fiel. Sein tapferer ungarischer Feldherr Johann Corvinus Hunyady, den Kampf fortsetzend, erlitt am 17. bis 19. Oktober 1448 auf dem Amselfelde (Kossowo Polje) ebenfalls eine schwere Niederlage und die Osmanen fügten dann unter dem mächtigen Krieger Mohammed II. am Dienstage den 29. Mai 1453 durch Eroberung Konstantinopels 29. Mai 1453 ihrem Werke, der Beherrschung Südosteuropas, den festen und dauerhaften Schlußstein ein.

Und wenig geeignet waren die Zustände im Osten zu kräftigem Widerstande gegen die anwachsende Türkengefahr. Die Schwäche Deutschlands und die Schwäche seines augenblicklichen Oberhauptes, Friedrichs III., verschuldeten es, daß hier zerrüttender Kampf tobte. In Ungarn war des Hunyady Sohn, Matthias Corvinus, zur Herrschaft gelangt und kämpfte mit Polen um den Besitz von Mähren,

Wladislaw III. Polen 1439, Ungarn 1440–1444 Timur 1333–19. 2. 1405.
Johann Corvinus 1387 11. 8. 1456.

Schlesien und Böhmen, aber auch das Erzherzogthum Oesterreich, der eigentliche habsburgische Hausbesitz, ward von ihm heimgesucht. Nach seinem Tode freilich war der Polenkönig wieder der Gebieter all dieser slawischen Länder, und auch die ungarische Krone fiel ihm wieder zu, ohne daß doch Ruhe, Sicherheit, feste anerkannte Autorität für den Osten damit gewonnen worden wären. Und das Gleiche galt für Deutschland.

Friedrichs III. schwache berechnende Kleinlichkeit, die dann doch immer daneben griff, verursachte es, daß das Reich geradezu sich auflöste. Im Inneren suchten die einzelnen Fürstenherrschaften, dem Selbsterhaltungstriebe folgend, sich ohne jede Rücksicht auf das Ganze jede für sich zu konstituiren; nach außen hin büßte das Reich an allen Grenzen das Seinige ein. Friedrich aber, gleichgültig gegen das Reich, hielt trotz aller Demüthigungen und Niederlagen an dem Gedanken, daß seiner Hausmacht unabsehbares Wachsen und Gedeihen bestimmt sei, fest mit jener starrsinnig fatalistischen Unerschütterlichkeit, die trotz anscheinender Unmöglichkeit dennoch so oft gegen Wind und Wellen ihr Ziel erreicht, daß man fast glauben möchte, sie sei geeignet, mit hypnotischer Gewalt das Schicksal zu beeinflussen; das ist jener feste Glauben, der Berge zu versetzen vermag.

Die Zerstückelung und Zersetzung, der Deutschland anheimgefallen war, ward nicht minder auch das Schicksal Italiens und aus denselben Ursachen, Zusammenbruch des Kaiserthumes und Sieg des Papstes. In beiden Ländern richtete sich die päpstliche Politik auf Verhinderung des einheitlichen Zusammenschließens derselben unter einem Haupte mit gesicherter monarchischer Machtvollkommenheit, wenn auch aus etwas anderen Gründen. In Italien mußte die einheitliche Monarchie verhindert werden, vornehmlich deshalb, weil sie mit dem Bestehen eines weltlichen Kirchenstaates unvereinbar war, in Deutschland sollte sie nicht aufkommen, weil noch der kaiserliche Gedanke der Herrschaft über das Abendland zu nahe lag und die Reformversuche der letzten Konzilien durch ihn dann zu Thaten werden, dem Papstthume die unbedingte Herrschaft über die allgemeine Kirche beschränken könnten.

Matthias Corvinus 1458—1490.

Wie in Deutschland kamen in Italien lokale Potenzen auf, nur daß sie dort landschaftliche Entwickelung hatten, während sie hier, dem Alterthume näher verwandt, mehr die Form von Politien annahmen, von Gemeinwesen, bei denen eine Stadt als überwiegend mächtiger Vorort an der Spitze des Ganzen steht, in dieser aber, wenn auch oft noch mit republikanischen Formeln, eine Tyrannis herrschend ist. Solcher Art waren die Herrschaften der Medici in Florenz, der Visconti und dann der Sforza in Mailand, der Scala in Verona, der Este in Ferrara, der Gonzaga in Mantua, während Herrscher aus dem Hause Aragon die Throne im Süden, in Sicilien und Neapel, innehatten. Dazwischen erhielt sich der Kirchenstaat und wuchs sogar an Macht und Bedeutung durch die Politik geschickter und ehrgeiziger Päpste wie Paul II. und Sixtus IV.

Kunst und Anmuth trieben üppige Blüthen und brachten reiche Früchte in diesen wohlhabenden, willkürlich regierten Kleinstaaten, in denen das Leben so gering, der Genuß so hoch gewerthet wurde. Solcher Luxus, solche Entfaltung aller Reize, deren das gesellschaftliche Leben fähig ist, sind indessen nur möglich da, wo es Herren und Knechte, wo es wenige sehr Reiche und viele sehr Arme giebt, wo die ersteren nur genießen, die letzteren nur arbeiten. Die spartanische demokratische Gleichheit Aller in militärischer Zucht und Armuth hat keine Anmuth der Geselligkeit, keinen Glanz in Kunst und Genuß gezeitigt, und noch heute sehen wir, wie darin Deutschland zurücksteht hinter anderen Ländern, weil es, ausgeplündert im dreißigjährigen und in den napoleonischen Kriegen, auf ein Niveau demokratischer Gleichheit der Arbeit und daher der Lebensformen herabgedrückt worden ist, welches der reiche Engländer und Franzose oder der über dem gewöhnlichen Muschik hocherhaben stehende Russe der herrschenden Klassen mit Achselzucken von der Höhe seines gesellschaftlichen Luxus herab betrachtet. Nur eine durchaus müßig gehende Klasse, wie sie bei uns eben nicht besteht, kann das gesellige Leben als Selbstzweck auffassen und es, sich ganz ihm widmend, zur Kunst ausgestalten. So war es hervorragend der Fall in Frankreich zur Zeit des ancien régime. Hieraus kann man ermessen, was

1434–1737 Medici. 1277–1447 Visconti. 1450–1535 Sforza. 1260–1387 Scala. 1240–1597 Este. 1328–1627 Gonzaga.

solche Persönlichkeit, die dann einen Luther unnöthig gemacht hätte, sollte schließlich nicht kommen, vielmehr das weltlich-politische Herrschaftsmoment bei dem Papstthume so das Uebergewicht gewinnen, daß es ihm gelang die Konzilien, welche den ersteren der bezeichneten Wege, zuerst Reform, dann Lösung der Papstfrage, gehen wollten, mit überlegener Politik auf den zweiten zu zwingen, dann aber jede Reform abzuweisen.

Das erste dieser Konzilien, das zu Pisa, brachte es zu nichts Anderem, als zu den zwei vorhandenen Päpsten, Gregor XII. und Benedikt XIII., noch einen dritten, Alexander V., hinzuzufügen, auf welchen nach seinem baldigen Tode Johann XXIII. folgte. Die weltlichen Mächte waren auch alle durch ihre inneren Zustände ernstlich in Anspruch genommen, keine Krone in der Lage einen entscheidenden Druck auf die kirchliche Frage auszuüben. Karl VI. von Frankreich war in unheilbaren Wahnsinn verfallen, Heinrich IV. von England hatte reichlich damit zu thun sich auf dem durch Verdrängung seines Vorgängers erworbenen Throne zu erhalten, und in Deutschland war Wenzels Mißregierung zwar durch dessen Absetzung ein Ende gemacht worden, sein Nachfolger Ruprecht von der Pfalz war aber fast machtlos.

Nach dessen Tode, 1410, ward dann Wenzels Bruder Siegmund, durch Heirath König von Ungarn, erwählt. Ihm gelang es immerhin eine gewisse Autorität in ganz Deutschland zu gewinnen und gesteigert konnte diese nur werden dadurch, daß es hauptsächlich sein Bemühen war, welches ein neues, höchst glänzendes und allgemein beschicktes Konzil in Konstanz zusammentreten ließ. Dieses zwang zunächst die drei vorhandenen Päpste zum Verzichte, wollte dann aber die Kirchenreform durchführen, ehe der neue Papst gewählt werde. Eine besondere Schwierigkeit und Verwickelung entstand für den Reformplan durch die böhmische Ketzerei, zu der das Konzil nothwendig Stellung nehmen und seine Entscheidung als endgültige geben mußte.

Bis nach Böhmen waren die Lehren Wiclifs vorgedrungen und hatten dort an Huß einen eifrigen und überzeugten Verfechter, durch ihn aber viele Anhänger und weite Verbreitung gefunden. Nun also ward Huß vor das Konzil geladen, welches ja eben zur Beseitigung jeder Kirchenspaltung berufen war. Aber nicht reformatorisch, wie es

25. 3. 1409—7. 8. 1409 Konzil zu Pisa. 5. 11. 1414—22. 4. 1418 Konzil zu Konstanz.

doch sein wollte, erwies es sich, als es unbedingten Widerruf der allgemein als ketzerisch anerkannten wiclifitischen Lehre verlangte und auf dessen Verweigerung am 6. Juli 1415 mit dem Scheiterhaufen ant- 6. Juli 1415
wortete. Der die Kirche als Statthalter Christi beherrschende Papst hätte so handeln dürfen, das Reformkonzil grub sich damit selbst seinen Rechtsboden ab. Und so verlief denn die Reformbewegung auch gänzlich im Sande, man einigte sich über einige Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten, an die dogmatischen Grundlagen der Uebelstände wagte man gar nicht zu tasten, und als man dann 1417 Martin V. zum Papst erwählt hatte, wußte dieser auch noch das wenige Erreichte abzuschwächen und zu umgehen, Papst und Kirche standen gegenseitig wieder in alter Stellung da. Allein auch das Negative, das Scheitern des Unternommenen kann weltgeschichtlich sein, und das ist das Konzil von Konstanz gewesen.

Und noch ein Vorkommniß daselbst hat sich, freilich viel später erst, als weltgeschichtlich erwiesen, nämlich die am 30. April 1415 in Konstanz vorgenommene feierliche Belehnung des Burggrafen Friedrichs VI. von Nürnberg mit der Mark Brandenburg und damit der Kurwürde. Mit diesem neuen Fürstengeschlechte ward zukunftsreiche Kraft dem deutschen Norden zugeführt in einem Augenblicke, wo das Deutschthum daselbst einen schweren Schlag erlitten hatte, dessen auf lange nachwirkende Folgen schließlich durch eben dieses selbe Geschlecht der Hohenzollern wieder gut gemacht werden sollten. Der Deutsche Orden hatte im Vollgefühle seiner Kraft in Preußen die unbedingte Herrenstellung des Eroberers bewahrt, die Eingeborenen zu germanisiren unterlassen, um sie desto sicherer in Unterthänigkeit und schlechterem Rechte erhalten zu können, ebenso wie die deutschen Barone in Kurland, Livland, Esthland verfahren sind, die dann in unserem Jahrhunderte haben sehen müssen, daß eine stärkere Staatsgewalt, welche über sie gekommen ist, sie jetzt der Ausbreitung der eigenen Nationalität zu opfern gedenkt, was nicht gelingen könnte, wenn die breite Masse einer seit lange germanisirten Bevölkerung ihnen Rückhalt gewährte. Der Eroberer muß entweder, wie die Normannen es thaten, in der eroberten Nation aufgehen, oder diese zu sich heranziehen und hinaufheben, sonst bleibt

er wurzellos wie die Ostgothen Theoderichs in Italien, nur auf seine kriegerische Ueberlegenheit angewiesen, die nie und nirgends ununterbrochen in voller Anspannung verbleiben kann und daher immer einmal vor einem augenblicklich Stärkeren erliegt und dann gleich auf immer zusammenbricht, da sie eben keine Wurzeln im Lande hat.

So ging es auch dem Deutschen Orden, der übrigens auch die Kolonisten deutschen Stammes zu wenig an seinen Herrenrechten theilnehmen ließ, so daß sie nicht nur kein Interesse an dem Fortbestehen dieser Herrschaft hatten, sondern sogar deren Sturz als vortheilhaft ansahen. Ein Nationalgefühl von solcher Stärke, daß es diesen Erwägungen hätte das Gleichgewicht halten können, ist leider dem Deutschen nicht eigen. Da das Gebiet des Ordens Polen von der Ostsee abschnitt, so mußte dieses gegen ihn eine Entscheidung suchen, wenn es auf eine einigermaßen größere staatliche Zukunft Anspruch machte, und diesen Anspruch erhob es jetzt gekräftigt durch seine Vereinigung mit Litthauen. Diese Entscheidung fiel am 15. Juni 1410 bei Tannenberg und sie war gegen den Orden. Von nun an beginnt die Polenherrschaft an der Weichsel, die erste Einbuße des Deutschthumes, dem dann bald auch solche an der entgegengesetzten Grenze folgen sollten, Nachwirkungen der Vernichtung der deutschen Monarchie und damit der staatlichen Kraft Deutschlands.

Größer noch für den Augenblick war die Gefahr, welche Deutschland von Böhmen drohte. Dort hatte der Tod des Huß gezündet und seine Landsleute griffen zu den Waffen, um den Besitz seiner Lehre zu vertheidigen. Jahrelang zog der Kampf sich hin, in welchem der nationale und religiöse Fanatismus der Hussiten gegen die ohne Einheitlichkeit geleiteten Kräfte des damals politisch so sehr zerrütteten Reiches, der tschechische Bauer gegen den deutschen Ritter die Oberhand gewann und wiederholt Mähren, Oesterreich, Schlesien, Sachsen mit Feuer und Schwert heimsuchte, ja bis nach Franken hinein vordrang. Besiegt wurden sie denn auch überhaupt nicht, sondern die Sache mit ihnen unter Anerkennung der Mehrzahl ihrer religiösen Forderungen beigelegt.

1431 Dieses geschah auf dem Konzile zu Basel, welches 1431 zusammengetreten war, abermals um die Kirchenreform durchzuführen. Doch

sobald man diese Arbeit ernstlich in Angriff nahm, erwies sich schnell, wie mit jedem Schritte, den man vorwärts that, die Schwierigkeiten sich immer höher häuften, und nicht lange, so stand das Konzil wieder in offener Gegnerschaft zu dem Papste Eugen IV., ja schuf sogar abermals ein Schisma durch Ernennung eines Gegenpapstes Felix V. Eine starke Reichsgewalt hätte hier den unbedingten Ausschlag geben können, eine solche jedoch bestand nicht, indessen auch die bestehende, so schwach sie war, konnte unter solchen Umständen zum Zünglein an der Waage werden, und thatsächlich wurde sie es, aber zum Nutzen Roms, zum Schaden des ihr anvertrauten Reiches.

Auf Siegmund war nach seinem 1437 erfolgten Tode sein Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich gefolgt und mit ihm trat das Haus Habsburg den von nun an bis zu seinem Aussterben ununterbrochenen Besitz der deutschen Krone an. Allein nur als Mittel ward dieser Besitz angesehen, um Hausmacht und Hauspolitik zu fördern, ein Oesterreich ward geschaffen, welches für Europas Schutz und die Ausdehnung seiner Kultur gegen die Länder des Schwarzen Meeres hin als hochbedeutsam sich erwies, jedoch durchaus auf Kosten Deutschlands, und so erlitt schließlich auch an dieser Grenze Deutschland schwere Einbuße, weil seine nationale Monarchie unter Roms Streichen dahingesunken war.

Albrecht hat eigentlich die Regierung nie angetreten, er starb schon ein Jahr nach seiner Wahl und die Krone kam an seinen Vetter Friedrich. Dieser nun einigte sich sofort mit Papst Eugen IV., dem damit das Uebergewicht über das Konzil zufiel, denn wo hätte dieses einen genügenden materiellen Rückhalt zur Durchführung einer Reform finden können, wenn der Träger der Reichsgewalt selbst auf Seite des Papstes trat, er, der gerade politisch unberechenbar gewinnen konnte, wenn es gelang die Papstgewalt zu schwächen, die ihrerseits bisher immer die Reichsgewalt geschwächt hatte. Aber der damals herrschende Habsburger dachte nicht an das Reich, sondern an seinen Hausbesitz. Indem jedoch so die Reform in zwölfter Stunde wiederum abgewiesen ward, gab man die kirchliche und staatliche Zukunft der Möglichkeit der Revolution preis.

Das Reich schien jetzt auch wirklich der Auflösung zu verfallen, jeder Fürst und kleine Dynast griff zu, nahm, was er konnte, schlug sich

23. 7. 1431—25. 4. 1448 Konzil zu Basel.

gegen die Anderen und kümmerte sich nicht im mindesten um Kaiser und Reich. Sehr anders verlief damals das Geschick der westlichen Mächte, Frankreich und England. In letzterem Lande war auf Heinrich IV. dessen Sohn, der durch Shakespeares Genius unsterblich gewordene fünfte Heinrich gefolgt, und der 26jährige Jüngling beschloß, voller Thatendurst, die Eroberungspolitik der Zeiten Eduards III. gegen Frankreich wieder aufzunehmen. Dieses Land war gerade zu der Zeit, unter seinem geisteskranken Herrscher Karl VI. von mancherlei inneren Unruhen zerrissen, wenig widerstandsfähig und am 25. Oktober 1415 errang Heinrich den glänzenden Sieg von Azincourt, in dessen Folge er dann mit dem unzurechnungsfähigen Könige einen Vertrag abschloß, welcher ihn zum Erben Frankreichs machte. Beweist sich nicht hier wiederum die Wahrheit des Wortes, daß ein guter Vers ewig bleibt, während Reiche vergehen, denn was würden wir wissen von Heinrich V. trotz des glänzenden Sieges von Azincourt, wenn nicht William Shakespeare ihn eines seiner Gedichte würdig erachtet hätte; was geht uns Deutsche Azincourt an, aber die Gestalten Falstaffs und des Prinzen Heinz sowohl wie das prachtvolle:

„O, eine Feuermuse, die hinan
Den hellsten Himmel der Erfindung stiege!
Ein Reich zur Bühne, Prinzen drauf zu spielen,
Monarchen, um der Scene Pomp zu schaun!
. . . . . .
. . . . . Diese Hahnengrube
Faßt sie die Ebnen Frankreichs? stopft man wohl
In dieses O von Holz die Helme nur,
Wovor bei Agincourt die Luft erbebt?" u. s. w.

werden ewig leben, und ungebildet ist der germanische Mensch, der sie nicht kennt.

Allein schon 1422 starb Heinrich unvermuthet, in demselben Jahre wie auch Karl VI., und nun ward dem Vertrage gemäß von den Engländern und ihren französischen Parteigenossen Heinrichs unmündiger Sohn Heinrich VI. als König ausgerufen, während dem nationalen Selbstbestimmungsrechte gemäß ein großer Theil des französischen Volkes das Königsrecht Karls VII., Sohnes Karls VI., anerkannte. Das Uebergewicht der englischen Waffen ward zuerst 1429 gebrochen durch die Erscheinung der gottbegeisterten Streiterin für Frankreichs nationales Königsthum, Jeanne Darc. Ihr Auftreten reicht freilich

nicht hin, um das ſo zerriſſene, an Macht und Entſchlußkraft geſchwächte Volk zu einem allgemeinen Befreiungskampfe aufzureißen, vielmehr erlag ſie ſchließlich ſelbſt dem Feinde und ward von ihm als Zauberin und Abtrünnige zu Rouen am 30. Mai 1431 verbrannt, indeſſen die Wirkung ſolcher geſchichtlichen Erſcheinungen iſt eine lang nachhaltige, wir ſehen nur des Genius Thaten, aber wie in tauſend Verzweigungen dieſe überall belebend, befruchtend, umgeſtaltend wirken, ſelbſt da, wo vielleicht nicht einmal ſein Name bekannt wurde, das bleibt im letzten Grunde ebenſo ein Geheimniß wie trotz aller phyſiologiſchen und biologiſchen Kenntniſſe der Vorgang der Zeugung. Die Jungfrau von Orléans iſt das Bild des endlichen Sieges vollbegeiſterter Hingebung an das Ideal über allen materiellen Widerſtand, wenn auch die Perſon, welche Träger und hellſter Ausdruck dieſes idealen Strebens iſt, ſelbſt untergeht

So trat denn nunmehr bald ein Zeitraum beſtändigen Rückganges der engliſchen, beſtändigen Umſichgreifens der franzöſiſchen Macht ein, weder beſonders große Schläge, noch beſonders hervorragende Perſönlichkeiten kennzeichnen ihn, aber von ungeheurer Bedeutung iſt ſein Ergebniß; 1453 iſt ganz Frankreich unter die Herrſchaft des franzöſiſchen Königes zurückgekehrt, nur noch von den Wällen von Calais weht das Banner Englands, welches damit allerdings einen gefährlichen Brückenkopf für erneute Ausfälle auf das Feſtland ſich bewahrt. 1453

In dieſem 15. Jahrhunderte ſcheint es faſt, als ginge die Einheit der europäiſchen Welt, des chriſtlichen Abendlandes völlig in die Brüche, es zerreißt ſich dieſelbe ganz in einzelne nationale Beſtrebungen. Und Deutſchland iſt in dieſer Zeit Europas Abbild im Kleinen, ſeine Einheit löſt ſich gänzlich auf, ſeine Fürſtenthümer werden immer ſelbſtändiger, entſprechend der Auflöſung der europäiſchen Einheit durch Selbſtändigwerden der nationalen Staaten. Und wie in Deutſchland ſich jetzt bald heftiger Kampf und Widerſtreit der Fürſtenthümer erhebt, ſo in Europa das Ringen und Kämpfen zwiſchen den Nationalſtaaten. Nichtsdeſtoweniger iſt Deutſchland eine Einheit geblieben, kenntlich unterſchieden von allem Nichtdeutſchen, und ſpäter, zu unſerer Zeit, hat es dafür auch wieder den ſtaatlichen Ausdruck in föderativen Formen gefunden; ſo iſt

Jeanne Darc 1412—30. 5. 1431.

auch Europa eine Einheit geblieben und wird gewiß auch einst dafür eine äußere politische Form finden, voraussichtlich auch eine föderative als Vereinigte Staaten Europas.

Und gerade damals, wo so sehr die Elemente der politischen Trennung die Oberhand gewinnen, sehen wir in Europa ein Element erscheinen, welches auf kulturellem Gebiete die Einheit aufrecht erhält und kräftigt, es ist das die Renaissance, die Wiedergeburt des europäischen Geistes durch Aneignung des geistigen Besitzes des Alterthumes. Scharf zeichnet die Ausdehnung dieser Bewegung die Grenzen vor für das, was in Zukunft Europa angehören wird. Die Ostslawen, welche davon unberührt blieben, Polen und Russen, schieden sich damit ab von Europa; die Ersteren sind dann zum Theil durch Unterordnung unter deutsche Mächte wieder in den Umkreis Europas hineingezogen worden und das gleiche Geschick ward den subgermanischen Völkern des europäischen Südostens zu Theil, Rußland aber blieb für sich, eine außereuropäische, ja manchmal eine anti-europäische Welt.

Noch eine für die europäische Zukunft folgenreiche Thatsache gehört dieser Zeit der Zersetzungen und Neubildungen an, das Eindringen eines völlig fremden und sich als ganz unfähig zur Assimilation erweisenden Elementes in die abendländische Staatenwelt, welches sich dann in ihr festsetzte und sich bis auf den heutigen Tag als Krebsschaden einer europäischen Einigung bethätigt hat, die Türken.

Vorderasien war, nachdem die Mongolen das abassidische Chalifat von Bagdad vernichtet hatten, zu keiner Ruhe gekommen, wie denn auch ihre Herrschaftsgebiete kein geschlossenes einheitliches Reich bildeten. Nur Aegypten behielt Selbständigkeit; 1259 kam dort die Herrschaft einer Militärkaste, der Mameluken, auf, deren Sultane sich stark genug erwiesen, um zunächst auch noch Palästina und Syrien von sich abhängig zu machen. Das mongolische Reich in Vorderasien wird nach dem Titel seiner Herrscher als das der Ilchane bezeichnet, und diese fielen dann bald dem Islam zu. Allein das Reich der Ilchane ging Mitte des 14. Jahrhunderts an innerem Verfalle zu Grunde. Innerhalb seines Gebietes war es, wo sich ein turkmenischer Stamm festgesetzt hatte und nun anfing, sich auszubreiten und zur Herrschaft zu gelangen. Bald begann er dann von Kleinasien aus das schwache byzantinische Reich zu

bedrohen, dann thatsächlich seit 1358 sich auf seinem Boden festzusetzen, Adrianopel wird dort seine Hauptstadt.

Zwar erhoben sich noch einmal die Mongolen zu ihrer alten Macht durch das Genie eines neuen gewaltigen Eroberers, des Timur lenk (der Lahme); brausend und Alles niederwerfend ging der Wüstensturm seiner Eroberung noch einmal durch ganz Mittelasien bis hinein nach Indien, dann verfiel ihm auch ganz Vorderasien, bis weit nach Rußland hinein drang er vor und seinen Waffen erlag auch am 20. Juli 1402 bei Angora Bajasid, der Sultan der Osmanen, so ward nach seinem zweiten Herrscher der Türkenstamm genannt. Indessen mit einem Temudschin ist doch Timur trotz seiner Eroberergröße in weltgeschichtlicher Hinsicht nicht zu vergleichen. Mit seinem Tode war auch jede Wirkung seines Daseins beendet, weder für Asien noch für Europa hat er neue Geschicke geschaffen, insbesondere die Osmanen erholten sich schnell wieder und immer stärker und fühlbarer wurde ihr Umsichgreifen auf europäischem Boden. Dort trat ihnen nun das seit Besiegung des Deutschen Ordens zur Vormacht des europäischen Ostens gewordene Polen entgegen, denn sein König, Wladislaw III., war auch von Ungarn als solcher erwählt worden, allein am 10. November 1444 ward derselbe bei Warna durch Sultan Murad II. vernichtend geschlagen, er selbst fiel. Sein tapferer ungarischer Feldherr Johann Corvinus Hunyady, den Kampf fortsetzend, erlitt am 17. bis 19. Oktober 1448 auf dem Amselfelde (Kossowo Polje) ebenfalls eine schwere Niederlage und die Osmanen fügten dann unter dem mächtigen Krieger Mohammed II. am Dienstage den 29. Mai 1453 durch Eroberung Konstantinopels 29. Mai 1453 ihrem Werke, der Beherrschung Südosteuropas, den festen und dauerhaften Schlußstein ein.

Und wenig geeignet waren die Zustände im Osten zu kräftigem Widerstande gegen die anwachsende Türkengefahr. Die Schwäche Deutschlands und die Schwäche seines augenblicklichen Oberhauptes, Friedrichs III., verschuldeten es, daß hier zerrüttender Kampf tobte. In Ungarn war des Hunyady Sohn, Matthias Corvinus, zur Herrschaft gelangt und kämpfte mit Polen um den Besitz von Mähren,

Wladislaw III. Polen 1439, Ungarn 1440–1444 Timur 1333–19. 2. 1405.
Johann Corvinus 1387 11. 8. 1456.

Schlesien und Böhmen, aber auch das Erzherzogthum Oesterreich, der eigentliche habsburgische Hausbesitz, ward von ihm heimgesucht. Nach seinem Tode freilich war der Polenkönig wieder der Gebieter all dieser slawischen Länder, und auch die ungarische Krone fiel ihm wieder zu, ohne daß doch Ruhe, Sicherheit, feste anerkannte Autorität für den Osten damit gewonnen worden wären. Und das Gleiche galt für Deutschland.

Friedrichs III. schwache berechnende Kleinlichkeit, die dann doch immer daneben griff, verursachte es, daß das Reich geradezu sich auflöste. Im Inneren suchten die einzelnen Fürstenherrschaften, dem Selbsterhaltungstriebe folgend, sich ohne jede Rücksicht auf das Ganze jede für sich zu konstituiren; nach außen hin büßte das Reich an allen Grenzen das Seinige ein. Friedrich aber, gleichgültig gegen das Reich, hielt trotz aller Demüthigungen und Niederlagen an dem Gedanken, daß seiner Hausmacht unabsehbares Wachsen und Gedeihen bestimmt sei, fest mit jener starrsinnig fatalistischen Unerschütterlichkeit, die trotz anscheinender Unmöglichkeit dennoch so oft gegen Wind und Wellen ihr Ziel erreicht, daß man fast glauben möchte, sie sei geeignet, mit hypnotischer Gewalt das Schicksal zu beeinflussen; das ist jener feste Glauben, der Berge zu versetzen vermag.

Die Zerstückelung und Zersetzung, der Deutschland anheimgefallen war, ward nicht minder auch das Schicksal Italiens und aus denselben Ursachen, Zusammenbruch des Kaiserthumes und Sieg des Papstes. In beiden Ländern richtete sich die päpstliche Politik auf Verhinderung des einheitlichen Zusammenschließens derselben unter einem Haupte mit gesicherter monarchischer Machtvollkommenheit, wenn auch aus etwas anderen Gründen. In Italien mußte die einheitliche Monarchie verhindert werden, vornehmlich deshalb, weil sie mit dem Bestehen eines weltlichen Kirchenstaates unvereinbar war, in Deutschland sollte sie nicht aufkommen, weil noch der kaiserliche Gedanke der Herrschaft über das Abendland zu nahe lag und die Reformversuche der letzten Konzilien durch ihn dann zu Thaten werden, dem Papstthume die unbedingte Herrschaft über die allgemeine Kirche beschränken könnten.

Matthias Corvinus 1458—1490.

Wie in Deutschland kamen in Italien lokale Potenzen auf, nur daß sie dort landschaftliche Entwickelung hatten, während sie hier, dem Alterthume näher verwandt, mehr die Form von Politien annahmen, von Gemeinwesen, bei denen eine Stadt als überwiegend mächtiger Vorort an der Spitze des Ganzen steht, in dieser aber, wenn auch oft noch mit republikanischen Formeln, eine Tyrannis herrschend ist. Solcher Art waren die Herrschaften der Medici in Florenz, der Visconti und dann der Sforza in Mailand, der Scala in Verona, der Este in Ferrara, der Gonzaga in Mantua, während Herrscher aus dem Hause Aragon die Throne im Süden, in Sicilien und Neapel, innehatten. Dazwischen erhielt sich der Kirchenstaat und wuchs sogar an Macht und Bedeutung durch die Politik geschickter und ehrgeiziger Päpste wie Paul II. und Sixtus IV.

Kunst und Anmuth trieben üppige Blüthen und brachten reiche Früchte in diesen wohlhabenden, willkürlich regierten Kleinstaaten, in denen das Leben so gering, der Genuß so hoch gewerthet wurde. Solcher Luxus, solche Entfaltung aller Reize, deren das gesellschaftliche Leben fähig ist, sind indessen nur möglich da, wo es Herren und Knechte, wo es wenige sehr Reiche und viele sehr Arme giebt, wo die ersteren nur genießen, die letzteren nur arbeiten. Die spartanische demokratische Gleichheit Aller in militärischer Zucht und Armuth hat keine Anmuth der Geselligkeit, keinen Glanz in Kunst und Genuß gezeitigt, und noch heute sehen wir, wie darin Deutschland zurücksteht hinter anderen Ländern, weil es, ausgeplündert im dreißigjährigen und in den napoleonischen Kriegen, auf ein Niveau demokratischer Gleichheit der Arbeit und daher der Lebensformen herabgedrückt worden ist, welches der reiche Engländer und Franzose oder der über dem gewöhnlichen Muschik hocherhaben stehende Russe der herrschenden Klassen mit Achselzucken von der Höhe seines gesellschaftlichen Luxus herab betrachtet. Nur eine durchaus müßig gehende Klasse, wie sie bei uns eben nicht besteht, kann das gesellige Leben als Selbstzweck auffassen und es, sich ganz ihm widmend, zur Kunst ausgestalten. So war es hervorragend der Fall in Frankreich zur Zeit des ancien régime. Hieraus kann man ermessen, was

1434—1737 Medici. 1277—1447 Visconti. 1450—1535 Sforza. 1260—1387 Scala. 1240—1597 Este. 1328—1627 Gonzaga.

werden würde, wenn es je gelingen könnte, das sozialdemokratische Ideal zu verwirklichen, jeden Unterschied zwischen Vornehm und Gering, zwischen Reich und Arm, zwischen Genießenden und Arbeitenden niederzubrechen und zu verwischen; das Leben würde dann einer so öden Gleichförmigkeit verfallen, so schmuck- und glanzlos werden, daß es im Stande wäre, zu Verzweiflung und Selbstmord zu treiben.

Neben allen diesen Staaten Italiens führte Venedig, der mächtigste von ihnen, ein besonderes Dasein, sich stützend auf seine Seeherrschaft, welche seine eigentliche Machtquelle war, trotzdem es im Laufe der Zeiten auch bedeutenden Festlandsbesitz, das ganze östliche Drittel Oberitaliens, erworben hatte. Erhalten aber ward der Staat durch die Form seiner Regierung, eine streng aristokratische Oligarchie von eisenfestem aber auch grausam hartem Gefüge, neben der freilich ein eigentliches Volk sich nicht entwickeln konnte. Venedig ward regiert als das Patrimonium einiger Familien, alle übrigen Besitzungen des Staates wie unterworfene Provinzen. In der Abwesenheit eines eigentlichen Volkes, in der Mumifizirung seiner Verwaltungsformen, in seiner argwöhnischen Despotie, aber auch in seiner jahrhundertelangen politischen Dauerbarkeit erinnert es an Byzanz. Mehr aber noch gebührt ihm ein anderer Vergleich. Wie im Alterthume Rom und wie in der Neuzeit England, so lieferte im Mittelalter Venedig den Beweis, daß eine aristokratische Oligarchie, welche die Staatsgeschäfte als Familienangelegenheiten ansieht, die mächtigsten und langdauerndsten Staatsgebilde hervorbringt. Der Grund dazu liegt darin, daß eben in solchen, dauernd mit der Leitung des Staates als einziger Lebensaufgabe befaßten Familien sich eine Gleichmäßigkeit staatsmännischer Begabung, eine Festigkeit politischer Ueberlieferungen ausbildet, deren Gesammtheit, von Geschlecht zu Geschlecht immer von Neuem auf denselben Zweck hinwirkend, auf die Dauer das Wirken einer einzelnen Mannesgröße übertrifft, mag dieselbe eine noch so geniale Höhe erreichen. Das ist es, was Friedrich Wilhelm IV. als die Erbweisheit der Engländer bezeichnete. Wohl mag der Neubegründer unserer Einigkeit gehofft haben uns das Organ zu liefern, welches mit der Zeit uns zur Erreichung eines höheren allgemeinen Niveaus staatsmännischen Instinktes befähigen sollte, als er den Reichstag schuf und ihm so großen Einfluß auf die Entwickelung unserer politischen Geschicke einräumte, er hat es ja selbst einmal ausgesprochen, daß er in diesem

Faktor ein Gegengewicht gegen Partikularismus, ein Werkzeug zum Ausbau und zur Vollendung der Einheit glaubte geschaffen zu haben. Wie grausam er sich geirrt hat, das beweisen täglich die Parteizänkereien, die chronische Beschlußunfähigkeit, das freche Hervortreten antimonarchischer und gegen die bestehende Verfassung gerichteter Bestrebungen, die entscheidende Rolle, welche offen antinationale Parteien spielen, der eine Schmach für Deutschland bildende Vorgang, daß der Reichstag seinem eigenen Schöpfer den ehrenden Gruß zum achtzigsten Geburtstage verweigerte. Erbweisheit erwächst eben in Königsschlössern oder Edelhöfen, sie gedeiht nicht auf dem Boden des allgemeinen gleichen Wahlrechtes. Zu fürchten ist somit, daß unser Volk immer wieder in schwere Nöthe verfallen und immer wieder eines seine Masse weit überragenden Retters in der Noth bedürfen werde. Dauernde stetige Machtentwickelung ist nicht zu erwarten, wenn nicht unbedingte entschlossene Selbstzucht der Parteien zu politischer Fügsamkeit dem Ganzen gegenüber eintritt.

Wie wenig des Einzelnen starke Manneskraft selbst unter günstigen Umständen Dauerndes zu leisten vermag, wenn eine gesunde politische Grundlage fehlt, das bewies gerade in jenen Zeiten ein anderes Staatsgebilde. In König Johann dem Guten von Frankreich war noch einmal die feudale Anschauung vom Staate erwacht, so daß, als die Capetinger in Burgund ausstarben und ihm dieses Land heimfiel, er es nicht einfach einverleibte, sondern 1363 seinen zweiten Sohn Philipp damit belehnte. Natürlich strebte nun diese Nebenlinie der Valois beständig nach voller Unabhängigkeit und Machterweiterung, und da das zweitheilige Gebiet, welches sie beherrschte — das eigentliche Herzogthum Burgund und die Niederlande — sich in letzterem Theile schnell und bedeutend vergrößerte, so entstand hier ein Zwischenreich zwischen Deutschland und Frankreich. Aber das zweitheilige Reich vermochte eben nicht zu einer Einheit zusammenzuwachsen, es enthielt zu viel sowohl an germanischen wie an romanischen Elementen, um ein gleichmäßiges Ganzes zu werden, und zu stark wirkten doch schon die neuentstandenen europäischen Nationalitäten, um nicht das Ihrige an sich zu ziehen.

So hatte Burgund zwar zunächst mancherlei Erfolge und spielte eine bedeutende Rolle dank der Politik Herzog Philipps des Guten und

seines Sohnes und Nachfolgers Karls des Kühnen, die, insbesondere der Letztere, die günstige Lage inmitten der Mächte mit Politik und mit den Waffen ausnutzten, dennoch brach schließlich diese Herrlichkeit zusammen, denn allen Nachbarn ward sie bedrohlich, als Karls rings um sich greifender Ehrgeiz Lothringen, Elsaß, die Schweiz zu unterwerfen strebte. Sowohl Deutschland wie Frankreich stellten sich dem entgegen, und als er sich dann gegen die Schweizer Eidgenossen wandte, die seit Anfang des 14. Jahrhunderts zu immer bestimmterer und anerkannterer Unabhängigkeit von der ehemaligen habsburgischen im Namen des Reiches geübten Oberhoheit gelangt waren, da erlitt er am Neufchateler
2. März, 22. Juni 1476 See bei Granson am 2. März und bei Murten am 22. Juni 1476
5. Jan. 1477 schwere Niederlagen. Ein Jahr darauf, am 5. Januar 1477, verlor Karl mit der Schlacht von Nancy gegen die Lothringer und Schweizer Hülfstruppen auch das Leben, und damit schloß denn auch sogleich die Episode eines burgundischen Zwischenreiches zwischen Deutschland und Frankreich. Verwirrung, Auflösung, keimende Neubildungen, so sah es im mittleren und östlichen Europa aus. Anders im Westen.

Nach Wiederherstellung seiner nationalen Unabhängigkeit sah Frankreich als Nachfolger des schwachen und unfähigen Karls VII. auf dem Throne dessen ihm sehr unähnlichen Sohn Ludwig XI., einen jener weltgeschichtlichen Despoten, die mit unerbittlicher Härte das ganze Dasein der unter ihnen Lebenden, aber auch das ganze eigene Dasein der Arbeit der Festigung und Formung ihres Staates widmen. Ein solcher war für Preußen Friedrich Wilhelm I., ein solcher für Rußland, wenn auch im Zerrbilde, Iwan der Schreckliche, und der religiöse Eifer ist allen diesen Gestalten gleichmäßig eigen, wenn auch naturgemäß ebenfalls in sehr verschiedenen Erscheinungsformen; so war denn auch Ludwig XI. ein Vertreter jener Vereinigung von Herrschaftsgelüsten und Katholizismus, die schon Chlodwig zeigt. Zurückstehend vor den Gestalten der großen Eroberer an elementarer Macht des Wesens, an Tiefe des Eindruckes auf das Volksgemüth, geben sie zwar nicht wie diese der politischen Zukunft der Nationen auf lange hinaus die Richtung, aber sie schaffen auf lange hinaus die Form, in welcher diese politische

---

Johann der Unerschrockene 1404—1419. Philipp der Gute 1419—1467. Karl der Kühne 1467—1477.

Zukunft zur Thatsache wird, ja, in welcher allein sie ihr Ziel zu erreichen vermag, und so sind sie an weltgeschichtlicher Bedeutung wahrlich nicht geringer anzuschlagen. So schuf Friedrich Wilhelm die Grundlagen für den preußischen Militär- und Beamtenstaat, Ludwig XI. die für die französische zentralisirte absolute Königsherrschaft, Iwan IV. die für die zarische Selbstherrschaft nach asiatischem Vorbilde. Unter Ludwig ward Frankreich um die Provence vermehrt, erhielt die Anwartschaft auf das Herzogthum Burgund, vor Allem aber war es streng administrativ geeinigt und die Macht der Feudalherren zu Gunsten des modernen Königsthumes gebrochen, als Ludwig 1483 starb. 1483

In England gingen die Dinge sehr andere Wege. Dort waren unter des erst unmündigen, dann aber auch fortdauernd schwachen Heinrichs VI. Regierung nicht nur, wie wir sahen, alle Eroberungen in Frankreich verloren gegangen, sondern auch im Inneren die Regierungsgewalt immer mehr verfallen, und so wagt es das Haupt der nächsten Seitenlinie, der Yorks, Ansprüche auf den Thron zu machen. Schon 1455 brach aus diesem Anlasse der Bürgerkrieg der weißen Rose des Hauses York gegen die rothe Rose des regierenden Hauses Lancaster aus. Die ersten Erfolge brachten Richard von York in Besitz der Regierungsgewalt, jedoch im weiteren Verlaufe der fortgesetzten Kämpfe verlor er sie nicht nur wieder, sondern auch das Leben. Aber unruhig schwankte die Schale des Sieges. Am 28. März 1461 schlug Richards Sohn, Eduard von York, als König der Vierte des Namens, vernichtend die Partei Lancaster bei Towton; nach wenigen Jahren aber ward er von ihr gestürzt und verjagt, freilich nur, um durch die Siege von Barnet am 14. April und von Tewksbury am 4. Mai 1471 endgültig das Uebergewicht zu gewinnen und seiner Familie den Thron zu geben; Heinrich VI., schon früher gefangen, ward im Tower ermordet. Unter solchen Gewaltsamkeiten gegründet, hielt sich die Regierung Eduards auch durch Gewaltsamkeiten aufrecht bis zu des Königes 1483 erfol- 1483
gendem Tode.

In die Reihe dieser beiden jetzt schon als starke europäische Nationalstaaten dastehenden Mächte des Westens trat jetzt als dritte Spanien. Auf der pyrenäischen Halbinsel gab es damals neben dem Ueberreste

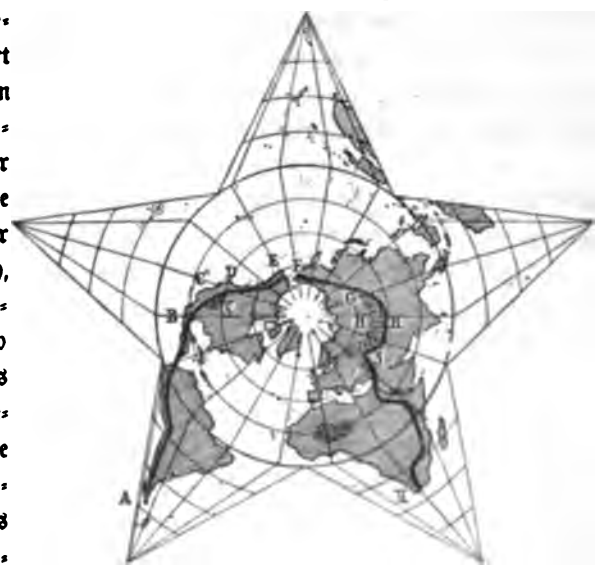
1455—1485 Krieg der weißen und der rothen Rose.

der islamitischen Herrschaft in Granada vier Königreiche, das wichtigste und stärkste, Castilien, die Mitte und den Süden umfassend, im Westen Portugal, die Ebro-Ebene bildete das Königreich Aragon und im Nordwesten davon lag als kleinstes Navarra. Nun aber trat die Vereinigung der beiden größten spanischen Königreiche, Castiliens und Aragons, in nahe Aussicht, indem die Erbin des ersteren, Isabella, sich 1469 mit Ferdinand, dem Erben des letzteren, vermählte. In ihren Ländern traten sie dann, Isabella 1474, Ferdinand 1479, die Herrschaft an, aber wie sie selbst in treuer Gemeinschaft ihr Leben führten, so auch ihre Unterthanen mehr und mehr zu einer Gemeinsamkeit spanischen Lebens heranziehend. Stärkung der zentralen Staatsgewalt im Innern, nach außen Kampf gegen den letzten Rest der mohammedanischen Herrschaft in Andalusien, das waren die Aufgaben für das erste spanische Herrscherpaar und sie wurden mit Kraft und Geschicklichkeit gelöst.

10. Nov. 1483 So sah die Welt aus, als am 10. November 1483 dem armen Bergmanne Hans Luther zu Eisleben ein Sohn geboren wurde, der in der Taufe den Namen Martin erhielt, und als der Genuese Christoph Columbus zuerst mit seinen phantastischen Entdeckungsplänen vor die Oeffentlichkeit trat und den portugiesischen Hof zu deren Ausführung zu gewinnen suchte. Die Kaiserherrschaft über das Abendland war zusammengebrochen, aus ihren Stücken hatten sich im Westen starke selbständige Nationalstaaten erhoben, der Osten war in einer Gährung begriffen, aus der eben solche Nationalstaaten hervorgehen, oder die auch mit Zusammenbruch aller staatlichen Selbständigkeit enden konnten, für die Mitte des Welttheiles war dieser Zusammenbruch zugleich mit dem des Kaiserthumes erfolgt, des Deutschen Reiches Trümmer konstituirten sich als landschaftliche selbständige Fürstenthümer in dem lockeren fast bloß idealen Zusammenhange, den noch die Erinnerung an ehemalige Reichsmacht bewirkte. Es ist nöthig, sich des damals eingetretenen Zustandes der Zerbröckelung und Verwirrung voll bewußt zu sein, will man dem geschichtlichen Auftreten des Protestantismus gerecht werden. Wirft man von römischer Seite ihm vor Deutschlands staatliche Auflösung verschuldet zu haben, so vergißt man oder will nicht sehen, daß diese schon völlig eingetreten war, als der Reformator nur erst geboren wurde.

Aber noch in einer anderen hochbedeutſamen Beziehung kennzeichnet ſich dieſes Zeitalter als das des Ueberganges vom Mittelalter zur neuen Zeit. Mit dem Aufkommen des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation war die alte Mittelmeerwelt aus ihren Fugen gewichen, hatte ſich ausgedehnt zu einer geſammteuropäiſchen; nun aber ſtand dieſer europäiſchen Welt abermals eine noch größere folgenreichere Entwickelung bevor und ſie ging aus von dem ſoeben zu nationalem Staatsdaſein erſtarkten Spanien. Am 2. Januar 1492 wurde Granada, der letzte 2. Jan. 1492
Stützpunkt des Mohammedanismus auf ſpaniſchem Boden, erobert, am 17. April ward mit Columbus der Vertrag über die von ihm zu erwartenden Entdeckungen abgeſchloſſen, am Freitag, den 3. Auguſt, um 3. Aug. 1492
8 Uhr morgens, ging er von Palos aus unter Segel und am Freitag, den 12. Oktober 1492, betrat er die zu dem neuen Kontinente gehörige 12. Okt. 1492
Inſel Guanahani. Ein neuer Rahmen ward der Weltgeſchichte damit gegeben und zwar ein ſo ungemein erweiterter, daß auch der ihn fortan ausfüllende Inhalt ein ganz anderer wurde.

Dieſen Rahmen und ſeine geſchichtliche Bedeutung erkennt man am beſten, wenn man das Bild betrachtet, welches ein geiſtreicher ruſſiſcher Gelehrter und General uns geliefert hat in dem genialen Gedanken der Aufzeichnung einer Hauptwaſſerſcheide der Erde. Hier ſieht man deutlich, wie die jetzige Kulturwelt ſich ebenſo um das Becken des Atlantiſchen Oceans gruppirt, wie einſt die antike Kulturwelt um das Becken des Mittel-



Columbus 1446—21. 5. 1506.

meeres, und wir erkennen also, daß, wie die alte Geschichte eine solche der Mittelmeerwelt war, so die des jetzigen weltgeschichtlichen Zeitraumes die Geschichte der atlantischen Welt ist. Wir sehen auf unserem Bilde, wie alle maßgebenden Länder diesem atlantischen Gebiete angehören, wie davon ausgeschlossen, dem pacifischen Gebiete überwiesen, von Afrika nur ein schmaler Streifen an der Ostküste, von Amerika nur ein solcher an der Westküste ist, dazu aber auch der ganze Osten und Süden Asiens gehört. Bei solcher Betrachtung wird man nicht umhin können, sich zu fragen, ob streng genommen der Ausdruck Weltgeschichte gerechtfertigt ist, solange ein so großer Theil der Welt außerhalb des Zusammenhanges mit den maßgebenden Faktoren der weltgeschichtlichen Entwickelung steht. Erst als die Mittelmeerwelt völlig zu einer Kultureinheit, das Mittelmeer ein Binnensee geworden war, konnte die Geschichte sich zu einer gesammteuropäischen erweitern und so wird auch erst in ferner Zukunft, wenn die atlantische Welt zu einer geschlossenen Kultureinheit geworden ist, dieselbe sich als solche mit der pacifischen Welt auseinandersetzen und so eine wahrhafte Weltgeschichte entstehen können. Mit China und Indien ist wohl die pacifische Welthälfte die älteste Kulturwelt gewesen und auf dem anderen Ufer ergänzten sie, wenn auch erheblich später, Peru und Mexiko, aber seit nunmehr viertausend Jahren steht im Vordergrunde die atlantische Welt. Der Islam, die Hunnen- und Mongoleneinfälle, das sind die einzigen und unfruchtbaren direkten Einwirkungen, welche die pacifische Welt versucht hat, um das geschichtliche Leben der atlantischen Welt gewaltsam in ihre Kreise hineinzureißen, während diese letztere in den Engländern in Indien, den Amerikanern in Kalifornien und dem aufstrebenden Japan sich Organe geschaffen hat, geeignet das pacifische Leben mehr und mehr in den Kreis des atlantischen hineinzuziehen und mit diesem zu verschmelzen.

Einen solchen Horizont haben der Menschheit die drei kleinen Caravelen des Columbus eröffnet, als sie den unbekannten Ocean durchschifften, um das fabelhafte, goldreiche Kathay und Zipangu zu erreichen. Denn auri sacra fames war im letzten Grunde der bestimmende Beweggrund für das Königspaar, ihn abzusenden, für Columbus, die Fahrt zu wagen. Es giebt Menschen, die größer sind als ihr Werk, ich meine, ein solcher war Dante, es giebt aber auch, und nicht selten,

ſolche, wo das Werk größer iſt als der Mann, und dieſes ſcheint mir bei Columbus der Fall zu ſein. Wo ſich das Werk und der Mann in ſchönem Gleichgewichte halten wie bei Bismarck, da empfangen wir einen geſchichtlichen Eindruck, wie den, welchen ein Monument ungeheurer Größe gewährt, das jedoch in künſtleriſch vollendetem Ebenmaße gehalten iſt und uns ſomit nicht niederdrückt, ſondern an ſeiner Größe erhebt.

Wie Europa damals geographiſch in neue unbekannte Gegenden vordrang, ſo entdeckte es auch auf geiſtigem Gebiete eine neue Welt, die allerdings nur eine alte verſchüttete war. Der Humanismus, das Studium der Alten, insbeſondere der Griechen, die das Mittelalter überhaupt nicht mehr kannte, zog immer weitere Kreiſe und, wie es bei ſolcher Bewegung immer der Fall iſt, hat Wirkungen ausgeübt bis in Winkel hinein, wo weder ſein Name irgend bekannt war, noch ſeine Bedeutung irgend begriffen werden konnte.

In Deutſchland folgte damals, 1493, auf den thatenloſen Friedrich III. 1493
ſein nur allzu thatendurſtiger Sohn Maximilian, der indeſſen trotz glänzender Begabungen mit ſeinem unruhigen Umherſchweifen, ſeinem beſtändigen Ergreifen neuer Aufgaben, ſeiner Unfähigkeit, einfach praktiſche Pläne zu klar erkanntem Ziele folgerichtig durchzuführen, Deutſchlands Verwirrung nur ſteigerte. Wieder ſtanden die Nationen Weſteuropas in großem Gegenſatze dazu, das Werk des Zuſammenraffens der Nationalkraft, des Verwachſens der inneren Spaltungen entwickelte ſich kräftig weiter bei ihnen.

In England fand zwar ein abermaliger Wechſel des regierenden Hauſes ſtatt, indem der tranniſche Richard III. in der Schlacht von Bosworth am 22. Auguſt 1485 gegen Heinrich Tudor Thron und Leben verlor, aber das andere Herrſchergeſchlecht brachte ſehr bedeutende Regierungsgaben mit und ſtand dem Staate mit ebenſo modern-despotiſchen, zentraliſirenden Anſchauungen gegenüber wie nur ein Ludwig XI. in Frankreich. Unter deſſen Nachfolgern machte ſich die neugewonnene Kraft Frankreichs bereits in der Weiſe geltend, welche von nun an bis in unſere Tage das leitende Element der franzöſiſchen Politik ſein ſollte, in kriegeriſcher Aktion gegen das Ausland zur Gewinnung unbedingter Vorherrſchaft in Europa. Zunächſt fiel Italien die Rolle zu, das vieldulbende Objekt dieſer Politik zu ſein, aber bald genug ward auch Deutſchland reif dazu und nicht minder als Italien

Schlachtfeld und Beute der Franzosen. So blieb es denn bis zu dem Jahre 1866, wo beide Länder, Seite an Seite kämpfend, damit erwiesen, wie gleiches geschichtliches Schicksal ihnen zu Theil geworden war.

Man kann nicht sagen, daß ein solches Auftreten Frankreichs durchaus der weltgeschichtlichen Berechtigung entbehrt hätte. Zwar die Versuche, Europa unter einer monarchischen Spitze gewaltsam zu einigen, waren gescheitert und sollten auch noch fernerhin, wo sie unternommen wurden, scheitern, aber in der Zukunft Europas wird eine einheitliche Leitung, ein friedliches Zusammenfassen seiner Kräfte doch wohl noch geschrieben stehen, da nur unter solcher Vorbedingung seine beständig anwachsende Bevölkerung noch Raum zum Dasein findet. Solche Bürgschaft des Friedens giebt aber nur eine Zentralgewalt, die den Krieg auszuschließen vermag, also die Vorherrschaft eines Volkes ist denkbar und vernünftig, und Frankreich besaß viele Eigenschaften, die es gerade dazu besonders geeignet und ein Durchsetzen seiner Vorherrschaft für Europa besonders vortheilhaft erscheinen ließen.

Wenn es schließlich doch nach dreihundertjährigem Ringen auf das fast schon erreichte Ziel hat verzichten müssen, so lag das einerseits daran, daß die Zeit dazu noch nicht erfüllet war, die Nationalitäten Europas ihre Einzelaufgaben noch nicht erschöpfend gelöst hatten und so ihr Einzeldasein der Gesammtkultur noch nothwendig war, andererseits lag es daran, daß Frankreich seine Aufgabe nur im Sinne des alten Rom auffaßte, ein Land, Frankreich, eine Weltstadt, Paris, als unbedingt herrschende und zwar durch die Gewalt der Waffen herrschende, und ringsum Europa als fast rechtlose unterworfene Provinzen. Das hätte dann freilich den einzelnen Theilen nicht genug Lebensluft zur Erhaltung und Entfaltung ihrer berechtigten Eigenthümlichkeiten gelassen und war also doch nichts Anderes als die Weltherrschaftspläne der Staufer. So ist denn Frankreich an dieser falschen Ausführung einer vernünftigen Aufgabe gescheitert, aber weil eben das Ziel doch ein vernünftiges und berechtigtes war, ist der Franzose trotz des Uebermuthes in Ausbeutung seiner Siege in Europa nicht verhaßt geworden, sondern sogar gern gesehen, was man von dem Deutschen nicht sagen kann, obgleich er doch seit vierhundert Jahren für Niemanden mehr in Europa eine Bedrohung, für Viele ein Opfer gewesen ist.

Aber es ist zwischen den Völkern wie zwischen den Einzelnen, wir können dem Anderen das Unrecht verzeihen, welches er uns anthat, nicht das, was wir ihm angethan haben. Oder ist es auch noch etwas Anderes, das was Preußen bei den anderen Deutschen so verhaßt machte, das instinktive Gefühl nämlich der Anderen, von hier werde Der kommen, welcher sie Alle zu friedlicher politischer Einigkeit zwingen werde.

Stärker noch als England und Frankreich erhob sich damals die Macht Spaniens infolge der Entdeckung der neuen Welt, die nun zunächst dieses Landes Domäne ward. Aber von vornherein trug die Aktion Spaniens hier einen Keim des Verderbens in sich. Nicht Kolonisatoren entsandte es in diese immer umfangreicher sich erschließende neue Welt, sondern lediglich Konquistadoren, Männer von bewundernswerther Kühnheit und Entschlußkraft, aber auch von ungeheurer Gier nach Gewinn, Bewältiger jedes Widerstandes, aber auch Zerstörer aller der reichen fremden Kultur und des einheimischen Volksthumes. Selbst der hartherzige Römer verfuhr schonender, kolonisatorischer als der fanatisch fromme, herrsch- und gewinnsüchtige Spanier. Es ist nicht möglich eine Uebersicht der zahlreichen Unternehmungen zu geben, welche nach der ersten Fahrt des Columbus den neuen Kontinent in schneller Folge von allen Seiten in Angriff nehmen und erschließen. Nur die grundlegenden seien hervorgehoben.

Der Erste, welcher den Stillen Ocean von Osten her erblickte, war Nuñez Balboa, am 25. September 1513 die Landenge von Panama überschreitend. 25. Sept 1513 Von diesem Augenblicke an mußte das Bild der neuen Welt als das eines für sich bestehenden von Asien abermals durch ein weites Meer getrennten Festlandes mehr und mehr die alte irrige Vorstellung verdrängen und zu gleichem Ergebnisse wirkte auch die 1520 von Magalhaens durchgeführte Umsegelung der Südspitze Amerikas bedeutend mit. Von der die Oceane scheidenden Landenge aus nach Norden und nach Süden befanden sich zwei Staaten hoher und alter Kultur, in der letzteren Richtung Peru, in der ersteren Mexiko. Hier hatten seit etwa zwei Jahrhunderten die Azteken über die eingeborenen Tolteken die Oberhand gewonnen und ihnen ihre Kultur, aber auch ihren furchtbar blutigen auf Menschenopfer gegründeten Kultus gebracht und weiter aus-

Balboa 1475 1517. Magalhaens 1470—27. 4. 1521.

gebildet. Dieſes Land verfiel nun der ſpaniſchen Eroberung, ausgeführt durch Ferdinand Cortez, der 1519 mit einer geringen Schaar von Cuba aufbrach und des Landes Herr ward, deſſen Herrſcher, Montezuma, dabei ſeinen Tod fand. Allerdings erhob ſich noch einmal das geſammte mexikaniſche Volk zu furchtbarem Widerſtande; in der Nacht der Trübſal, 1./2. Juli 1520, mußten die Spanier die Hauptſtadt Mexiko unter ſchwerſten Verluſten räumen, allein im nächſten Jahre ſchon ward Mexiko nach äußerſtem Widerſtande unter furchtbarer Zerſtörung abermals genommen und das Land blieb von nun an unterworfen.

Nur ein Jahrzehnt ſpäter fiel unter gleicher Vernichtung ſeiner Kultur der andere reiche und wohlgeordnete Staat, Peru. Ihn hatte ſchon 1524 Franz Pizarro auf ſeine Zugänglichkeit erkundet, dann ſchiffte er ſich 1531 von Panama aus mit nur drei Schiffen dorthin ein. Er traf die Inkas Huascar und Atahualpa, Halbbrüder, im Streite um die Herrſchaft und dieſes benutzend miſchte er ſich ein, was Beider Untergang und des Staates Unterwerfung unter Pizarro zum endlichen Ergebniſſe hatte.

Indeſſen nicht die Spanier allein gewannen in dieſer Zeit ungeheure überſeeiſche Gebiete. Auch Portugal, auf der Bahn der Entdeckungen und weiten kühnen Seefahrten zeitlich ſogar den Spaniern voraus, hatte in dieſer Zeit dauernd bedeutſame Erfolge zu verzeichnen. Vasco de Gama, von Liſſabon mit drei Schiffen aufgebrochen, umſegelt 1497 das Kap der Guten Hoffnung und erreicht 1498 Indien. Von nun an ſetzten ſich die Portugieſen an der Weſtküſte Indiens und auf dem Wege dahin an manchem werthvollen Zwiſchenpunkte feſt und gründeten in dieſen Gegenden eine bedeutende Kolonialherrſchaft, hauptſächlich dank den Talenten und Erfolgen des Alfons Albuquerque.

Die Zeit der Konquiſta iſt gewiſſermaßen der Höhepunkt der katholiſchen Weltentwickelung. Wie ein Zeichen dafür iſt der Beiname der Katholiſchen, welchen die ſpaniſchen Souveräne Iſabella und Ferdinand beide führen, und die Theilung der Welt, die Papſt Alexander VI. durch die Bulle vom 3. Mai 1493 vornahm, indem er einen Meridian

Cortez 1485—2. 12. 1547. Montezuma 1502—1520. Pizarro 1471—26 6. 1541 Atahualpa 1525—1533. Vasco de Gama 1469—24. 12. 1524. Albuquerque 1453—16. 12. 1515.

durch den atlantischen Ocean legte, westlich desselben alle Entdeckungen den Spaniern, östlich desselben den Portugiesen angehören sollten. So machtvoll nun aber auch der Papst auf diese Weise als Schiedsrichter über die Ansprüche der Könige und der Nationen dastand, so ward doch durch eben die Bestrebungen, welche einen solchen Schiedsspruch hervorgerufen hatten, dessen Wirkung in kurzer Zeit vernichtet. Schnell zerstörten die immer weiter aufklärenden Entdeckungen das Gebäude der bisherigen kosmischen Anschauungen, und da die Lehrmeinungen der Kirche sich unvorsichtig mit denselben solidarisch verbunden hatten, so traf auch sie eine nachhaltige Erschütterung. Die Thatsache allein, daß ein Vordringen in den Westen hinaus schließlich zum Osten zurückführe, erwies die Unhaltbarkeit der päpstlichen Entscheidung über eine Westen und Osten trennende Mittagslinie und verwies die Völker wieder auf die Entfaltung ihrer natürlichen Kräfte, um nach dem ihnen verliehenen Maße sich Raum in der Welt zu verschaffen. So hätten gerade die Entdeckungen und die Konquista, der Höhepunkt der katholischen Weltentwickelung, in schließlicher Konsequenz die Papstkirche beeinträchtigt, die Völker geistig unabhängiger gemacht, jedoch diese im Zuge der Zeit liegenden Ergebnisse der Weltgeschichte sollten nicht in langsamer Evolution, sondern in elementarer Revolution in großartigster und tiefgreifendster Weise durch eine gewaltige Persönlichkeit für die Menschheit in mächtigen Thaten herausgeboren werden.

Als Columbus den Ocean überschiffte, saß der Knabe Martin Luther in der überstrengen Zucht der Schule zu Mansfeld, als Columbus starb, rang Bruder Martin im Augustinerkloster zu Erfurt in ungeheurer Seelenangst schwerer Gewissenskämpfe um das ewige Heil, als Balboa den Stillen Ocean erblickte, lebte Luther predigend und lehrend zu Wittenberg, und endlich als Cortez die Belagerung Mexikos begann, die zur Unterwerfung des gesammten Landes führte, da hatte soeben D. Luther zu Worms vor Kaiser und Reich Zeugniß abgelegt von der Unerschütterlichkeit seines evangelischen Glaubens. Wie jenseits der Meere eine neue materielle Welt, so offenbarte sich hier in Worms vor der Menschen Augen eine neue geistige Welt, großartig des Dichters Wort bewährend:

„Wachsen kann der Stoff nicht, ohne
Daß er Geistes Joch empfange",

und hier war Deutschland das Land, welches die Entdeckung vollzog und die ersten Pioniere aussandte, eine That weltgeschichtlich von mindestens gleicher Bedeutung wie des Columbus Werk, vollzogen von einem Manne, der diesen weitaus überragte und zu den weltgeschichtlich Größten gehört.

Mit seinem Eintritte in das Kloster am 17. Juli 1505 begann seine Lebensarbeit, hier fand er dann jenes Gefühl des Erlöstseins, der Einigkeit mit Gott, welches bei allen Gründern zukunftsreicher Religionsanschauungen das entscheidende Moment für ihr Leben und ihre Lehre wurde. Freilich kam es bei Luther nicht mit jener Plötzlichkeit zum Durchbruche, welche den Wendepunkt des Lebens großer Reformatoren fast bis auf die Stunde bezeichnen läßt, welche den Gotama unter dem Baume der Erkenntniß zum Buddha, den Saulus auf dem Wege nach Damaskus zum Paulus, den Mohammed in den Bergen bei Mekka zum Gesandten Gottes werden ließ. Der Mann war so gewaltig, von tiefster Empfindung so mächtig bewegt wie nur einer von jenen, aber er war doch auch ein studirender Mönch des 16. Jahrhunderts, ein Kind des Zeitalters der Buchdruckerkunst und des neubelebten Studiums der Alten, und so ist es ein fortschreitender allmählicher Entwickelungsvorgang, kein plötzlicher Durchbruch, der ihn dazu führt für die gesammte Kulturwelt der erfolgreichste Erneuerer des halbverschütteten Christenthumes zu werden.

Wie die Weltgeschichte des einfachen Juden aus Tarsus Fußspuren nachgehen mußte, soweit sie noch erkennbar waren, so auch
31. Okt. 1517 heftet sie sich jetzt an die des schlichten Bergmannssohnes. Am 31. Oktober 1517 schritt dieser an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg und schlug dort seine 95 Thesen gegen den Ablaß an. Hier war die That geschehen, zu der das christliche Gewissen schon seit lange hingerungen hatte, die zu vollbringen es aber in seiner mittelalterlichen Gebundenheit nicht fähig war. Es fühlte jetzt wieder die Wahrheit, daß kein Ablaß einer Priesterkaste, sondern nur sein eigenes Verhältniß zu Gott die Seligkeit gewährleisten könne. Der heidnische Begriff ward zerschlagen, der zur Reinigung des schuldbewußten Menschen von einem der Gottheit besonders geweihten, daher ihr näher stehenden Priester ein Sühnopfer dargebracht werden ließ.

Was die alte Kirche an Gegenmaßregeln zunächst ergriff, entsprach nicht der Größe der Gefahr, die hier für sie zu fürchten war, in dem verweltlichten, dem feinsten Kunst- und Sinnengenusse hingegebenen Rom erkannte man diese eben nicht. Im Oktober 1518 setzte zu Okt. 1518
Augsburg Kardinal Cajetan sein kirchliches Ansehen gegen den Mönch ein, von dem er dann sagte, daß er ihm kaum habe in die Augen schauen können, solch ein diabolisches Feuer sei daraus hervorgesprüht; im Januar 1519 versuchte zu Altenburg der päpstliche Kämmerer Jan. 1519
Miltitz seine diplomatische Geschicklichkeit an ihm und im Juli dieses Jahres trat Ecks scholastische Gelehrsamkeit gegen ihn in die Schranken. Jedes dieser Ereignisse ward für ihn eine Etappe und zwang ihn Klarheit zu gewinnen in seiner Stellung zu der herrschenden Kirche. Die Bannbulle erfolgte, um das bisher nicht Gelungene mit der ultima ratio papae durchzusetzen, Luther antwortete am 10. Dezember 1520 10. Dez. 1520
damit, daß er die Bulle vor dem Elsterthore zu Wittenberg öffentlich verbrannte, ein Zeichen, daß er selbst jetzt eine Macht geworden war. Nun aber trat ihm auch die weltliche Macht entgegen.

Der Ehe Ferdinands von Aragon mit Isabella von Castilien war eine Tochter Johanna entsprossen und diese, die Erbin der genannten spanischen Länder und aller neuentdeckten amerikanischen Gebiete heirathete Philipp, den Sohn Kaiser Maximilians I. und seiner Gemahlin Maria, Tochter Karls des Kühnen von Burgund, somit Erbe Burgunds und der habsburgischen Länder in Deutschland. Aus der Ehe Philipps mit Johanna entsprang nun **Karl**, in Spanien der Erste, in Deutschland der Fünfte des Namens. Und nun hingen die Weltgeschicke und insbesondere die Geschicke Deutschlands davon ab, wie dieser mächtigste Herr der damaligen Welt sich stellen werde zu dem thüringischen Bergmannssohne. Denn wieder war jetzt Deutschland der Mittelpunkt der europäischen Entwickelung geworden, Luthers Auftreten hatte die weltgeschichtlichen Dinge wieder in ihr natürliches Verhältniß gerückt, nachdem zwei Jahrhunderte lang den Westen sein mächtiges nationales Aufstreben zu überwiegender Bedeutung in Europa gebracht hatte. Wie wahr nennt Kingsley die deutsche Nation „die Mutter alles europäischen Lebens“ und Deutschlands Geschichte „die

Cajetan 1469—1534. Eck 13. 11. 1486– 10. 2. 1543.

Grundwurzel der Geschichte Europas". Zum Verhängnisse aber ward es nun für Deutschland, daß die Naturen der beiden Männer, in deren Händen seine Zukunft lag, inkommensurabel waren und also nie, auch nicht zu einem Bruchtheile eine Lösung der großen Zeitfragen bringen konnten. Das Auftreten des Wiclif und Huß, wie auch dann wieder das des Zwingli, des Calvin und des John Knox, beruhte nicht auf ausschließlich religiösen Gewissensfragen, sondern enthielt von vornherein ein stark nationales und politisches Element, welches dem weltlichen Erfolge ihrer Lehren sehr zu Gute kam; in Luthers Natur war durchaus nichts Politisches, dadurch blieb sein Wirken ein rein religiöses und ward für alle Völker und Zeiten wirksam, während bei politisch umsichtigerem Verhalten er nur national gewirkt hätte; davon hätte Deutschland freilich großen Vortheil gehabt, aber es ist eben das Weltgeschichtliche an ihm, daß er die Reformidee ohne jede nationale oder politische Beschränktheit als Gemeingut für die ganze Welt zur That werden ließ, und das konnte wahrlich nur ein Deutscher, da liegt unsere Größe, da aber auch unsere Schwäche. Denn für die Zukunft der Deutschen in dieser Welt ward es zum Verhängnisse, daß sie damals einen Reformator erhielten, der durchaus kein Politiker, und einen Kaiser, der durchaus kein Reformator war und sein wollte.

So ward Luther vor den Kaiser auf den Reichstag nach Worms
17. u. 18. April 1521 geladen; am 17. und 18. April 1521 bekannte er sich vor ihm unwiderruflich zu seiner evangelischen Ueberzeugung und verfiel nun der Reichsacht, er stand jetzt außerhalb des göttlichen und des menschlichen Rechtes seiner Zeit. Nur in diesem einen Punkte hatten die Wege des Reformators und des Kaisers sich berührt und mit elementarer Kraft stießen sie sich gegenseitig ab, um jeder nach seiner Seite den Weg fortzusetzen. Der Reformator, von seinen Gönnern zu seiner Sicherheit auf die Wartburg verbracht, gab seinem Volke die Bibelübersetzung und damit auf zweihundert Jahre hinaus den einzigen Zusammenhalt in seiner steigenden Zerrissenheit, die einige Sprache. Der Kaiser verließ Deutschland und wandte sich den europäischen Händeln zu.

In Italien hatte Franz I. die schließlich gescheiterte Eroberungspolitik seines Vorgängers Ludwigs XII. wieder aufgenommen und durch

---

Zwingli 1. 1. 1484—11. 10. 1531. Knox 1505—24. 11. 1572.

den Sieg von Marignano 1515 zu vorübergehendem Erfolge gebracht, allein Karl schlug nun die Franzosen entscheidend am 15. April 1522 bei Bicocca, und nach kurzen Erfolgen erlitten sie dann abermals eine Niederlage am 24. Februar 1525 bei Pavia, ihr König selbst ward gefangen. Noch mehrere Jahre brachte Karl zu mit Ordnung seiner Angelegenheiten mit Frankreich, dem Papste und in Italien, wobei seine Siege ihm naturgemäß eine entscheidende Stellung verliehen, dann kehrte er 1530 nach Deutschland zurück, um der Ketzerei ein ernstliches Halt zu gebieten.

15. April 1522

24. Febr. 1525

Hier hatte in seiner Abwesenheit eigentlich jede Regierung des Reiches aufgehört, Jeder suchte sich selbst zu helfen, wie er konnte, und so vermochte denn auch die neue Lehre ungehindert Anhänger zu werben und schnell sich auszubreiten. Was der Kaiser verweigert hatte, die gewaltige Bewegung der neuen Lehre in seine Hand zu nehmen und damit allen politischen Widerstand niederzuwerfen, Deutschland zu einigen, das versuchten jetzt die Stände Deutschlands vereinzelt, die Fürsten und die Städte auf ihren Gebieten, die Ritter gegen die Fürsten und die Städte, und die Bauern gegen Alle. Diese letztere Bewegung wurde die mächtigste und entlud sich in dem sogenannten Bauernkriege. Die endlichen Sieger in allen diesen Irrungen blieben die Fürsten, die sich in den zerissenen Rock kaiserlichen Ansehens theilten und sich mit dessen Fetzen bekleideten.

So aussichtsreich ward damals die Stellung des Landesfürstenthumes, daß auch der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, seine Herrschaft am 10. April 1525 zum weltlichen Herzogthume umwandelte, allerdings mußte er hierbei die Oberhoheit Polens über sich anerkennen, welches Land damals großer Zukunft entgegenzugehen schien und doch schon bald darauf die schiefe Ebene betreten sollte, die dann zu staatlichem Tode führte Und gerade jetzt begann an dem östlichen Horizonte die Macht Rußlands sich zu bilden, bald sollte sie als gewitterschwangere Wolke über Polen den Himmel verdüstern. Zwar die Tatarenherrschaft siechte an eigener innerer Schwäche dahin und ist schließlich ohne der Russen Anstrengung oder Verdienst verschwunden, nicht von ihnen abgeworfen worden, aber der Zwingherr zur staatlichen Einheit erschien jetzt, Iwan der Schreckliche, eine

10 April 1525

Erscheinung, fürchterlicher als Ludwig XI., mit deutlichen Spuren vollständig erklärten Wahnsinnes und doch ein Mann fruchtbaren geschichtlichen Wirkens. Freilich, hat er den Uebergang des Großfürstenthumes Moskau in das Kaiserreich Rußland vorbereitet, so hat er auch durch sein halbhundertjähriges Wüthen die asiatische Despotie, die er als Erbe des Tatarenchans antrat, tief, wie es scheint unauslöschlich, in die Seele des Russen geschlagen und dessen politische Mannhaftigkeit dauernd beeinträchtigt.

Polen ist schließlich gesunken eben der Sünden und Schwächen wegen, die Deutschland in der Zeit, von der wir hier sprechen, staatlichem Ruine und in Kurzem der Obmacht der Fremden überlieferten, welche in ihrem Verhalten zu unserem Vaterlande ihr Vorbild haben an jenem Granvella, der auf seinen Maulthieren die schweren und theuren peccata Germaniae mit sich führte, denn im Besitze eines nationalen Staates erkannten die Fremden jederzeit gut, was der Deutschen Sünde sei und wie schwer sie dafür zu zahlen gehalten seien. Und schon mit Karl V. selber beginnt die Zeit der Fremdherrschaft, denn ein Fremder war er durchaus, die dann fast dreihundert Jahre währte und von der dem Deutschen zu sprechen schwer, der zu gedenken ihm aber dringend nothwendig ist.

Beschäftigt mit seiner gesammteuropäischen Politik kümmerte sich der Kaiser um die innere Ordnung Deutschlands nur gelegentlich und beiläufig; so sollte unter dem Vorsitze seines Bruders Ferdinand, dem er Oesterreich übertragen hatte, ein Reichstag zu Speier die religiöse Streitfrage lösen, wobei es jedoch nur zu einem nichtssagenden Kompromisse kam. Und als auf einem drei Jahre später abermals zu Speier abgehaltenen Reichstage versucht wird die Anhänger der neuen Lehre unbedingt zu majorisiren und ihnen etwa nur vorläufige Duldung
20. April 1529 zuzugestehen, da antworteten diese am 20. April 1529 mit feierlicher Protestation und gründeten so den Namen des Protestantismus.

Indessen nun gedachte der Kaiser persönlich der Sache ein Ende
Mai 1530 zu machen. Im Mai 1530 kehrte er nach Deutschland zurück, auf einem nach Augsburg berufenen Reichstage sollte die religiöse Angelegen-

---

25. 6. 1526—27. 8. 1526 Erster Reichstag zu Speier. 21. 2. 1529—19. 4. 1529 Zweiter Reichstag zu Speier. 20. 6. 1530—19. 11. 1530 Reichstag zu Augsburg.
Granvella 20. 8. 1517—21. 9. 1586.

heit geschlichtet werden. Hier trugen dann am 25. Juni die Pro- 25. Juni 1530
testanten dem Kaiser persönlich ihr Bekenntniß „die Augsburger Konfession" vor; wie aber sie fest auf ihrem Boden verblieben, so auch der Kaiser auf dem seinigen, ergebnißlos endete der Reichstag für die Betheiligten, freilich nicht ergebnißlos für die Weltgeschichte, denn das Augsburger Bekenntniß bezeichnet doch einen großen Abschnitt. Wie vordem die Herrschaft des Universalstaates, so war nun auch die der Universalkirche gebrochen und Deutschland, staatlich zerrissen, kirchlich gespalten, war vorbildlich im Kleinen für die Lage Europas im Großen. Hoffen wir, daß nach endlich gefundenem Zusammenschlusse, staatlich auf dem Boden föderativer Einigkeit, kirchlich auf dem Boden unbedingter Gleichberechtigung der christlichen Bekenntnisse, es nun auch auf diesen Wegen vorbildlich für Europa und führend sein werde.

Damals traf die christliche in sich so uneinige Welt abermals ein Angriffsstoß des Islam, es sollte der letzte von geschichtlicher Bedeutung sein. Wie im Nordosten Polen so strebte im Südosten Ungarn nach der Stellung einer Vormacht, allein jetzt gerade war es innerer Zerrüttung verfallen und unfähig ernstlichen Widerstand zu leisten, als 1526 Sultan Soliman seine Massen gegen Europa heranführte. Daß dieses geschah, war nicht allein das Wiedererwachen des dem Islam so natürlichen Dranges nach kriegerischer Ausbreitung, sondern es war auch veranlaßt durch Franz I. von Frankreich, der in seiner Bedrängniß vor den überlegenen Waffen Karls V. durch Herbeirufen der Türken sich zu entlasten sucht. Nicht unähnlich ist die Lage der jetzigen, wo ebenfalls Frankreich auf die Waffen der Russen hofft, damit es im Westen für sich Raum gewinne eine gebietende Stellung wiederzuerlangen, unbekümmert darum, wie schwer Europas Kultureinheit durch solches Hereinziehen geschädigt werden müsse. Auch hier erkennen wir, daß geschichtliche Gerechtigkeit Frankreich nicht hat zu dauernder Vorherrschaft in Europa gelangen lassen, daß sein eigenes Handeln ihm den Weg zu solchem Ziele versperrte, denn was es hier in Bezug auf die Türken that und was es heute in Bezug auf die Russen thut, das heißt einen Theil Europas an fremde Kräfte ausliefern und ist nichts Anderes, als wenn Preußen zur Gewinnung der Vorherrschaft in Deutschland deutsches Gebiet an Frankreich ausgeliefert hatte, Gelegenheit und Verführung dazu boten sich, Preußen aber widerstand und das hat ihm das geschichtliche Recht auf seine Stellung in Deutschland gegeben.

Die Türken also warfen Ungarn durch die Schlacht von Mohacs am 29. August 1526 völlig nieder, zogen aber bald wieder ab. Und nun ward der Eckstein gelegt, um wirklich eine südöstliche Großmacht hier entstehen zu lassen; in der Person Ferdinands war es das vom Glücke so begünstigte Geschlecht Habsburg, welchem auch dieses jetzt gelang. Nicht nur zum Könige von Böhmen, auch zum Könige von Ungarn ward er erwählt, Oesterreich war fest als das Ostreich konstituirt, freilich Deutschland dadurch für die weitere Zukunft entfremdet. Aber seine nächstliegende Aufgabe als Wacht im Osten gegen kulturfeindliche Ueberfluthung löst es tapfer. Als 1529 Sfuleiman wieder erschien und bis Wien vordrang, da ertrug dieses die Belagerung in so heldenmüthigem Widerstande, daß schließlich der Sultan ohne Erfolg abzog; es war im Osten eine Abweisung des kulturfeindlichen Islam, wie einst Karl Martell sie im Westen geleistet hatte, die Aufhebung der Belagerung Wiens am 15. Oktober 1529 ist ein wichtiger Augenblick für die christliche Kultureinheit Europas.

Freilich in sich selbst war der Welttheil noch weit entfernt seine Einigung auf dem Boden allgemeiner freier Christlichkeit zu suchen, im Gegentheile drohte gerade jetzt der Kampf der Geister auch zu einem Kampfe mit den Waffen zu werden und bei solcher Aussicht schlossen
Dez. 1530 sich die Protestanten im Dezember 1530 in Schmalkalden zu einem Vertheidigungsbündnisse zusammen. Indessen den Kaiser nahm doch wieder seine große europäische Politik so sehr in Anspruch, daß er abermals die deutschen Dinge sich selbst überließ, und so kam es dann wieder zu Kompromissen, welche nur aufschiebend für die Entscheidung wirkten.
23. Juli 1532 Ein solcher war der Nürnberger Religionsfriede vom 23. Juli 1532,
29. Juli 1541 ein solcher das Regensburger Interim vom 29. Juli 1541. So hatte der Protestantismus immerhin doch ein Jahrzehnt der Freiheit gewonnen, in welchem er seine Glieder recken, allerdings aber auch häßliche Auswüchse zeitigen konnte, wie solche die wüste Herrschaft der Wiedertäufer in Münster 1534—1535 und die Doppelehe Landgraf Philipps von Hessen 1540 waren. Dagegen breitete sich die neue Lehre aber auch mächtig aus, gewann viele deutsche Länder und Städte; Nord- und Mitteldeutschland, nur den rheinischen Westen ausgenommen, und im Süden Württemberg waren bald durchaus protestantisch, nur

Baiern und die unmittelbar den Habsburgern untergebenen Länder bildeten noch einen starken geschlossenen Kern katholischer Erde.

Vielfach wirksam ward unter diesen Umständen der Einfluß des großen Reformators, eine herrschende, gebietende Stellung nahm er damals ein und er war der Mann dazu eine solche auch gegen die Fürsten dieser Welt aufrechtzuerhalten. Aber von Allem, was er sagte und that, ist doch für die Zukunft seines Volkes das Wichtigste geworden, daß er am 13. Juni 1525 Katharina von Bora als sein Eheweib heimführte. Wie er von da an als Gatte, Hausherr und Vater gelebt hat, das hat die gesammte Anschauung der Deutschen von Ehe und Hauszucht beeinflußt und wirkt noch bis heute nach. Luther gab dem christlichen Hausvater die ursprüngliche priesterliche Stellung des Familienhauptes wieder, noch heut ist es diesem Ehebunde zuzuschreiben, wenn Deutschland sich einer tieferen, gesunderen, reineren Auffassung und Ausübung der Ehe erfreut als viele andere Länder, und wir können es ruhig mit in den Kauf nehmen, wenn auch die Derbheit der Natur Luthers sich unauslöschlich unserer Ehe aufgeprägt hat und die Stellung der Frau eine mehr dienende ist als anderwärts. Unabläßig wirkte er noch so als Lehrer, Erzieher und Mahner seines Volkes, für dessen ehrliche, kräftige, wahrheitsuchende, oft auch plumpe, kampflustige und trotzige Eigenart er der erhabenste Ausdruck geworden ist. Als er gegen 3 Uhr morgens am 18. Februar 1546 zu Eisleben 18. Febr. 1546
starb, da stand schon der offene Kampf unmittelbar bevor, durch den der Kaiser nunmehr den Protestantismus zu bändigen gedachte.

Und des großen Reformators völlig unpolitische Natur schien auch auf den Schmalkaldischen Bund übergegangen zu sein, denn recht hülflos benahm er sich gegenüber der herandrohenden Gefahr: der einzige protestantische Fürst aber, der ein wahrhafter Politiker war, Herzog Moritz von Sachsen, schloß sich dem Kaiser an und so ward am 24. April 1546 bei Mühlberg an der Elbe der Schmalkaldener 24. April 1546
schwaches Heer durch des Kaisers spanische Truppen geschlagen, zum ersten Male seit der Römer Zeiten empfand der Deutsche die hochmüthige Ungebühr fremder Truppen im Herzen seiner Heimath, die Fremdherrschaft über Deutschland begann.

Aber des Kaisers Sieg über Protestantismus und Landesfürstenthum war, wie leicht gewonnen, so auch bald zerronnen; um zwei so gewichtige geschichtliche Faktoren völlig zu lähmen und zu unterwerfen, dazu genügte er denn doch noch lange nicht. So fanden sich die Fürsten gegen den jetzt als religiösen und politischen Zwingherren ganz Deutsch-
Mai 1552 lands auftretenden Kaiser zusammen und im Mai 1552 muß er vor
25. Sept. 1555 ihren Waffen die Flucht ergreifen und sodann am 25. September 1555 im Augsburger Religionsfrieden Gleichberechtigung der Augsburger Konfession mit der alten Kirche zugestehen und der die Souveränität der Reichsstände anerkennende Grundsatz wird maßgebend: cujus regio ejus religio. Aber eine sehr bedenkliche Seite zeigt doch dieser Sieg der Fürsten. Erfochten war er nämlich mit dem Rückhalte eines französischen Bündnisses und zu dessen Gewinnung hatten Reichslande dem Könige von Frankreich ausgeliefert werden müssen, also die Fürsten, an deren Spitze Moritz von Sachsen stand, thaten eben das, was Preußen 1866 zu thun verweigert hat. Diese Reichslande waren Toul und Verdun, die noch heute Frankreich angehören, und Metz, welches Karl sogleich, noch 1552, wiederzugewinnen mit aller Anstrengung versuchte, welches aber dann doch bis zum Jahre 1870 in französischem Besitze blieb. So ist die für dreihundert Jahre über Deutschland verhängte Zukunft in den Ereignissen jener Tage schon deutlich vorgezeichnet.

Und als ein völlig Geschlagener bekannte nach dem Augsburger
Herbst 1556 Religionsfrieden sich Karl selbst, indem er im Herbste 1556 die Herrschaft niederlegte, um sich nach Spanien in die Stille des Klosters S. Juste zurückzuziehen; wir empfinden, daß in entscheidendster Stunde er uns zum Unheile geworden ist, und doch dürfen wir ihn als eine tragische Gestalt ansehen und schätzen, das heißt als einen Mann, der das Berechtigte einer alten Zeit aufrecht zu erhalten gedachte im Kampfe gegen das besser Berechtigte einer neuen Zeit. Sein Unterliegen darin ist ein Abschnitt der Weltgeschichte.

Wie sich die Völker zu Luthers Lehre stellten, das ist überhaupt auf lange hinaus für ihr Geschick entscheidend gewesen; zu einer schweren Gewissenssache des Einzelnen ward es in Deutschland und Spaltung brachte es daher in die Gemüther, Spanien verblieb völlig abweisend dagegen und verfiel seitdem politischem Tode, zu sehen haben wir noch

wie Frankreich, England und der ſkandinaviſche Norden in dieſer Lebensfrage ſich verhielten.

Das durch Ludwig XI. gefeſtigte, faſt geſchaffene Königsthum hatte dann in Franz I. einen glänzenden Vertreter ſo recht nach dem Herzen der Franzoſen gefunden, und trotzdem er in ſeinen Kämpfen um die Vorherrſchaft in Italien vor Karl V. erlag, ſtand dennoch ſein Land in mächtiger, glänzender Stellung bei Abſchluß dieſer Periode da. Denn wie Karl nie dem Proteſtantismus den Todesſtoß verſetzen konnte, weil ihn die europäiſchen Verwickelungen in Anſpruch nahmen, ſo auch konnte er nie Frankreich endgültig niederwerfen, weil dann wieder die deutſche religiöſe Frage dazwiſchen kam. Als Karl abdankte in dem Gefühle nicht Herr werden zu können über die Beſtrebungen der Zeit, die er doch anzunehmen, anzuerkennen und zu würdigen auch nicht vermochte, da hatte Frankreich ſeinen neuen, Deutſchland abgenommenen Beſitz ſiegreich behauptet und gleich darauf, am 8. Januar 1558, fällt 8. Jan. 1558
auch Calais in ſeine Hand, die letzte Spur engliſcher Herrſchaft auf franzöſiſcher Erde verſchwindet. Aber die ruhige Entwickelung zu weiterer Macht ward jetzt auf lange unterbrochen. Einmal folgten auf Franz' Sohn Heinrich II. nacheinander ſeine drei gleichmäßig zur Regierung unfähigen Söhne und damit heftiges Ringen um die Macht ſeitens ihrer Mutter Katharina von Medici und des im Staatsdienſte hervorragend mächtig und erfolgreich gewordenen Geſchlechtes der Guiſe. Dann aber ward nun auch Frankreich erſchüttert durch die an es herantretende Forderung Stellung zu Luthers Lehre zu nehmen, und bei den oben bezeichneten politiſchen Verhältniſſen ſtieg hierdurch die innere Zerrüttung bis zu anhaltenden Bürgerkriegen.

Von vornherein lernte Frankreich die proteſtantiſche Lehre in einer anderen und zwar dem franzöſiſchen Geiſte angepaßteren Form kennen, als die des deutſchen Reformators war. Calvin war Romane, Franzoſe, und ſeine Ausbildung genoß er in Frankreich, in Paris, Bourges und Orléans, und ſo brachte er in ſeiner Lehre dem romaniſchen Geiſte unſchwer Annehmbares, Verwandtes entgegen. Streng folgerichtiges

Katharina von Medici 30. 4. 1519 5. 1. 1589. Franz von Guiſe 17. 2. 1519 bis 18. 2. 1563. Karl von Guiſe 17. 2. 1525—26. 12. 1571. Calvin 10. 6. 1509 bis 27. 5. 1564.

Denken, systematischer Aufbau der äußeren Formen, zentralisirte Leitung der Massen auf demokratischer Grundlage, ein scharf hervortretender politischer Zug bei einer gewissen radikalen Nüchternheit in den religiösen Fragen, das waren für den französischen Geist durchaus sympathische Momente. Und für den Calvinismus lag im Vergleiche zum Lutherthume eine große Stärke der römischen Kirche gegenüber darin, daß wie bei dieser ihm der Mensch ganz angehören muß oder gar nicht. Luther war eine rein religiöse, Calvin wie Loyola eine vorherrschend politische Natur.

Verwirklicht ward nun das Alles in Genf, wo von 1541 bis an seinen 1564 erfolgenden Tod Calvin als Diktator herrschte und die Verkünder und Streiter für seine Lehre in alle Welt entsandte. So verbreitet sich der Protestantismus in der calvinistischen Form auch mehr und mehr in Frankreich; nicht lange, und seiner Anhänger — Hugenotten — waren dort so Viele, daß sie eine mächtige Partei bilden konnten, falls sie zu einer solchen sich zusammenschlossen. Und hierzu trieben bald die Umstände. Eine ziemlich beschränkte Duldung, welche gewährt wurde, ward dann durch die Guise absichtlich und grob durch
1. März 1562 das sogenannte Blutbad von Vassy, 1. März 1562, verletzt, und nun begann der Bürger- und Religionskrieg, unterbrochen immer wieder durch Waffenstillstände und Toleranzedikte, denn beide Parteien hielten sich so ziemlich das Gleichgewicht, was dann auch endlich durch den
1570. Frieden von St. Germain en Laye 1570 anerkannt ward.

Aber der große Einfluß, den nun die Hugenotten, an ihrer Spitze der Admiral Coligny, auf den schwachen König Karl IX. gewannen, erschien schließlich dessen herrschsüchtiger Mutter Katharina so bedrohlich, daß sie dem mit dem furchtbaren Schlage einer allgemeinen Ermordung der Hugenotten ein Ende zu machen beschloß. Dieses ward ins Werk gesetzt in jener als Bartholomäusnacht oder Bluthochzeit bekannten
5./24. Aug. 1572 Nacht vom 23./24. August 1572. Einen ebenso tiefgreifenden Einfluß auf Frankreichs Zukunft hat diese Nacht gehabt wie der Tag, an welchem Ludwig XVI. hingerichtet wurde. Der letztere Frevel hat Frankreich die politische Ruhe und Festigkeit gekostet, hat unaufhörlichen Wechsel und einen unausfüllbaren Riß zwischen seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit geschaffen. Die Bluthochzeit hat im Gegentheile unver-

Coligny 16. 2. 1517—24. 8. 1572.

änderliche Ruhe auf dem religiöſen Gebiete wieder herſtellen, die Veränderung und Weiterentwickelung, welche der Proteſtantismus bot, verſchütten wollen, und allerdings Frankreich iſt ganz und gar für die katholiſche Weltanſchauung zurückgewonnen worden. Die zuerſt aufgenommene Lehre Luthers ward ſodann und in immer ſteigendem Maße wieder ausgeſtoßen und ſo entwickelte ſich Frankreich zu dem, was es heut iſt, autoritätslos und wechſelnd auf politiſchem, beharrend und rechtgläubig auf religiöſem Gebiete, während das Prinzip des Proteſtantismus das Entgegengeſetzte iſt, Freiheit und Bewegung auf religiöſem Gebiete, Anerkennung der ſtaatlichen Autorität als der höchſten irdiſchen auf politiſchem Gebiete. Es iſt kaum auszudenken, was hätte werden können, wenn das begabteſte Volk Europas der ſtrengen Sittenzucht des Calvinismus ſich unterworfen hätte; ein Volksthum hätte das Ergebniß ſein müſſen, welches das Feſtland Europas zum Heile des Welttheiles unter Frankreichs Vorherrſchaft geeinigt hätte. Allein das Volk der Bartholomäusnacht hat zwar mit allen Kräften drei Jahrhunderte lang danach geſtrebt ſolche Vorherrſchaft über Europa zu errichten, hat dieſes auch vorübergehend erreicht, iſt aber eben der ihm mangelnden Selbſtzucht wegen der Revolution verfallen und hat ſomit dieſe Vorherrſchaft nicht aufrecht erhalten können.

Sehr anders war der Gang der Dinge in England, es hat eben jedes Volk in ſeiner Weiſe Stellung zu der neuen Lehre genommen und damit ſein beſonderes Schickſal beſtimmt. Zunächſt freilich kam in England das Volk hierbei überhaupt nicht zur Sprache. Vielmehr iſt hier wieder einmal der Punkt, wo ſelbſt in bloßen Umriſſen zur Weltgeſchichte es nicht umgangen werden kann, den Einfluß mit deutlichen Worten hervorzuheben, der auch ſonſt gar vielfach in der Stille an der geſchichtlichen Entwickelung mitgewirkt hat, nämlich der des geſchlechtlichen Triebes, denn hier iſt er der entſcheidende geworden, um ihn hat es ſich thatſächlich gehandelt, als der wüſte und tyranniſche Heinrich VIII., der zweite Herrſcher aus dem Hauſe Tudor, ſeine alternde Gemahlin loszuwerden und die ſchöne und ſchlaue Anna Boleyn zu gewinnen begehrte und zu dieſem Zwecke mit Rom brach,

Anna Boleyn 1507—18. 5. 1536.

Grundwurzel der Geschichte Europas". Zum Verhängnisse aber ward es nun für Deutschland, daß die Naturen der beiden Männer, in deren Händen seine Zukunft lag, inkommensurabel waren und also nie, auch nicht zu einem Bruchtheile eine Lösung der großen Zeitfragen bringen konnten. Das Auftreten des Wiclif und Huß, wie auch dann wieder das des Zwingli, des Calvin und des John Knox, beruhte nicht auf ausschließlich religiösen Gewissensfragen, sondern enthielt von vornherein ein stark nationales und politisches Element, welches dem weltlichen Erfolge ihrer Lehren sehr zu Gute kam; in Luthers Natur war durchaus nichts Politisches, dadurch blieb sein Wirken ein rein religiöses und ward für alle Völker und Zeiten wirksam, während bei politisch umsichtigerem Verhalten er nur national gewirkt hätte; davon hätte Deutschland freilich großen Vortheil gehabt, aber es ist eben das Weltgeschichtliche an ihm, daß er die Reformidee ohne jede nationale oder politische Beschränktheit als Gemeingut für die ganze Welt zur That werden ließ, und das konnte wahrlich nur ein Deutscher, da liegt unsere Größe, da aber auch unsere Schwäche. Denn für die Zukunft der Deutschen in dieser Welt ward es zum Verhängnisse, daß sie damals einen Reformator erhielten, der durchaus kein Politiker, und einen Kaiser, der durchaus kein Reformator war und sein wollte.

So ward Luther vor den Kaiser auf den Reichstag nach Worms
17. u. 18. April 1521 geladen; am 17. und 18. April 1521 bekannte er sich vor ihm unwiderruflich zu seiner evangelischen Ueberzeugung und verfiel nun der Reichsacht, er stand jetzt außerhalb des göttlichen und des menschlichen Rechtes seiner Zeit. Nur in diesem einen Punkte hatten die Wege des Reformators und des Kaisers sich berührt und mit elementarer Kraft stießen sie sich gegenseitig ab, um jeder nach seiner Seite den Weg fortzusetzen. Der Reformator, von seinen Gönnern zu seiner Sicherheit auf die Wartburg verbracht, gab seinem Volke die Bibelübersetzung und damit auf zweihundert Jahre hinaus den einzigen Zusammenhalt in seiner steigenden Zerrissenheit, die einige Sprache. Der Kaiser verließ Deutschland und wandte sich den europäischen Händeln zu.

In Italien hatte Franz I. die schließlich gescheiterte Eroberungspolitik seines Vorgängers Ludwigs XII. wieder aufgenommen und durch

---

Zwingli 1. 1. 1484—11. 10. 1531. Knox 1505—24. 11. 1572.

den Sieg von Marignano 1515 zu vorübergehendem Erfolge gebracht, allein Karl schlug nun die Franzosen entscheidend am 15. April 1522 bei Bicocca, und nach kurzen Erfolgen erlitten sie dann abermals eine Niederlage am 24. Februar 1525 bei Pavia, ihr König selbst ward gefangen. Noch mehrere Jahre brachte Karl zu mit Ordnung seiner Angelegenheiten mit Frankreich, dem Papste und in Italien, wobei seine Siege ihm naturgemäß eine entscheidende Stellung verliehen, dann kehrte er 1530 nach Deutschland zurück, um der Ketzerei ein ernstliches Halt zu gebieten.

15. April 1522

24. Febr. 1525

Hier hatte in seiner Abwesenheit eigentlich jede Regierung des Reiches aufgehört, Jeder suchte sich selbst zu helfen, wie er konnte, und so vermochte denn auch die neue Lehre ungehindert Anhänger zu werben und schnell sich auszubreiten. Was der Kaiser verweigert hatte, die gewaltige Bewegung der neuen Lehre in seine Hand zu nehmen und damit allen politischen Widerstand niederzuwerfen, Deutschland zu einigen, das versuchten jetzt die Stände Deutschlands vereinzelt, die Fürsten und die Städte auf ihren Gebieten, die Ritter gegen die Fürsten und die Städte, und die Bauern gegen Alle. Diese letztere Bewegung wurde die mächtigste und entlud sich in dem sogenannten Bauernkriege. Die endlichen Sieger in allen diesen Irrungen blieben die Fürsten, die sich in den zerissenen Rock kaiserlichen Ansehens theilten und sich mit dessen Fetzen bekleideten.

So aussichtsreich ward damals die Stellung des Landesfürstenthumes, daß auch der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, seine Herrschaft am 10. April 1525 zum weltlichen Herzogthume umwandelte, allerdings mußte er hierbei die Oberhoheit Polens über sich anerkennen, welches Land damals großer Zukunft entgegenzugehen schien und doch schon bald darauf die schiefe Ebene betreten sollte, die dann zu staatlichem Tode führte. Und gerade jetzt begann an dem östlichen Horizonte die Macht Rußlands sich zu bilden, bald sollte sie als gewitterschwangere Wolke über Polen den Himmel verdüstern. Zwar die Tatarenherrschaft siechte an eigener innerer Schwäche dahin und ist schließlich ohne der Russen Anstrengung oder Verdienst verschwunden, nicht von ihnen abgeworfen worden, aber der Zwingherr zur staatlichen Einheit erschien jetzt, Iwan der Schreckliche, eine

10 April 1525

Erscheinung, fürchterlicher als Ludwig XI., mit deutlichen Spuren vollständig erklärten Wahnsinnes und doch ein Mann fruchtbaren geschichtlichen Wirkens. Freilich, hat er den Uebergang des Großfürstenthumes Moskau in das Kaiserreich Rußland vorbereitet, so hat er auch durch sein halbhundertjähriges Wüthen die asiatische Despotie, die er als Erbe des Tatarenchans antrat, tief, wie es scheint unauslöschlich, in die Seele des Russen geschlagen und dessen politische Mannhaftigkeit dauernd beeinträchtigt.

Polen ist schließlich gesunken eben der Sünden und Schwächen wegen, die Deutschland in der Zeit, von der wir hier sprechen, staatlichem Ruine und in Kurzem der Obmacht der Fremden überlieferten, welche in ihrem Verhalten zu unserem Vaterlande ihr Vorbild haben an jenem Granvella, der auf seinen Maulthieren die schweren und theuren peccata Germaniae mit sich führte, denn im Besitze eines nationalen Staates erkannten die Fremden jederzeit gut, was der Deutschen Sünde sei und wie schwer sie dafür zu zahlen gehalten seien. Und schon mit Karl V. selber beginnt die Zeit der Fremdherrschaft, denn ein Fremder war er durchaus, die dann fast dreihundert Jahre währte und von der dem Deutschen zu sprechen schwer, der zu gedenken ihm aber dringend nothwendig ist.

Beschäftigt mit seiner gesammteuropäischen Politik kümmerte sich der Kaiser um die innere Ordnung Deutschlands nur gelegentlich und beiläufig; so sollte unter dem Vorsitze seines Bruders Ferdinand, dem er Oesterreich übertragen hatte, ein Reichstag zu Speier die religiöse Streitfrage lösen, wobei es jedoch nur zu einem nichtssagenden Kompromisse kam. Und als auf einem drei Jahre später abermals zu Speier abgehaltenen Reichstage versucht wird die Anhänger der neuen Lehre unbedingt zu majorisiren und ihnen etwa nur vorläufige Duldung
20. April 1529 zuzugestehen, da antworteten diese am 20. April 1529 mit feierlicher Protestation und gründeten so den Namen des Protestantismus.

Indessen nun gedachte der Kaiser persönlich der Sache ein Ende
Mai 1530 zu machen. Im Mai 1530 kehrte er nach Deutschland zurück, auf einem nach Augsburg berufenen Reichstage sollte die religiöse Angelegen-

25. 6. 1526—27. 8. 1526 Erster Reichstag zu Speier. 21. 2. 1529—19. 4. 1529 Zweiter Reichstag zu Speier. 20. 6. 1530—19. 11. 1530 Reichstag zu Augsburg. Granvella 20. 8. 1517—21. 9. 1586.

heit geschlichtet werden. Hier trugen dann am 25. Juni die Pro- 25. Juni 1530
testanten dem Kaiser persönlich ihr Bekenntniß „die Augsburger Konfession" vor; wie aber sie fest auf ihrem Boden verblieben, so auch der Kaiser auf dem seinigen, ergebnißlos endete der Reichstag für die Betheiligten, freilich nicht ergebnißlos für die Weltgeschichte, denn das Augsburger Bekenntniß bezeichnet doch einen großen Abschnitt. Wie vordem die Herrschaft des Universalstaates, so war nun auch die der Universalkirche gebrochen und Deutschland, staatlich zerrissen, kirchlich gespalten, war vorbildlich im Kleinen für die Lage Europas im Großen. Hoffen wir, daß nach endlich gefundenem Zusammenschlusse, staatlich auf dem Boden föderativer Einigkeit, kirchlich auf dem Boden unbedingter Gleichberechtigung der christlichen Bekenntnisse, es nun auch auf diesen Wegen vorbildlich für Europa und führend sein werde.

Damals traf die christliche in sich so uneinige Welt abermals ein Angriffsstoß des Islam, es sollte der letzte von geschichtlicher Bedeutung sein. Wie im Nordosten Polen so strebte im Südosten Ungarn nach der Stellung einer Vormacht, allein jetzt gerade war es innerer Zerrüttung verfallen und unfähig ernstlichen Widerstand zu leisten, als 1526 Sultan Soliman seine Massen gegen Europa heranführte. Daß dieses geschah, war nicht allein das Wiedererwachen des dem Islam so natürlichen Dranges nach kriegerischer Ausbreitung, sondern es war auch veranlaßt durch Franz I. von Frankreich, der in seiner Bedrängniß vor den überlegenen Waffen Karls V. durch Herbeirufen der Türken sich zu entlasten sucht. Nicht unähnlich ist die Lage der jetzigen, wo ebenfalls Frankreich auf die Waffen der Russen hofft, damit es im Westen für sich Raum gewinne eine gebietende Stellung wiederzuerlangen, unbekümmert darum, wie schwer Europas Kultureinheit durch solches Hereinziehen geschädigt werden müsse. Auch hier erkennen wir, daß geschichtliche Gerechtigkeit Frankreich nicht hat zu dauernder Vorherrschaft in Europa gelangen lassen, daß sein eigenes Handeln ihm den Weg zu solchem Ziele versperrte, denn was es hier in Bezug auf die Türken that und was es heute in Bezug auf die Russen thut, das heißt einen Theil Europas an fremde Kräfte ausliefern und ist nichts Anderes, als wenn Preußen zur Gewinnung der Vorherrschaft in Deutschland deutsches Gebiet an Frankreich ausgeliefert hätte, Gelegenheit und Verführung dazu boten sich, Preußen aber widerstand und das hat ihm das geschichtliche Recht auf seine Stellung in Deutschland gegeben.

Die Türken also warfen Ungarn durch die Schlacht von Mohacs am 29. August 1526 völlig nieder, zogen aber bald wieder ab. Und nun ward der Eckstein gelegt, um wirklich eine südöstliche Großmacht hier entstehen zu lassen; in der Person Ferdinands war es das vom Glücke so begünstigte Geschlecht Habsburg, welchem auch dieses jetzt gelang. Nicht nur zum Könige von Böhmen, auch zum Könige von Ungarn ward er erwählt, Oesterreich war fest als das Ostreich konstituirt, freilich Deutschland dadurch für die weitere Zukunft entfremdet. Aber seine nächstliegende Aufgabe als Wacht im Osten gegen kulturfeindliche Ueberfluthung löst es tapfer. Als 1529 Sjuleiman wieder erschien und bis Wien vordrang, da ertrug dieses die Belagerung in so heldenmüthigem Widerstande, daß schließlich der Sultan ohne Erfolg abzog; es war im Osten eine Abweisung des kulturfeindlichen Islam, wie einst Karl Martell sie im Westen geleistet hatte, die Aufhebung der Belagerung Wiens am 15. Oktober 1529 ist ein wichtiger Augenblick für die christliche Kultureinheit Europas.

Freilich in sich selbst war der Welttheil noch weit entfernt seine Einigung auf dem Boden allgemeiner freier Christlichkeit zu suchen, im Gegentheile drohte gerade jetzt der Kampf der Geister auch zu einem Kampfe mit den Waffen zu werden und bei solcher Aussicht schlossen
Dez. 1530 sich die Protestanten im Dezember 1530 in Schmalkalden zu einem Vertheidigungsbündnisse zusammen. Indessen den Kaiser nahm doch wieder seine große europäische Politik so sehr in Anspruch, daß er abermals die deutschen Dinge sich selbst überließ, und so kam es dann wieder zu Kompromissen, welche nur aufschiebend für die Entscheidung wirkten.
23. Juli 1532 Ein solcher war der Nürnberger Religionsfriede vom 23. Juli 1532,
29. Juli 1541 ein solcher das Regensburger Interim vom 29. Juli 1541. So hatte der Protestantismus immerhin doch ein Jahrzehnt der Freiheit gewonnen, in welchem er seine Glieder recken, allerdings aber auch häßliche Auswüchse zeitigen konnte, wie solche die wüste Herrschaft der Wiedertäufer in Münster 1534—1535 und die Doppelehe Landgraf Philipps von Hessen 1540 waren. Dagegen breitete sich die neue Lehre aber auch mächtig aus, gewann viele deutsche Länder und Städte; Nord- und Mitteldeutschland, nur den rheinischen Westen ausgenommen, und im Süden Württemberg waren bald durchaus protestantisch, nur

Baiern und die unmittelbar den Habsburgern untergebenen Länder bildeten noch einen starken geschlossenen Kern katholischer Erde.

Vielfach wirksam ward unter diesen Umständen der Einfluß des großen Reformators, eine herrschende, gebietende Stellung nahm er damals ein und er war der Mann dazu eine solche auch gegen die Fürsten dieser Welt aufrechtzuerhalten. Aber von Allem, was er sagte und that, ist doch für die Zukunft seines Volkes das Wichtigste geworden, daß er am 13. Juni 1525 Katharina von Bora als sein Eheweib heimführte. Wie er von da an als Gatte, Hausherr und Vater gelebt hat, das hat die gesammte Anschauung der Deutschen von Ehe und Hauszucht beeinflußt und wirkt noch bis heute nach. Luther gab dem christlichen Hausvater die ursprüngliche priesterliche Stellung des Familienhauptes wieder, noch heut ist es diesem Ehebunde zuzuschreiben, wenn Deutschland sich einer tieferen, gesunderen, reineren Auffassung und Ausübung der Ehe erfreut als viele andere Länder, und wir können es ruhig mit in den Kauf nehmen, wenn auch die Derbheit der Natur Luthers sich unauslöschlich unserer Ehe aufgeprägt hat und die Stellung der Frau eine mehr dienende ist als anderwärts. Unablässig wirkte er noch so als Lehrer, Erzieher und Mahner seines Volkes, für dessen ehrliche, kräftige, wahrheitsuchende, oft auch plumpe, kampflustige und trotzige Eigenart er der erhabenste Ausdruck geworden ist. Als er gegen 3 Uhr morgens am 18. Februar 1546 zu Eisleben 18. Febr. 1546
starb, da stand schon der offene Kampf unmittelbar bevor, durch den der Kaiser nunmehr den Protestantismus zu bändigen gedachte.

Und des großen Reformators völlig unpolitische Natur schien auch auf den Schmalkaldischen Bund übergegangen zu sein, denn recht hülflos benahm er sich gegenüber der herandrohenden Gefahr: der einzige protestantische Fürst aber, der ein wahrhafter Politiker war, Herzog Moritz von Sachsen, schloß sich dem Kaiser an und so ward am 24. April 1546 bei Mühlberg an der Elbe der Schmalkaldener 24. April 1546
schwaches Heer durch des Kaisers spanische Truppen geschlagen, zum ersten Male seit der Römer Zeiten empfand der Deutsche die hochmüthige Ungebühr fremder Truppen im Herzen seiner Heimath, die Fremdherrschaft über Deutschland begann.

Aber des Kaisers Sieg über Protestantismus und Landesfürstenthum war, wie leicht gewonnen, so auch bald zerronnen; um zwei so gewichtige geschichtliche Faktoren völlig zu lähmen und zu unterwerfen, dazu genügte er denn doch noch lange nicht. So fanden sich die Fürsten gegen den jetzt als religiösen und politischen Zwingherren ganz Deutsch-
Mai 1552 lands auftretenden Kaiser zusammen und im Mai 1552 muß er vor
26. Sept. 1555 ihren Waffen die Flucht ergreifen und sodann am 25. September 1555 im Augsburger Religionsfrieden Gleichberechtigung der Augsburger Konfession mit der alten Kirche zugestehen und der die Souveränität der Reichsstände anerkennende Grundsatz wird maßgebend: cujus regio ejus religio. Aber eine sehr bedenkliche Seite zeigt doch dieser Sieg der Fürsten. Erfochten war er nämlich mit dem Rückhalte eines französischen Bündnisses und zu dessen Gewinnung hatten Reichslande dem Könige von Frankreich ausgeliefert werden müssen, also die Fürsten, an deren Spitze Moritz von Sachsen stand, thaten eben das, was Preußen 1866 zu thun verweigert hat. Diese Reichslande waren Toul und Verdun, die noch heute Frankreich angehören, und Metz, welches Karl sogleich, noch 1552, wiederzugewinnen mit aller Anstrengung versuchte, welches aber dann doch bis zum Jahre 1870 in französischem Besitze blieb. So ist die für dreihundert Jahre über Deutschland verhängte Zukunft in den Ereignissen jener Tage schon deutlich vorgezeichnet.

Und als ein völlig Geschlagener bekannte nach dem Augsburger
Herbst 1556 Religionsfrieden sich Karl selbst, indem er im Herbste 1556 die Herrschaft niederlegte, um sich nach Spanien in die Stille des Klosters S. Juste zurückzuziehen; wir empfinden, daß in entscheidendster Stunde er uns zum Unheile geworden ist, und doch dürfen wir ihn als eine tragische Gestalt ansehen und schätzen, das heißt als einen Mann, der das Berechtigte einer alten Zeit aufrecht zu erhalten gedachte im Kampfe gegen das besser Berechtigte einer neuen Zeit. Sein Unterliegen darin ist ein Abschnitt der Weltgeschichte.

Wie sich die Völker zu Luthers Lehre stellten, das ist überhaupt auf lange hinaus für ihr Geschick entscheidend gewesen; zu einer schweren Gewissenssache des Einzelnen ward es in Deutschland und Spaltung brachte es daher in die Gemüther, Spanien verblieb völlig abweisend dagegen und verfiel seitdem politischem Tode, zu sehen haben wir noch

wie Frankreich, England und der ſkandinaviſche Norden in dieſer Lebensfrage ſich verhielten.

Das durch Ludwig XI. gefeſtigte, faſt geſchaffene Königsthum hatte dann in Franz I. einen glänzenden Vertreter ſo recht nach dem Herzen der Franzoſen gefunden, und trotzdem er in ſeinen Kämpfen um die Vorherrſchaft in Italien vor Karl V. erlag, ſtand dennoch ſein Land in mächtiger, glänzender Stellung bei Abſchluß dieſer Periode da. Denn wie Karl nie dem Proteſtantismus den Todesſtoß verſetzen konnte, weil ihn die europäiſchen Verwickelungen in Anſpruch nahmen, ſo auch konnte er nie Frankreich endgültig niederwerfen, weil dann wieder die deutſche religiöſe Frage dazwiſchen kam. Als Karl abdankte in dem Gefühle nicht Herr werden zu können über die Beſtrebungen der Zeit, die er doch anzunehmen, anzuerkennen und zu würdigen auch nicht vermochte, da hatte Frankreich ſeinen neuen, Deutſchland abgenommenen Beſitz ſiegreich behauptet und gleich darauf, am 8. Januar 1558, fällt 8. Jan. 1558
auch Calais in ſeine Hand, die letzte Spur engliſcher Herrſchaft auf franzöſiſcher Erde verſchwindet. Aber die ruhige Entwickelung zu weiterer Macht ward jetzt auf lange unterbrochen. Einmal folgten auf Franz' Sohn Heinrich II. nacheinander ſeine drei gleichmäßig zur Regierung unfähigen Söhne und damit heftiges Ringen um die Macht ſeitens ihrer Mutter Katharina von Medici und des im Staatsdienſte hervorragend mächtig und erfolgreich gewordenen Geſchlechtes der Guiſe. Dann aber ward nun auch Frankreich erſchüttert durch die an es herantretende Forderung Stellung zu Luthers Lehre zu nehmen, und bei den oben bezeichneten politiſchen Verhältniſſen ſtieg hierdurch die innere Zerrüttung bis zu anhaltenden Bürgerkriegen.

Von vornherein lernte Frankreich die proteſtantiſche Lehre in einer anderen und zwar dem franzöſiſchen Geiſte angepaßteren Form kennen, als die des deutſchen Reformators war. Calvin war Romane, Franzoſe, und ſeine Ausbildung genoß er in Frankreich, in Paris, Bourges und Orléans, und ſo brachte er in ſeiner Lehre dem romaniſchen Geiſte unſchwer Annehmbares, Verwandtes entgegen. Streng folgerichtiges

Katharina von Medici 30. 4. 1519 5. 1. 1589. Franz von Guiſe 17. 2. 1519 bis 18. 2. 1563. Karl von Guiſe 17. 2. 1525—26. 12. 1574. Calvin 10. 6. 1509 bis 27. 5. 1564.

Denken, systematischer Aufbau der äußeren Formen, zentralisirte Leitung der Massen auf demokratischer Grundlage, ein scharf hervortretender politischer Zug bei einer gewissen radikalen Nüchternheit in den religiösen Fragen, das waren für den französischen Geist durchaus sympathische Momente. Und für den Calvinismus lag im Vergleiche zum Lutherthume eine große Stärke der römischen Kirche gegenüber darin, daß wie bei dieser ihm der Mensch ganz angehören muß oder gar nicht. Luther war eine rein religiöse, Calvin wie Loyola eine vorherrschend politische Natur.

Verwirklicht ward nun das Alles in Genf, wo von 1541 bis an seinen 1564 erfolgenden Tod Calvin als Diktator herrschte und die Verkünder und Streiter für seine Lehre in alle Welt entsandte. So verbreitet sich der Protestantismus in der calvinistischen Form auch mehr und mehr in Frankreich; nicht lange, und seiner Anhänger — Hugenotten — waren dort so Viele, daß sie eine mächtige Partei bilden konnten, falls sie zu einer solchen sich zusammenschlossen. Und hierzu trieben bald die Umstände. Eine ziemlich beschränkte Duldung, welche gewährt wurde, ward dann durch die Guise absichtlich und grob durch
1. März 1562 das sogenannte Blutbad von Vassy, 1. März 1562, verletzt, und nun begann der Bürger- und Religionskrieg, unterbrochen immer wieder durch Waffenstillstände und Toleranzedikte, denn beide Parteien hielten sich so ziemlich das Gleichgewicht, was dann auch endlich durch den
1570. Frieden von St. Germain en Laye 1570 anerkannt ward.

Aber der große Einfluß, den nun die Hugenotten, an ihrer Spitze der Admiral Coligny, auf den schwachen König Karl IX. gewannen, erschien schließlich dessen herrschsüchtiger Mutter Katharina so bedrohlich, daß sie dem mit dem furchtbaren Schlage einer allgemeinen Ermordung der Hugenotten ein Ende zu machen beschloß. Dieses ward ins Werk gesetzt in jener als Bartholomäusnacht oder Bluthochzeit bekannten
23./24. Aug. 1572 Nacht vom 23./24. August 1572. Einen ebenso tiefgreifenden Einfluß auf Frankreichs Zukunft hat diese Nacht gehabt wie der Tag, an welchem Ludwig XVI. hingerichtet wurde. Der letztere Frevel hat Frankreich die politische Ruhe und Festigkeit gekostet, hat unaufhörlichen Wechsel und einen unausfüllbaren Riß zwischen seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit geschaffen. Die Bluthochzeit hat im Gegentheile unver-

Coligny 16. 2. 1517—24. 8. 1572.

änderliche Ruhe auf dem religiöſen Gebiete wieder herſtellen, die Veränderung und Weiterentwickelung, welche der Proteſtantismus bot, verſchütten wollen, und allerdings Frankreich iſt ganz und gar für die katholiſche Weltanſchauung zurückgewonnen worden. Die zuerſt aufgenommene Lehre Luthers ward ſodann und in immer ſteigendem Maße wieder ausgeſtoßen und ſo entwickelte ſich Frankreich zu dem, was es heut iſt, autoritätslos und wechſelnd auf politiſchem, beharrend und rechtgläubig auf religiöſem Gebiete, während das Prinzip des Proteſtantismus das Entgegengeſetzte iſt, Freiheit und Bewegung auf religiöſem Gebiete, Anerkennung der ſtaatlichen Autorität als der höchſten irdiſchen auf politiſchem Gebiete. Es iſt kaum auszudenken, was hätte werden können, wenn das begabteſte Volk Europas der ſtrengen Sittenzucht des Calvinismus ſich unterworfen hätte; ein Volksthum hätte das Ergebniß ſein müſſen, welches das Feſtland Europas zum Heile des Welttheiles unter Frankreichs Vorherrſchaft geeinigt hätte. Allein das Volk der Bartholomäusnacht hat zwar mit allen Kräften drei Jahrhunderte lang danach geſtrebt ſolche Vorherrſchaft über Europa zu errichten, hat dieſes auch vorübergehend erreicht, iſt aber eben der ihm mangelnden Selbſtzucht wegen der Revolution verfallen und hat ſomit dieſe Vorherrſchaft nicht aufrecht erhalten können.

Sehr anders war der Gang der Dinge in **England**, es hat eben jedes Volk in ſeiner Weiſe Stellung zu der neuen Lehre genommen und damit ſein beſonderes Schickſal beſtimmt. Zunächſt freilich kam in England das Volk hierbei überhaupt nicht zur Sprache. Vielmehr iſt hier wieder einmal der Punkt, wo ſelbſt in bloßen Umriſſen zur Weltgeſchichte es nicht umgangen werden kann, den Einfluß mit deutlichen Worten hervorzuheben, der auch ſonſt gar vielfach in der Stille an der geſchichtlichen Entwickelung mitgewirkt hat, nämlich der des geſchlechtlichen Triebes, denn hier iſt er der entſcheidende geworden, um ihn hat es ſich thatſächlich gehandelt, als der wüſte und tyranniſche **Heinrich VIII.**, der zweite Herrſcher aus dem Hauſe Tudor, ſeine alternde Gemahlin loszuwerden und die ſchöne und ſchlaue Anna Boleyn zu gewinnen begehrte und zu dieſem Zwecke mit Rom brach,

Anna Boleyn 1507—18. 5. 1536.

da dieſes hierzu aus mancherlei politiſchen Gründen nicht mitwirken wollte.

Aber von Rom abgewendet, wandte er ſich doch auch dem Lutherthume nicht zu, er ließ in Lehre und Hierarchie im Gegentheile Alles beim Alten, nur daß jetzt an die Spitze der Letzteren der König an Stelle des Papſtes trat. Das war nun freilich noch nicht die endgültige engliſche Reformation, es iſt aber doch ihre Grundlage geblieben und hat das engliſche Staatskirchenthum, die heutige Hochkirche gezeitigt mit ihrer Aeußerlichkeit und Heuchelei. Der eigentliche Widerſtreit der alten und der neuen Kirche begann erſt nach Heinrichs VIII. Tode, es iſt hier immer mehr wie in Deutſchland und auch in Frankreich politiſcher Kirchenſtreit geblieben, nicht ein Gegenſatz zweier Weltanſchauungen. Wie die praktiſchen Römer nie viel philoſophirt und ſpekulirt haben, ſondern ihre Götterdienſte, ſelbſt als ſie nur noch wenig daran glaubten, ruhig in den überkommenen Formen weiter fortübten, ſo auch die Römer der neueren Zeit, die Engländer; das politiſche Element iſt ihnen Alles und ſo ſahen ſie auch dieſe Fragen an.

Der Sohn und Nachfolger Heinrichs, Eduard VI., reformirte die Kirche im proteſtantiſchen Sinne, nach ihm aber folgte ſeine Halbſchweſter Maria und führte mit Fanatismus den Katholizismus wieder ein. Und Beides ward ohne großen, wenigſtens ohne allgemeinen Widerſtand hingenommen. Das endgültige Ergebniß brachte dann erſt die Regierung Eliſabeths, Halbſchweſter ihrer beiden Vorgänger. Und doch auch da waren es keine tiefen Gewiſſensregungen des engliſchen Volkes, die den Durchbruch des Proteſtantismus zum Siege bewirkten. Es war der Kampf zweier Frauen, in welchen perſönliche und politiſche Gegenſätze aufeinander ſtießen, die religiöſen aber nur das begleitende Moment bildeten, welches freilich auch mit dabei zur Entſcheidung kam. Die Königin Schottlands, Maria Stuart, war als Urenkelin Heinrichs VII. die berechtigte Thronerbin auch in England, falls Eliſabeth ſtarb, oder falls es gelang dieſe auszuſchließen. So war der Widerſtreit ihrer Intereſſen gegeben, und da Maria eifrige Katholikin war und von den katholiſchen Mächten, Spanien und Frankreich, unterſtützt wurde, die zugleich auch Englands politiſche Gegner waren, ſo trieb das Alles Eliſabeth zu immer ſchärferer Parteinahme für den Proteſtantismus, zu ſeiner immer beſtimmteren Durchführung daheim

und Beschützung im Auslande, eben gegen Spanien und Frankreich. Als dann Maria Stuart nach neunzehnjähriger Gefangenschaft am 8. Februar 1587 auf dem Schaffotte gefallen und die zur Eroberung 8 Febr. 1587
Englands und Austilgung der Ketzerei von Philipp II. 1588 entsandte Große Armada am 29. Juli in der Höhe von Calais in ihrem Unter- 29. Juli 1588
nehmen gescheitert war, da war der Kampf abgeschlossen, in welchem England zum durchaus protestantischen Lande, Elisabeth zur Beschützerin des Protestantismus herangewachsen und damit die politische Zukunft des Landes in völligem Gegensatze zu der Deutschlands und Frankreichs festgelegt war.

Elisabeth gehört zu denjenigen Herrschergestalten, denen die Völker ein besonders dankbares Gedenken bewahren, denn sie verkörpern eine ganze Zeit und sie thun das, weil sie nicht sowohl durch persönliche überragende Geistesgröße gewirkt haben als vielmehr durch alles das, was unter ihrer Leitung und in ihrem Auftrage geleistet wurde: so umfaßt ihr Name das Wirken eines ganzen Geschlechtes bedeutender Männer, die sie hervorzuziehen und zu verwenden wußte, eine der bedeutsamsten und erfolgreichsten Eigenschaften eines Herrschers. Ein Solcher ist für die Franzosen Ludwig XIV., ein Solcher für uns Wilhelm I. Ungeheures haben Herrscher geleistet, welche Alles durch eigene Arbeit machten, durch den eigenen Willen leiteten, die Menschen als gleichgültige Instrumente ansehend. Die aber, welche der Menschen sich als gleichberechtigter Gehülfen bedienten, darauf verzichtend in Allem, Kleinem und Großem, die Selbstherrscher zu sein, die haben bei meist weit minderer Begabung in der Nachhaltigkeit ihres Wirkens dennoch den weltgeschichtlichen Genius oft erreicht. Dieser weist Völkern die Zukunft an und zwingt sie die Wege dazu einzuschlagen: nicht entbehren könnte das Volk seiner, aber sein Verschwinden hinterläßt dann auch eine unausfüllbare Lücke und oft muß zunächst schwer bezahlt werden für seine einsame Größe. Jene Anderen aber, die vor allen Dingen ihres Herrscheramtes walten, indem sie ihre Organe zu wählen wissen, nicht Alles persönlich machen, aber doch für Alles der persönliche Mittelpunkt bleiben, bilden sich Geschlechter von Staatsdienern heran und sichern damit die politische Zukunft ihres Volkes. Solche

Maria Stuart geb. 7. 12. 1542—8. 2 1587.

Herrscher sind es, deren vor Allem unsere Zeit bedarf, in welcher das monarchische Prinzip so bedroht ist. Was hat nicht der eine Wilhelm I. zur erneuten Befestigung desselben geleistet! Es zeigt sich auch hierin das geschichtliche Gesetz, daß hohes Niveau gemeinsamer Thätigkeit dauernd fruchtbarer ist als einzelne gewaltige Größe, so wenig diese zu Zeiten entbehrlich ist. So zeigen sich unter Elisabeth schon die Namen kühner Seehelden, welche die Zukunft Englands als der Meeresbeherrscherin und die Anfänge seines weltumfassenden Kolonialreiches begründen, jene Drake, Raleigh, Frobisher, Howard.

Aber nicht nur für England hochbedeutsam, sondern auch unvergänglich für die gesammte germanische Welt, ist die Regierung Elisabeths geworden, denn zu ihrer Zeit lebte und wirkte der Genius des William Shakespeare. Seit der Zeit der homerischen Epen hatte die Welt eine solche poetische Gestaltungskraft, eine solche schöpferische Fülle, ein solches Eindringen in die Tiefen des menschlichen Gemüthes nicht gesehen, ihm war gegeben, was einem Dante versagt blieb, daß er den ganzen überschwenglichen Reichthum seines Geistes der Menschheit hat zugänglich machen können, und wie der nicht heimathsberechtigt ist in der Welt europäischen Menschenthumes, der nichts empfindet bei den homerischen Worten des Abschiedes Hektors von Andromache, so ist der ein Fremdling in der germanischen Welt, der nichts empfindet bei König Lear und Romeo und Julia. Freilich wenn auch Homer wie Shakespeare für jeden Menschen höchst verständlich sind, so ist doch auch der erstere ganz Grieche, der letztere ganz Engländer und die patriotische Fiber kann eben nur bei dem Landsmanne erzittern, nur dieser das volle und unbedingte Verständniß des Dichters, der so sehr Patriot war, haben. Daß Shakespeare dieses im edelsten Sinne war, das ist für England eine segensreiche Schickung gewesen, deren wir in unserem Goethe uns leider nicht rühmen können, und wohl hat Carlyle Recht, wenn er sagt: „Wenn wir gefragt würden, wollt ihr euer indisches Reich oder euren Shakespeare aufgeben, ihr Engländer; nie ein indisches Reich, oder nie einen Shakespeare gehabt haben? . . . . . würden wir nicht, für unseren Theil, zu antworten gezwungen sein: Indisches Reich oder kein indisches Reich; wir können Shakespeare nicht entbehren."

Drake 1545—5. 1. 1595. Raleigh 1552—29. 10. 1618. Frobisher ? bis 11. 11. 1594. Shakespeare 23. 4. 1564—23. 4. 1616.

Und wunderbar, kaum dreihundert Jahre trennen uns von Shakeſpeare, allein ſeine Perſon iſt faſt ſo ſagenhaft und ſo umſtritten wie die des Homer, will man doch gerade in unſeren Tagen ſeine Exiſtenz völlig ſtreichen, ein Streit, der eigentlich gegenſtandslos iſt, denn William Shakeſpeare iſt eben der Genius, der dieſe Gedichte ſchrieb, mag er als Menſch blond oder braun, groß oder klein geweſen ſein. Iſt es jedoch nicht abermals ein ergreifendes Beiſpiel von der Hinfälligkeit des Menſchenruhmes, auch des höchſten, wenn wir ſehen, wie gerade die Träger der größten Namen für ihre eigene menſchliche Perſönlichkeit ſo oft in nebelhafte Schleier gehüllt, nur ſchwach erkennbar ſind?

Englands Staatsmacht beſtand ſchon vor der Reformation, ſie erhielt nur durch ſie ihre geſchichtliche Beſonderheit; der ſkandinaviſche Norden dagegen empfing erſt durch die Reformation ſtaatliche Macht. Hier beſtand ſeit der calmariſchen Union unter däniſchem Oberhaupte die Vereinigung der drei ſkandinaviſchen Länder, aber eine widerwillig ertragene, vielfach innerlich erſchütterte Vereinigung, und als Chriſtian II. aus dem Hauſe Oldenburg Ernſt damit machen will, Schweden unter ſein Herrſchergebot zu zwingen, und dieſes durch die Hinrichtungen des ſogenannten Blutbades von Stockholm, 8. November 1520, bethätigt, da erhebt ſich Schweden gegen ihn und auch aus Dänemark wird er vertrieben und hier durch Friedrich I. von Schleswig-Holſtein erſetzt, während in Schweden Guſtav Waſa, aus kleinem Adel vom Volke erwählt, die Dänen vertreibt und ſein Land ſelbſtändig macht. Beide Fürſten ſehen nun die Befeſtigung ihrer Herrſchaft in einem Siege des Proteſtantismus, welcher durch Säkulariſation der reichen Kirchengüter der Krone die fehlenden Machtmittel ſchafft. Im gleichen Jahre 1527 bezeichnen die Reichstage von Odenſee für Dänemark und von Weſterås für Schweden die Wendung zum Proteſtantismus.

Unter dem Zeichen der neuen Lehre entſtand ſo in Schweden eine Macht, die bald ſich als Großmacht in Europa bethätigen, aber in dieſer Rolle nur vorübergehend verbleiben ſollte, das Gleiche geſchah unmittelbar darauf auch im germaniſchen Nordweſten. Hier aber in anderer Weiſe. In Schweden war der Durchbruch des Proteſtantismus eine Königsthat, in den Niederlanden ging er aus dem Antriebe des

Chriſtian II. 1513—1523. Friedrich I. 1523—1533. Guſtav Waſa 1523—1560.

gesammten Volkes hervor. Freilich das Volk bedarf immer der Führer und immer sind es die höheren Stände, welche diese stellen. Die Gracchen gehörten zu den herrschenden, reichen Klassen, Catilina und Mirabeau waren Aristokraten reinsten Wassers, so war es auch in den Niederlanden der Adel, der zuerst gegen den Druck der spanischen Herrschaft, welcher sich besonders auf kirchlichem Gebiete fühlbar machte, Panier aufwarf.

Am 8. April 1566 ward der Geusenbund begründet und die Unruhen des Bildersturmes erfüllten bald das Land. Nun aber gedachte Philipp II. das lange schon Beschlossene auszuführen, die schärfste Unterdrückung alles Widerstandes, und er entsandte dazu den Herzog Alba, einen Mann, geschaffen zu der Aufgabe ohne eigene Gedanken blindes Werkzeug einer gewaltsamen Unterdrückungspolitik zu sein, ja geradezu nur fähig zu zerstören, eine Wüste herzustellen, einer jener Menschen, welche die Vernichtung um ihrer selbst willen lieben, weil sie fühlen, daß sie durchaus nichts, auch nicht die kleinste Hütte aufzuerbauen vermögen, wie die Jakobiner der französischen Revolution und wie seinem eigentlichsten Wesen nach auch ihr Erbe Napoleon. Alba kam 1567 und führte nun sechs Jahre lang ein Schreckensregiment. Aber er brachte es denn doch dahin, daß schließlich das gemißhandelte Volk jede Fiber seines Wesens zum Widerstande anstrengte. Es ist jedoch eine weltgeschichtlich bemerkenswerthe und für Regierende wohl zu beachtende Thatsache, daß der eigentliche Ausbruch thätlicher Widersetzlichkeit gegen das Regiment Albas erst erfolgte, als seine fiskalischen Maßregeln den materiellen Wohlstand des Landes mit völliger Zerstörung bedrohten. Freilich handelte es sich bei der Erhebung der Niederlande im letzten Grunde um ideale Güter nicht minder wie bei der Erhebung Preußens gegen Napoleon, aber auch bei dieser wäre es ein geschichtlicher Irrthum, wenn man das Gewicht unterschätzen wollte, welches sieben Jahre der Vernichtung alles Wohlstandes, der Ausplünderung alles Besitzes für den Entschluß des preußischen Volkes gehabt haben; die Massen sind wohl des Kampfes bis aufs Aeußerste für hohe Ideale fähig, aber dazu in Bewegung zu setzen sind sie nur durch materielle Noth, an eine solche knüpften die

Alba 19. 10. 1507—11. 12. 1582.

Gracchen an und dem Ausbruche der französischen Revolution ging eine Hungersnoth vorher.

Der Widerstand gegen die spanische Gewaltherrschaft findet seinen ersten Rückhalt in den nördlichen Provinzen und an den Schiffen der Wassergeusen, sowie dann einen Leiter und Mittelpunkt in der Person Wilhelms von Oranien, der als Statthalter des Königes an die Spitze der Aufständischen tritt, im Ganzen jedoch halten diese sich nur mit Mühe gegen die im freien Felde unbedingt überlegenen spanischen Waffen. So bleibt es dann auch unter Albas fähigeren Nachfolgern, Requesens und, als dieser 1576 starb, Don Juan d'Austria, dem Halbbruder Philipps. Ihnen gelang es sogar die südlichen, katholischen Provinzen, das heutige Belgien, durch theilweise Nachgiebigkeit von der Sache der nördlichen, protestantischen Provinzen, der sie sich schon in der Genter Pacifikation 1576 angeschlossen hatten, wieder zu trennen, und Letztere sahen ein, als nach Don Juan d'Austrias 1578 erfolgtem Tode in der Person Alexander Farneses von Parma der tüchtigste aller spanischen Statthalter erschien, daß sie nur auf ihre eigenen Kräfte sich verlassen, mit diesen aber auf völlige Losreißung von Spanien hinwirken mußten. So traten am 22. Januar 1579 in der Utrechter Union die sieben Nordprovinzen, Holland, Seeland, Geldern, Friesland, Utrecht, Overyssel und Groningen, zu einem ewigen Bunde zusammen, an dessen Spitze Wilhelm von Oranien berufen wird, und am 26. Juli 1581 erklären diese Vereinigten Niederlande ihre Unabhängigkeit von Spanien.

Noch sollte zwar ein Menschenalter hindurch der Kampf währen, bis auch nur ein vorläufiger Abschluß gefunden ward und der Gründer der niederländischen Unabhängigkeit, soweit dieses überhaupt ein Einzelner war, Wilhelm von Oranien, fiel sogar von Mörderhand erschossen am 10. Juli 1584 zu Delft, aber doch hat Spanien nie wieder hier, auch nur vorübergehend, seine Herrschaft errichten können. Die Republik der Niederlande war entstanden; wie in den Königreichen des Nordens hatte sich auch hier der Protestantismus als staatengründend erwiesen. Und um diese weltgeschichtliche Thatsache richtig zu werthen, müssen wir daran

Don Juan d'Austria 25. 2. 1547—1. 10. 1578. Wilhelm von Oranien 14. 4. 1533—10. 7. 1584. Farnese 1547 3. 12. 1592.

denken, daß zu der gleichen Zeit der Katholizismus in dem von ihm beherrschten und eroberten Amerika keine festen Staatsgebäude zu schaffen vermochte, während in Europa das größte und mächtigste der damaligen Reiche eben damals rettungslosem Verfalle entgegenging, weil es im Innern wie nach außen hin die Herrschaft des Katholizismus zu unbedingtester Durchführung zu bringen suchte. Daß dieses im Innern gelang, hat Spanien zu politischem Tode gebracht, daß es nach außen hin mißlang, das hat seine Kräfte als europäische Macht völlig erschöpft, und zwar geschah dieses eben in den Kämpfen gegen die Niederlande und sodann auch gegen das diese unterstützende England.

Dieser Katholizismus aber war schon nicht mehr der des Mittelalters. Die Kirche machte in dieser Zeit die gewaltigste Umgestaltung durch, die sie je betroffen hat, allerdings nur der nothwendige Abschluß einer jahrhundertelangen Entwickelung, aber nun doch eine Neugestaltung wie der der Puppe entkriechende Schmetterling, den freilich die Raupe mit Naturnothwendigkeit einst zeitigen mußte. Richtiger, als dessen der beschränkte Kopf Philipps II. fähig war, erkannte die Weltmacht der katholischen Kirche, daß es jetzt nicht darauf ankomme, nach allen Seiten hin die Arme auszustrecken, um mit allen Mitteln das Verlorene wieder heranzuziehen, sondern daß zunächst die Kirche sich selbst in einer unerschütterlich festen, scharf umgrenzten Organisation konstituiren müsse. Und dieses geschah auf dem Konzile zu Trient. Noch durch Karls V. Initiative 1545 zu Stande gekommen, sollte es nach dessen Sinne ein Reformkonzil sein, indessen dem widerstrebte die Kurie mit zäher Ausdauer und die Verhandlungen wurden verschleppt, bis endlich am 18. Januar 1562 unter gänzlich veränderter Weltlage das zweimal vertagte Konzil zu seiner weltgeschichtlich wichtigen, abschließenden Arbeit wieder zusammentrat, und dieses geschah unter dem beherrschenden Einflusse des neuen und mächtigsten Rüstzeuges Roms, des Jesuitenordens. Gegründet von einem schwärmerischen aber auch schlauen und weltklugen spanischen Rittersmanne, Ignaz Loyola, am 15. August 1534 zu Paris, erhielt er am 27. September 1540 die päpstliche Bestätigung und dann durch Loyola und seinen Nachfolger im Generalat, Jakob Lainez, die

13. 12. 1545—4. 12. 1563 Konzil von Trient. Loyola 1491—30. 7. 1556. Lainez 1512—19. 1. 1565.

Organisation, welche jedes seiner Mitglieder zu einem willenlosen, vaterlandslosen Werkzeuge machen, aber auch Jeden nach seiner Befähigung zu seiner höchsten Ausbildung in diesen Grenzen bringen soll und dieses Ziel thatsächlich erreicht. Ward im Orden der Grundsatz des Gehorsams gegen die Oberen bis zur Vernichtung der Individualität durchgeführt, so ward dafür auch von dem Orden dieser Grundsatz für alle Laien gegenüber der Kirche zum leitenden gemacht. Und diese Kirche umschanzte jetzt ihre Glaubensstadt mit unverrückbaren Mauern; die Vorstädte, welche an den in das offene Land freierer Glaubensauffassungen hinausführenden Straßen lagen, wurden abgebrannt, und scharf schieden sich die Menschen, was innerhalb der streng umschließenden Ringmauer sich barg, war Katholik, was außerhalb lebte, war Gegner.

Seit so die Kirche sich dogmatisch und organisatorisch abschloß, streng logisch, aber auch durchaus einseitig, ward sie naturgemäß unfähig irgend welche Regungen freierer Selbständigkeit zu ertragen und vermag nur mehr ein bescheidenes Theil des geistigen Besitzthumes der Menschheit und gar keine Freiheit mehr zu beherbergen. Wo solche sich regt, da muß sie dieselbe aus ihren Mauern in das freie Feld des Ketzerthumes verstoßen. Die vortridentinische Kirche war wirklich eine katholische, eine allgemeine, denn sie gewährte noch allen lebensfähigen Geistesströmungen ihrer Zeit Raum, umfaßte demgemäß auch Widersprüche, enthielt also Freiheit. Von nun an aber wurde auch die Kirche, was der Papst schon oft gewesen war, Partei und der Katholizismus, entgegen seinem weltumfassenden Namen, zur römischen Papstkirche. Es würde somit nicht richtig sein, die Reformation aufzufassen als die Lostrennung einer neuen Kirche von der alten, vielmehr versank damals die mittelalterliche universale Kirche überhaupt und an ihrer Stelle erhoben sich zwei neue Kirchen, deren beider Keime sie enthalten hatte.

Und der Kampf beider neuen Kirchen erfüllt jetzt Europa, er erhebt sich noch einmal in England, um dann mit völligem Siege des Protestantismus auch dem Staate die Form machtvoller Aristokratenherrschaft unter einem machtlosen Könige zu geben, die für diesen Staat die weltgeschichtliche werden sollte, er tobt fortgesetzt in Frankreich, bis er mit dem vollen Siege der tridentinischen Kirche auch den vollen Sieg des absoluten Königsthumes bringt, er führt in Deutschland zu der

furchtbarsten Verwüstung und Zertrümmerung alles Bestehenden, bis schließlich beide Kirchen lernen müssen nebeneinander zu leben und so für Europa ein segensreiches Zukunftsprinzip gerettet wird. Als dieses geschah, da war dann der mittelalterliche Staat in Europa ebenso verschwunden wie die mittelalterliche Kirche, und die neue atlantische Welt erhob sich. Nur ein Moment von Bedeutung ward mit der Zeit allgemein von dieser atlantischen Welt angenommen, obgleich sie es aus der Hand des römischen Hohenpriesters empfing, das war der neue, der berichtigte Kalender, eingeführt durch die Bulle Gregors XIII. vom 24. Februar 1582, dadurch daß er auf den 4. Oktober gleich den 15. folgen ließ.

In Frankreich folgte auf die Bartholomäusnacht eine Zeit schlimmster innerer Kämpfe, in welchen das Haus Valois in seinen letzten kläglichen Sprossen zu Grunde geht und welche erst beendet werden, als nach der
2. Aug. 1589 Ermordung des letzten Valois, Heinrichs III., am 2. August 1589 der französische Thron nach unzweifelhaftem Erbrechte auf eine Seitenlinie, die Bourbons, überging, welche in dem kleinen Navarra den Königstitel führte. Die Krone trug jetzt dort Heinrich IV. Indessen auf Anerkennung seines Rechtes konnte er, der Protestant, nicht hoffen, zu mächtig war hier der Katholizismus, zu adäquat dem französischen Geiste. Eins aber, und das wurde für Heinrichs IV. Schicksal entscheidend, war im Franzosen doch noch mächtiger, das Vaterlandsgefühl, und das gerade ward von den Fremden verletzt und zwar von ultrakatholischer Seite. Philipp II., der sich als den berufenen Vorkämpfer der Papstkirche in Europa ansah, der dieses gegen die Niederlande, gegen England zur That gemacht hatte, versuchte das Gleiche auch hier, sein Blut sollte Frankreich beherrschen und damit die Herrschaft der katholischen Kirche sicherstellen. Es war abermals das alte universale Herrschaftsmoment, welches gegen die neuen nationalen Prinzipien auftrat, aber, wie in den Niederlanden und in England, so ward es auch in Frankreich mit kräftigem Nationalgefühle zurückgewiesen.

Freilich, als Protestant hätte Heinrich IV. Frankreich niemals
5. Juli 1593 dauernd beherrschen können, als er aber am 25. Juli 1593 übertrat, da ward er der nationale König ganz Frankreichs. Wenn von nun an sowohl dem Lande wie dem Königsthume in hohem Maße Macht und Ansehen zu Theil ward, so war das geschichtlich beiderseits wohl ver-

dient, denn gegenseitig hatten sich Beide Opfer gebracht, um dem Vaterlande seine nationale Einheit und Unabhängigkeit zu erhalten, eine Mahnung und ein Vorwurf uns Deutschen, die wir so gern religiöse und politische Parteiungen, ja selbst rein persönliche Rücksichten über unsere Vaterlandsliebe den Sieg davontragen lassen.

Und jetzt schien es, als solle unter dem bekehrten Ketzer auch in Frankreich die Gleichberechtigung der Bekenntnisse wie in Deutschland zum Durchbruche gelangen; das Edikt von Nantes vom 15. April 1598 gab den Hugenotten freie Religionsübung und sicherte dieses durch Einräumung politischer Machtmittel. So ward es eine Regierung der Festigung der inneren Zustände und ein wahrer Verlust für Frankreich, als am 14. Mai 1610 Heinrich IV. ermordet hinsank, zu einer Zeit, als er gerade im Begriffe war Frankreichs wiederhergestellte innere Kraft gegen das Ausland in Bewegung zu setzen. Aber er hinterließ sein Land befruchtet und reif zum Gebären, freilich folgten noch Geburtswehen, da er einen unmündigen Erben, Ludwig XIII., zurückließ, jedoch schon nach wenig mehr als einem Jahrzehnte ergriff die Zügel des Staates der, welcher Frankreich bis auf den heutigen Tag den Abdruck seines Geistes aufprägen sollte, Jean Armand du Plessis, nachmals Kardinal und Herzog von Richelieu.

15. April 1598

14. Mai 1610

Es ist ja wohl die schwerste, die entscheidende Frage der Weltgeschichte die, ob der Mann der großen That der Erwecker und Leiter der Geschicke seines Volkes ist, oder nur der Ausdruck des Reifgewordenseins derselben, ob die Masse fortgerissen wird von dem großen Genie, oder das Genie geschoben wird von der Masse. Die Antwort auf diese Frage wird nie eine unbedingte sein können, denn die Wechselwirkung beider Faktoren macht die Geschichte, aber ich meine doch, daß am letzten Ende die Masse der Menschen der eigentliche Träger der Gedanken Gottes in der Geschichte ist und das Genie nur dazu berufen wird, sie zum Ausdrucke zu bringen. Wie mächtig allerdings die Persönlichkeit des handelnden Genies für unser Auge ihre Eigenart bei solcher Gestaltung göttlicher Gedanken zu geschichtlicher That in den Dingen zur Geltung bringt, das zeigt in besonders hohem Maße Richelieu. Das französische Volk verschwindet uns in dieser Zeit beinahe ganz und sein

Richelieu 5. 9. 1585 – 4. 12. 1642.

Kardinalspurpur wird auf fast zwei Jahrzehnte das einzig Erkennbare. Mit eisernem Griffe zwingt er dem Lande straffe Zentralisation, strengste Einheitlichkeit auf, um ihm dann die Beherrschung des Auslandes, die Vorherrschaft in Europa geben zu können. Dem mußten auch die Hugenotten weichen, sie waren als politische Partei zu mächtig für die von ihm gewollte zentralisirte unbedingte königliche Machtvollkommenheit, sie waren ein Element der Störung für die Einheitlichkeit des gesammten Volksthumes und so zerbrach er sie. Er konnte die politische Macht der Hugenotten in seinem Reiche nicht dulden, so wenig wie heute ein protestantischer Herrscher politische Macht der römischen Kirche in seinem Staate dulden kann. Aber so, wie er die politische Unterdrückung ausführt, zerschlug er zugleich auch das religiöse Element, und der deutsche Gedanke der Gleichberechtigung zweier Bekenntnisse verlor seine eben gewonnene Heimstätte in Frankreich.

Er konnte auch in England sich nicht durchringen, dort kam vielmehr der Grundsatz der Staatskirche zur unbedingten Herrschaft im Vereine mit einer Revolution, welche, in völligem Gegensatze zu Frankreich, die Macht des Königsthumes vernichtet. Auf Elisabeth war hier als der berufene Erbe der Sohn der Maria Stuart gefolgt und damit treten England und Schottland unter ein Zepter. Die scharf absolutistischen Ansichten, denen er huldigte, stießen aufs Empfindlichste zusammen mit der althergebrachten und nun schon eingewurzelten Auffassung der Engländer von ihrem Staatsrechte, dennoch behielt unter ihm die Königsgewalt noch das Uebergewicht. Es ist eben immer und überall eine schwere Aufgabe bestehende monarchische Macht zu entwurzeln und umzustürzen und gelingt nur, wenn diese Macht selbst die Handhabe dazu durch starke Fehler bietet. Dieses aber that Jakobs Nachfolger, Karl I., und entscheidend ward es nun, daß dem Könige Englands kein Heer zu Gebote stand, mit welchem er Widerstand niederschlagen konnte, sobald sich dieser erhob, wie es denn doch unausbleiblich einmal kommen mußte. Indessen die Hauptschwäche lag in Karls Karakter. Er wollte gar sehr Selbstherrscher sein, hinter seinem ersten Minister zu verschwinden wie Ludwig XIII., das vermochte er nicht über sich zu gewinnen, obgleich das Geschick auch ihm einen Richelieu in Gestalt des Thomas Wentworth, nachmals Grafen Strafford, an die Seite gestellt hatte; andererseits jedoch war es auch nicht Karls I.

Sache mit hartnäckiger Festigkeit bis zum Aeußersten in einer bestimmten Richtung vorzugehen, im letzten Augenblicke immer versagten die Nerven und er machte eine Schwenkung.

So errichtet er zwar zunächst ein absolutes Regiment in England, erhebt willkürlich Steuern; als das Parlament dagegen mit der petition of right opponirt, regiert er fortan ohne Parlament. Allein ehe er diesen neuen Zustand der Dinge befestigt und ein eigenes Heer zu seiner Aufrechterhaltung geschaffen hat, lädt er sich aus kleinlich-formalen kirchlichen Gründen eine ähnliche Verwickelung mit Schottland auf den Hals, und nun bringt er es zwischen den beiden Ländern nicht dazu, erst mit dem einen sich zu einigen, um mit dem anderen inzwischen fertig zu werden, sondern erhält sie durch seine zweideutigen unsicheren Maßregeln beide gegen sich in Athem. Das nothgedrungen wieder einberufene englische Parlament wächst ihm unter diesen Umständen über den Kopf, sein Minister Strafford wird angeklagt, er wagt nicht entschlossen für ihn einzutreten und am 11. Mai 1641 muß derselbe das Blutgerüst besteigen.

Karl sucht jetzt Hülfe bei den Schotten, während in England das Parlament nunmehr die Regierungsgewalt ganz in seine Hände nimmt und sogleich Sorge trägt sich eine Armee zu schaffen. Jetzt erhält der Kampf auch religiöse Färbung, immer schärfer tritt in dem Parlamente die strenge Sekte der Independenten oder Puritaner hervor und immer gewisser wird es, daß, wenn sie den Sieg erlangen, dem Katholizismus in England ebenso ein Ende bereitet wird, wie es in Frankreich dem Protestantismus geschah. Mit dem Jahre 1642 beginnt der offene Krieg zwischen König und Parlament, in welchem die Erfolge zunächst auf Seiten des Ersteren sind. In diesen Kämpfen kommt der Mann zur Geltung, in welchem sodann Englands Geschicke sich verkörperten, Oliver Cromwell.

Er war es, dem die ersten Siege des Parlamentsheeres bei Marston Moor am 2. Juli und bei Newbury am 27. Oktober 1644 hauptsächlich zu danken waren. Er gehört zu den mächtigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, England insbesondere hat seitdem keinen Mann mehr besessen, der auch nur annähernd mit ihm zu vergleichen wäre. Er war groß

Strafford 13. 4. 1593—11. 5. 1641. Cromwell 25. 4. 1599—3. 9. 1658.

als Feldherr, größer noch als Regent und Staatsmann, vor Allem aber war er eines jener Schwerter Gottes, welche mit unerschütterlichem Glauben an ihre Sendung den Nationen durch das Dunkel der Zukunft neue Wege hauen. Durch ihn erst ist der Karakter des Engländers, des Bürgers der heutigen größten Weltmacht, zu dem vollendet worden, was er heute ist; der finstere strenge Puritaner hat Shakespeare ergänzt, den Vertreter des heidnisch-fröhlichen Schönheitskultus des merry old England. Ist es nicht merkwürdig, daß so kurz, nachdem sie einen Shakespeare gebar, die englische Volksseele ihren mächtigsten Ausdruck in der Independentensekte zu finden vermochte? Weniger das neue Testament, desto mehr das alte bekannten diese, Namen, Vorbilder, Anschauungen wählten sie aus ihm, und wie das alte Israel betrachteten ihre Anhänger sich als Auserwählte Gottes, waren unerschütterlich in ihrer Selbstgerechtigkeit und beteten zu einem Gotte, der ebenfalls ein eifriger Gott war, ein rächender und strafender für die, welche ihm Dienst und Verehrung nicht nach ihrer, der allein wahren, Weise darbrachten. Und auch ein gewisser Zug der Heuchelei findet sich in der Independentensekte, wie in ihrem großen weltgeschichtlichen Vertreter, und hat sich von ihnen her der ganzen englischen Staatsentwickelung aufgeprägt; freilich ist daran auch schon Heinrich VIII. mitschuldig.

Auf Grund seiner Erfolge wuchs dann Cromwells Einfluß stärker und stärker an und ward schließlich der durchaus überwiegende, ihm war endlich auch der entscheidende Sieg zu danken, der thatsächlich den Krieg beendete, der von Naseby am 14. Juni 1645. Der König, der zu den Schotten floh, ward von diesen dem englischen Parlamente geradezu verkauft. Indessen dieses selber vermochte die Macht nicht in Händen zu halten, es erging in der großen englischen wie später in der großen französischen Revolution, die Armee, der sich das Parlament jetzt zu entledigen gedachte, entledigte sich vielmehr des Parlamentes, von dem sie nur einen Rumpf bestehen ließ; die Macht war jetzt ganz bei der Independenten-Armee, d. h. bei ihrem Führer Cromwell. Wie dann später die Bourbons Napoleon zu gewinnen suchten und meinten, für Reichthum und eine hohe Stellung werde er ihnen den Thron wiedergeben, so hoffte Gleiches jetzt Karl von Cromwell mit gleichem Mißerfolge, und als der König dann einen Fluchtversuch machte, da erfolgte nach seiner Ergreifung Anklage und Hochverrathsprozeß, die mit seiner Hin-

richtung am 30. Januar 1649 endeten. Die Blutschuld haben die Engländer später zu sühnen getrachtet, indem sie Karls Sohn auf den Thron zurückberiefen, aber das englische Königsthum blieb nichtsdestoweniger entthront, der alte königliche feudal-ständische Staat war zerstört, das politische Uebergewicht der Aristokratie, verkörpert im Parlamente, war entschieden und in ihren Händen lag nun die Herrschergewalt.

Aber in wessen Händen nun auch die Macht lag, in denen des Monarchen in Frankreich, in denen der Großgrundbesitzer in England, in beiden Fällen hatte sie sich fest konstituirt, sich gegen starke äußere Feinde gesichert und dem Lande eine große Stellung gegeben, und in beiden Fällen war auch die religiöse Frage in einheitlichem Sinne entschieden worden. Nicht also in Deutschland.

Unter Karl V. war es dieses Landes Geschick abermals gewesen, einer Politik universaler Herrschaftsansprüche dienstbar gemacht zu werden, die jetzt weniger wie je etwas mit Deutschlands Interessen gemein hatten, aber diese Politik scheiterte und mit ihr die an sie geknüpften religiösen Bestrebungen; der Protestantismus gewann immer weitere Verbreitung und um die Mitte des 16. Jahrhunderts war Deutschland fast ganz ein protestantisches Land, selbst in den österreichischen Erbländern war die neue Lehre die vorherrschende geworden. Da erhob sich gegen diese Sachlage die in Trient auf neuen festeren Grundlagen errichtete römische Kirche und ihre Vorkämpfer, die Jesuiten. Und gerade zu der Zeit verlor sich der deutsche Protestantismus in immer weitergehende Zerrissenheit, nicht wie in Schweden, Dänemark, England ward er von einer festen einheitlichen weltlichen Macht in die Hand genommen und so selbst einheitlich und fest erhalten, nicht einmal wie in Frankreich blieb er der weltlichen Macht gegenüber selbst ein geschlossener, einheitlicher politischer Faktor, sondern entsprechend der Zerfallenheit des Deutschen Reiches in einzelne Landeshoheiten, zerfiel er auch. Daß die protestantische Lehre die weltliche Macht als auf eigenem Rechte beruhend ansah, das gab dem mit dem Augsburger Religionsfrieden und Reichstagsabschiede von 1555 herrschend gewordenen Grundsatze: cujus regio ejus religio eine Wirkung, welche verschiedene Landeskirchen entstehen ließ, und daß die neue Lehre auf der freien Schriftforschung und dem Gewissen des Einzelnen beruhte, das machte

es zu einer so schweren Sache diese einzelnen Landeskirchen zu der größeren Einheit einer evangelischen Gemeinschaft zu verschmelzen.

Zunächst gelang dieses nicht nur nicht trotz einzelner Anläufe dazu, sondern es zerriß vielmehr Gezänk um dogmatische Spitzfindigkeiten und theologische Buchstabenklauberei den Protestantismus in lauter auseinanderfallende Stücklein. Und ihnen allen trat in der festgeschlossenen tridentinischen Rüstung die erneute und sich auch wieder unwidersprochen katholisch nennende römische Kirche entgegen. Noch Karl V. und Ferdinand I. hatten Versuche gemacht, das Reformwerk des Konzils in solche Bahnen zu lenken, welche eine Wiedervereinigung der Protestanten mit der alten Kirche ermöglichten, Maximilian II. sogar schüchterne, freilich schnell vorübergehende Hinneigungen zum Protestantismus gezeigt, mit Rudolf II. jedoch trat auch das Kaiserthum der Habsburger endgültig auf die Seite des streitbaren Katholizismus, der in Trient die Oberhand unbedingt gewonnen hatte und nicht die Wiedervereinigung der Protestanten, sondern ihre Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl forderte. Eifer, Opfermuth, Ueberzeugungsfestigkeit waren damals in der That mehr auf katholischer Seite, Mangel an Einigkeit, kleinlicher Egoismus, Gleichgültigkeit gegen die Interessen des Ganzen auf protestantischer Seite.

Der Erfolg war naturgemäß ein immer bestimmteres Vordringen der alten Kirche in Deutschland, ein immer umfangreicheres Wiedergewinnen verlorenen Gebietes. Und der Vorkämpfer hierfür war jetzt nicht das Kaiserhaus, sondern der Herzog Max von Baiern. Zu gar Vielem von dem, was heute so große Verschiedenheit zwischen dem deutschen Norden und Süden bildet, ist damals der Grund gelegt worden. In den Händen des glaubenseifrigen, aber auch nach Machtausdehnung begierigen Baiernfürsten nahm die Reaktion der katholischen gegen die bisher siegreiche protestantische Kirche einen Karakter der Gewaltsamkeit an, entwickelte eine Bereitwilligkeit die Entscheidung den Waffen anheimzustellen, welche wenig Hoffnung ließ, daß die Lösung der religiösen Schwierigkeiten Deutschlands endgültig noch auf friedlichem Wege erfolgen könne.

Max I. 1597—1651.

Eine Anzahl protestantischer Reichsstände schloß sich solchem Vorgehen gegenüber am 4. Mai 1608 zu einem Bunde, der Union, zusammen, aber wichtige protestantische Länder traten demselben nicht bei, die Zerrissenheit des Protestantismus war noch unheilbar. Und demgegenüber schlossen sich alle wichtigeren katholischen Stände Süddeutschlands am 10. Juli 1609 zu einer Liga zusammen, welche ihre Kräfte der einheitlichen Führung des Baiernfürsten überlieferte. Der Rechtsgrund, auf dem man sich seit 1555 bewegt hatte, war erschüttert und schwankend geworden, und so suchten Evangelische wie Katholische neue sicherere Stützen, aber daß und wie dieses geschah, ergab eine Spaltung Deutschlands in zwei feindliche bewaffnete Lager und somit deren Widerstreit als eine beständige Gefahr, die auf den geringsten Anstoß sich in einem Kriege entladen konnte.

Und der Anstoß dazu erfolgte. Er kam nicht von dem zielbewußten gerüstet dastehenden Herzoge Max von Baiern, sondern von dem Glaubenseifer der Habsburger in Oesterreich. Dort war auf Rudolf der unfähige Matthias gefolgt und dessen Nachfolger ward der fanatische Jesuitenzögling Ferdinand II., der nun sogleich mit allen Mitteln die Herrschaft der alten Kirche in seinen Erblanden herzustellen bemüht war. Dagegen erhob sich Böhmen, welches in dem von Rudolf II. ihm verliehenen Majestätsbriefe vom 11. Juli 1609 ein verbürgtes Anrecht auf freie Religionsübung hatte und jetzt zu dessen Sicherung Ferdinand absetzte und den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz als Herrscher berief. Ferdinand, machtlos, da er mit Sicherheit auf keines seiner Erblande rechnen und sich verlassen konnte, mußte die Liga zu Hülfe rufen und damit deren Haupt, Max von Baiern, zum Herren der Sachlage machen. Dieser schlug am 8. November 1620 Friedrich in der Schlacht am weißen Berge, und nun brach die katholische Reaktion ungehindert über Böhmen, Schlesien, Mähren herein, während Herzog Max' Feldherr Tilly die jenem als Siegeslohn vom Kaiser überwiesene Pfalz unterwarf und dann ebenfalls bekehrte. Der deutsche Protestantismus erwies sich dem gegenüber als politisch völlig hülflos und vermochte sich zu keinerlei gemeinsamem Widerstande aufzuraffen.

Friedrich V. 1610—1620. Tilly 1559—20. 4. 1632.

denken, daß zu der gleichen Zeit der Katholizismus in dem von ihm beherrschten und eroberten Amerika keine festen Staatsgebäude zu schaffen vermochte, während in Europa das größte und mächtigste der damaligen Reiche eben damals rettungslosem Verfalle entgegenging, weil es im Innern wie nach außen hin die Herrschaft des Katholizismus zu unbedingtester Durchführung zu bringen suchte. Daß dieses im Innern gelang, hat Spanien zu politischem Tode gebracht, daß es nach außen hin mißlang, das hat seine Kräfte als europäische Macht völlig erschöpft, und zwar geschah dieses eben in den Kämpfen gegen die Niederlande und sodann auch gegen das diese unterstützende England.

Dieser Katholizismus aber war schon nicht mehr der des Mittelalters. Die Kirche machte in dieser Zeit die gewaltigste Umgestaltung durch, die sie je betroffen hat, allerdings nur der nothwendige Abschluß einer jahrhundertelangen Entwickelung, aber nun doch eine Neugestaltung wie der der Puppe entkriechende Schmetterling, den freilich die Raupe mit Naturnothwendigkeit einst zeitigen mußte. Richtiger, als dessen der beschränkte Kopf Philipps II. fähig war, erkannte die Weltmacht der katholischen Kirche, daß es jetzt nicht darauf ankomme, nach allen Seiten hin die Arme auszustrecken, um mit allen Mitteln das Verlorene wieder heranzuziehen, sondern daß zunächst die Kirche sich selbst in einer unerschütterlich festen, scharf umgrenzten Organisation konstituiren müsse. Und dieses geschah auf dem Konzile zu Trient. Noch durch Karls V. Initiative 1545 zu Stande gekommen, sollte es nach dessen Sinne ein Reformkonzil sein, indessen dem widerstrebte die Kurie mit zäher Ausdauer und die Verhandlungen wurden verschleppt, bis endlich am 18. Januar 1562 unter gänzlich veränderter Weltlage das zweimal vertagte Konzil zu seiner weltgeschichtlich wichtigen, abschließenden Arbeit wieder zusammentrat, und dieses geschah unter dem beherrschenden Einflusse des neuen und mächtigsten Rüstzeuges Roms, des Jesuitenordens. Gegründet von einem schwärmerischen aber auch schlauen und weltklugen spanischen Rittersmanne, Ignaz Loyola, am 15. August 1534 zu Paris, erhielt er am 27. September 1540 die päpstliche Bestätigung und dann durch Loyola und seinen Nachfolger im Generalat, Jakob Lainez, die

13. 12. 1545—4. 12. 1563 Konzil von Trient. Loyola 1491—30. 7. 1556. Lainez 1512—19. 1. 1565.

Organisation, welche jedes seiner Mitglieder zu einem willenlosen, vaterlandslosen Werkzeuge machen, aber auch Jeden nach seiner Befähigung zu seiner höchsten Ausbildung in diesen Grenzen bringen soll und dieses Ziel thatsächlich erreicht. Ward im Orden der Grundsatz des Gehorsams gegen die Oberen bis zur Vernichtung der Individualität durchgeführt, so ward dafür auch von dem Orden dieser Grundsatz für alle Laien gegenüber der Kirche zum leitenden gemacht. Und diese Kirche umschanzte jetzt ihre Glaubensstadt mit unverrückbaren Mauern; die Vorstädte, welche an den in das offene Land freierer Glaubensauffassungen hinausführenden Straßen lagen, wurden abgebrannt, und scharf schieden sich die Menschen, was innerhalb der streng umschließenden Ringmauer sich barg, war Katholik, was außerhalb lebte, war Gegner.

Seit so die Kirche sich dogmatisch und organisatorisch abschloß, streng logisch, aber auch durchaus einseitig, ward sie naturgemäß unfähig irgend welche Regungen freierer Selbständigkeit zu ertragen und vermag nur mehr ein bescheidenes Theil des geistigen Besitzthumes der Menschheit und gar keine Freiheit mehr zu beherbergen. Wo solche sich regt, da muß sie dieselbe aus ihren Mauern in das freie Feld des Ketzerthumes verstoßen. Die vortridentinische Kirche war wirklich eine katholische, eine allgemeine, denn sie gewährte noch allen lebensfähigen Geistesströmungen ihrer Zeit Raum, umfaßte demgemäß auch Widersprüche, enthielt also Freiheit. Von nun an aber wurde auch die Kirche, was der Papst schon oft gewesen war, Partei und der Katholizismus, entgegen seinem weltumfassenden Namen, zur römischen Papstkirche. Es würde somit nicht richtig sein, die Reformation aufzufassen als die Lostrennung einer neuen Kirche von der alten, vielmehr versank damals die mittelalterliche universale Kirche überhaupt und an ihrer Stelle erhoben sich zwei neue Kirchen, deren beider Keime sie enthalten hatte.

Und der Kampf beider neuen Kirchen erfüllt jetzt Europa, er erhebt sich noch einmal in England, um dann mit völligem Siege des Protestantismus auch dem Staate die Form machtvoller Aristokratenherrschaft unter einem machtlosen Könige zu geben, die für diesen Staat die weltgeschichtliche werden sollte, er tobt fortgesetzt in Frankreich, bis er mit dem vollen Siege der tridentinischen Kirche auch den vollen Sieg des absoluten Königsthumes bringt, er führt in Deutschland zu der

furchtbarsten Verwüstung und Zertrümmerung alles Bestehenden, bis schließlich beide Kirchen lernen müssen nebeneinander zu leben und so für Europa ein segensreiches Zukunftsprinzip gerettet wird. Als dieses geschah, da war dann der mittelalterliche Staat in Europa ebenso verschwunden wie die mittelalterliche Kirche, und die neue atlantische Welt erhob sich. Nur ein Moment von Bedeutung ward mit der Zeit allgemein von dieser atlantischen Welt angenommen, obgleich sie es aus der Hand des römischen Hohenpriesters empfing, das war der neue, der berichtigte Kalender, eingeführt durch die Bulle Gregors XIII. vom 24. Februar 1582, dadurch daß er auf den 4. Oktober gleich den 15. folgen ließ.

In Frankreich folgte auf die Bartholomäusnacht eine Zeit schlimmster innerer Kämpfe, in welchen das Haus Valois in seinen letzten kläglichen Sprossen zu Grunde geht und welche erst beendet werden, als nach der
1. Aug. 1589 Ermordung des letzten Valois, Heinrichs III., am 2. August 1589 der französische Thron nach unzweifelhaftem Erbrechte auf eine Seitenlinie, die Bourbons, überging, welche in dem kleinen Navarra den Königstitel führte. Die Krone trug jetzt dort Heinrich IV. Indessen auf Anerkennung seines Rechtes konnte er, der Protestant, nicht hoffen, zu mächtig war hier der Katholizismus, zu adäquat dem französischen Geiste. Eins aber, und das wurde für Heinrichs IV. Schicksal entscheidend, war im Franzosen doch noch mächtiger, das Vaterlandsgefühl, und das gerade ward von den Fremden verletzt und zwar von ultrakatholischer Seite. Philipp II., der sich als den berufenen Vorkämpfer der Papstkirche in Europa ansah, der dieses gegen die Niederlande, gegen England zur That gemacht hatte, versuchte das Gleiche auch hier, sein Blut sollte Frankreich beherrschen und damit die Herrschaft der katholischen Kirche sicherstellen. Es war abermals das alte universale Herrschaftsmoment, welches gegen die neuen nationalen Prinzipien auftrat, aber, wie in den Niederlanden und in England, so ward es auch in Frankreich mit kräftigem Nationalgefühle zurückgewiesen.

Freilich, als Protestant hätte Heinrich IV. Frankreich niemals
25. Juli 1593 dauernd beherrschen können, als er aber am 25. Juli 1593 übertrat, da ward er der nationale König ganz Frankreichs. Wenn von nun an sowohl dem Lande wie dem Königsthume in hohem Maße Macht und Ansehen zu Theil ward, so war das geschichtlich beiderseits wohl ver-

dient, denn gegenseitig hatten sich Beide Opfer gebracht, um dem Vaterlande seine nationale Einheit und Unabhängigkeit zu erhalten, eine Mahnung und ein Vorwurf uns Deutschen, die wir so gern religiöse und politische Parteiungen, ja selbst rein persönliche Rücksichten über unsere Vaterlandsliebe den Sieg davontragen lassen.

Und jetzt schien es, als solle unter dem bekehrten Ketzer auch in Frankreich die Gleichberechtigung der Bekenntnisse wie in Deutschland zum Durchbruche gelangen; das Edikt von Nantes vom 15. April 1598 gab den Hugenotten freie Religionsübung und sicherte dieses durch Einräumung politischer Machtmittel. So ward es eine Regierung der Festigung der inneren Zustände und ein wahrer Verlust für Frankreich, als am 14. Mai 1610 Heinrich IV. ermordet hinsank, zu einer Zeit, als er gerade im Begriffe war Frankreichs wiederhergestellte innere Kraft gegen das Ausland in Bewegung zu setzen. Aber er hinterließ sein Land befruchtet und reif zum Gebären, freilich folgten noch Geburtswehen, da er einen unmündigen Erben, Ludwig XIII., zurückließ, jedoch schon nach wenig mehr als einem Jahrzehnte ergriff die Zügel des Staates der, welcher Frankreich bis auf den heutigen Tag den Abdruck seines Geistes aufprägen sollte, Jean Armand du Plessis, nachmals Kardinal und Herzog von Richelieu.

15 April 1598

14 Mai 1610

Es ist ja wohl die schwerste, die entscheidende Frage der Weltgeschichte die, ob der Mann der großen That der Erwecker und Leiter der Geschicke seines Volkes ist, oder nur der Ausdruck des Reifgewordenseins derselben, ob die Masse fortgerissen wird von dem großen Genie, oder das Genie geschoben wird von der Masse. Die Antwort auf diese Frage wird nie eine unbedingte sein können, denn die Wechselwirkung beider Faktoren macht die Geschichte, aber ich meine doch, daß am letzten Ende die Masse der Menschen der eigentliche Träger der Gedanken Gottes in der Geschichte ist und das Genie nur dazu berufen wird, sie zum Ausdrucke zu bringen. Wie mächtig allerdings die Persönlichkeit des handelnden Genies für unser Auge ihre Eigenart bei solcher Gestaltung göttlicher Gedanken zu geschichtlicher That in den Dingen zur Geltung bringt, das zeigt in besonders hohem Maße Richelieu. Das französische Volk verschwindet uns in dieser Zeit beinahe ganz und sein

Kardinalspurpur wird auf fast zwei Jahrzehnte das einzig Erkennbare. Mit eisernem Griffe zwingt er dem Lande straffe Zentralisation, strengste Einheitlichkeit auf, um ihm dann die Beherrschung des Auslandes, die Vorherrschaft in Europa geben zu können. Dem mußten auch die Hugenotten weichen, sie waren als politische Partei zu mächtig für die von ihm gewollte zentralisirte unbedingte königliche Machtvollkommenheit. sie waren ein Element der Störung für die Einheitlichkeit des gesammten Volksthumes und so zerbrach er sie. Er konnte die politische Macht der Hugenotten in seinem Reiche nicht dulden, so wenig wie heute ein protestantischer Herrscher politische Macht der römischen Kirche in seinem Staate dulden kann. Aber so, wie er die politische Unterdrückung ausführt, zerschlug er zugleich auch das religiöse Element, und der deutsche Gedanke der Gleichberechtigung zweier Bekenntnisse verlor seine eben gewonnene Heimstätte in Frankreich.

Er konnte auch in England sich nicht durchringen, dort kam vielmehr der Grundsatz der Staatskirche zur unbedingten Herrschaft im Vereine mit einer Revolution, welche, in völligem Gegensatze zu Frankreich, die Macht des Königsthumes vernichtet. Auf Elisabeth war hier als der berufene Erbe der Sohn der Maria Stuart gefolgt und damit treten England und Schottland unter ein Zepter. Die scharf absolutistischen Ansichten, denen er huldigte, stießen aufs Empfindlichste zusammen mit der althergebrachten und nun schon eingewurzelten Auffassung der Engländer von ihrem Staatsrechte, dennoch behielt unter ihm die Königsgewalt noch das Uebergewicht. Es ist eben immer und überall eine schwere Aufgabe bestehende monarchische Macht zu entwurzeln und umzustürzen und gelingt nur, wenn diese Macht selbst die Handhabe dazu durch starke Fehler bietet. Dieses aber that Jakobs Nachfolger, Karl I., und entscheidend ward es nun, daß dem Könige Englands kein Heer zu Gebote stand, mit welchem er Widerstand niederschlagen konnte, sobald sich dieser erhob, wie es denn doch unausbleiblich einmal kommen mußte. Indessen die Hauptschwäche lag in Karls Karakter. Er wollte gar sehr Selbstherrscher sein, hinter seinem ersten Minister zu verschwinden wie Ludwig XIII., das vermochte er nicht über sich zu gewinnen, obgleich das Geschick auch ihm einen Richelieu in Gestalt des Thomas Wentworth, nachmals Grafen Strafford, an die Seite gestellt hatte; andererseits jedoch war es auch nicht Karls I.

Sache mit hartnäckiger Festigkeit bis zum Aeußersten in einer bestimmten Richtung vorzugehen, im letzten Augenblicke immer versagten die Nerven und er machte eine Schwenkung.

So errichtet er zwar zunächst ein absolutes Regiment in England, erhebt willkürlich Steuern; als das Parlament dagegen mit der petition of right opponirt, regiert er fortan ohne Parlament. Allein ehe er diesen neuen Zustand der Dinge befestigt und ein eigenes Heer zu seiner Aufrechterhaltung geschaffen hat, lädt er sich aus kleinlich-formalen kirchlichen Gründen eine ähnliche Verwickelung mit Schottland auf den Hals, und nun bringt er es zwischen den beiden Ländern nicht dazu, erst mit dem einen sich zu einigen, um mit dem anderen inzwischen fertig zu werden, sondern erhält sie durch seine zweideutigen unsicheren Maßregeln beide gegen sich in Athem. Das nothgedrungen wieder einberufene englische Parlament wächst ihm unter diesen Umständen über den Kopf, sein Minister Strafford wird angeklagt, er wagt nicht entschlossen für ihn einzutreten und am 11. Mai 1641 muß derselbe das Blutgerüst besteigen.

Karl sucht jetzt Hülfe bei den Schotten, während in England das Parlament nunmehr die Regierungsgewalt ganz in seine Hände nimmt und sogleich Sorge trägt sich eine Armee zu schaffen. Jetzt erhält der Kampf auch religiöse Färbung, immer schärfer tritt in dem Parlamente die strenge Sekte der Independenten oder Puritaner hervor und immer gewisser wird es, daß, wenn sie den Sieg erlangen, dem Katholizismus in England ebenso ein Ende bereitet wird, wie es in Frankreich dem Protestantismus geschah. Mit dem Jahre 1642 beginnt der offene Krieg zwischen König und Parlament, in welchem die Erfolge zunächst auf Seiten des Ersteren sind. In diesen Kämpfen kommt der Mann zur Geltung, in welchem sodann Englands Geschicke sich verkörperten, Oliver Cromwell.

Er war es, dem die ersten Siege des Parlamentsheeres bei Marston Moor am 2. Juli und bei Newbury am 27. Oktober 1644 hauptsächlich zu danken waren. Er gehört zu den mächtigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, England insbesondere hat seitdem keinen Mann mehr besessen, der auch nur annähernd mit ihm zu vergleichen wäre. Er war groß

Strafford 13. 4. 1593—11. 5. 1641. Cromwell 25. 4. 1599—3. 9. 1658.

als Feldherr, größer noch als Regent und Staatsmann, vor Allem aber war er eines jener Schwerter Gottes, welche mit unerschütterlichem Glauben an ihre Sendung den Nationen durch das Dunkel der Zukunft neue Wege hauen. Durch ihn erst ist der Karakter des Engländers, des Bürgers der heutigen größten Weltmacht, zu dem vollendet worden, was er heute ist; der finstere strenge Puritaner hat Shakespeare ergänzt, den Vertreter des heidnisch-fröhlichen Schönheitskultus des merry old England. Ist es nicht merkwürdig, daß so kurz, nachdem sie einen Shakespeare gebar, die englische Volksseele ihren mächtigsten Ausdruck in der Independentensekte zu finden vermochte? Weniger das neue Testament, desto mehr das alte bekannten diese, Namen, Vorbilder, Anschauungen wählten sie aus ihm, und wie das alte Israel betrachteten ihre Anhänger sich als Auserwählte Gottes, waren unerschütterlich in ihrer Selbstgerechtigkeit und beteten zu einem Gotte, der ebenfalls ein eifriger Gott war, ein rächender und strafender für die, welche ihm Dienst und Verehrung nicht nach ihrer, der allein wahren, Weise darbrachten. Und auch ein gewisser Zug der Heuchelei findet sich in der Independentensekte, wie in ihrem großen weltgeschichtlichen Vertreter, und hat sich von ihnen her der ganzen englischen Staatsentwickelung aufgeprägt; freilich ist daran auch schon Heinrich VIII. mitschuldig.

Auf Grund seiner Erfolge wuchs dann Cromwells Einfluß stärker und stärker an und ward schließlich der durchaus überwiegende, ihm war endlich auch der entscheidende Sieg zu danken, der thatsächlich den Krieg beendete, der von Naseby am 14. Juni 1645. Der König, der zu den Schotten floh, ward von diesen dem englischen Parlamente geradezu verkauft. Indessen dieses selber vermochte die Macht nicht in Händen zu halten, es erging in der großen englischen wie später in der großen französischen Revolution, die Armee, der sich das Parlament jetzt zu entledigen gedachte, entledigte sich vielmehr des Parlamentes, von dem sie nur einen Rumpf bestehen ließ; die Macht war jetzt ganz bei der Independenten-Armee, d. h. bei ihrem Führer Cromwell. Wie dann später die Bourbons Napoleon zu gewinnen suchten und meinten, für Reichthum und eine hohe Stellung werde er ihnen den Thron wiedergeben, so hoffte Gleiches jetzt Karl von Cromwell mit gleichem Mißerfolge, und als der König dann einen Fluchtversuch machte, da erfolgte nach seiner Ergreifung Anklage und Hochverrathsprozeß, die mit seiner Hin-

richtung am 30. Januar 1649 endeten. Die Blutschuld haben die Engländer später zu sühnen getrachtet, indem sie Karls Sohn auf den Thron zurückberiefen, aber das englische Königsthum blieb nichtsdestoweniger entthront, der alte königliche feudal-ständische Staat war zerstört, das politische Uebergewicht der Aristokratie, verkörpert im Parlamente, war entschieden und in ihren Händen lag nun die Herrschergewalt.

Aber in wessen Händen nun auch die Macht lag, in denen des Monarchen in Frankreich, in denen der Großgrundbesitzer in England, in beiden Fällen hatte sie sich fest konstituirt, sich gegen starke äußere Feinde gesichert und dem Lande eine große Stellung gegeben, und in beiden Fällen war auch die religiöse Frage in einheitlichem Sinne entschieden worden. Nicht also in Deutschland.

Unter Karl V. war es dieses Landes Geschick abermals gewesen, einer Politik universaler Herrschaftsansprüche dienstbar gemacht zu werden, die jetzt weniger wie je etwas mit Deutschlands Interessen gemein hatten, aber diese Politik scheiterte und mit ihr die an sie geknüpften religiösen Bestrebungen; der Protestantismus gewann immer weitere Verbreitung und um die Mitte des 16. Jahrhunderts war Deutschland fast ganz ein protestantisches Land, selbst in den österreichischen Erbländern war die neue Lehre die vorherrschende geworden. Da erhob sich gegen diese Sachlage die in Trient auf neuen festeren Grundlagen errichtete römische Kirche und ihre Vorkämpfer, die Jesuiten. Und gerade zu der Zeit verlor sich der deutsche Protestantismus in immer weitergehende Zerrissenheit, nicht wie in Schweden, Dänemark, England ward er von einer festen einheitlichen weltlichen Macht in die Hand genommen und so selbst einheitlich und fest erhalten, nicht einmal wie in Frankreich blieb er der weltlichen Macht gegenüber selbst ein geschlossener, einheitlicher politischer Faktor, sondern entsprechend der Zerfallenheit des Deutschen Reiches in einzelne Landeshoheiten, zerfiel er auch. Daß die protestantische Lehre die weltliche Macht als auf eigenem Rechte beruhend ansah, das gab dem mit dem Augsburger Religionsfrieden und Reichstagsabschiede von 1555 herrschend gewordenen Grundsatze: cujus regio ejus religio eine Wirkung, welche verschiedene Landeskirchen entstehen ließ, und daß die neue Lehre auf der freien Schriftforschung und dem Gewissen des Einzelnen beruhte, das machte

es zu einer so schweren Sache diese einzelnen Landeskirchen zu der größeren Einheit einer evangelischen Gemeinschaft zu verschmelzen.

Zunächst gelang dieses nicht nur nicht trotz einzelner Anläufe dazu, sondern es zerriß vielmehr Gezänk um dogmatische Spitzfindigkeiten und theologische Buchstabenklauberei den Protestantismus in lauter auseinanderfallende Stücklein. Und ihnen allen trat in der festgeschlossenen tridentinischen Rüstung die erneute und sich auch wieder unwidersprochen katholisch nennende römische Kirche entgegen. Noch Karl V. und Ferdinand I. hatten Versuche gemacht, das Reformwerk des Konzils in solche Bahnen zu lenken, welche eine Wiedervereinigung der Protestanten mit der alten Kirche ermöglichten, Maximilian II. sogar schüchterne, freilich schnell vorübergehende Hinneigungen zum Protestantismus gezeigt, mit Rudolf II. jedoch trat auch das Kaiserthum der Habsburger endgültig auf die Seite des streitbaren Katholizismus, der in Trient die Oberhand unbedingt gewonnen hatte und nicht die Wiedervereinigung der Protestanten, sondern ihre Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl forderte. Eifer, Opfermuth, Ueberzeugungsfestigkeit waren damals in der That mehr auf katholischer Seite, Mangel an Einigkeit, kleinlicher Egoismus, Gleichgültigkeit gegen die Interessen des Ganzen auf protestantischer Seite.

Der Erfolg war naturgemäß ein immer bestimmteres Vordringen der alten Kirche in Deutschland, ein immer umfangreicheres Wiedergewinnen verlorenen Gebietes. Und der Vorkämpfer hierfür war jetzt nicht das Kaiserhaus, sondern der Herzog Max von Baiern. Zu gar Vielem von dem, was heute so große Verschiedenheit zwischen dem deutschen Norden und Süden bildet, ist damals der Grund gelegt worden. In den Händen des glaubenseifrigen, aber auch nach Machtausdehnung begierigen Baiernfürsten nahm die Reaktion der katholischen gegen die bisher siegreiche protestantische Kirche einen Karakter der Gewaltsamkeit an, entwickelte eine Bereitwilligkeit die Entscheidung den Waffen anheimzustellen, welche wenig Hoffnung ließ, daß die Lösung der religiösen Schwierigkeiten Deutschlands endgültig noch auf friedlichem Wege erfolgen könne.

Max I. 1597—1651.

Eine Anzahl protestantischer Reichsstände schloß sich solchem Vorgehen gegenüber am 4. Mai 1608 zu einem Bunde, der Union, zusammen, aber wichtige protestantische Länder traten demselben nicht bei, die Zerrissenheit des Protestantismus war noch unheilbar. Und demgegenüber schlossen sich alle wichtigeren katholischen Stände Süddeutschlands am 10. Juli 1609 zu einer Liga zusammen, welche ihre Kräfte der einheitlichen Führung des Baiernfürsten überlieferte. Der Rechtsgrund, auf dem man sich seit 1555 bewegt hatte, war erschüttert und schwankend geworden, und so suchten Evangelische wie Katholische neue sicherere Stützen, aber daß und wie dieses geschah, ergab eine Spaltung Deutschlands in zwei feindliche bewaffnete Lager und somit deren Widerstreit als eine beständige Gefahr, die auf den geringsten Anstoß sich in einem Kriege entladen konnte.

Und der Anstoß dazu erfolgte. Er kam nicht von dem zielbewußten gerüstet dastehenden Herzoge Max von Baiern, sondern von dem Glaubenseifer der Habsburger in Oesterreich. Dort war auf Rudolf der unfähige Matthias gefolgt und dessen Nachfolger ward der fanatische Jesuitenzögling Ferdinand II., der nun sogleich mit allen Mitteln die Herrschaft der alten Kirche in seinen Erblanden herzustellen bemüht war. Dagegen erhob sich Böhmen, welches in dem von Rudolf II. ihm verliehenen Majestätsbriefe vom 11. Juli 1609 ein verbürgtes Anrecht auf freie Religionsübung hatte und jetzt zu dessen Sicherung Ferdinand absetzte und den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz als Herrscher berief. Ferdinand, machtlos, da er mit Sicherheit auf keines seiner Erblande rechnen und sich verlassen konnte, mußte die Liga zu Hülfe rufen und damit deren Haupt, Max von Baiern, zum Herren der Sachlage machen. Dieser schlug am 8. November 1620 Friedrich in der Schlacht am weißen Berge, und nun brach die katholische Reaktion ungehindert über Böhmen, Schlesien, Mähren herein, während Herzog Max' Feldherr Tilly die jenem als Siegeslohn vom Kaiser überwiesene Pfalz unterwarf und dann ebenfalls bekehrte. Der deutsche Protestantismus erwies sich dem gegenüber als politisch völlig hülflos und vermochte sich zu keinerlei gemeinsamem Widerstande aufzuraffen.

Und jetzt begannen die Fremden dafür zu halten, daß Zeit und Gelegenheit günstig seien auf Kosten des so zerrissenen Deutschlands sich in seine Geschicke einzumischen. Zum Schutze des Protestantismus
9. Dez. 1625 schlossen am 9. Dezember 1625 im Haag England, Holland und Dänemark ein Bündniß, und als dessen Beauftragter erschien König Christian IV. von Dänemark mit einem Heere in Norddeutschland. Aber noch ein anderes Heer und ein anderer Mann erschienen damals ebenfalls im Felde. Nicht auf immer gedachte Ferdinand nur den Waffen Baierns seine Siege zu schulden, ein eigenes kaiserliches Heer sollte seine Sache verfechten und der Mann, der ihm dieses schuf, war Albrecht Wallenstein, eine der interessantesten Gestalten dieser schweren Zeit, in seiner finsteren Majestät ein echter und großer Vertreter jener harten Kriegsfürsten, deren größte Bilder ein Temudschin und Napoleon sind. Das Heer, welches er dem Kaiser darbrachte, ward eben doch niemals ein wirklich kaiserliches, sondern blieb ein durchaus wallensteinisches und sollte dienen dem doppelten Zwecke Wallenstein zu fürstlicher Macht zu erheben, andererseits aber auch alle Fürstenmacht in Deutschland zu Gunsten des Kaisers zu brechen. Die erste Hälfte dieses Programms war gegen den Kaiser, die zweite gegen alle deutschen Fürsten gerichtet, und an diesem Widerspruche ist denn auch Wallenstein schließlich zu Grunde gegangen.

5. April 1626 Von ihm wird nun am 25. April 1626 das Heer, welches die protestantische Partei unter Mansfeld aufgestellt hatte an der Dessauer-
7. Aug. 1626 brücke geschlagen, und am 27. August schlägt Tilly bei Lutter am Barenberge Christian IV., Baiern und der Kaiser sind Herren Norddeutschlands. Jetzt konnte die katholische Reaktion ungehindert sich ausbreiten und thatsächlich geschah mit dem Restitutionsedikte vom
6. Mai 1629 6. Mai 1629 ein starker Schritt dazu, allein bald mußte es sich doch geltend machen, daß die Interessen des Kaisers und Baierns keineswegs durchaus gleichlaufende waren. Wallenstein war sogleich an die Ausführung seiner Pläne gegangen; er vertreibt die Herzöge von Mecklenburg und läßt sich selbst das Fürstenthum übertragen; indessen Max von Baiern gedenkt weder diese Bedrohung des deutschen Fürstenstandes

Christian IV. 1588—1648. Mansfeld 1580—26. 11. 1626.
Wallenstein 14. 9. 1583—24. 2. 1634.

noch die Uebermacht des Kaisers zur Reife gelangen zu lassen, und so wird Letzterer von den Fürsten gezwungen in die Entlassung Wallensteins zu willigen. Gewiß hätte er sich weigern und gerade mit Hülfe der wallensteinischen Waffen die Fürsten niederwerfen können, aber er mochte wohl das Napoleonische dieses soldatischen Emporkömmlings durchfühlen, denn man kann sicher sein, daß ein überall siegreicher Wallenstein auch nicht mehr gewillt gewesen wäre sich unter den Kaiser zu beugen. Es wäre wohl kein Unglück für Deutschland gewesen, wenn Wallenstein ihm thatsächlich ein Zuchtmeister zur Einheit geworden wäre, denn außer seiner großartigen organisatorischen und militärischen Begabung besaß er auch die Eigenschaft, welche die unerläßlichste war für den, der damals ein einiges Deutschland hätte schaffen und beherrschen wollen, er stand über den Religionsparteien, er war nicht Fanatiker für eine von ihnen, und mochte seine Duldung auch aus Gleichgültigkeit hervorgehen, sie war doch immer das, was eben Deutschland zu damaliger Zeit brauchte.

Allein die Dinge entwickelten sich ganz anders; in dem Augenblicke, wo Wallenstein vor der Liga und ihrem fanatisch katholischen Programme das Feld räumen mußte, erschien dem am Rande des Abgrundes stehenden deutschen Protestantismus der Retter, aber es war ein Fremder; Gustav Adolf von Schweden landet am 24. Juni 1630 auf Usedom. So bezeichnet der Sturz Wallensteins, zu dem auch Richelieus Diplomatie unterirdisch mitgewirkt hat, den Beginn der aktiven Einmischung der Fremden in die deutschen Angelegenheiten und die Verschärfung des Karakters des Krieges als Religionskrieg. 24. Juni 1630

Wir müssen einen Blick auf die Geschichte des um die Ostsee sich gruppirenden europäischen Ostens werfen, wenn wir den weltgeschichtlichen Zwang verstehen wollen, der Gustav Adolf an Deutschlands Küsten führte. Um das Becken der Ostsee ging damals der Kampf zwischen der Großmacht Polen, dem eben Staat gewordenen Schweden und dem erst in schattenhaften staatlichen Umrissen sich abzeichnenden Rußland. Im Jahre 1561 war Kurland unter polnische Oberherrschaft getreten, und dadurch die weitere Ausdehnung dieses Reiches an die Küste der Ostsee hin eingeleitet worden. Aber als im Jahre 1572 das Herrschergeschlecht der Jagellonen ausstarb, da ward der verhängnißvolle Schritt gethan, ein Jahr später die Krone Polens förmlich zur

Wahlkrone zu erklären, was sie bis dahin nur der That nach oft gewesen war. Auch in Polen hatte damals der Protestantismus erhebliche Verbreitung gefunden, als nun das weltgeschichtliche Moment des Wiedererstarkens der zu Trient reorganisirten Kirche zu aktiver, offensiver Reaktion auch hier wirksam wurde. Aber anders als in Deutschland erlag hier der Protestantismus schnell und völlig den Streichen der Jesuiten und zwar ward dieses vollendet, als 1587 Sigismund III. Wasa zum Könige gewählt wurde, Gustav Wasas Enkel, aber von seiner Mutter starr katholisch erzogen. Ihm fiel dann 1592 auch die Krone Schwedens zu, und nun schien die gesammte Ostseewelt der unbedingtesten Herrschaft der jesuitisch-tridentinischen Kirche verfallen, ein Umstand, der für diese einen ungeheuren Sieg bedeutet hätte und ihr wahrscheinlich das dann ganz im Osten und Westen von ihr umklammerte Deutschland schließlich auch überliefert hätte.

Indessen, was in Polen so leicht gelungen war, scheiterte in Schweden vollständig. Das Volk vertheidigte zähe seinen protestantischen Glauben, und es fand darin einen nationalen Führer in der Person des Herzogs Karl von Südermannland, Oheims Sigismunds, der damit auch zugleich die eigenen Absichten auf die Krone förderte. Es kam zur Entscheidung durch die Waffen; am 25. September 1598 schlug bei Stängebro Herzog Karl den König Sigismund und ward 1604 als Karl IX. selbst zum Könige von Schweden erhoben. Die Länder waren wieder getrennt, wie sie es der Natur der Dinge nach sein mußten, ein Polen, welches unter dem Zeichen des Tridentinums über Schweden herrschen wollte, mußte ebensowohl scheitern, wie Philipp II. mit dem gleichen Plane gegen England. Der Untergang der großen Armada und die Schlacht von Stängebro sind die Marksteine, daß die Hochfluth katholischer Reaktion, welche den Westen wie den Osten Europas für kurze Zeit unwiderstehlich überschwemmt hatte, gebrochen ist, das protestantische Germanenthum hat sich ihrer gegen Romanen und Slawen erwehrt. Aber auch Schweden hätte eine dauernde Herrschaft über Polen ebensowenig errichten können, als einst Englands Herrschaft über Frankreich dauernd aufrecht blieb.

Sigismund III. 1587—1632. Karl IX. 1604—1611.

So war aber für Schweden nicht minder wie für England die Erhaltung des Protestantismus in Europa zur eigensten Lebensfrage geworden und der ihm in seiner Wiege, dem Mittelpunkte dieses Welttheiles, in Deutschland drohende Untergang war für Schweden ein tua res agitur. England war durch seine inneren Zustände am aktiven Eingreifen in den großen deutschen Krieg verhindert, Schweden aber unter einem jungen genialen Herrscher unterzog sich dieser Pflicht. Erst siebzehn Jahre alt, geboren am 19. Dezember 1594, war Gustav II. Adolf seinem Vater, Karl IX., auf dem Throne gefolgt unter den schwierigsten Umständen. Solcher Beispiele sehr jugendlicher und doch schon völlig zu ihren Herrscherpflichten erzogener und gereifter Herrscher finden wir in damaligen Zeiten mehrere, war doch auch unser großer Kurfürst erst 20 Jahre alt, als er unter den Kurhut trat, es scheint, als sei uns dieses Rezept der Fürstenerziehung verloren gegangen, denn man kann nicht sagen, daß die jetzige Art derselben geeignet sei mit 18 und 20 Lebensjahren reife Herrscher zu ergeben, was zu sein die Umstände doch vielleicht einmal fordern können.

Gustav Adolf half den vielfachen inneren Uebelständen des schwedischen Staatswesens thatkräftig ab, verdrängte Dänemark, welches die gesammte Südwestküste Schwedens noch besaß, zum Theile aus dieser Stellung, schlug die Russen mehrfach und zwang sie zur Abtretung ihrer gesammten Ostseeküste — Livland, Esthland und Ingermannland — und erwarb schließlich auch wichtige Stücke von den Besitzungen Polens an der Ostsee in Ostpreußen. Die unbedingte Herrschaft über dieses Binnenmeer, den Abschluß seiner Eroberungen an dessen Küsten sollte ihm nun der deutsche Krieg geben. Sein Einbruch in Deutschland ist wie später der Entschluß Friedrichs des Großen, der zum siebenjährigen Kriege führte, eine offensive That, die aber ihre Berechtigung hernimmt aus dem Gefühle, einer sonst unvermeidlich herannahenden Gefahr nur so, so aber am besten mit Aussicht auf Erfolg begegnen zu können.

Schnell macht sein Auftreten allen Gewinn der katholischen Reaktion wieder zu nichte, zwar den Fall Magdeburgs und der Stadt entsetzliche Verwüstung durch das Heer der Liga unter Tilly und Pappenheim am

Gustav Adolf 1611—1632. Pappenheim 29. 5. 1594—7. 11. 1632.

10. Mai 1631 / 7. Sept. 1631 10. Mai 1631 vermag er nicht mehr zu hindern, jedoch am 7. September schlägt er dasselbe vernichtend bei Breitenfeld. Indessen, war das Kommen Gustav Adolfs Lebensrettung für den deutschen Protestantismus, so war es doch auch der Beginn der Herrschaft fremder Nationen über deutschen Boden und damit ein Strafgericht für das deutsche Volk, welches in innerem Zwist und Hader nicht vermocht hatte sich mit ganzem Herzen weder für noch gegen die Reformation zu erklären. Und hinter den Schweden drohte schon ein mächtigerer und schlimmerer Feind deutschen Wesens, Frankreich. Noch besaß Richelieu, kaum Herr im Inneren geworden, nicht die Macht sich mit den Waffen nach außen zu wenden, aber er gedachte in den Schweden das Schwert zu finden, dessen er noch ermangelte, und so schloß er mit Gustav Adolf am 13. Januar 1631 den Vertrag zu Bärwalde, nur daß der große Schwede bei seinen Lebzeiten das Heft der Leitung selbst in Händen behielt und den Franzosen nur Geldbeihülfe, aber keinen Einfluß gestattete.

Siegreich durchzieht der König nun Deutschland bis in den Süden hinein als Herr desselben, und verzweifelnd muß der Kaiser jetzt Wallenstein anflehen zu seiner Rettung den ihm entrissenen Oberbefehl wieder zu übernehmen, ja das Heer dazu erst zu schaffen. Mit diesem legt er sich dann dem verschanzten Lager Gustav Adolfs bei Nürnberg gleichfalls in Verschanzungen gegenüber, gegen welche der Schwedenkönig darauf vergeblich anstürmt. Sodann zieht Wallenstein nach Sachsen, Gustav Adolf muß herbeieilen, um seine rückwärtigen Verbindungen
6. Nov. 1632 von solcher Bedrohung zu entlasten und am 6. November 1632 kommt es bei Lützen zur Entscheidungsschlacht; zwar Wallenstein wird geschlagen, aber Gustav Adolf selbst fällt und damit zerfällt die protestantische Sache. Er hatte einen wahrhaft staatsmännischen Plan im Auge, ein schwedisches Königsthum deutscher Nation, gestützt auf den Protestantismus, darum duldete er keine französischen Uebergriffe, schützte das Landesfürstenthum, schonte die Katholiken und stand überhaupt als Herr über allen Einzelbestrebungen, nun jedoch blieben auf protestantischer Seite nur diese auseinandergehenden Bestrebungen der Einzelnen übrig. Einheitlicher Plan, festes Ziel, mit welchem ein Ende des Krieges abzusehen sei, waren jetzt nur noch bei einem Manne der Gegenseite vorhanden, bei Wallenstein; der gedachte die Schweden und die Landesfürsten zu

beseitigen und ein Imperium in Deutschland zu errichten, in welchem er selbst natürlich, man weiß nicht welche, aber jedenfalls die hervorragendste Stellung haben würde. Einheit und Macht für Deutschland waren auch auf diesem Wege zu finden und religiös tolerant, weil gleichgültig, war auch Wallenstein, aber das eben, daß er für eine fanatische kirchliche Reaktion nicht zu haben war, das machte alle seine Pläne in den Augen des Kaisers zu Verrath, und da er dem an der Spitze seines Heeres Allmächtigen nicht beikommen konnte, so ließ er ihn in der Nacht vom 25./26. Februar 1634 zu Eger ermorden. 25./26. Febr. 1634

Mit dem Tode dieser beiden einheitlichen, geschlossenen, zielbewußten Persönlichkeiten fiel jedes Programm fort, in welchem Deutschlands Einheit und Unantastbarkeit seiner Grenzen noch eine Rolle spielte. Von jetzt an tobt ein Krieg, der fast zwecklos Deutschland verwüstet, wie nie ein christliches Land verwüstet worden ist, und in welchem Jeder nur bestrebt ist einen Fetzen Land oder Macht an sich zu reißen, und er endet dann schließlich damit, daß den fremden Mächten dieses thatsächlich und ausgiebig gelingt. Nach dem Tode Wallensteins gelang es mit seinem Heere die Schweden unter Horn und Bernhard von Weimar bei Nördlingen am 6. September 1634 völlig zu schlagen, auf lange 6. Sept. 1634
hinaus ist trotz der geschickten politischen Leitung der Dinge durch ihren Kanzler Axel Oxenstjerna, den Urheber des in der Weltgeschichte so oft als wichtig und zutreffend bewährten Wortes: An nescis, mi fili, quantilla prudentia regatur orbis, ihre Macht gebrochen, und damit steigt nun der von ihnen bisher niedergehaltene Einfluß Richelieus auf die deutschen Angelegenheiten. In Bernhard von Weimar findet er durch den Vertrag von St. Germain vom 27. Oktober 1635 das 27. Okt. 1635
Schwert, das er so lange schon suchte, freilich ist auch dieser bestrebt seine großartigen Erfolge im Südwesten Deutschlands nur zur Gewinnung eines eigenen unabhängigen Fürstenthumes im Elsaß auszunutzen, allein als er am 8. Juli 1639 stirbt, da greift der große 8. Juli 1639
französische Staatsmann sogleich zu und nimmt das hinterlassene Heer Bernhards in den Sold des Königes von Frankreich.

Nur drei Faktoren noch sind es, die in dem Kriege jetzt bis zu seinem Ende zur Geltung kommen, die neue Macht Frankreichs, Schwedens

Horn 23. 10. 1592—10. 5. 1657. Bernhard von Weimar 6. 8. 1604—8. 7. 1639. Oxenstjerna 16. 6. 1583—28. 8. 1654.

Kanzler und Generale und des habsburgischen Kaisers Bekehrungseifer, dazwischen und darunter tobten sich Habgier und Genußsucht einer Unzahl Kleiner aus unter grauenhafter Verwüstung des politisch ganz vernichteten Deutschlands. Der zielbewußteste und einheitlichste obiger drei Faktoren war der erste und ihm ist dann auch bei der schließlichen Theilung der Beute der Gewinn zugefallen, der sich als der dauerndste erwies. Nicht sowohl den Waffen als der Politik Frankreichs war dieses zu danken, denn im Felde richteten sie nichts Entscheidendes aus und standen weit hinter den Schweden zurück, die unter Männern wie Baner und besonders schließlich unter Torstenson noch bedeutende Erfolge erfochten, deren Werth eben nur durch die Schlappen der französischen Bundesgenossen beeinträchtigt wurde.

So mußte endlich der Kaiser einsehen, daß die Durchführung katholischer Reaktion in Deutschland unmöglich, die Anerkennung der Gleichberechtigung beider Bekenntnisse unumgänglich sei, und es kam nach jahrelangen Verhandlungen der Frieden von Münster und Osnabrück
24. Okt. 1648 am 24. Oktober 1648 zu Stande. Die Schweiz und die Niederlande scheiden damit endgültig aus dem deutschen Reichsverbande aus, in welchen nun das mächtige Schweden eintritt, dem Pommern und damit die Herrschaft über die Oder-Mündungen zufällt. Frankreich gewinnt das Elsaß und wird mit Schweden Garant des Friedens, also Beide führen in Zukunft die Oberaufsicht über die Entwickelung der deutschen Dinge.

Und diese waren nun dahin gebracht worden, daß der Kaiser alle wirkliche Gewalt im Reiche verloren hatte und die Fürsten völlig souverän geworden waren, das Reich war gänzlich vernichtet, das Elend und die grauenhafte Zerrüttung desselben sind nicht zu schildern, Wohlstand und Bevölkerungsziffer haben zum Theil erst in unserem Jahrhunderte den Stand vor dem Dreißigjährigen Kriege wieder erreicht. Das neue Europa war konstituirt, die nationalen Mächte England, Frankreich, Schweden, Niederlande, Spanien waren organisirt und abgegrenzt, nur die Mitte dieses neuen Europas war eine politische Wüste geworden. In derselben Zeit, in welcher andere Völker ihren Staat fanden, verloren ihn die Deutschen völlig, der Lohn ihrer politischen Sünden, der politische Tod erreichte sie, der lebendige Organismus des Deutschen Reiches ward aufgelöst in einen wüsten Haufen unorganischer Masse.

Baner 23. 6. 1595—10. 5. 1641. Torstenson 17. 8. 1603—7. 4. 1651.

Synchroniſtiſche Tabellen für das neue Europa.

---

12. bis 17. Jahrhundert.

	Spanien	England	Frankreich	Deutschland	R
1150					
	1157 Sancho III. 1158	Anjou (Plantagenet) 1154		4. 3. 1152	18. 6.
	1158			Friedrich I. Barbarossa	Frie
XII. Jahrh.	Alfons VIII.	Heinrich II.	1180		
		1189		10. 6. 1190	
		1189 Richard I. Löwenherz	Philipp II. August	10. 6. 1190 Heinrich VI.	15. 4. Hein
1200		1199 1199		28. 9. 1197 8. 3. 1198 9. 6. 1198	
	1214 1214 Heinrich I. 1217	Johann ohne Land 1216	1223	Philipp von Schwaben 21. 6. 1208 Otto IV. von Braunschweig 10. 5. 1218	4. 10.
XIII.	1217	1216	1223 Ludwig VIII.	25. 7. 1215	
	Ferdinand III. der Heilige		1226	Friedrich II.	22. 11. Friet
1250			1226	19. 12. 1250	19
		Heinrich III.	Ludwig IX. der Heilige	19. 12. 1250 Konrad IV.	
	1252			21. 5. 1254	
	1252		1270		
	Alfons X. der Astronom	1272	1270	29. 9. 1273	
Jahrh.			Philipp III. der Kühne	Rudolf I.	
	1284	Eduard I.			
	1284		1285		
	Sancho IV.		1285	15. 7. 1291	
	1295			5. 5. 1292 Adolf von Nassau	
1300	1295		Philipp IV.	27. 7. 1298	2. 7. 1298
	Ferdinand IV. 1312	1307	der Schöne 1314	Albrecht I. 27. 11. 1308	1. 5. 1308
	1312	Eduard II.	1314 Ludwig X. 1316	Heinrich VII.	29. 6.
XIV.		1327	1316 Philipp V. 1322	20. 10. 1313	24. 8. 1313 Hein
	Alfons XI.	1327	Karl IV. 1328	Ludwig IV. der Baier 11. 10. 1347	19. 10. 1313 Friedrich der Schöne 28. 9. 1322
			Haus Valois	11. 7. 1346	17. 1.
1350	1350		1328 Philipp VI. 1350	Luxemburger	Ludwig 11
	1350 Peter der Grausame 1369	Eduard III.	1350 Johann der Gute 1364		
	1369	1377	1364 Karl V. der Weise 1380	Karl IV.	
Jahrh.	Heinrich II. 1379	1377			18
	1379 Johann I. 1390	Richard II.	1380	18. 11. 1378	
	1390 Heinrich III.	1399	Karl VI.	Wenzel	2
1400	1406		1422		

Päpste	Byzanz	Rußland	Chalifen
Anastasius IV. (Konrad) 1154	1143 Manuel I.	1154 Jurij Dolgoruki 1157	
Hadrian IV. (Breakspear) 1159		Großfürsten von Wladimir	
Alexander III. 1159 Viktor IV.		1157	
Roland) 1181 1164		Andrei Bogolubski	1160
Lucius III. (Allucingoli) 1185	1180		Mustandshid 1170
Urban III. (Crivelli) 1187	1180 Alexios II. 1183	1175	1170 Mustadi 1180
Gregor VIII. (Albero) 1187	1183 Andronikos I. 1185	1177	1180
Clemens III. (Scolari) 1191	Angelos	Wssewolod Jurjewitsch	
Cölestin III. (Orsini) 1198	1185 Isaak II. Angelos 1195		Nassir
1198 Innocenz III.	1195 Alexios III.		
(Conti) 16. 7. 1216	1204	1212	
Honorius III. (Savelli) 1227	Lateiner	1212 Jurij II. Wssewolodowitsch 1237	1225
Gregor IX. (Conti) 1241	1204 Balduin von Flandern 1205		1225 Zahir 1226
Cölestin IV. (Castiglione) 1241	1205 Heinrich von Flandern 1216	1237 1236	1226
	1216 Peter von Courtenay 1219	Jaroslaw Wssewolodowitsch	
	1219 Robert von Courtenay	1246 Alexander	Mustansir
Sedisvakanz	1228	Newski	
Innocenz IV. (Fieschi) 1254		Großfürst von Nowgorod	1258
Alexander IV. (Conti) 1261	1228 Johann von Brienne 1237		Osmanen Ssuleiman I.
Urban IV. (Pantaleone) 1264	Balduin II. 1261		
Clemens IV. (le Gros) 1268	1261 Paläologen	1263	1231
Sedisvakanz			
Gregor X. (Visconti) 1276		Großfürsten von Moskau	Ertogrul
Innocenz V. (Petrus) 1276	Michael VIII.	1248	1288
Hadrian V. (Fieschi) 1276	Paläologos		1288
Johann XXI.*) (Juliani) 1277			
Nikolaus III. (Orsini) 1280	1282	Daniel Alexandrowitsch	
Martin IV. (de Brion) 1285	1282		
Honorius IV. (Savelli) 1287			
Nikolaus IV. (Hieronymus) 1292			Osman I
Sedisvakanz			
Cölestin V. (Petrus von Murrhone) 1294	Andronikos		
Bonifacius VIII.		1303	
(Gaetani) 1303	II.	1303	
Benedikt XI. (Bocasini) 1304		Jurij Danilowitsch	
Clemens V. (d'Agoust) 1314	1328	1325	1326
Sedisvakanz	1328	1325 Iwan I. Danilowitsch Kalita 1328	
Johann XXII. (d'Euse) 1334	Andronikos III.		1326
Benedikt XII. (Fournier) 1342	1341	Großfürsten von Rußland	
Clemens VI.	1341 Johannes	1328 Iwan I. Danilowitsch Kalita 1341	Urchan
(Roger) 1352	Kantakuzenos 1356	1341 Simeon Iwanowitsch der Stolze 1353	
Innocenz VI. (Aubert) 1362	1356	1353 Iwan II. Iwanowitsch 1359	1359
Urban V. (Guillaume) 1370	Johannes Paläologos	1359 Dmitri III. Konstantinowitsch 1362	1359
Gregor XI. (Beaufort) 1378		1362 Dmitri IV. Iwanowitsch Donskoi 1389	Murad I.
Urban VI. (Prignano) 1389		1389 Wassilij II. Dmitrijewitsch	1389 Bajasid I.
Bonifacius IX.	1391 Manuel II. 1391		
(Tomacelli) 1404	1425	1425	1403
	1425 Johannes Paläologos 1448		
	1448 Konstantin XII. Dragades Paläologos		

*) Johann XX. fehlt, weil dieser [illegible] Päpstin Johanna (an- [illegible] zwischen Leo IV. und [illegible] III.) mitzählte.

es zu einer so schweren Sache diese einzelnen Landeskirchen zu der größeren Einheit einer evangelischen Gemeinschaft zu verschmelzen.

Zunächst gelang dieses nicht nur nicht trotz einzelner Anläufe dazu, sondern es zerriß vielmehr Gezänk um dogmatische Spitzfindigkeiten und theologische Buchstabenklauberei den Protestantismus in lauter auseinanderfallende Stücklein. Und ihnen allen trat in der festgeschlossenen tridentinischen Rüstung die erneute und sich auch wieder unwidersprochen katholisch nennende römische Kirche entgegen. Noch Karl V. und Ferdinand I. hatten Versuche gemacht, das Reformwerk des Konzils in solche Bahnen zu lenken, welche eine Wiedervereinigung der Protestanten mit der alten Kirche ermöglichten, Maximilian II. sogar schüchterne, freilich schnell vorübergehende Hinneigungen zum Protestantismus gezeigt, mit Rudolf II. jedoch trat auch das Kaiserthum der Habsburger endgültig auf die Seite des streitbaren Katholizismus, der in Trient die Oberhand unbedingt gewonnen hatte und nicht die Wiedervereinigung der Protestanten, sondern ihre Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl forderte. Eifer, Opfermuth, Ueberzeugungsfestigkeit waren damals in der That mehr auf katholischer Seite, Mangel an Einigkeit, kleinlicher Egoismus, Gleichgültigkeit gegen die Interessen des Ganzen auf protestantischer Seite.

Der Erfolg war naturgemäß ein immer bestimmteres Vordringen der alten Kirche in Deutschland, ein immer umfangreicheres Wiedergewinnen verlorenen Gebietes. Und der Vorkämpfer hierfür war jetzt nicht das Kaiserhaus, sondern der Herzog Max von Baiern. Zu gar Vielem von dem, was heute so große Verschiedenheit zwischen dem deutschen Norden und Süden bildet, ist damals der Grund gelegt worden. In den Händen des glaubenseifrigen, aber auch nach Machtausdehnung begierigen Baiernfürsten nahm die Reaktion der katholischen gegen die bisher siegreiche protestantische Kirche einen Karakter der Gewaltsamkeit an, entwickelte eine Bereitwilligkeit die Entscheidung den Waffen anheimzustellen, welche wenig Hoffnung ließ, daß die Lösung der religiösen Schwierigkeiten Deutschlands endgültig noch auf friedlichem Wege erfolgen könne.

Max I. 1597—1651.

Eine Anzahl protestantischer Reichsstände schloß sich solchem Vorgehen gegenüber am 4. Mai 1608 zu einem Bunde, der Union, zusammen, aber wichtige protestantische Länder traten demselben nicht bei, die Zerrissenheit des Protestantismus war noch unheilbar. Und demgegenüber schlossen sich alle wichtigeren katholischen Stände Süddeutschlands am 10. Juli 1609 zu einer Liga zusammen, welche ihre Kräfte der einheitlichen Führung des Baiernfürsten überlieferte. Der Rechtsgrund, auf dem man sich seit 1555 bewegt hatte, war erschüttert und schwankend geworden, und so suchten Evangelische wie Katholische neue sicherere Stützen, aber daß und wie dieses geschah, ergab eine Spaltung Deutschlands in zwei feindliche bewaffnete Lager und somit deren Widerstreit als eine beständige Gefahr, die auf den geringsten Anstoß sich in einem Kriege entladen konnte.

Und der Anstoß dazu erfolgte. Er kam nicht von dem zielbewußten gerüstet dastehenden Herzoge Max von Baiern, sondern von dem Glaubenseifer der Habsburger in Oesterreich. Dort war auf Rudolf der unfähige Matthias gefolgt und dessen Nachfolger ward der fanatische Jesuitenzögling Ferdinand II., der nun sogleich mit allen Mitteln die Herrschaft der alten Kirche in seinen Erblanden herzustellen bemüht war. Dagegen erhob sich Böhmen, welches in dem von Rudolf II. ihm verliehenen Majestätsbriefe vom 11. Juli 1609 ein verbürgtes Anrecht auf freie Religionsübung hatte und jetzt zu dessen Sicherung Ferdinand absetzte und den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz als Herrscher berief. Ferdinand, machtlos, da er mit Sicherheit auf keines seiner Erblande rechnen und sich verlassen konnte, mußte die Liga zu Hülfe rufen und damit deren Haupt, Max von Baiern, zum Herren der Sachlage machen. Dieser schlug am 8. November 1620 Friedrich in der Schlacht am weißen Berge, und nun brach die katholische Reaktion ungehindert über Böhmen, Schlesien, Mähren herein, während Herzog Max' Feldherr Tilly die jenem als Siegeslohn vom Kaiser überwiesene Pfalz unterwarf und dann ebenfalls bekehrte. Der deutsche Protestantismus erwies sich dem gegenüber als politisch völlig hülflos und vermochte sich zu keinerlei gemeinsamem Widerstande aufzuraffen.

Und jetzt begannen die Fremden dafür zu halten, daß Zeit und Gelegenheit günstig seien auf Kosten des so zerrissenen Deutschlands sich in seine Geschicke einzumischen. Zum Schutze des Protestantismus
9. Dez. 1625 schlossen am 9. Dezember 1625 im Haag England, Holland und Dänemark ein Bündniß, und als dessen Beauftragter erschien König Christian IV. von Dänemark mit einem Heere in Norddeutschland. Aber noch ein anderes Heer und ein anderer Mann erschienen damals ebenfalls im Felde. Nicht auf immer gedachte Ferdinand nur den Waffen Baierns seine Siege zu schulden, ein eigenes kaiserliches Heer sollte seine Sache verfechten und der Mann, der ihm dieses schuf, war Albrecht Wallenstein, eine der interessantesten Gestalten dieser schweren Zeit, in seiner finsteren Majestät ein echter und großer Vertreter jener harten Kriegsfürsten, deren größte Bilder ein Temudschin und Napoleon sind. Das Heer, welches er dem Kaiser darbrachte, ward eben doch niemals ein wirklich kaiserliches, sondern blieb ein durchaus wallensteinisches und sollte dienen dem doppelten Zwecke Wallenstein zu fürstlicher Macht zu erheben, andererseits aber auch alle Fürstenmacht in Deutschland zu Gunsten des Kaisers zu brechen. Die erste Hälfte dieses Programms war gegen den Kaiser, die zweite gegen alle deutschen Fürsten gerichtet, und an diesem Widerspruche ist denn auch Wallenstein schließlich zu Grunde gegangen.

25. April 1626 Von ihm wird nun am 25. April 1626 das Heer, welches die protestantische Partei unter Mansfeld aufgestellt hatte an der Dessauer-
27. Aug. 1626 brücke geschlagen, und am 27. August schlägt Tilly bei Lutter am Barenberge Christian IV., Baiern und der Kaiser sind Herren Norddeutschlands. Jetzt konnte die katholische Reaktion ungehindert sich ausbreiten und thatsächlich geschah mit dem Restitutionsedikte vom
6. Mai 1629 6. Mai 1629 ein starker Schritt dazu, allein bald mußte es sich doch geltend machen, daß die Interessen des Kaisers und Baierns keineswegs durchaus gleichlaufende waren. Wallenstein war sogleich an die Ausführung seiner Pläne gegangen; er vertreibt die Herzöge von Mecklenburg und läßt sich selbst das Fürstenthum übertragen; indessen Max von Baiern gedenkt weder diese Bedrohung des deutschen Fürstenstandes

Christian IV. 1588—1648. Mansfeld 1580—26. 11. 1626.
Wallenstein 14. 9. 1583—24. 2. 1634.

noch die Uebermacht des Kaisers zur Reife gelangen zu lassen, und so wird Letzterer von den Fürsten gezwungen in die Entlassung Wallensteins zu willigen. Gewiß hätte er sich weigern und gerade mit Hülfe der wallensteinischen Waffen die Fürsten niederwerfen können, aber er mochte wohl das Napoleonische dieses soldatischen Emporkömmlings durchfühlen, denn man kann sicher sein, daß ein überall siegreicher Wallenstein auch nicht mehr gewillt gewesen wäre sich unter den Kaiser zu beugen. Es wäre wohl kein Unglück für Deutschland gewesen, wenn Wallenstein ihm thatsächlich ein Zuchtmeister zur Einheit geworden wäre, denn außer seiner großartigen organisatorischen und militärischen Begabung besaß er auch die Eigenschaft, welche die unerläßlichste war für den, der damals ein einiges Deutschland hätte schaffen und beherrschen wollen, er stand über den Religionsparteien, er war nicht Fanatiker für eine von ihnen, und mochte seine Duldung auch aus Gleichgültigkeit hervorgehen, sie war doch immer das, was eben Deutschland zu damaliger Zeit brauchte.

Allein die Dinge entwickelten sich ganz anders; in dem Augenblicke, wo Wallenstein vor der Liga und ihrem fanatisch katholischen Programme das Feld räumen mußte, erschien dem am Rande des Abgrundes stehenden deutschen Protestantismus der Retter, aber es war ein Fremder; Gustav Adolf von Schweden landet am 24. Juni 1630 auf Usedom. So bezeichnet der Sturz Wallensteins, zu dem auch Richelieus Diplomatie unterirdisch mitgewirkt hat, den Beginn der aktiven Einmischung der Fremden in die deutschen Angelegenheiten und die Verschärfung des Karakters des Krieges als Religionskrieg. 24. Juni 1630

Wir müssen einen Blick auf die Geschichte des um die Ostsee sich gruppirenden europäischen Ostens werfen, wenn wir den weltgeschichtlichen Zwang verstehen wollen, der Gustav Adolf an Deutschlands Küsten führte. Um das Becken der Ostsee ging damals der Kampf zwischen der Großmacht Polen, dem eben Staat gewordenen Schweden und dem erst in schattenhaften staatlichen Umrissen sich abzeichnenden Rußland. Im Jahre 1561 war Kurland unter polnische Oberherrschaft getreten, und dadurch die weitere Ausdehnung dieses Reiches an die Küste der Ostsee hin eingeleitet worden. Aber als im Jahre 1572 das Herrschergeschlecht der Jagellonen ausstarb, da ward der verhängnißvolle Schritt gethan, ein Jahr später die Krone Polens förmlich zur

Wahlkrone zu erklären, was sie bis dahin nur der That nach oft gewesen war. Auch in Polen hatte damals der Protestantismus erhebliche Verbreitung gefunden, als nun das weltgeschichtliche Moment des Wiedererstarkens der zu Trient reorganisirten Kirche zu aktiver, offensiver Reaktion auch hier wirksam wurde. Aber anders als in Deutschland erlag hier der Protestantismus schnell und völlig den Streichen der Jesuiten und zwar ward dieses vollendet, als 1587 Sigismund III. Wasa zum Könige gewählt wurde, Gustav Wasas Enkel, aber von seiner Mutter starr katholisch erzogen. Ihm fiel dann 1592 auch die Krone Schwedens zu, und nun schien die gesammte Ostseewelt der unbedingtesten Herrschaft der jesuitisch-tridentinischen Kirche verfallen, ein Umstand, der für diese einen ungeheuren Sieg bedeutet hätte und ihr wahrscheinlich das dann ganz im Osten und Westen von ihr umklammerte Deutschland schließlich auch überliefert hätte.

Indessen, was in Polen so leicht gelungen war, scheiterte in Schweden vollständig. Das Volk vertheidigte zähe seinen protestantischen Glauben, und es fand darin einen nationalen Führer in der Person des Herzogs Karl von Südermannland, Oheims Sigismunds, der damit auch zugleich die eigenen Absichten auf die Krone förderte. Es kam zur Entscheidung durch die Waffen; am 25. September 1598 schlug bei Stängebro Herzog Karl den König Sigismund und ward 1604 als Karl IX. selbst zum Könige von Schweden erhoben. Die Länder waren wieder getrennt, wie sie es der Natur der Dinge nach sein mußten, ein Polen, welches unter dem Zeichen des Tridentinums über Schweden herrschen wollte, mußte ebensowohl scheitern, wie Philipp II. mit dem gleichen Plane gegen England. Der Untergang der großen Armada und die Schlacht von Stängebro sind die Marksteine, daß die Hochfluth katholischer Reaktion, welche den Westen wie den Osten Europas für kurze Zeit unwiderstehlich überschwemmt hatte, gebrochen ist, das protestantische Germanenthum hat sich ihrer gegen Romanen und Slawen erwehrt. Aber auch Schweden hätte eine dauernde Herrschaft über Polen ebensowenig errichten können, als einst Englands Herrschaft über Frankreich dauernd aufrecht blieb.

Sigismund III. 1587–1632. Karl IX. 1604–1611.

So war aber für Schweden nicht minder wie für England die Erhaltung des Protestantismus in Europa zur eigensten Lebensfrage geworden und der ihm in seiner Wiege, dem Mittelpunkte dieses Welttheiles, in Deutschland drohende Untergang war für Schweden ein tua res agitur. England war durch seine inneren Zustände am aktiven Eingreifen in den großen deutschen Krieg verhindert, Schweden aber unter einem jungen genialen Herrscher unterzog sich dieser Pflicht. Erst siebzehn Jahre alt, geboren am 19. Dezember 1594, war Gustav II. Adolf seinem Vater, Karl IX., auf dem Throne gefolgt unter den schwierigsten Umständen. Solcher Beispiele sehr jugendlicher und doch schon völlig zu ihren Herrscherpflichten erzogener und gereifter Herrscher finden wir in damaligen Zeiten mehrere, war doch auch unser großer Kurfürst erst 20 Jahre alt, als er unter den Kurhut trat, es scheint, als sei uns dieses Rezept der Fürstenerziehung verloren gegangen, denn man kann nicht sagen, daß die jetzige Art derselben geeignet sei mit 18 und 20 Lebensjahren reife Herrscher zu ergeben, was zu sein die Umstände doch vielleicht einmal fordern können.

Gustav Adolf half den vielfachen inneren Uebelständen des schwedischen Staatswesens thatkräftig ab, verdrängte Dänemark, welches die gesammte Südwestküste Schwedens noch besaß, zum Theile aus dieser Stellung, schlug die Russen mehrfach und zwang sie zur Abtretung ihrer gesammten Ostseeküste — Livland, Esthland und Ingermannland — und erwarb schließlich auch wichtige Stücke von den Besitzungen Polens an der Ostsee in Ostpreußen. Die unbedingte Herrschaft über dieses Binnenmeer, den Abschluß seiner Eroberungen an dessen Küsten sollte ihm nun der deutsche Krieg geben. Sein Einbruch in Deutschland ist wie später der Entschluß Friedrichs des Großen, der zum siebenjährigen Kriege führte, eine offensive That, die aber ihre Berechtigung hernimmt aus dem Gefühle, einer sonst unvermeidlich herannahenden Gefahr nur so, so aber am besten mit Aussicht auf Erfolg begegnen zu können.

Schnell macht sein Auftreten allen Gewinn der katholischen Reaktion wieder zu nichte, zwar den Fall Magdeburgs und der Stadt entsetzliche Verwüstung durch das Heer der Liga unter Tilly und Pappenheim am

Gustav Adolf 1611—1632. Pappenheim 29. 5. 1594—7. 11. 1632.

10. Mai 1631 / 7. Sept. 1631 10. Mai 1631 vermag er nicht mehr zu hindern, jedoch am 7. September schlägt er dasselbe vernichtend bei Breitenfeld. Indessen, war das Kommen Gustav Adolfs Lebensrettung für den deutschen Protestantismus, so war es doch auch der Beginn der Herrschaft fremder Nationen über deutschen Boden und damit ein Strafgericht für das deutsche Volk, welches in innerem Zwist und Hader nicht vermocht hatte sich mit ganzem Herzen weder für noch gegen die Reformation zu erklären. Und hinter den Schweden drohte schon ein mächtigerer und schlimmerer Feind deutschen Wesens, Frankreich. Noch besaß Richelieu, kaum Herr im Inneren geworden, nicht die Macht sich mit den Waffen nach außen zu wenden, aber er gedachte in den Schweden das Schwert zu finden, dessen er noch ermangelte, und so schloß er mit Gustav Adolf am 13. Januar 1631 den Vertrag zu Bärwalde, nur daß der große Schwede bei seinen Lebzeiten das Heft der Leitung selbst in Händen behielt und den Franzosen nur Geldbeihülfe, aber keinen Einfluß gestattete.

Siegreich durchzieht der König nun Deutschland bis in den Süden hinein als Herr desselben, und verzweifelnd muß der Kaiser jetzt Wallenstein anflehen zu seiner Rettung den ihm entrissenen Oberbefehl wieder zu übernehmen, ja das Heer dazu erst zu schaffen. Mit diesem legt er sich dann dem verschanzten Lager Gustav Adolfs bei Nürnberg gleichfalls in Verschanzungen gegenüber, gegen welche der Schwedenkönig darauf vergeblich anstürmt. Sodann zieht Wallenstein nach Sachsen, Gustav Adolf muß herbeieilen, um seine rückwärtigen Verbindungen
6. Nov 1632 von solcher Bedrohung zu entlasten und am 6. November 1632 kommt es bei Lützen zur Entscheidungsschlacht; zwar Wallenstein wird geschlagen, aber Gustav Adolf selbst fällt und damit zerfällt die protestantische Sache. Er hatte einen wahrhaft staatsmännischen Plan im Auge, ein schwedisches Königsthum deutscher Nation, gestützt auf den Protestantismus, darum duldete er keine französischen Uebergriffe, schützte das Landesfürstenthum, schonte die Katholiken und stand überhaupt als Herr über allen Einzelbestrebungen, nun jedoch blieben auf protestantischer Seite nur diese auseinandergehenden Bestrebungen der Einzelnen übrig. Einheitlicher Plan, festes Ziel, mit welchem ein Ende des Krieges abzusehen sei, waren jetzt nur noch bei einem Manne der Gegenseite vorhanden, bei Wallenstein; der gedachte die Schweden und die Landesfürsten zu

beseitigen und ein Imperium in Deutschland zu errichten, in welchem er selbst natürlich, man weiß nicht welche, aber jedenfalls die hervorragendste Stellung haben würde. Einheit und Macht für Deutschland waren auch auf diesem Wege zu finden und religiös tolerant, weil gleichgültig, war auch Wallenstein, aber das eben, daß er für eine fanatische kirchliche Reaktion nicht zu haben war, das machte alle seine Pläne in den Augen des Kaisers zu Verrath, und da er dem an der Spitze seines Heeres Allmächtigen nicht beikommen konnte, so ließ er ihn in der Nacht vom 25./26. Februar 1634 zu Eger ermorden. 25./26. Febr. 1634

Mit dem Tode dieser beiden einheitlichen, geschlossenen, zielbewußten Persönlichkeiten fiel jedes Programm fort, in welchem Deutschlands Einheit und Unantastbarkeit seiner Grenzen noch eine Rolle spielte. Von jetzt an tobt ein Krieg, der fast zwecklos Deutschland verwüstet, wie nie ein christliches Land verwüstet worden ist, und in welchem Jeder nur bestrebt ist einen Fetzen Land oder Macht an sich zu reißen, und er endet dann schließlich damit, daß den fremden Mächten dieses thatsächlich und ausgiebig gelingt. Nach dem Tode Wallensteins gelang es mit seinem Heere die Schweden unter Horn und Bernhard von Weimar bei Nördlingen am 6. September 1634 völlig zu schlagen, auf lange 6. Sept. 1634
hinaus ist trotz der geschickten politischen Leitung der Dinge durch ihren Kanzler Axel Oxenstjerna, den Urheber des in der Weltgeschichte so oft als wichtig und zutreffend bewährten Wortes: An nescis, mi fili, quantilla prudentia regatur orbis, ihre Macht gebrochen, und damit steigt nun der von ihnen bisher niedergehaltene Einfluß Richelieus auf die deutschen Angelegenheiten. In Bernhard von Weimar findet er durch den Vertrag von St. Germain vom 27. Oktober 1635 das 27. Okt. 1635
Schwert, das er so lange schon suchte, freilich ist auch dieser bestrebt seine großartigen Erfolge im Südwesten Deutschlands nur zur Gewinnung eines eigenen unabhängigen Fürstenthumes im Elsaß auszunutzen, allein als er am 8. Juli 1639 stirbt, da greift der große 8. Juli 1639
französische Staatsmann sogleich zu und nimmt das hinterlassene Heer Bernhards in den Sold des Königes von Frankreich.

Nur drei Faktoren noch sind es, die in dem Kriege jetzt bis zu seinem Ende zur Geltung kommen, die neue Macht Frankreichs, Schwedens

Horn 23. 10. 1592 - 10. 5. 1657. Bernhard von Weimar 6. 8. 1604—8. 7. 1639. Oxenstjerna 16. 6. 1583—28. 8. 1654.

Kanzler und Generale und des habsburgischen Kaisers Bekehrungseifer, dazwischen und darunter tobten sich Habgier und Genußsucht einer Unzahl Kleiner aus unter grauenhafter Verwüstung des politisch ganz vernichteten Deutschlands. Der zielbewußteste und einheitlichste obiger drei Faktoren war der erste und ihm ist dann auch bei der schließlichen Theilung der Beute der Gewinn zugefallen, der sich als der dauerndste erwies. Nicht sowohl den Waffen als der Politik Frankreichs war dieses zu danken, denn im Felde richteten sie nichts Entscheidendes aus und standen weit hinter den Schweden zurück, die unter Männern wie Baner und besonders schließlich unter Torstenson noch bedeutende Erfolge erfochten, deren Werth eben nur durch die Schlappen der französischen Bundesgenossen beeinträchtigt wurde.

So mußte endlich der Kaiser einsehen, daß die Durchführung katholischer Reaktion in Deutschland unmöglich, die Anerkennung der Gleichberechtigung beider Bekenntnisse unumgänglich sei, und es kam nach jahrelangen Verhandlungen der **Frieden von Münster und Osnabrück**
24. Okt. 1648 am 24. Oktober 1648 zu Stande. Die Schweiz und die Niederlande scheiden damit endgültig aus dem deutschen Reichsverbande aus, in welchen nun das mächtige Schweden eintritt, dem Pommern und damit die Herrschaft über die Oder-Mündungen zufällt. Frankreich gewinnt das Elsaß und wird mit Schweden Garant des Friedens, also Beide führen in Zukunft die Oberaufsicht über die Entwickelung der deutschen Dinge.

Und diese waren nun dahin gebracht worden, daß der Kaiser alle wirkliche Gewalt im Reiche verloren hatte und die Fürsten völlig souverän geworden waren, das Reich war gänzlich vernichtet, das Elend und die grauenhafte Zerrüttung desselben sind nicht zu schildern, Wohlstand und Bevölkerungsziffer haben zum Theil erst in unserem Jahrhunderte den Stand vor dem Dreißigjährigen Kriege wieder erreicht. Das neue Europa war konstituirt, die nationalen Mächte England, Frankreich, Schweden, Niederlande, Spanien waren organisirt und abgegrenzt, nur die Mitte dieses neuen Europas war eine politische Wüste geworden. In derselben Zeit, in welcher andere Völker ihren Staat fanden, verloren ihn die Deutschen völlig, der Lohn ihrer politischen Sünden, der politische Tod erreichte sie, der lebendige Organismus des Deutschen Reiches ward aufgelöst in einen wüsten Haufen unorganischer Masse.

Baner 23. 6. 1595—10. 5. 1641. Torstenson 17. 8. 1603—7. 4. 1651.

Synchroniſtiſche Tabellen für das neue Europa.

---

12. bis 17. Jahrhundert.

	Spanien	England	Frankreich	Deutschland	
1150	1157 Sancho III. 1158	Anjou (Plantagenet) 1154		4. 3. 1152	
	1158				18. 6.
XII. Jahrh.	Alfons VIII.	Heinrich II.	1180	Friedrich I. Barbaroſſa	Fri
		1189		10. 6. 1190	
		1189 Richard I. Löwenherz	Philipp II. August	10. 6. 1190	15. 4.
1200		1199 1199		Heinrich VI. 28. 9. 1197 8. 3. 1198 9. 6. 1198	Hei
	1214	Johann ohne Land 1216		Philipp von Schwaben 21. 6. 1208	Otto IV. von Braunſchweig 10. 5. 1218	4. 10.
	1214 Heinrich I. 1217	1216	1223			
XIII.	1217		1223 Ludwig VIII. 1226	25. 7. 1215		22. 11.
	Ferdinand III. der Heilige			Friedrich II.		Fri
1250			1226	19. 12. 1250		
		Heinrich III.	Ludwig IX. der Heilige	19. 12. 1250 Konrad IV.		
	1252			21. 5. 1254		
	1252		1270			
		1272	1270			
	Alfons X. der Aſtronom	1272		29. 9. 1273		
Jahrh.			Philipp III. der Kühne	Rudolf I.		
		Eduard I.				
	1284		1285			
	1284		1285			
				15. 7. 1291		
	Sancho IV.			5. 5. 1292 Adolf von Naſſau		
	1295			2. 7. 1298		
1300	1295		Philipp IV.	27. 7. 1298		
	Ferdinand IV. 1312	1307	der Schöne 1314	Albrecht I.		
	1312	1307	1314 Ludwig X. 1316	27. 11. 1308 1. 5. 1308		
		Eduard II.	1316 Philipp V. 1322	Heinrich VII.		29. 6.
XIV.		1327	1322	24. 8. 1313		Hein
	Alfons XI.	1327	Karl IV. 1328	20. 10. 1313 19. 10 1313		
			Haus Valois	Ludwig IV. der Baier 11. 10. 1347	Friedrich der Schöne 28. 9. 1322	17. 1.
			1328 Philipp VI. 1350	11. 7. 1346		Ludwig
1350	1350			Luxemburger		Lu
	Peter der Grauſame 1369	Eduard III.	1350 Johann der Gute 1364			
	1369	1377	1364		Karl IV.	
Jahrh.	Heinrich II. 1379		Karl V. der Weiſe 1380			Lu
	1379 Johann I. 1390	1377 Richard II.	1380	18. 11. 1378		
	1390				Wenzel	
1400	Heinrich III.	1399	Karl VI.			1
	1406		1422			

Päpste		Byzanz		Rußland		Chalifen	
Anastasius IV. (Konrad)	1154	1143	Manuel I.	1154	Jurij Dolgoruki		
Hadrian IV. (Breakspear)	1159				1157 Großfürsten von Wladimir		
lexander III. 1159 Viktor IV.				1157	Andrei Bogolubski		
oland) 1181	1164					1160	Mustandshid
Lucius III. (Allucingoli)	1185		1180				1170
Urban III. (Crivelli)	1187	1180	Alexios II.		1175	1170	Mustadi 1180
Gregor VIII. (Albero)	1187	1183	Andronikos I.	1177		1180	
Clemens III. (Scolari)	1191		1185 Angelos		Wssewolod Jurjewitsch		Nassir
Cölestin III. (Orsini)	1198	1185	Isaak II. Angelos				
198 Innocenz III.		1195	1195 Alexios III.				
(Conti) 16. 7.	1216		1204		1212		
Honorius III. (Savelli)	1227		Lateiner	1212			1225
Gregor IX. (Conti)	1241	1204	Balduin von Flandern 1205		Jurij II. Wssewolodowitsch 1237	1225	Zahir 1226
Cölestin IV. (Castiglione)	1241	1205	Heinrich von Flandern 1216	1237	1236	1226	
		1216	Peter von Courtenay 1219		Jaroslaw Wssewolodowitsch		
		1219	Robert von Courtenay		1246 Alexander		Mustansir
Sedisvakanz			1228		Newski Großfürst von Nowgorod		1258
Innocenz IV. (Fieschi)	1254						Osmanen
Alexander IV. (Conti)	1261	1228	Johann von Brienne				Ssuleiman I.
Urban IV. (Pantaleone)	1264	1237	1237 Balduin II.				
Clemens IV. (Le Gros)	1268	1261	1261 Paläologen		1263	1231	
Sedisvakanz							Ertogrul
Gregor X. (Visconti)	1276				Großfürsten von Moskau		
Innocenz V. (Petrus)	1276		Michael VIII.	1248			1288
Hadrian V. (Fieschi)	1276		Paläologos			1288	
Johann XXI.*) (Juliani)	1277						
Nikolaus III. (Orsini)	1280		1282		Daniel Alexandrowitsch		
Martin IV. (de Brion)	1285	1282					
Honorius IV. (Savelli)	1287						
Nikolaus IV. (Hieronymus)	1292						Osman I
Sedisvakanz							
Cölestin V.			Andronikos				
us von Murrhone)	1294						
Bonifacius VIII.					1303		
(Gaetani)	1303		II.	1303			
Benedikt XI. (Bocasini)	1304				Jurij Danilowitsch		
Clemens V. (d'Agoust)	1314		1328		1325		1326
Sedisvakanz		1328		1325	Iwan I. Danilowitsch Kalita		
Johann XXII. (d'Euse)	1334		Andronikos III.		1328	1326	
Benedikt XII. (Fournier)	1342		1341		Großfürsten von Rußland		
Clemens VI.		1341	Johannes	1328	Iwan I. Danilowitsch Kalita 1341		Urchan
(Roger)	1352		Kantakuzenos 1356	1341	Simeon Iwanowitsch der Stolze 1353		
Innocenz VI. (Auber)	1362	1356					
Urban V. (Guillaume)	1370		Johannes Paläologos	1353	Iwan II. Iwanowitsch 1359		1359
Gregor XI. (Beaufort)	1378			1359	Dmitri III. Konstantinowitsch 1362	1359	Murad I.
Urban VI. (Prignano)	1389			1362	Dmitri IV. Iwanowitsch Donskoi 1389		1389
Bonifacius IX.		1391	Manuel II. 1391	1389	Wassilij II. Dmitrijewitsch	1389	Bajasid I.
(Tomacelli)	1404		1425		1425		1403
		1425	Johannes Paläologos 1448				
ann XX. fehlt, weil dieser		1448	Konstantin XII Dragades Paläologes 1453				
die Päpstin Johanna (on- zwischen Leo IV. und nedikt III.) mitzählte.							

	Spanien	England	Frankreich	
1400				
	1406	Haus Lancaster 1399		21. 8. 1400
		Heinrich IV.		
		1413		20. 9. 1410
XV.	Johann II.	1413		
		Heinrich V.		
		1422	1422	
		1422	Karl VII.	18. 3. 1438
1450		Heinrich VI.		2. 2. 1440
	1454 1454	1461	1461	
	Heinrich IV.		1461	
		Haus York 1461		
Jahrh.	1474	Eduard IV.	Ludwig XI.	
	Spanien 1474			
	Ferdinand V.	1483		
		1483 Eduard V. 1483	1483	19. 8. 1483
	der	1483 Richard III. 1485	1483 Karl VIII.	
1500		Haus Tudor	1498	
	Katholische	1485 Heinrich VII. 1509	Haus Orléans 1498 Ludwig XII. 1515	
	1516	1509	Haus Angoulême 1515	
	Habsburger 1516			
XVI.		Heinrich VIII.	Franz I.	28. 6. 1519
	Karl I.			
		1547	1547	
		1547 Eduard VI.	1547	
1550				
	1556 1556	1553	Heinrich II.	
		1553 Maria die Katholische 1558	1559	1556
		17. 11. 1558	1559 Franz II. 1560	
			1560	
			Karl IX.	25. 7. 1564
Jahrh.	Philipp II.		1574	
			1574	
		Elisabeth	Heinrich III. 1589	12. 10. 1576
			Haus Bourbon 1589	
	1598 1598		Heinrich IV.	
1600				
	Philipp III.	3. 4. 1603 Stuarts 1603	1610	1610
			1610	20. 1. 1612
XVII.	1621 1621	Jakob I.		
Jahrh.	Philipp IV.	1625	Ludwig XIII.	20. 3. 1619
		1625	1643	
		Karl I.		
1650		1649		
	1665			

	Päpste	Rußland	Chalifen
	1404 Innocenz VII. (Migliorati) 1406		1403
18. 5. 1410	1406 Gregor XII. (Corraro) 1415 | 1410 Johann XXIII. 1415		Mohammed I.
	1409 Alexander V. 1410	1425	1421 1421
	1417 Martin V. (Colonna) 1431	Wassilij III.	
9. 12. 1437	1431 Eugen IV. (Condolmiere) 1447 | 1439 Felix V.		Murad II.
27. 10. 1439	1447 Nikolaus V. 1455	Wassiljewitsch	
	(Parentucelli)	der Blinde	1451
	1455 Calixt III. (Borja) 1458		1451
	1458 Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini) 1464	1462 1462	Mohammed II.
	1464 Paul II. (Bembo) 1471		
	1471 Sixtus IV. (Rovere) 1484	Iwan III.	1481
19. 8. 1493	1484 Innocenz VIII. (Cibo) 1492		1481
	1492 Alexander VI. (Borgia) 1503	Wassiljewitsch	Bajasid II.
	1503 Pius III. (Todeschini) 1503	1505 1505	1512
	1503 Julius II. (Rovere) 1513		
	1513 Leo X. (Medici) 1521	Wassilij IV.	1512 Selim I.
12. 1. 1519	1522 Hadrian VI. (Tedel) 1523	Iwanowitsch	1520 1520
	1523 Clemens VII. (Medici) 1534	1534 1534	
	1534 Paul III. (Farnese) 1549		Suleiman II.
	1550 Julius III. (del Monte) 1555	Iwan IV.	
1556	1555 Marcellus II. (Cervin) 1555		
	1555 Paul IV. (Caraffa) 1559	Wassiljewitsch	
25. 7. 1564	1559 Pius IV. (Medici) 1565	der Schreckliche	1566 1566
	1566 Pius V. (Ghisleri) 1572		Selim II.
	1572 Gregor XIII. (Buoncompagno) 1585		1574 1574
12. 10. 1576	1585 Sixtus V. (Peretti) 1590	1584 1584	
	1590 Urban VII. (Castagna) 1590	Feodor I	Murad III.
	1590 Gregor XIV. (Sfondrato) 1591	Iwanowitsch	
	1591 Innocenz IX. (Facchinetto) 1591	1598 1598	1595 1595 Mohammed III.
	1592 Clemens VIII. (Aldobrandini) 1605	Boris Godunow 1605	1603 1603
20. 1. 1612	1605 Leo XI. (Medici) 1605	1605 Der falsche Demetrius 1606	Achmed I.
20. 3. 1619	1605 Paul V. (Borghese) 1621	Wassilij V. Iwanowitsch Schuiski 1610	1617 1617
	1621 Gregor XV. (Ludovisi) 1623	Polnisches Interregnum	1617 Mustapha I. 1618
	1623 Urban VIII. (Barberini) 1644	Romanows 1613 Michail Feodorowitsch	1618 Osman II. 1622
13. 2. 1637	1644 Innocenz X. (Pamfili) 1655	1645	1622 Murad IV. 1640 1640 Ibrahim I. 1648

Die atlantische Welt.

Die große religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts hatte den germanischen Staaten des Nordens zu kräftigem staatlichen Dasein verholfen, den romanischen Staaten war sie ein ernster Prüfstein geworden, zwar ward von ihnen nach kurzem Schwanken das alte Kirchenthum entschlossen und ausschließlich wieder zur Grundlage ihres geschichtlichen Daseins und Wirkens gemacht, jedoch eben dieses gab dem hervorragendsten und begabtesten romanischen Volke, den Franzosen, eine solche Geschlossenheit der staatlichen Kraft, daß nun für sie eine Zeit bestimmtester Vorherrschaft in Europa begann; die Keime des Verderbens, welche mit dieser religiösen Entscheidung zugleich gelegt wurden, haben erst in unserem Jahrhunderte ihre Frucht gebracht. Ermöglicht und befördert ward diese Vorherrschaft noch durch zwei Umstände, durch das völlige Daniederliegen des Herzens des Welttheils, Deutschlands, in welchem der Sieg der Gleichberechtigung der christlichen Bekenntnisse erkauft ward durch den gänzlichen staatlichen Niederbruch, und durch die allmählich sich immer bestimmter entwickelnde Abkehr Englands von der Gemeinsamkeit europäischer Interessen. Mit jedem Jahrzehnte wurden mehr und mehr die politischen Verhältnisse der Staaten Europas den englischen Staatsmännern nur Mittel für ihre außereuropäischen Zwecke, bis in unserem Jahrhunderte England, in ungeheurem Besitze auf der ganzen Erde zum größten aller Reiche geworden, gewissermaßen eine Welt für sich bildet.

Die Grundlage dazu legte Cromwell. Nach der Hinrichtung des Königes und Einführung der republikanischen Staatsform war er es, in dessen Händen alle Entscheidung, alle wirkliche Macht lag. Zunächst

unterwarf er Irland, welches katholisch und königlich gesinnt in offener Feindschaft England gegenüberstand. Mit schnellen scharfen Schlägen, aber auch mit beispiellos erbarmungsloser Härte ward 1649 der Wider- 1649
stand gebrochen und sodann von seinem Nachfolger und Schwiegersohn Ireton ein Vernichtungs- und Ausrottungskrieg fürchterlichster Art gegen die Iren durchgeführt, wie er in der neueren Geschichte seines Gleichen vergebens sucht. Auf dieser Grundlage erhob sich die Gewaltherrschaft der englischen Eroberer über die grüne Insel und dauerte bis in unsere Tage.

Cromwell selbst mußte sich nach Schottland wenden, wo Karl II., des hingerichteten Königes Sohn, anerkannt worden und an der Spitze eines Heeres zum Kampfe bereit war. Ihn schlug Cromwell am 3. September 1650 bei Dunbar und am gleichen Tage 1651 bei 3. Sept. 1650, 3. Sept. 1651
Worcester, und auch Schottland mußte sich jetzt unterwerfen. So Herr im eigenen Hause, ließ er bald überall auswärts seine Macht fühlen. Die wirksamste Hinweisung auf die nationale Zukunft ertheilte er aber seinem Lande durch die Schifffahrtsakte vom 9. Oktober 1651, welche 9. Okt. 1651
den Fremden allen Zwischenhandel nach England verbot, nur die Erzeugnisse des eigenen Landes durften sie auf ihren Schiffen herbeiführen. Solche Prohibitionspolitik legte den Grund zu der großen Entwickelung der englischen Flotte und des englischen Handels, schädigte aber naturgemäß alle anderen Seemächte, insbesondere die damals erste derselben, Holland. Allein der Krieg, der aus diesem Anlasse zwischen England und Holland ausbrach, endete, dank hauptsächlich den Siegen Blakes bei la Hogue, Februar 1653, und bei Dünkirchen, Juni 1653, mit Febr. 1653, Juni 1653
völligem Erfolge des ersteren Landes. Auch mit Spanien in Krieg gerathen, entriß England diesem Jamaika. Damals hatte England außerdem schon in Neufundland und auf dem Festlande Nordamerikas Fuß gefaßt und besaß auch einzelne Inselposten im Ocean wie die Bermudas und St. Helena, eine schwache Andeutung des künftig sich über alle Welttheile erstreckenden größten Weltreiches.

Immerhin begann doch England schon, gerade als es eine so hochgebietende Stellung in Europa einnahm, auch über dessen Grenzen

Ireton 1610–26. 11. 1651. Blake 1599—17. 8. 1657. 1652—1654 Krieg Englands mit Holland.

hinaus zu wachsen und die Anfänge zu der heutigen Macht zu legen, welche einen Theil von Europa nicht mehr bildet, als eigene Welt neben demselben dasteht.

Cromwells machtvolle Stellung ist, seit 1653 unter dem Namen eines Lord-Protektors, rechtlich und thatsächlich die des Souveräns, aber die Krone selbst blieb unerreichbar, seine Vergangenheit und die gesammte Armee der Independenten, auf die allein er sich stützen konnte, standen dagegen und er, der im höchsten Sinne Staatsmann war, vermochte darauf zu verzichten, warf weder sich noch sein Volk in napoleonische Abenteuer, um nur sich mit dem Herrscherpurpur schmücken zu können. Dieses germanische Maßhalten, welches auch Bismarck uns so großartig zeigt, ergiebt einen Unterschied in der Dauer des Erfolges gegen die Romanen, denn im letzten Grunde beruht es auf einem religiösen Sichbeugen vor der höheren Leitung der Weltgeschicke. So waren auch in ihrer besten Zeit die Römer im Gegensatze zu den Griechen religiöser, Männer wie Scipio im Gegensatze zu solchen wie Alkibiades, und darum dauerten sie und ihr Werk.

Mit diesem Verhalten hielt Cromwell das Thor offen, durch welches die Legitimität in Englands Staatswesen wieder zurückkehren konnte,
3. Sept. 1658 und als der größte Engländer seit Shakespeare am 3. September 1658 starb und sein Sohn, der unbestritten ihm in der Lord-Protektorwürde nachfolgte, schon im folgenden Jahre, der eigenen Schwäche bewußt werdend, das Amt niederlegte, da war die Wiederherstellung des alten Herrscherhauses so sehr dem Volksbedürfnisse entsprechend, daß Alles
1660 zusammenwirkt, um die **Restauration der Stuarts** schon 1660 ohne Widerstand durchzuführen. Indessen diese fuhren da fort, wo Karl I. die Dinge gelassen hatte, sie mißachteten das englische Landesrecht und machten so bestimmt die Sache des Katholizismus zu ihrer eigenen, daß sie mit ihm stehen und fallen mußten. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. War Beides Karl I. mißlungen, wie hätte es nun seinen Nachfolgern, noch dazu schwächeren, nach solcher Revolution gelingen sollen. Mit dem Tode Karls, der Regierung Cromwells und der Independenten war ja die weltgeschichtliche Entscheidung hier schon gefallen und so war es nur folgerichtige Entwickelung, wenn schließlich

England einen König wie Jakob II. abschüttelte, welcher das Landesrecht untergrub, um es einst ganz zu stürzen, welcher Katholik war und seiner Kirche zu Liebe Staatsgesetze wie die Testakte verletzte, welcher in Frankreichs Solde stand und dessen Politik blind diente. Gerade das Letztere gab dann den Anstoß, um das Königsthum der Stuarts zum zweiten Male und endgültig zu stürzen. Das ungeheure Uebergewicht Ludwigs XIV. in Europa erweckte überall den Wunsch ihm England gegenüberstellen zu können, und so landete unter Zustimmung des außerfranzösischen Europa am 5. November 1688 der 5. Nov. 1688
Statthalter der Niederlande und Gemahl von Jakobs II. ältester Tochter Maria, Wilhelm von Oranien, in der Bucht von Torbay an Englands Küste und sogleich fällt Alles ihm zu.

Wie eine Krisis in schwerer Erkrankung, deren Ausgang dem Organismus das endgültige Urtheil spricht, so wirkte der große Krieg des 17. Jahrhunderts in der Gährung aller Kräfte, in welche die Reformation die Völker versetzt hatte. Das 18. Jahrhundert ist es dann, in welchem der Umschwung in die endgültige Entwickelungsrichtung sich überall ausspricht, England aus Europa herauswachsend, Rußland auftauchend, Preußen emporkommend als die protestantische deutsche Zukunftsmacht, Oesterreich von Deutschland sich abwendend, Spanien versinkend, Frankreich, auf die außereuropäische Weltmacht gegen England verzichtend, auf dem Festlande die unbedingte Herrschaft erstrebend, und das Facit aller dieser Bestrebungen zieht in Vollendung jetzt das 19. Jahrhundert.

Mit Wilhelm III., der durch Parlamentsakte eingesetzt und durch die bill of rights gebunden wird, also mit dem letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts ist das englische Königsthum ersetzt durch eine oligarchische Republik mit protestantischem Staatskirchenthume, sich ausdehnender Kolonialmacht, reichlicher Selbstverwaltung und starker persönlicher Freiheit.

Folgerichtig war auch die fernere Entwickelung Frankreichs. Noch war der große Krieg nicht abgeschlossen, als dort 1643 der Thron einem fünfjährigen Kinde, Ludwig XIV., zufiel und dessen Regierung wurde die vollendete Frucht aus dem von Richelieu gepflanzten Kerne. Unter ihm und hauptsächlich durch ihn erhob sich das französische Königsthum zu jener Höhe pharaonischer Vergöttlichung, welche das ganze

Volk mediatisirte, von diesem jedoch als ein Abbild und der wahre Ausdruck der eigenen Größe und Gottähnlichkeit empfunden und daher gestützt und gepflegt wurde. Und es tritt diese volle Ausbildung der unumschränkten, zentralisirten französischen Monarchie um so schärfer in die Erscheinung, als gerade in dieser Zeit noch einmal und zum letzten Male die Bestrebungen provinzieller und ständischer Selbständigkeit sich gewaltsam geltend machen. Aber die Adelsaufstände der Fronde hatten keine Wurzeln im Volke, denn was sie bezweckten, war nur die Wiederherstellung jener unbedingten Herrschaft über die Masse, welche einst die erobernden Franken der unterworfenen gallischen Bevölkerung auferlegt und in der Form des Feudaladels befestigt hatten. So sah der damalige Vertreter des Richelieuschen Staatsgedankens, Kardinal Mazarin, nach einigen Jahren den endgültigen Sieg dieses Gedankens über die gegensätzlichen Bestrebungen der Fronde, und als er am
9. März 1661 9. März 1661 starb, da übernahm König Ludwig XIV. von ihm eine Machtvollkommenheit, wie sie kein französischer Herrscher vor ihm und kein fremder Herrscher zu seiner Zeit besaß.

Und auch in der europäischen Stellung Frankreichs hatte eine bedeutsame Wendung sich soeben vollzogen. Der mit Spanien schon lange sich hinziehende Krieg fand 1659, ein Jahr nach dem Tode Cromwells seinen Abschluß am 7. November durch den sogenannten pyrenäischen Frieden, in welchem Ludwig XIV. durch Vermählung mit Maria Theresia, des vorletzten Königes aus dem Hause Habsburg, Philipps IV., ältester Tochter, ein Anrecht auf den Heimfall Spaniens an sein Haus zu gewinnen suchte. Denn so weit war Spanien, das vor noch hundert Jahren mächtigste europäische Reich, schon gesunken, daß es nunmehr nur noch Objekt der europäischen Politik war; Frankreich, an seiner Stelle zur romanischen Vormacht geworden, gedachte durch dasselbe sich selbst so zu stärken, daß es ganz Europa seinem Willen unterwerfen könne. Was das Haus Habsburg mit Deutschlands und Spaniens Kräften versucht hatte, wollte jetzt das Haus Bourbon mit Frankreichs und Spaniens Macht durchführen, Einigung Europas unter seiner Vorherrschaft. Und wie einst Karl V. und Philipp II., gedachte bei diesem Werke auch Ludwig XIV. sich auf den

Mazarin 14. 7. 1602—9. 3. 1661.

Katholizismus zu stützen, den eigenen Sieg zugleich zu einem Siege der ausschließlichen Berechtigung dieses Bekenntnisses zu machen, erregte aber gerade damit zahllose Kräfte in Europa gegen sich. Ja, gegen ihn, wie einst gegen Karl V., wirkte sogar der Papst, wie damals von dem vollständigen Siege des Vorkämpfers des Katholizismus eine Weltherrschaft erwartend, die er, nicht nur geistlicher, sondern auch weltlicher Herrscher, fürchtete wie die anderen weltlichen Herrscher auch. Mit des Papstes Zustimmung stürzt der Protestant Wilhelm das katholische Königsthum in England und zerbricht damit Ludwigs XIV. stärkste Hülfsmacht.

Mit der eigenen Uebernahme der Herrschaft begann Ludwig XIV. sogleich dazu zu schreiten, Frankreichs Grenzen auszudehnen. Sein erstes Objekt waren hierzu die spanischen Niederlande. Verhinderte ihn auch die Tripelallianz England, Holland, Schweden für den Augenblick die Eroberung in vollem Umfange durchzuführen, so mußten doch aber im Frieden zu Aachen, 2. Mai 1668, schon wichtige Gebiete und 2. Mai 1668
Plätze hier an ihn abgetreten werden, und als dann seiner Diplomatie die Sprengung der losen Tripelallianz schnell gelungen war, da büßte Holland schwer den französischen Waffen sein Auftreten gegen Ludwig XIV., und auch das Deutsche Reich wird jetzt für den habsburgischen Widerstand gegen die französischen Eroberungspläne in Mitleidenschaft gezogen. Frankreichs Heere erweisen sich als die überlegenen, insbesondere dank der Führung Turennes, und der Friede von Nymwegen am 12. August 1678 giebt Frankreich ungefähr seine 12. Aug. 1678
heutige starke Nordostgrenze.

Mit diesem Zeitpunkte stand nun dieses Land so stark da, daß sein Uebergewicht in Europa ein völlig anerkanntes war, jeder der anderen Mächte war es mehr als gewachsen, nur etwa eine Koalition derselben vermochte es mit ihm aufzunehmen, Ludwig XIV. leitet die Politik Europas. Und nun neben ihm der zerrissene, schwache, verarmte Nachbar, das ausgeplünderte und staatlich vernichtete, heilige römische Reich deutscher Nation. Den Begriff des Staates hatte ja das Mittelalter nirgendwo gekannt, aber überall sonst hatte er sich in den letzten dreihundert Jahren herausgebildet, nur nicht in Deutschland.

Turenne 11. 9. 1611 27. 7. 1675.

Der Dreißigjährige Krieg ist für dieses Land gewesen, was der peloponnesische für Griechenland war an Dauer, Verwüstung, Entsittlichung des Volkes, Begründung der Fremdherrschaft, und die Deutschen hatten nicht nur ihren Staat nicht gefunden, sondern waren nun auch als Volk zertrümmert worden. Daß trotzdem das deutsche Volksthum nicht untergegangen ist, daß es binnen zweihundert Jahren wieder erstanden und stärker geworden ist als jemals, daß es aus Schmutz und Wüstenei sich erheben konnte, dessen zeigt die gesammte Weltgeschichte kein zweites Beispiel, den antiken Völkern ist jede Erneuerungsfähigkeit versagt geblieben.

Von Allem, was ein Volksthum ausmacht, war den Deutschen nur Eines geblieben, die Sprache, allerdings das stärkste Band, das Wichtigste der Merkmale für Volksgemeinschaft. So sehen wir auch, wie Sprachgefühl und Nationalgefühl Hand in Hand gehen, wer ein empfindliches patriotisches Gefühl hat, wird auch ein empfindliches sprachliches Gefühl für die Muttersprache besitzen, das zeigen uns als Volk die Franzosen, als Persönlichkeit Bismarck. Und gerade dieses werthvollste Besitzthum war bedroht, übermächtig drang die Kultur der Fremden, insbesondere von nun an der Franzosen ein, alle Aeußerungen des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens erlagen ihrem Einflusse, wie eine Ueberschwemmung bedeckte es den Acker deutschen Wesens und durchtränkte ihn so völlig, daß eine der warmherzigsten deutschen Patriotinnen aller Zeiten, Elisabeth Charlotte von Orléans, die schweren Worte schrieb: „Ich fürchte, das Deutsche wird sich endlich so verlieren, daß es keine Sprache mehr sein wird."

In dieser höchsten Noth ist es vor Allem Luthers deutsche Bibel gewesen, welche die hochdeutsche gemeinsame Sprache hielt, wie ein Leuchtthurm stand sie dem Volke da, den kleinen Mann bei ihr zu erhalten, auf daß nicht das Plattdeutsche sich wie das Holländische abzweige und das Süddeutsche sich zu eigener Sprache entwickele. So ward Dr. Martin ein Einiger Deutschlands und in seinem Gefolge die protestantischen Pastoren, welche dieses deutsche Wort den Gemeinden verkündigten. Und mächtig wirkte zum gleichen Ziele das diesen Worten entsprungene deutsche, evangelische Kirchenlied, noch heute

Elisabeth Charlotte 27. 5. 1652—8. 12. 1722.

unſeres Gottesdienſtes lebendigſter Theil. Den proteſtantiſchen Paſtoren damaliger Zeit iſt überhaupt Vieles zu danken in der Arbeit langſamer Erhebung aus tiefer Entſittlichung und Zerrüttung, welche Arbeit ſogleich nach dem Dreißigjährigen Kriege begann. Ihr beſcheidenes Daſein, ihr Walten als Lehrer und Erzieher, als chriſtliche Hausväter und Gatten, das waren unſchätzbare Vorbilder für die verwilderten, verrohten Deutſchen jener Zeit, und wer da meinen könnte, es ſei Zufall, daß es kernproteſtantiſches Land war, welches die politiſche Zukunft Deutſchlands gegründet, ausgebildet, ſchließlich vollendet hat, der braucht Weltgeſchichte nicht zu leſen, denn er will den Zuſammenhang der Dinge nicht ſehen.

Jedoch auch Warnung enthält für uns Heutige jene Sprachverwüſtung, der wir im 17. und 18. Jahrhunderte anheimfielen. Wie ſchon geſagt, hängen feines Sprachgefühl und reges Nationalgefühl innig zuſammen, und wie ſtehen wir dem gegenüber da mit unſerer fürchterlichen neuen Rechtſchreibung. Wenn Jemand — und ich führe nur an, was ich bei ernſten guten Schriftſtellern gefunden habe — den Thau und das Tau gleich ſchreibt, wenn er den Staat zu einem Stat macht, wenn er das Fremdwort ſo hoch achtet, daß er der Konſulat, der Rhone ſchreibt, wo die deutſche Zunge ſich ſeit lange das Konſulat, die Rhone zurecht gemacht hat, ſo zeigt er, daß das feſte Gefühl für das geſchichtlich Gewordene in der Sprache ihm fehlt und damit auch für das geſchichtlich Gewordene in Recht und Politik. Und wie ſehr ſtimmt damit überein unſer politiſches Leben, wo findet man bei Ultramontanen und Sozialdemokraten ſolche Vaterlandsloſigkeit wie bei uns, und auch deutſcher Denkende als dieſe gerathen oft in Gefahr fremdes angebliches Recht formal-juriſtiſch gegen deutſche Lebensintereſſen zu vertheidigen.

Die heutige Schädigung der Sprache iſt in einem Punkte faſt ſchlimmer als die der letzten beiden Jahrhunderte mit ihrem franzöſiſch-deutſchen Sprachgemiſche, denn ſie iſt revolutionär, weil ſie unter Mißachtung alles geſchichtlich Gewordenen auf rein doktrinärer Reflektion beruht, alſo echt jakobiniſch iſt: kein anderes europäiſches Volk hätte ſich durch Beamtenbefehl ſo ſeine Sprache zurecht ſchneiden laſſen, da in jedem das nationale Gefühl zu ſtark iſt, um Solches an ſeinem theuerſten Beſitze zu geſtatten, an dem Beſitze von deſſen Bewahrung das Volks-

thum abhängt, mit dessen Verluste das Volk zu einem anderen wird. So können wir unseren Bismarck auch darin als Einiger und guten Genius verehren, daß er ein Meister unserer Sprache ist und sie hoch hält, sagte er doch noch in einem seiner letzten Erlasse, daß „die Uebertragung des fremdländischen genus auf deutsch gewordene Worte eine dem Geiste unserer Sprache fremde Nachahmung sei", und so können wir als gutes nationales Zeichen das Bestreben begrüßen, welches sich heute so reichlich bei uns geltend macht, klares, gutes Deutsch zu schreiben und unsere Sprache von fremden Anwüchsen zu reinigen, mag dieses auch manchmal sich übertrieben geberden, das hält der obigen Erfahrung der Sprachverwüstung das Gleichgewicht.

Damals freilich schwebte nicht nur Deutschland, sondern das Deutschthum am Rande des Abgrundes. Seine alte Waffenherrlichkeit war im Dreißigjährigen Kriege dahin gesunken, und der Franzosen Kriegserfahrung und Waffenruhm, von dem bis dahin die Welt nicht viel gewußt hatte, in jenem Kriege begonnen, hatten sich jetzt glänzend entwickelt; Frankreich hatte auf dem Festlande Europas die unbestrittene Vorherrschaft, und von ihm hing es jetzt ab, ob dieses ein dauernder Zustand, ob Europa eine Einheit unter Frankreichs Leitung und Einfluß werden, ob das in den Händen der Sachsen, der Hohenstaufen, der Habsburger gescheiterte Werk in den Händen der Bourbonen gelingen sollte. Dreierlei war hierzu nöthig; es mußte Frankreich an Macht allen anderen Staaten so weit überlegen sein, daß es unbedingt Frieden gebieten konnte; es mußte aber dann auch mit dieser Macht sich begnügen, sie wirklich nur benutzen, um Frieden zu gebieten und den anderen Völkern so viel Selbstbestimmung lassen, daß sie den Zustand unter Frankreichs Oberhoheit als einen guten ansahen; es mußte endlich die Europa seit dem Auftreten des großen thüringischen Ketzers beherrschende Frage der Gewissensfreiheit eben in diesem Sinne, in dem Sinne der Gleichberechtigung aller Bekenntnisse lösen. Der erste dieser drei Punkte ward erfüllt, aber in den anderen beiden hat Frankreich sich als nicht auserwählt erwiesen und ist somit gescheitert.

Nach dem Frieden von Nymwegen war es natürlich, daß Ludwig XIV. sein Uebergewicht geltend machte, um es zu einer dauernden, unbestrittenen Thatsache zu erheben und hierzu auch sein Gebiet so auszudehnen, wie diese Aufgabe es nöthig machte, d. h. den Rhein als

Grenze zu gewinnen, und so werden dem in haltloser Schwäche daliegenden Deutschen Reiche Straßburg und das Elsaß in währendem Frieden abgenommen, als Exekutionen der Rechtsschlüsse französischer Gerichtshöfe, und die spanischen Niederlande, Luxemburg und das Kurfürstenthum Trier werden besetzt. Indessen die ungeheure Brutalität und die Mißachtung jedes fremden Rechtes, mit welchen alles dieses ausgeführt wird, beweisen den anderen Völkern, daß ihre Einigung unter Frankreichs Aegide nur bei Aufgabe aller berechtigten Eigenthümlichkeiten, bei Aufgehen in das Franzosenthum möglich ist, es ward Allen klar, daß Frankreich Europa nicht gewinnen, sondern unterwerfen wollte, und nun erhob sich dagegen allseitig der Widerstand.

Jedoch einen noch schwereren, folgenreicheren Schritt that damals Ludwig XIV. und sein Volk machte sich völlig solidarisch damit; er hebt am 22. Oktober 1685 das den Reformirten Duldung gewährende 22. Okt. 1685
Edikt von Nantes auf und stellt die katholische Glaubenseinheit in Frankreich her. So trat er völlig an Philipps II. Stelle, und falls nun Frankreich die Herrschaft über Europa gewann, verfiel dieses der unbedingten Unterordnung unter die tridentinische Kirche. Damit aber erweckte er gegen sich nun auch den religiösen, wie durch seine auswärtige Politik den nationalen Widerstand der europäischen Völker, also die mächtigsten Faktoren der damaligen Zeit, und so vermochte Frankreich den Beruf der Einiger und Führer Europas zu werden nicht zu erfüllen.

In demselben Jahre 1685, wo ein katholischer König den Thron Englands bestieg, ward in Frankreich das Edikt von Nantes aufgehoben und so war, indem England die sowohl nationale wie religiöse Grundlage seines Staatswesens aufzugeben schien, die Möglichkeit einer romanischen und katholischen Beherrschung Europas abermals sehr nahe gerückt. Allein schon drei Jahre später war die Lage völlig geändert, das Stuartsche Königsthum war zum zweiten Male gestürzt und in der Person Wilhelms III. von Oranien kam der nationale und religiöse Gegensatz gegen Frankreich zum schärfsten Ausdrucke, so sehr, daß England und insbesondere Wilhelm selbst der Mittelpunkt jener europäischen Bündnisse wurden, welche von jetzt an der französischen Macht, der kein Einzelner mehr gewachsen war, entgegentraten. In demselben Jahre 1688, wo der Umschwung in England sich vollzog, warf sich

Ludwig von Neuem in einen Eroberungskrieg, indem er Ansprüche auf die Pfalz erhob, jedoch jetzt stand England nicht mehr neben, sondern gegen ihn. Das Schicksal Europas lag damals in den Händen dieser beiden Nationen, wie sie sich einigten, sich bekämpften, sich auseinandersetzten, danach gestaltete sich der Welttheil, in Wahrheit hieß es damals:

„Zwo gewaltige Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz."

Neben ihnen galt Spanien nichts mehr, Schweden und Holland wenig, Deutschland war verschwunden, und für die Welt noch nicht erkennbar keimte damals erst das Korn seines staatlichen Wiederaufbaus. Aufrecht stand von allen seinen staatsrechtlichen Einrichtungen nur noch das Landesfürstenthum, und den einst gegen des Kaiserthumes und Reiches Größe so rebellischen Deutschen wurden nun die einzelnen Landesherren, selbst die lächerlich kleinsten derselben, zu Zuchtmeistern zur Einheit, indem sie sie zwangen einen Staat anzuerkennen, sich ihm zu fügen und Alles ihm zu opfern. Aber da eben der politischen Unbedeutendheit wegen diese Staaten ganz hinter der Person der fürstlichen Herren derselben verschwanden, so wurden damit auch die einst so eigenwilligen, steifnackigen Deutschen zu den ergebensten Dienern fürstlicher Willkür. Sehr hoch mußte sich eines der Landesfürstenthümer über alle anderen erheben, mußte thatsächlich die Interessen Deutschlands als seine eigenen pflegen und vertheidigen, wenn die Ergebenheit der Diener landschaftlicher Despoten zu deutscher Staatsgesinnung sich entwickeln sollte.

Höchst unwahrscheinlich war, daß dieses geschah, und wenn es irgendwo in Deutschland noch unwahrscheinlicher war als anderswo, so war das der Fall im Nordosten, wo ein ohnehin armes Land nach der Ausplünderung des großen Krieges jetzt fast zur Wüste geworden war, wo eine halb deutsche, halb slawische Bevölkerung mühsam ihr Leben gewann, wo keine starke staatliche Macht vorhanden war, und insbesondere das Kurfürstenthum Brandenburg mit dem seit 1618 mit ihm in Personalunion stehenden Preußen war ein territorial völlig zerrissenes und vielfach bestrittenes Herrschaftsgebiet. Es ist ein Beweis, daß, wenn geographische Umstände freilich sehr wirksam sind, doch schließlich auch trotz dieser die Geschichte von den Menschen gemacht wird, sobald

diese nur einer aktiven, männlichen Race angehören, denn geographisch war wahrlich nicht Brandenburg vorbestimmt der Kern Deutschlands und Berlin nicht vorbestimmt dessen Hauptstadt zu werden.

Und doch wurde hierzu gerade zu der Zeit, wo Deutschland am tiefsten gesunken und anscheinend rettungslos verloren war, der erste Grundstein schon gelegt, als der 20jährige Friedrich Wilhelm — geboren am 6. Februar 1620 — Kurfürst wurde. Sein erstes Mühen galt dem Herzogthume Preußen, welches er als Lehnsträger Polens besaß; hier souveräner Herr zu werden dazu bot ihm die Gährung, in welcher sich der gesammte Osten und Norden befand, die Gelegenheit. Noch dauerte der Streit zwischen den katholischen Wasas Polens und dem schwedischen Königshause, jetzt durch weibliche Erbfolge das Haus Zweibrücken. Allein hinter Beiden erhob sich in immer deutlicheren Umrissen Beider Erbe, Rußland.

Dort war das Haus der moskauischen Großfürsten schon bald nach Iwans des Schrecklichen Tode 1598 ausgestorben, der Schwager des letzten dieser Zaren, der Tatar Boris Godunow, selbst Zar geworden. In dieser Lage schien es Polen an der Zeit seine Herrschaft und insbesondere die der tridentinischen Kirche über den slawischen Osten auszudehnen. Mittel und Vorwand dazu sollte der falsche Dmitrij — der echte Thronerbe war auf Godunows Befehl ermordet worden — bieten, und thatsächlich gelang es den Polen auch dessen, und damit ihre, Herrschaft in Moskau aufzurichten; aber schon wenige Tage nach seiner Krönung brach am 17. Mai 1606 ein allgemeiner Aufstand gegen den fremdgläubigen Eroberer aus, und verfiel auch Rußland selbst mancherlei inneren Wirren, so ward doch endlich das Polenthum endgültig abgewiesen und zurückgedrängt. Durch Wahl wurde sodann der Zarenthron am 21. Februar 1613 an Michail Feodorowitsch aus einem sich nunmehr Romanow nennenden Geschlechte vergeben und damit begann die Wiederherstellung staatlicher Ordnung, wenn auch nicht äußerer Macht, da zunächst noch Polen, besonders aber Schweden überlegen blieben. Erst der Krieg dieser beiden Mächte, welcher dem Großen Kurfürsten zur Souveränität über Preußen verhalf, ließ Rußland zum

1654—1751 Haus Zweibrücken in Schweden.

Aufathmen kommen, indem seine beiden großen Gegner sich die Waagschale hielten.

Das Weltgeschichtliche in diesen Zeiten und Ereignissen des Ostens ist, daß der Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus hier zu keinem Unterliegen und Siege führt, daß beide Bekenntnisse sich in ihren Gebieten erhalten, daß das katholische Polen aber ebenso wie das protestantische Schweden schwere Einbuße an staatlicher Macht durch diesen Widerstreit erleiden, daß eine neue Macht an des Letzteren Stelle heraufwächst als Vertreter des Protestantismus in Europa, während der Versuch Polens den Katholizismus über Rußland auszudehnen scheitert. Alle Slawen waren bisher in enge Berührung mit Europa getreten und waren dem deutschen Einflusse damit schließlich erlegen, das letzte selbständige Slawenreich, Polen, war soeben im Zusammenbrechen, da ward es nun eine große weltgeschichtliche Thatsache, daß die selbständige Zukunft des Slawenthumes dadurch gerettet wurde, daß es den Russen nicht gelingt Fühlung mit Europa zu gewinnen, Polen und die schwedischen Ostseeprovinzen schneiden es wirksam von demselben ab, eben weil Rußland schwächer ist als Polen und Schweden, und im Kampfe gegen Ersteres erhält es sich als nationalrussisch und als griechisch-orthodox, was nöthig war, wenn Europa gegenüber ein selbständiges Slawenreich bestehen und fortbestehen sollte.

Der Friede von Oliva am 21. April 1660 gab dieser Lage einen gewissen Abschluß, er nahm und gab Rußland nichts, er schwächte Polen um Livland und Esthland, welche an Schweden kamen, und bestätigte dem Großen Kurfürsten die Souveränität in Preußen, welche er erst als Bundesgenosse Schwedens gegen Polen von Ersterem, dann als Bundesgenosse Polens gegen Schweden von Polen gewonnen hatte. Die neu werdende deutsche Macht sah aber auch im Westen durch das steigende Uebergewicht Frankreichs ihre Interessen bedroht und seit 1672 griff Friedrich Wilhelm thätig in den von Ludwig XIV. gegen Holland und das Deutsche Reich geführten Krieg ein, der kleine brandenburgische Dynast nahm an den großen Welthändeln wie im Osten so auch im Westen entschlossen Antheil dank dem gerechtfertigten Vertrauen auf sein politisches Genie und seine Thatkraft. Zwar war er freilich nicht im Stande Frankreichs Uebermacht zu brechen, vielmehr trieb dieses ihm die Schweden ins Land, um dem am Rheine lästig fallenden großen

Manne im eigenen Hause zu schaffen zu machen. Dieser entledigte er sich durch kräftige Schläge, insbesondere durch die Schlacht von Fehrbellin am 18. Juni 1675, deren große Bedeutung es war, daß der seit Gustav Adolfs Zeiten so hoch stehende Kriegsruhm der Schweden gebrochen und die Welt auf Brandenburgs Kräfte aufmerksam, dieses selbst aber mit hohem Selbstvertrauen erfüllt ward. Erwerbungen jedoch vermag Friedrich Wilhelm nicht zu machen, muß vielmehr nach dem Frieden von Nymwegen, der ihn allein Frankreich gegenüberläßt, sich von Ludwig XIV. den Frieden von St. Germain en Laye am 19. Juni 1678 auferlegen lassen, der ihn um alle materiellen Früchte 19. Juni 1678
seiner Siege und damit zu dem prophetischen Ausrufe bringt: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Und solcher Zeiten mögen die heutigen Franzosen sich erinnern, wie wir ihrer gedenken, dann können sie sich klar darüber werden, wie unsinnig es ist, wenn sie, deren Siege und Uebermacht so oft und so schwer auf anderen Völkern gelastet haben, es für einen Frevel an der Menschheit erklären, daß sie die damals eroberten Landschaften heutzutage nach eigener Niederlage wieder herausgeben mußten. Und kann man auch den Franzosen bei der damaligen Weltlage geschichtliche Berechtigung in ihrem Streben nach der Rheingrenze zugestehen, so war doch die Ausführung, die furchtbare Verheerung der Pfalz, mit welcher der 1688 um dieses Land begonnene Krieg eingeleitet wurde, eine so maßlose Mißachtung alles Menschen- und Völkerrechtes, daß der so maßvoll diese Rechte achtende, Frankreichs Reichthum und Macht ungebrochen, die eigenen Generale unbereichert lassende Krieg Kaiser Wilhelms als eine wahrhaft christliche Vergeltung anzusehen ist.

Der Krieg, der am Rheine, in den Niederlanden und in Italien geführt wird, findet am 30. Oktober 1697 durch den Frieden von 30. Okt. 1697
Ryßwijk seinen Abschluß, die Verhältnisse Europas werden dadurch nicht geändert, insbesondere Frankreich behält das Elsaß, gewinnt aber die Pfalz nicht. Das 17. Jahrhundert schloß also und das neue begann unter dem Sterne Frankreichs: Spanien und Schweden waren im Erlöschen, zwar in den Kanzleien der Diplomaten war man im Rechte sie noch sehr in der politischen Rechnung zu berücksichtigen, im Rechte aber wäre doch auch von seinem Standpunkte aus der Historiker gewesen, wenn er sie als ausscheidende Faktoren betrachtet hätte, und heute

stimmt das Urtheil des Politikers über sie mit dem des Historikers überein. Steht es nicht jetzt ebenso mit Oesterreich, ja vielleicht selbst mit Frankreich wie mit jenen Staaten damals?

England hatte in dieser Zeit unter der neuen Dynastie seine Aufgabe als Schützer des protestantischen Bekenntnisses voll wieder ergriffen, sie war ja mit der geschichtlichen Entwickelung dieses Staates seit hundert Jahren fest verwachsen und ihre Nothwendigkeit durch Jakobs II. Verhalten wieder recht eingeprägt worden. Damit im Zusammenhange stand die Bekämpfung Ludwigs XIV., die Erhaltung der Selbständigkeit des übrigen Europa gegen ihn, aber geschah dieses auch mit Erfolg, so war es doch im Ganzen nur ein defensives Zurückdämmen der französischen Ueberfluthung Europas, während Frankreich im Vollgefühle offensiver um sich greifender Kraft war und selbst England auf dem eigenen Boden in Irland dieses zu spüren hatte, wo der vertriebene Jakob II. mit französischer Hülfe festen Fuß zu fassen suchte, allerdings aber durch Wilhelm III. am 1. Juli 1690 am Boyne-Flusse entscheidend geschlagen und das Schicksal Irlands damit wieder bis auf unsere Tage als das einer eroberten und England unterworfenen Provinz besiegelt wurde.

Auf dem Festlande war immer noch das habsburgische Oesterreich Frankreichs größter Gegner, gerade in dieser Zeit gewann durch deutsche Beamtenkraft dieses vielsprachige, national so gemischte Reich feste Form und Zusammenhalt. Wenn in heutiger Zeit ein russischer Staatsmann nicht unrichtig gesagt hat: Oesterreich ist kein Staat, sondern nur eine Regierung, so traf das damals nicht zu, es verwuchs sich schon zu einem Staate und nur von seinen Herrschern hing es ab, ob es nicht nur ein Staat, sondern auch der deutsche Staat wurde. Auch als Macht im Osten bewährte es sich damals wiederum, als die Türken noch einmal sich auf die Donau-Länder warfen, abermals im Bunde mit Frankreich, welches abermals dieses kulturfeindliche, Europa entgegengesetzte Element zur Unterstützung der eigenen Eroberungspläne herbeirief. Bis unter die Mauern Wiens (1683) gelangt mußten die Türken dennoch wieder abziehen und nach jahrelang hin und herschwankendem
26. Jan. 1699 Kriege am 26. Januar 1699, hauptsächlich dank den Waffenerfolgen Eugens von Savoyen, den Frieden von Karlowitz abschließen, seit welchem der Rückgang der türkischen Macht ununterbrochen geblieben ist.

Eugen von Savoyen 18. 10. 1663—21. 4. 1736.

Und dieſen Rückgang auszunutzen trat jetzt Rußland auf die europäiſche Bühne. Hier war unter dem neuen Herrſcherhauſe zunächſt Alles beim Alten geblieben, bis dann aus dieſem Blute der geniale Kraftmenſch **Peter der Große** entſprang, 1689 erſt 17 Jahre alt — geboren am 30. Mai 1672 — die Herrſchaft ſeiner Schweſter und damit die alte Bojarenwirthſchaft über den Haufen warf und mit ungeheurer, rückſichtsloſer Thatkraft ſich an die doppelte Aufgabe machte, Rußland den Zugang an die Meere und die innige Berührung mit Europa zu gewinnen und im Inneren das Land, die Verwaltung, die Menſchen zu europäiſiren. Rußland war betheiligt an den Kriegen Oeſterreichs gegen die Türken und Peters Eifer gelang es hier ſchon Zugang wenigſtens zu einem Haff des Schwarzen Meeres zu finden, indem er 1696 Aſow eroberte.

So iſt es Frankreichs vollendete Machtſtellung im Weſten und Rußlands keimende europäiſche Stellung im Oſten, welche mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts die Lage beherrſchen, und zu gleicher Zeit kommt dieſes in zwei Kriegen zum Ausdrucke. Der ſogenannte **Spaniſche Erbfolgekrieg** wird geführt von der Mehrzahl der europäiſchen Staaten gegen Frankreich, insbeſondere von England, Holland und Oeſterreich. Es erwies ſich nun, daß Frankreichs Kräfte nicht hinreichten, um die Rolle gewaltſamer Beherrſchung Europas völlig durchzuführen, in der Schlacht bei Höchſtedt und Blenheim am 13. Auguſt 1704 ſiegen die Verbündeten unter Führung Eugens von Savoyen und **Marlboroughs**, und nach weiteren Siegen des Letzteren bei Ramillies am 23. Mai und des Erſteren bei Turin am 7. September 1706 ſiegen ſie vereint abermals bei Oudenarde am 11. Juli 1708 und nun iſt Ludwig XIV. zu einem Frieden bereit, der Alles ſeit ſeiner Thronbeſteigung insbeſondere auch durch die Friedensſchlüſſe von Nymwegen und Ryßwijk Gewonnene wieder aufgeben will. Aber die Forderungen der Gegner gingen ſo weit von ihm zu verlangen, er ſolle mit franzöſiſchen Waffen den eigenen Enkel Philipp von Anjou, dem er durch dieſen Krieg Spanien gerade hatte verſchaffen wollen, aus dieſem Lande wieder vertreiben.

13. Aug. 1704
23 Mai 1706
7. Sept. 1706
11 Juli 1708

1697—1698 Erſte Reiſe Peters des Großen. 1701—1714 Spaniſcher Erbfolgekrieg.
Marlborough 24. 6. 1650—17. 6. 1722.

Es zeigt sich eben hier eine falsche Doppelstellung der Habsburger. Wollten sie in Deutschland dauernd herrschen bleiben, so mußten sie dessen Interessen als die eigensten ansehen, mußten ihren Staat zu einem unbedingt deutschen machen, wollten sie ein Ostreich bleiben, so mußten sie in Deutschland die Herrschaft einem besser Berechtigten freiwillig überlassen, ihn dadurch für sich gewinnen und ihre ganze Kraft auf die unteren Donau-Länder wenden. Indessen ihr Absehen war immer noch gerichtet auf Vorherrschaft in Europa in der Weise Karls V. und so hatte der Besitz Spaniens und dessen Nebenländer in Italien und den Niederlanden für sie den größten Werth. So ist es denn schließlich gekommen, daß sie einerseits im Kampfe um Deutschland vor Preußen erlegen sind und andererseits ihre Zukunft auf der Balkanhalbinsel durch Rußland stark bedroht, mindestens sehr beeinträchtigt sehen.

Der Krieg ward somit fortgesetzt; nach einem großen Siege Eugens
11. Sept. 1709 und Marlboroughs am 11. September 1709 bei Malplaquet erbietet sich Ludwig XIV. abermals zu noch weitergehenden Friedensbedingungen, allein jetzt tritt die für ihn günstige Wendung ein, indem der habsburgische Prätendent auf Spanien, Karl, durch den Tod seines Bruders Josefs I. 1711 nunmehr auch Kaiser und Herrscher Oesterreichs wird. Jetzt wollen die Verbündeten nicht in seiner Hand die gesammte Macht Karls V. vereinigt sehen, ein Friedenskongreß tritt in Utrecht zusammen, auf welchem die einzelnen Parteien sich dann einigen und diese unter
11. April 1713 dem Namen des **Friedens von Utrecht**, 11. April 1713, zusammengefaßten Abkommen, sowie ein Jahr später der von Kaiser **Karl VI.**
6. März 1714 mit Frankreich am 6. März 1714 geschlossene Frieden von Rastatt regeln West- und Mitteleuropas Verhältnisse für das 18. Jahrhundert; Frankreich verliert nichts in Europa, das Deutsche Reich gewinnt nichts wieder, wohl aber erhält das Haus Habsburg die spanischen Niederlande und die spanischen Besitzungen in Italien, Mailand, Neapel, Sardinien; die Krone Spaniens fällt an Philipp von Anjou. In Amerika jedoch tritt Frankreich an England ab Neufundland, Akadien und die Hudsonsbai-Länder; die große Zukunft der angelsächsischen Race auf dem neuen Festlande ward eingeleitet, und bald sollte Frankreich, in Europa hartnäckig in eine falsche Politik verrannt, dieses in Nordamerika mit dem Verluste der dortigen Zukunft der romanisch-katholischen Race bezahlen.

Zu gleicher Zeit regelt auch im Osten ein großer Krieg die politische Zukunft. Sein Streben an die Ostsee zu gelangen konnte Peter der Große nur auf Kosten der dieses Meer umschließend beherrschenden Macht, Schwedens, erfüllen, und so trieb er zum Kriege gegen dieses Land im Bunde mit Dänemark und dem 1697 zum Könige von Polen erwählten Kurfürsten von Sachsen, **Augusst II.**, dem Starken. Indessen Schwedens 15jährig soeben auf den Thron gelangter König, **Karl XII.**, erwies sich als von so seltener Thatkraft und so bedeutender kriegerischer Begabung, daß es zunächst vielmehr den Anschein hatte, er werde das Werk Gustav Adolfs von Neuem und auf die Dauer befestigen. Er zwingt Dänemark schnell zum Frieden, schlägt dann am 20. November 1700 die Russen bei Narwa, wirft Polen und Sachsen völlig nieder und zwingt August auf des ersteren Landes Krone zu verzichten, 1706, dann erst wendet er sich abermals gegen Rußland.

Hier hatte Peter nicht gesäumt die ihm seit Narwa gelassene Frist auszunutzen, er hatte sich Esthlands und Livlands bemächtigt, und so fest rechnete er mit der Sicherheit des Genies auf Rußlands Zukunft an der Ostsee, daß er auf diesem im physischen wie politischen Sinne schwankenden Boden am Ausflusse der Newa 1703 seine neue Hauptstadt **Petersburg** gründete. Karl war 1707 von Neuem gegen Rußland aufgebrochen und bis Poltawa vorgedrungen, welches er mit völlig unzureichenden Kräften belagerte, als sich ihm hier Peter mit bedeutender Uebermacht entgegenstellte und ihn am 27. Juni 1709 vernichtend schlug.

Vergleicht man das Heraufkommen Rußlands und das bald nachher stattfindende Heraufkommen Preußens, so wird man überrascht werden dadurch, wie leicht, wie vom Schicksal begünstigt jenes, wie mühevoll und schwer dieses war. Welche geistige Spannkraft mußte Friedrich der Große, welche Arbeit und Thatkraft sein Vater aufwenden, damit bei Leuthen 32 000 Preußen 82 000 Oesterreicher schlagen konnten, wie leicht war dagegen Peters Sieg mit 27 000 Russen über 8000 schon stark durch Strapazen mitgenommene Schweden. Wie ungeheuer ist Friedrichs Arbeit in den entsetzlichen sieben Jahren, wie leicht wurde

1700—1721 Nordischer Krieg. August II. Kurfürst von Sachsen 1694—1733, König von Polen 1697—1706 und 1709—1733. Karl XII. 1697—1718.

es abermals Peter gemacht in den neun Jahren von der Niederlage bei Narwa bis zu dem Siege von Poltawa dadurch, daß Karl XII. sich nur um Polen und Sachsen kümmerte. Wie wenig hat Rußland in seiner Machtentwickelung die schwere Mißregierung zu büßen gehabt, welche nach Peters des Großen Tode eintrat und bis zu den Zeiten Katharinas II., also 37 Jahre lang, andauerte. Auch zu dieser Zeit wuchs noch des Reiches Umfang und kein Feind betrat seinen Boden; wie schwer hat dagegen Preußen zu büßen gehabt für die 20 Jahre vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Schlacht von Jena, wo seine staatlichen Sünden doch gering waren im Vergleiche zu denen des nachpetrinischen Rußland. Und auch in diesem Jahrhunderte ist es nicht schwer sich zu überzeugen, daß Rußland beständig für weit weniger Anspannung und Arbeit weit höheren Lohn erhielt, Fehler aber weit milder sich an ihm gerächt haben, als dieses für Preußen der Fall war. Das ungeheure europäisch-asiatische Weltreich der Slawen ist mit weniger Anstrengung errichtet worden als je eines in der Weltgeschichte seit den Zeiten des antiken Persien, die Germanen haben hart für ihre Weltstellung arbeiten müssen, und insbesondere dem teutonischen Stamme derselben ist sichtlich vom Schicksale verhängt für mühseliges Ringen knapp bemessenen Lohn einzuheimsen; dieses müssen wir Deutsche uns vor Augen halten und uns mit der Thatsache abfinden, daß wir weniger als Andere uns ein Nachlassen, ein Ruhen auf Erfolgen gestatten dürfen.

Nach der Schlacht von Poltawa gelingt es zwar dem nach der Türkei geflüchteten Karl, diese Macht schließlich gegen Rußland in Bewegung zu bringen, und es kommt sogar 1711 dazu, daß Peter am Pruth vollständig von großer Uebermacht eingeschlossen wird und sein Schicksal in den Händen der Türken liegt, jedoch die Bestechlichkeit des diese kommandirenden Großvesirs bewirkt, daß Peter nur seine erste Eroberung Asow aufzugeben braucht, um sich dem sicheren Verderben zu entziehen, abermals eine große Gunst des Schicksals für Rußland. Karls Ritt aus der Türkei nach Stralsund bringt ihn zwar wieder,
1714 1714, in sein Land zurück, allein er kann gegen die Uebermacht seiner Feinde — Rußland, Preußen, Sachsen, Dänemark, Hannover — nichts aus-
1718 richten und 1718 fällt er vor Friedrichshall in Norwegen. Am
10. Sept. 1721 10. September 1721 erfolgt durch den Frieden von Nystadt die Ab-

tretung Livlands, Esthlands, Ingermannlands und der Landschaft von Wyborg an Rußland, Schwedens Rolle als nordöstliche Großmacht ist beendet, Rußland hat endgültig an der Ostsee Fuß gefaßt und damit feste Fühlung mit Europa gewonnen, wie es Peters großer Plan war.

Nach dem Utrechter Frieden war das Bestreben der europäischen Mächte darauf gerichtet, den durch diesen Frieden erreichten Zustand möglichst zu erhalten, da jede Abänderung desselben zu Gunsten irgend einer Macht als eine Störung dessen erschien, was als das europäische Gleichgewicht bezeichnet wurde. Diese Sorge brachte es dann dahin, daß das 18. Jahrhundert von fast ununterbrochenem Kriegsgetöse wiederhallte; wie hätte denn auch ein sogenanntes Gleichgewicht sich erhalten sollen in einem Welttheile, welcher zwei zerfallende Staaten enthielt, wie die Türkei und Polen, und ein aufstrebendes Volk ohne jeden Staat wie die Deutschen, und Preußens schwere Aufgabe war es dem Phantome des europäischen Gleichgewichtes zu Gunsten Deutschlands ein Ende zu machen. Der menschlichen Ruheseligkeit liebe Phantome zu Gunsten lebendiger geschichtlicher Entwickelung zu zerstören ist immer eine undankbare Aufgabe, und wer sie löst, König, Volk oder Staatsmann, ist der Verlästerung gewiß. Hierfür ward nun das durch die Eitelkeit des Nachfolgers des Großen Kurfürsten zum Königreiche Preußen erhobene kleine Brandenburg in Deutschlands Interesse das Werkzeug.

Preußens zweiter König, Friedrich Wilhelm I., ein Mann seltenster organisatorischer Begabung und urwüchsigster Thatkraft, schüttelte seine Preußen mit so harter Faust zusammen wie einst Ludwig XI. die Franzosen, aber er gab auch durch seine eigenste Schöpfung, die preußische Armee und den preußischen Beamtenstand, den Deutschen das, was ihnen immer gefehlt hatte, dessen Mangel der Grund ihrer Mißerfolge seit so langer Zeit schon war, militärische und staatliche Disziplin, die Gesinnung der unbedingten Unterordnung des Einzelnen unter das allgemeine Wohl. Noch heute beruht unser Offizier- und Beamtenstand gänzlich auf diesem Könige und noch heute sind diese Stände die kräftigste Frucht unseres nationalen Daseins, die parlamentarischen Politiker haben sich unfähig erwiesen, sie zu ersetzen.

An den beiden großen Kriegen, dem spanischen Erbfolge- und dem nordischen Kriege, nahm das junge Königreich erfolgreichen Antheil,

ohne natürlich mit den großen entscheidenden Mächten wettzueifern.
31. Mai 1740 Als aber am 31. Mai 1740 Friedrich Wilhelm I. starb, da trat das Erbe dieser so wohl vorbereiteten und gesammelten Kräfte jener 28jährige Friedrich an — geboren am 24. Januar 1712 — der dann zu einer der glanzvollsten, erhabensten, genialsten Erscheinungen der gesammten Weltgeschichte wurde. Wie bei so vielen der weltgeschichtlich Großen begleitete aber auch bei ihm eine Wandlung seines Wesens, eine Entwickelung in neuer Richtung sein geschichtliches Wirken und bildete dessen Inhalt. Wie einst der treugläubige Mönch zum Kirchenreformator sich wandelte und entwickelte, so jetzt der feine Genußmensch und französische Schöngeist zum hartarbeitenden, sich selbst verleugnenden Schöpfer der europäischen Größe Preußens und so in unseren Tagen der eifrig preußische Junker zum Schöpfer der deutschen Einheit. Und gerade die wachsende Selbsterkenntniß und Erkenntniß des wahren Gehaltes der Dinge, die in solcher Entwickelung liegt, machen das Wirken solcher Männer dauernd fruchtbar, während z. B. ein Napoleon, ein Karl XII., ein Alba von Anfang an fertig sind und unverändert und unbelehrbar so bleiben, indessen die Welt ringsum sich täglich ändert. Raum zu solcher Entwickelung ist freilich auch nur dann, wenn die geschichtliche Laufbahn in frühen Lebensjahren beginnt, mit sechzig Jahren wird man nicht mehr zum geschichtlichen Heroen. Friedrich der Große begann Ende der zwanziger seine weltgeschichtliche Thätigkeit, Gustav Adolf schon vor Erreichung der Zwanzig, Luther, Richelieu, Bismarck Mitte und Ende der dreißiger, nur Cromwell Ende der vierziger Lebensjahre. Auch hierin mag man erkennen, wie eine Leitung die Menschengeschicke bestimmt. Ich meine, daß die Völker, welche diese Männer hervorbrachten, noch andere gleichwerthige besaßen, aber Umstände, die eben von dem menschlichen Willen unabhängig sind, brachten sie entweder nicht in die dazu nöthige Laufbahn, oder führten sie in große geschichtliche Verhältnisse zu spät, wo die menschliche Begabung nicht mehr auf der Höhe steht, um ungeheuere geschichtliche Umwälzungen zu bewirken. Ich glaube, daß z. B. ein Mann, der Solches geschaffen wie Friedrich Krupp, als Staatsmann auch Bismarckisches geleistet haben würde, aber es brachte ihn der höhere Wille eben nicht in diese Laufbahn, und ein Bismarck würde als Minister eines Friedrich Wilhelms IV. schnell wieder verschwunden sein, sein Pariser Träumen von baldiger

endgültiger Ruhe in Kniephof schnell sich erfüllt haben. Eine solche Betrachtung zieht freilich dem Verdienste wie der Verantwortlichkeit des Einzelnen engere Grenzen, Beides aber bleibt doch bestehen.

Der Punkt, von dem aus Friedrich seine Welt bewegen konnte, bot sich ihm sogleich, denn noch in dem Jahre seiner Thronbesteigung gerieth das so ängstlich gehütete europäische Gleichgewicht völlig ins Schwanken, indem durch den Tod des letzten männlichen Habsburgers, Karls VI., dessen gesammtes Erbe in Oesterreich, Italien, Belgien verschiedenartigen Ansprüchen offen wird. Zwar hatte er die unbedingte Erbfolge seiner ältesten Tochter, Maria Theresia, durch allerlei internationale Abkommen — die sogenannte pragmatische Sanktion — sicherstellen wollen, allein bald zeigte sich, daß es nur von den Eigenschaften Maria Theresias selbst abhängen werde, inwieweit sie das Erbe sich bewahren könne. Hier setzte nun Friedrich den Hebel an. Schnell bemächtigte er sich der reichen an sein Land stoßenden Provinz Schlesien und bot dann Maria Theresia gegen Abtretung derselben die Hülfe seiner Waffen an zur Aufrechterhaltung ihres gesammten übrigen Erbes. Aber diese verwirft hohen Sinnes das Anerbieten, jedoch in zwei Friedensschlüssen zu Berlin am 28. Juli 1742 und zu Dresden am 25. Dezember 1745, muß sie nach wiederholten glänzenden Siegen Friedrichs die Abtretung Schlesiens vollziehen, kämpft dagegen, unterstützt von England, im Allgemeinen erfolgreich gegen ihre anderen Feinde, Frankreich, Baiern, Spanien, so daß im endgültigen Friedensschlusse zu Aachen, am 18. Oktober 1748, sie das Erbe ihres Vaters mit Ausnahme eben Schlesiens und einiger Gebiete in Italien unverkürzt behält.

28. Juli 1742
25. Dez. 1745
18. Okt. 1748

Mit einem Schlage hatte Friedrich sein Land unter die großen Mächte emporgehoben und damit für Deutschland eine hoffnungsvolle Zukunft eröffnet. Denn Oesterreich hatte eben nicht, wie wir schon sahen, die Rolle des reindeutschen Staates auf sich nehmen, nicht Deutschlands Interessen unbedingt zu den seinigen machen wollen, sein Besitz im Osten, an der unteren Donau und in Italien, war ihm werthvoller als die Unantastbarkeit der deutschen Grenze, das hatte sich erst

1740—1748. Oesterreichischer Erbfolgekrieg. 1740—1742. Erster Schlesischer Krieg. 1744—1745. Zweiter Schlesischer Krieg.

kürzlich in einem Streite um die Thronfolge in Polen gezeigt, wo Oesterreich den französischen Thronkandidaten lieber mit Lothringen entschädigt und zugiebt, daß nach seinem Tode dieser Besitz des Deutschen Reiches an Frankreich falle, als daß es in Polen nicht seine Absichten erreiche. Preußen dagegen ward durch seine politische und geographische Lage von vornherein angewiesen auf Feindschaft gegen Deutschlands Feinde und mußte, indem es die eigenen Interessen schützte, auch die Deutschlands wahrnehmen. So hatte schon der Große Kurfürst, kaum daß Brandenburg überhaupt zu einer Bedeutung gelangte, mit Franzosen, Polen und Schweden gekämpft, so sollte es jetzt unter Friedrich dem Großen sich zeigen, daß Frankreich und Rußland, kaum daß Preußen zu einer Bedeutung gelangt war, sogleich an die Seite Oesterreichs traten, um dem Werden eines kraftvollen deutschen Staates einen Riegel vorzuschieben.

Und auch das religiöse Element, welches in jeder großen weltgeschichtlichen Bewegung den Kern bildet, erkennen wir hier. Die Schützer der protestantischen Interessen in Europa, Holland, Schweden und England, genügten diesem Amte nicht mehr, erstere Beide waren viel zu schwach und unbedeutend geworden, England aber wandte alle Kraft und Aufmerksamkeit mehr und mehr seiner überseeischen Weltpolitik zu. Demgegenüber aber betonten Oesterreich und Frankreich so stark wie nur je ihren Standpunkt als katholische Mächte, und gerade dieses einzige ihnen gemeinsame Moment erwies sich als so mächtig, daß trotz aller sonstigen politischen Gegnerschaft die apostolische und die
1. Mai 1756 allerchristlichste Majestät am 1. Mai 1756 zu Versailles ein Bündniß abschlossen. In dieser Lage stand Friedrich bei Vertheidigung seiner selbst auch als Schützer des Protestantismus da, und gerade diese Stellung Preußens hat sich so bedeutungsvoll entwickelt, daß Deutschlands Zukunft und die weltgeschichtliche Zukunft der evangelischen Lehre auf dem europäischen Festlande jetzt völlig zusammenfallen.

Und um Beides erhob sich damals ein Kampf, dem an Schwere und Hartnäckigkeit wenig in der Geschichte an die Seite zu stellen ist. Zur Wiedereroberung Schlesiens und zur Vernichtung Preußens hatte Oesterreich das Bündniß mit Frankreich abgeschlossen und dieses in einer seinem eigentlichen Interesse gar nicht entsprechenden Weise seine Kräfte hierfür Oesterreich zu Gebote gestellt; Friedrich konnte sich hiergegen

nur auf ein am 16. Januar 1756 zu Westminster mit England abgeschlossenes Bündniß stützen, und England erwies sich auch ihm als unzulänglicher und unsicherer Bundesgenosse. Nichtsdestoweniger entschloß er sich, nicht zu warten, bis alle Pläne der Gegner gereift, alle ihre Kräfte bereit seien, denn auch Rußland war schon für Oesterreichs Absichten gewonnen, er stellte in Wien am 18. August sein Ultimatum, 18. Aug. 1756
und als die Antwort eine ausweichende war, griff er zu den Waffen.

Sein Plan und seine Hoffnung waren durch einen schnellen Stoß in das Herz Oesterreichs hinein einen solchen Eindruck zu machen, eine so überwältigende Stellung zu gewinnen, daß dieses Landes Bundesgenossen abgeschreckt, es selbst entmuthigt werde, und so der Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges durch baldigste Wiederherstellung des Friedenszustandes vorgebeugt werde. Allein zu dem Vorstoße auf Oesterreich mußte er Sachsen sich als seine Basis sichern, dessen Armee jedoch leistete so lange Widerstand, daß nunmehr der Stoß auf den Hauptgegner erst im nächsten Jahre vollzogen werden konnte: eine verhängnißvolle Verzögerung. Im Jahre 1757 ward demgemäß in Böhmen siegreich vorgedrungen, am 6. Mai bei Prag die österreichische 6. Mai 1757
Armee geschlagen in die Festung geworfen und dort berannt, dann ging der König dem unter Daun erscheinenden Entsatzheere entgegen, um durch einen neuen Sieg dem Kriege gänzlich ein Ende zu machen. Indessen, da er die Berennung der Festung zugleich aufrecht erhielt, so konnte er Daun nur mit unzureichenden Kräften entgegentreten, er war aber, verwöhnt durch das Glück, zu jener Mißachtung des Abwägens der vorhandenen Mittel gegen den zu erreichenden Zweck gesteigert worden, welche für jeden lange erfolgreichen Staatsmann oder Feldherren eine bereite Gefahr ist und schon Manchen ins Verderben geführt hat. So erlitt er denn am 18. Juni 1757 bei Kolin seine erste 18. Juni 1757
und zugleich folgenreichste Niederlage.

Damit war dem napoleonischen Vorwärtsdringen in seiner Kriegführung mit einem Male ein Ende bereitet, um das Leben seines Staates kämpfte er von nun an, es begann jener herzerschütternde Kampf um den eigenen Boden, der jedem ehrlich fühlenden Gemüthe, gehöre es an, welchem Volke es wolle, höher stehen muß als napoleonische Erfolge;

kürzlich in einem Streite um die Thronfolge in Polen gezeigt, wo Oesterreich den französischen Thronkandidaten lieber mit Lothringen entschädigt und zugiebt, daß nach seinem Tode dieser Besitz des Deutschen Reiches an Frankreich falle, als daß es in Polen nicht seine Absichten erreiche. Preußen dagegen ward durch seine politische und geographische Lage von vornherein angewiesen auf Feindschaft gegen Deutschlands Feinde und mußte, indem es die eigenen Interessen schützte, auch die Deutschlands wahrnehmen. So hatte schon der Große Kurfürst, kaum daß Brandenburg überhaupt zu einer Bedeutung gelangte, mit Franzosen, Polen und Schweden gekämpft, so sollte es jetzt unter Friedrich dem Großen sich zeigen, daß Frankreich und Rußland, kaum daß Preußen zu einer Bedeutung gelangt war, sogleich an die Seite Oesterreichs traten, um dem Werden eines kraftvollen deutschen Staates einen Riegel vorzuschieben.

Und auch das religiöse Element, welches in jeder großen weltgeschichtlichen Bewegung den Kern bildet, erkennen wir hier. Die Schützer der protestantischen Interessen in Europa, Holland, Schweden und England, genügten diesem Amte nicht mehr, erstere Beide waren viel zu schwach und unbedeutend geworden, England aber wandte alle Kraft und Aufmerksamkeit mehr und mehr seiner überseeischen Weltpolitik zu. Demgegenüber aber betonten Oesterreich und Frankreich so stark wie nur je ihren Standpunkt als katholische Mächte, und gerade dieses einzige ihnen gemeinsame Moment erwies sich als so mächtig, daß trotz aller sonstigen politischen Gegnerschaft die apostolische und die
1. Mai 1756 allerchristlichste Majestät am 1. Mai 1756 zu Versailles ein Bündniß abschlossen. In dieser Lage stand Friedrich bei Vertheidigung seiner selbst auch als Schützer des Protestantismus da, und gerade diese Stellung Preußens hat sich so bedeutungsvoll entwickelt, daß Deutschlands Zukunft und die weltgeschichtliche Zukunft der evangelischen Lehre auf dem europäischen Festlande jetzt völlig zusammenfallen.

Und um Beides erhob sich damals ein Kampf, dem an Schwere und Hartnäckigkeit wenig in der Geschichte an die Seite zu stellen ist. Zur Wiedereroberung Schlesiens und zur Vernichtung Preußens hatte Oesterreich das Bündniß mit Frankreich abgeschlossen und dieses in einer seinem eigentlichen Interesse gar nicht entsprechenden Weise seine Kräfte hierfür Oesterreich zu Gebote gestellt; Friedrich konnte sich hiergegen

nur auf ein am 16. Januar 1756 zu Westminster mit England abgeschlossenes Bündniß stützen, und England erwies sich auch ihm als unzulänglicher und unsicherer Bundesgenosse. Nichtsdestoweniger entschloß er sich, nicht zu warten, bis alle Pläne der Gegner gereift, alle ihre Kräfte bereit seien, denn auch Rußland war schon für Oesterreichs Absichten gewonnen, er stellte in Wien am 18. August sein Ultimatum, 18. Aug. 1756
und als die Antwort eine ausweichende war, griff er zu den Waffen.

Sein Plan und seine Hoffnung waren durch einen schnellen Stoß in das Herz Oesterreichs hinein einen solchen Eindruck zu machen, eine so überwältigende Stellung zu gewinnen, daß dieses Landes Bundesgenossen abgeschreckt, es selbst entmuthigt werde, und so der Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges durch baldigste Wiederherstellung des Friedenszustandes vorgebeugt werde. Allein zu dem Vorstoße auf Oesterreich mußte er Sachsen sich als seine Basis sichern, dessen Armee jedoch leistete so lange Widerstand, daß nunmehr der Stoß auf den Hauptgegner erst im nächsten Jahre vollzogen werden konnte: eine verhängnißvolle Verzögerung. Im Jahre 1757 ward demgemäß in Böhmen siegreich vorgedrungen, am 6. Mai bei Prag die österreichische 6. Mai 1757
Armee geschlagen in die Festung geworfen und dort berannt, dann ging der König dem unter Daun erscheinenden Entsatzheere entgegen, um durch einen neuen Sieg dem Kriege gänzlich ein Ende zu machen. Indessen, da er die Berennung der Festung zugleich aufrecht erhielt, so konnte er Daun nur mit unzureichenden Kräften entgegentreten, er war aber, verwöhnt durch das Glück, zu jener Mißachtung des Abwägens der vorhandenen Mittel gegen den zu erreichenden Zweck gesteigert worden, welche für jeden lange erfolgreichen Staatsmann oder Feldherren eine bereite Gefahr ist und schon Manchen ins Verderben geführt hat. So erlitt er denn am 18. Juni 1757 bei Kolin seine erste 18. Juni 1757
und zugleich folgenreichste Niederlage.

Damit war dem napoleonischen Vorwärtsdringen in seiner Kriegführung mit einem Male ein Ende bereitet, um das Leben seines Staates kämpfte er von nun an, es begann jener herzerschütternde Kampf um den eigenen Boden, der jedem ehrlich fühlenden Gemüthe, gehöre es an, welchem Volke es wolle, höher stehen muß als napoleonische Erfolge;

ich kenne in der Weltgeschichte kein erhabeneres Schauspiel, keine rührendere Tragödie als jenes furchtbare Ringen des Genies gegen erdrückende Uebermacht, aus dem Friedrich als Sieger zwar hervorging, aber in sich selbst umgewandelt, gegen alle Freuden des Lebens versteinert, in allen seinen Fibern verhärtet, er selbst das Opfer der übermenschlichen Arbeit, die ihm das Schicksal auferlegt hatte. Was ist uns dagegen Cäsar! Auf Friedrich trifft Goethes Wort zu: „Gewiß nur der an empfindlichsten gewesen ist, kann der kälteste und härteste werden, denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern; und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last." Wir wissen heute zu beurtheilen, daß er damals nicht nur für Preußens Dasein, daß er damit auch für Deutschlands und des Protestantismus Zukunft kämpfte, und so ist der kleine vertrocknete Mann mit dem Dreispitz und dem Rohrstocke und den großen scharfen blauen Augen, dieser Sklave seiner Regentenpflicht, einer der Schutzgötter des deutschen Volkes geworden. Es ist daher ein schwerer Mangel unseres nationalen Lebens, daß wir keine allgemein anerkannte, künstlerisch vollendete, im besten Sinne ein Volksbuch bildende Geschichte Friedrichs des Großen besitzen. Wie solche zu schreiben wäre, dafür hat Gustav Freytag eine skizzenhafte Anleitung gegeben.

Oesterreich hatte inzwischen auch mit Rußland am 2. Februar 1757 zu Petersburg ein Bündniß geschlossen, und so war Friedrichs Rolle als Vertheidiger deutschen Bodens gegen Osten und Westen vollendet, freilich aber auch die Zahl seiner Feinde, zu denen auch noch Schweden und die Mehrzahl der deutschen Reichsstände gehörten, um einen sehr gefährlichen vermehrt. Von allen Seiten drangen sie nach Kolin gegen ihn vor und erst im Beginne des Winters entledigt er sich ihrer durch
5. Nov. 1757 die zwei scharfen Schläge von Roßbach am 5. November gegen die
5. Dez. 1757 Franzosen und die Reichs-Armee und von Leuthen am 5. Dezember gegen die Oesterreicher.

Im folgenden Jahre fügte er ihnen noch den glänzenden Sieg bei
25. Aug. 1758 Zorndorf über die Russen am 25. August hinzu, dann aber brach Verderben von allen Seiten über ihn herein; die schwere Niederlage, die
14. Okt. 1758 ihn Daun bei Hochkirch am 14. Oktober, und die noch schwerere, die ihn

Daun 25. 9. 1705—5. 2. 1766.

am 12. Auguſt 1759 Laudon bei Kunersdorf erleiden ließ, brachten ihn 12. Aug. 1759
an den Rand des Abgrundes. Jedoch niemals zeigte ſich die Seelengröße Friedrichs erhabener als den furchtbaren Schickſalsſchlägen dieſer Zeiten gegenüber, immer wieder überwand der feurige Geiſt alle Trübſal und Niedergeſchlagenheit, die ihn unter ſolchem ſich häufenden Unheile befiel, wie auch die Leiden des immer hinfälliger werdenden Körpers. Unter ihm fochten jene mit ihm und durch ihn zu hohem Ruhme geführten Gehülfen ſeiner Thaten, ſein Bruder Prinz Heinrich, Zieten, Seydlitz, gefallen waren ſchon Schwerin, Winterfeld, Keith, und an ſeiner Seite ſtand, den Weſten gegen die Franzoſen deckend, die engliſch-hannoverſche Hülfs-Armee unter Prinz Ferdinand von Braunſchweig, welcher in dieſem für Friedrich ſo unheilvollen Jahre 1759 am 1. Auguſt ſeinen Gegner bei Minden ſchlug und ſo das Gleichgewicht hier wieder herſtellte.

Indeſſen von weit höherer Bedeutung hierfür war der gleichzeitig zwiſchen England und Frankreich ſich abſpielende See- und Kolonialkrieg; hier zeigte ſich zum erſten Male, daß die Weltgeſchichte nicht mehr die Geſchichte Europas, ſondern die der atlantiſchen Welt ſei. Die engliſche Politik erkannte dieſes; ſie benutzte den ſchweren Fehler, den Frankreich beging in Deutſchland ſeine Hauptkräfte für habsburgiſche Hausintereſſen einzuſetzen, und durch den Beiſtand, den es Friedrich dem Großen dort leiſtet, iſt England bemüht, dieſe franzöſiſchen Kräfte daſelbſt dauernd zu feſſeln, während es ſeinerſeits in Amerika mit aller Thatkraft den Kampf aufnimmt, der darüber entſcheiden muß, ob die germaniſche oder die romaniſche Race auf der Weſtſeite des atlantiſchen Oceans herrſchend werden ſoll, und zugleich das ſchätzereiche Oſtindien den Franzoſen zu entreißen und ganz in die eigene Gewalt zu bringen ſucht.

Der Krieg zwiſchen England und Frankreich war unausbleiblich hervorgegangen aus dem Frieden von Utrecht, der alle die zwiſchen ihnen ſtreitigen überſeeiſchen Fragen abſichtlich in der Schwebe gelaſſen hatte, da andernfalls es eben damals zu einem Frieden nicht gekommen wäre,

Laudon 10. 10. 1716—14. 7. 1790. Prinz Heinrich 18. 1. 1726 — 3. 8. 1802. Zieten 18. 5. 1699 — 26. 1. 1786. Seydlitz 3. 2. 1721 — 7. 11. 1773. Schwerin 26. 10. 1684 — 6. 5. 1757. Winterfeld 4. 4. 1709 — 7. 9. 1757. Keith 11. 6. 1696 bis 14. 10. 1758. Prinz Ferdinand von Braunſchweig 11. 1. 1721—3. 7. 1792.

ein Beweis, daß Schiedsgerichte nicht Platz greifen können, da wo es sich um entgegengesetzte Lebensinteressen der Völker handelt. In Amerika hatte England damals Neufundland, den Osten der jetzigen Vereinigten Staaten und die Länder an der Hudsonsbai, während die Franzosen das Gebiet der großen Seen und des Lorenzstromes sowie das Becken des Mississippi beherrschten, ohne daß jedoch die beiderseitigen Machtbereiche irgendwie bestimmt abgegrenzt gewesen wären. In der ersten Zeit des Krieges waren Unternehmungsgeist, Thatkraft und damit Erfolg auf Seiten der Franzosen gewesen, schon war die Stellung Englands in Nordamerika auf das Schwerste erschüttert und der einzige Mann der damaligen jammervollen Regierung Englands, Pitt, sagte selbst: Amerika steht auf dem Spiele. Besser erging es in Indien, wo der tüchtige Clive am 23. Juni 1757 bei Plassey den Nabob von Bengalen völlig schlug und damit den sicheren Grundstein für Englands Herrschaft in Ostindien legte.

Indessen auch in Amerika trat eine Wendung ein. Am 29. Juni 1757 war Pitt in das Ministerium eingetreten und hatte die Leitung des Krieges übernommen, und schon das nächste Jahr zeigte erhebliche Fortschritte der englischen Waffen, während die Franzosen ohne Unterstützung seitens ihres Mutterlandes blieben, da dieses seine Kräfte in unfruchtbarer Weise in dem deutschen Kriege vergeudete. War freilich Frankreichs Regierung schlecht, so war die Englands doch auch nicht gut, und so tritt denn auch hier der oben zwischen Preußen und Rußland erwähnte Unterschied hervor, daß dem einen Volke — hier also Frankreich — Fehler und Mißregierungen viel härtere und dauerndere Strafe nach sich ziehen, während das andere — England — trotz Fehler und Mißregierungen durch steigende Erfolge vom Schicksale begünstigt wird.

Der Fall von Louisburg am 26. Juli 1758 giebt England das Uebergewicht im Becken des Lorenzstromes, der Fall des Forts Duquesne, seitdem Pittsburg genannt, am 25. November 1758 das Uebergewicht im Becken des Ohio. Seitdem ward der Krieg sowohl in Amerika wie in Asien immer entschiedener zu Englands Gunsten geführt; Montcalm
13. Sept. 1759 wird am 13. September 1759 von Wolfe bei Quebec geschlagen und

Pitt 15. 11. 1708 — 11. 5. 1778. 29. 6. 1757 — 3. 10. 1761 Pitts Ministerium.
Clive 29. 9. 1725 – 22. 11. 1774. Wolfe 15. 1. 1726—13. 9. 1759.

damit ist Canada, Lally Tollendal wird am 22. Januar 1760 bei Wandewash geschlagen und damit ist Madras in den Händen der Engländer und auch in den europäischen Gewässern gewinnt Englands Seemacht die unbedingte Oberhand, insbesondere durch den Sieg bei Quiberon am 20. November 1759; die französische Flagge kann nicht mehr die offene See halten. 22. Jan. 1760

Während so England seine Stellung als weltumfassende Macht vorbereitete, war im Jahre 1760 auch Friedrichs gefahrvolle Lage durch seine Siege über die Oesterreicher am 15. August bei Liegnitz und am 3. November bei Torgau eine bessere geworden; Maria Theresia und ihr bedeutender Minister, Graf Kaunitz, begannen doch in ihrer Zuversicht erschüttert zu werden, ob trotz der Beihülfe Frankreichs und Rußlands es möglich sein werde, Preußens Herr zu werden; der hartnäckig abgewiesene Gedanke an die Nothwendigkeit eines Friedensschlusses auch ohne dieses Ergebniß begann sich aufzudrängen. Das Jahr 1761 sah also England in glänzender, über seine Feinde obsiegender Stellung, damit aber ergriff nun mehr und mehr alle Kreise dieses Landes Kriegsmüdigkeit und der Wunsch diesen Gewinn durch einen baldigen Friedensschluß dauernd zu sichern. Und dem kam der Wunsch Frankreichs entgegen, den verderblichen, den Wohlstand des Landes zerrüttenden und durchaus unglücklichen Krieg zu beenden. Gebunden waren aber beide Länder an ihre Verbündeten, Preußen und Oesterreich, und zwischen denen stand es noch so, daß Friedrich um keinen Preis irgend etwas von seinem Besitze aufgeben, Oesterreich aber um keinen Preis ohne Schlesien abschließen wollte. 15. Aug. 1760. 3. Nov. 1760. 1761

Indessen in England nahm der Ueberdruß am Kriege so überhand, daß Pitt zurücktreten mußte, und nun eilte die unter dem neuen Könige Georg III. kläglich schwache Regierung mit würdeloser Hast zum Frieden mit dem schwer vom Kriege leidenden Frankreich zu gelangen unter völliger Aufopferung ihres Bundesgenossen Preußen. So endete das Jahr 1761, in welchem sich Friedrich in mühsamer Defensive abermals gegen seine Feinde auf dem Plan erhalten hatte, unter schlimmen Anzeichen für seine Zukunft; von England bereits verlassen stand er nunmehr ganz allein da. Jedoch mit den ersten Tagen des neuen Jahres

Lally Tollendal 1702—9. 5. 1766. Kaunitz 2. 2. 1711—27. 6. 1794.

5. Jan. 1762 trat ein erheblicher Wechsel der Dinge ein, es starb nämlich am 5. Januar 1762 Kaiserin Elisabeth Petrowna von Rußland.

Dort war die weltgeschichtliche Bedeutung Peters des Großen gewesen, daß er als Erster das Werk Tschingis Chans bekämpfte, daran arbeitete den Graben zwischen Rußland und dem Westen zuzuschütten, Wege nach Europa zu bauen. Allein in der radikalen Art der Durchführung dieser Arbeit bewies Peter ebenso gut, als es unsere Parlamente thun, daß Gesetze machen noch nicht das Glück und Gedeihen eines Volkes sichert. Nach seinem Tode wurden alle Verhältnisse wieder schwankend, insbesondere auch die Grundlage jeder Monarchie, die Thronfolge, und dieses Letztere nicht ohne des großen Kaisers eigenste Schuld, denn er selbst veranlaßte den Tod seines Sohnes, als nicht geeignet sein Werk fortzusetzen, und wollte dann wie in Allem so in der Thronfolge den Willen des Zaren unumschränkt gelten lassen. So fand ohne festes Recht mehrfacher Thronwechsel in den Formen asiatischer Palastrevolutionen statt und schließlich gelangte auch Peters Tochter Elisabeth in dieser Weise auf den Thron, auf welchem sie sich nur der Trägheit und Wollust hingab. In den Krieg gegen Friedrich trieben sie dann rein persönliche Beweggründe, die sie fesselnde Schmeichelei des österreichischen Hofes und der sie verletzende scharfe Spott des geistreichen Preußenkönigs.

Indessen, als dann die Provinz Preußen gänzlich von der russischen Armee besetzt war, da gedachte sie diesen Gewinn zu behalten, obgleich das damalige Rußland viel zu schwach war, auch nur Livland und Esthland zu verdauen, vielmehr von den deutschen Elementen regiert wurde und durch Hinzuwachs Ostpreußens den in letzter Zeit nur noch mühsam gewahrten slawischen Sonderkarakter verloren hätte. Hatte Peters des Großen Sohn auch die ersteren beiden Provinzen wieder fortgeben wollen, um den Staat unbedingt zu dem mongolisch-asiatischen Altrussenthume zurückzuführen, so hätte die Tochter Peters des Großen durch Erwerbung der letzteren Provinz auch das vom Vater geschaffene Neurussenthum zerstört, um einen abendländisch-baltischen Staat unter Vorherrschaft der Deutschen daraus zu machen.

Ihr Tod erhielt das Werk des großen Vaters, denn ihr Nachfolger, der Holsteiner Peter III., Sohn ihrer Schwester, ist ein glühender Verehrer Friedrichs, giebt ihm sogleich Preußen zurück und schließt

Frieden mit ihm am 5. Mai 1762 zu Petersburg, dem der Frieden 5. Mai 1762
Preußens mit Schweden sogleich folgt. Peter zwar wird schon nach einem halben Jahre von seiner Gemahlin Katharina — ehemals Sophie Prinzessin von Anhalt-Zerbst — gestürzt und wird dann ermordet, indessen der Friede Preußens mit Rußland bleibt bestehen und die Siege Friedrichs bei Burkersdorf am 21. Juli über die Oesterreicher und 21. Juli 1762
Prinz Heinrichs bei Freiberg am 29. Oktober über Oesterreicher und 29. Okt. 1762
Reichstruppen bewirken dann endlich, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen wird, aus welchem am 15. Februar 1763 der Friede zu 15. Febr. 1763
Hubertusburg hervorging, der Preußen ungeschmälert in seiner neu errungenen und hart vertheidigten europäischen Machtstellung beläßt.

Frankreich hatte zwar, nunmehr auch noch von Spanien unterstützt, den Krieg gegen England, welches aber Preußen keinerlei Hülfe mehr leistet, es im Gegentheile aufzuopfern sucht, um selbst leichter desto mehr zu erlangen, fortgesetzt, aber beständig mit Unglück, und so wird auch zwischen diesen Mächten zu Paris am 10. Februar 1763 Frieden geschlossen; England ist Herr in Nordamerika, von dessen Boden Frankreich weicht, indem es Canada abtritt und an Spanien Louisiana giebt als Entschädigung für Florida, welches diese Macht auch an England abtritt.

So war eine völlige Neugestaltung Europas eingetreten. Gelöscht sind aus der Reihe der maßgebenden Staaten das kolonialreiche Spanien, das seemächtige Holland, die Militärmacht Schweden, statt ihrer sind zwei neue Mächte erschienen, Rußland und Preußen, schnell aufgestiegen und gewaltsam in die europäische Staatenwelt eingedrungen, in welcher sie nun zusammen mit den alten Mächten, England, Frankreich, Oesterreich, die Vorherrschaft der fünf Großmächte bilden, von denen jetzt die Politik des Welttheiles abhängt. Und es kann wohl als ein Zukunftsmoment angesehen werden, daß von diesen fünf Großmächten jetzt vier von Familien des deutschen hohen Adels beherrscht wurden. Neben den Hohenzollern in Preußen und den Lothringern in Oesterreich herrschte seit 1762 in Rußland Holstein-Gottorp, seit 1714 in England Braunschweig-Lüneburg, da nach Königin Annas Tode die in Hannover regierende Linie als einzige protestantische Nachkommenschaft des Stuart Jakobs I. mit Georg I. den englischen Thron bestieg. Und von den Mächten zweiten Ranges war auch Schweden seit 1751 im Besitze einer Linie

der Holstein-Gottorp, während Dänemark mit Norwegen schon seit 1448 dem Hause Oldenburg gehörten und die Niederlande dem Hause Nassau-Oranien. Aber Deutschland selbst kam dieses internationale Herrscherthum seines Adels nicht zu Gute, so wenig wie einst die internationale Stellung seiner römischen Kaiser, zu schnell und zu gründlich gingen diese deutschen Herren in den ihnen anvertrauten fremden Interessen auf und zu viel und zu oft ward in Folge ihrer Familienverbindungen deutsche Kraft eingesetzt für fremde Interessen.

Die zwei Jahrzehnte nach Abschluß des großen siebenjährigen Kampfes in Europa und Amerika vergehen unter ferneren gegenseitigen Auseinandersetzungen dieser Großmächte, Abgrenzungen und Abrundungen ihrer Machtsphären. Im Osten werden die zerfallenden Staaten, Polen und die Türkei, der Gegenstand und das Opfer dieser großmächtlichen Auseinandersetzungen.

Ersteres Land war geradezu das Zerrbild eines Staates geworden, die Masse des Volkes rechtlos, hoffnungsloser Armuth und Sklaverei verfallen, ein überaus zahlreicher Adel im Vollbesitze aller Souveränitätsrechte bis zur verfassungsmäßigen Gewährleistung des Rechtes bewaffneten Widerstandes, ungeheure, offen betriebene Wahlkorruption, wildes Faktionswesen und bei Niemandem Pflichtgefühl, Niemand für das Gesammtwohl, Jeder nur auf seine Interessen bedacht. Es ist lehrreich zu sehen, daß sehr gleiche Erscheinungen doch in der Geschichte je nach dem Volke, in welchem sie vorkommen, sehr andere Wirkung haben können. Auch Venedig stand unter einer ausschließlichen, höchst eigensüchtigen Adelsherrschaft und doch genoß es unter ihr eine lange Zeit hoher staatlicher Macht, und auch das England des 18. Jahrhunderts ward durch Wahlkorruption regiert und in den Händen der großen Adelsfamilien erhalten und stieg doch gerade zu der Zeit auf den Gipfel seines Ansehens. Hätten alle diese Radziwills, Czartoryskis, Potockis die Macht, die sie durch ihren Reichthum, ihre Stellung und die Wahlkorruption besaßen, im Dienste des Vaterlandes verwendet, so mochte Polen trotz seiner anarchischen Verfassung fortbestehen, mochte sogar gesunden; da aber Alles gegeneinander intriguirte, Niemand sich scheute, alle Mittel anzuwenden, selbst den Landesfeind herbeizurufen, um über die gegnerische Partei obzusiegen, so mußte der Untergang kommen und selten war er so verdient.

Und so wenig wie im Inneren, so wenig erfüllte Polen nach außen seine staatlichen Pflichten. Während des Siebenjährigen Krieges ward es geradezu wie herrenloses Gebiet angesehen und seine eigenen Landeskinder mißachteten ebenfalls die angebliche Neutralität der machtlosen Regierung und mischten sich mit bewaffneten Haufen nach Gutdünken ein. So war es denn bald nur noch die Frage, ob etwa ganz Polen dem mächtig aufstrebenden russischen Reiche verfallen, oder ob auch die anderen Nachbarn, Preußen und Oesterreich, Antheil daran haben sollten. Daß Polen sich selbst regieren oder aus eigener Macht irgend etwas für sein Schicksal thun könne, das zog Niemand überhaupt in Betracht und das war auch thatsächlich ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit durch der Polen eigene Schuld. Demgemäß ward 1772 die so- 1772
genannte erste Theilung Polens ins Werk gesetzt, das unbestrittene Uebergewicht in dem noch dem Namen nach unabhängig verbleibenden Theile fiel jedoch Rußland zu, die polnische vornehme Gesellschaft aber setzte ihr Leben höchster Eleganz und gänzlicher Unsittlichkeit unbekümmert fort, und nirgendwo zeigte sich der mindeste Versuch sich politisch zu ermannen, nirgendwo die mindeste Erkenntniß der eigenen Sünden, jeder Pole sah den Splitter im Auge des Anderen, keiner den Balken im eigenen Auge.

Auch an der zweiten Beute, der Türkei, erwies es sich, daß es sich um eine Auseinandersetzung der Ostmächte handelte, denn auch hier hatte Rußland eigentlich ganz allein vorgehen wollen, mußte aber dann doch mit Oesterreich sich abfinden. Der gewaltige Trieb nach Ausdehnung und der natürliche Drang an die Meere zu gelangen, zu denen die russischen Flüsse hinströmten, hatte bisher nur im Norden seine Befriedigung gefunden, denn aus Asow war ja Peter I. wieder verdrängt worden. Nunmehr nahm die große Herrscherin deutschen Blutes, die seit 1762 auf Rußlands Throne saß, Katharina II., den Weg nach dem Schwarzen Meere wieder auf. Der 1768 eröffnete Krieg brachte Erfolge, Moldau und Walachei wurden besetzt und an der Küste Kleinasiens in der Bucht von Tschesme die türkische Flotte von der russischen zerstört, 5. Juli 1770. Allein nun trat Oesterreich diesem Festsetzen der Russen an der unteren Donau entgegen und die Verwickelung löste sich nur dadurch, daß eben die Betheiligten ihre Entschädigung in Polen suchten und durch die erste Theilung fanden.

kürzlich in einem Streite um die Thronfolge in Polen gezeigt, wo Oesterreich den französischen Thronkandidaten lieber mit Lothringen entschädigt und zugiebt, daß nach seinem Tode dieser Besitz des Deutschen Reiches an Frankreich falle, als daß es in Polen nicht seine Absichten erreiche. Preußen dagegen ward durch seine politische und geographische Lage von vornherein angewiesen auf Feindschaft gegen Deutschlands Feinde und mußte, indem es die eigenen Interessen schützte, auch die Deutschlands wahrnehmen. So hatte schon der Große Kurfürst, kaum daß Brandenburg überhaupt zu einer Bedeutung gelangte, mit Franzosen, Polen und Schweden gekämpft, so sollte es jetzt unter Friedrich dem Großen sich zeigen, daß Frankreich und Rußland, kaum daß Preußen zu einer Bedeutung gelangt war, sogleich an die Seite Oesterreichs traten, um dem Werden eines kraftvollen deutschen Staates einen Riegel vorzuschieben.

Und auch das religiöse Element, welches in jeder großen weltgeschichtlichen Bewegung den Kern bildet, erkennen wir hier. Die Schützer der protestantischen Interessen in Europa, Holland, Schweden und England, genügten diesem Amte nicht mehr, erstere Beide waren viel zu schwach und unbedeutend geworden, England aber wandte alle Kraft und Aufmerksamkeit mehr und mehr seiner überseeischen Weltpolitik zu. Demgegenüber aber betonten Oesterreich und Frankreich so stark wie nur je ihren Standpunkt als katholische Mächte, und gerade dieses einzige ihnen gemeinsame Moment erwies sich als so mächtig, daß trotz aller sonstigen politischen Gegnerschaft die apostolische und die
1. Mai 1756 allerchristlichste Majestät am 1. Mai 1756 zu Versailles ein Bündniß abschlossen. In dieser Lage stand Friedrich bei Vertheidigung seiner selbst auch als Schützer des Protestantismus da, und gerade diese Stellung Preußens hat sich so bedeutungsvoll entwickelt, daß Deutschlands Zukunft und die weltgeschichtliche Zukunft der evangelischen Lehre auf dem europäischen Festlande jetzt völlig zusammenfallen.

Und um Beides erhob sich damals ein Kampf, dem an Schwere und Hartnäckigkeit wenig in der Geschichte an die Seite zu stellen ist. Zur Wiedereroberung Schlesiens und zur Vernichtung Preußens hatte Oesterreich das Bündniß mit Frankreich abgeschlossen und dieses in einer seinem eigentlichen Interesse gar nicht entsprechenden Weise seine Kräfte hierfür Oesterreich zu Gebote gestellt; Friedrich konnte sich hiergegen

nur auf ein am 16. Januar 1756 zu Westminster mit England abgeschlossenes Bündniß stützen, und England erwies sich auch ihm als unzulänglicher und unsicherer Bundesgenosse. Nichtsdestoweniger entschloß er sich, nicht zu warten, bis alle Pläne der Gegner gereift, alle ihre Kräfte bereit seien, denn auch Rußland war schon für Oesterreichs Absichten gewonnen, er stellte in Wien am 18. August sein Ultimatum, 18. Aug. 1756
und als die Antwort eine ausweichende war, griff er zu den Waffen.

Sein Plan und seine Hoffnung waren durch einen schnellen Stoß in das Herz Oesterreichs hinein einen solchen Eindruck zu machen, eine so überwältigende Stellung zu gewinnen, daß dieses Landes Bundesgenossen abgeschreckt, es selbst entmuthigt werde, und so der Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges durch baldigste Wiederherstellung des Friedenszustandes vorgebeugt werde. Allein zu dem Vorstoße auf Oesterreich mußte er Sachsen sich als seine Basis sichern, dessen Armee jedoch leistete so lange Widerstand, daß nunmehr der Stoß auf den Hauptgegner erst im nächsten Jahre vollzogen werden konnte: eine verhängnißvolle Verzögerung. Im Jahre 1757 ward demgemäß in Böhmen siegreich vorgedrungen, am 6. Mai bei Prag die österreichische 6. Mai 1757
Armee geschlagen in die Festung geworfen und dort berannt, dann ging der König dem unter Daun erscheinenden Entsatzheere entgegen, um durch einen neuen Sieg dem Kriege gänzlich ein Ende zu machen. Indessen, da er die Berennung der Festung zugleich aufrecht erhielt, so konnte er Daun nur mit unzureichenden Kräften entgegentreten, er war aber, verwöhnt durch das Glück, zu jener Mißachtung des Abwägens der vorhandenen Mittel gegen den zu erreichenden Zweck gesteigert worden, welche für jeden lange erfolgreichen Staatsmann oder Feldherren eine bereite Gefahr ist und schon Manchen ins Verderben geführt hat. So erlitt er denn am 18. Juni 1757 bei Kolin seine erste 18. Juni 1757
und zugleich folgenreichste Niederlage.

Damit war dem napoleonischen Vorwärtsdringen in seiner Kriegführung mit einem Male ein Ende bereitet, um das Leben seines Staates kämpfte er von nun an, es begann jener herzerschütternde Kampf um den eigenen Boden, der jedem ehrlich fühlenden Gemüthe, gehöre es an, welchem Volke es wolle, höher stehen muß als napoleonische Erfolge;

ich kenne in der Weltgeschichte kein erhabeneres Schauspiel, keine rührendere Tragödie als jenes furchtbare Ringen des Genies gegen erdrückende Uebermacht, aus dem Friedrich als Sieger zwar hervorging, aber in sich selbst umgewandelt, gegen alle Freuden des Lebens versteinert, in allen seinen Fibern verhärtet, er selbst das Opfer der übermenschlicher Arbeit, die ihm das Schicksal auferlegt hatte. Was ist uns dagegen Cäsar! Auf Friedrich trifft Goethes Wort zu: „Gewiß nur der an empfindlichsten gewesen ist, kann der kälteste und härteste werden, denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern; und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last." Wir wissen heute zu beurtheilen, daß er damals nicht nur für Preußens Dasein, daß er damit auch für Deutschlands und des Protestantismus Zukunft kämpfte, und so ist der kleine vertrocknete Mann mit dem Dreispitz und dem Rohrstocke und den großen scharfen blauen Augen, dieser Sklave seiner Regentenpflicht, einer der Schutzgötter des deutschen Volkes geworden. Es ist daher ein schwerer Mangel unseres nationalen Lebens, daß wir keine allgemein anerkannte, künstlerisch vollendete, im besten Sinne ein Volksbuch bildende Geschichte Friedrichs des Großen besitzen. Wie solche zu schreiben wäre, dafür hat Gustav Freytag eine skizzenhafte Anleitung gegeben.

Oesterreich hatte inzwischen auch mit Rußland am 2. Februar 1757 zu Petersburg ein Bündniß geschlossen, und so war Friedrichs Rolle als Vertheidiger deutschen Bodens gegen Osten und Westen vollendet, freilich aber auch die Zahl seiner Feinde, zu denen auch noch Schweden und die Mehrzahl der deutschen Reichsstände gehörten, um einen sehr gefährlichen vermehrt. Von allen Seiten drangen sie nach Kolin gegen ihn vor und erst im Beginne des Winters entledigt er sich ihrer durch
5. Nov. 1757 die zwei scharfen Schläge von Roßbach am 5. November gegen die
5. Dez. 1757 Franzosen und die Reichs-Armee und von Leuthen am 5. Dezember gegen die Oesterreicher.

Im folgenden Jahre fügte er ihnen noch den glänzenden Sieg bei
25. Aug. 1758 Zorndorf über die Russen am 25. August hinzu, dann aber brach Verderben von allen Seiten über ihn herein; die schwere Niederlage, die
14. Okt. 1758 ihn Daun bei Hochkirch am 14. Oktober, und die noch schwerere, die ihn

---

Daun 25. 9. 1705—5. 2. 1766.

am 12. Auguſt 1759 Laudon bei Kunersdorf erleiden ließ, brachten ihn 12. Aug. 1759
an den Rand des Abgrundes. Jedoch niemals zeigte ſich die Seelengröße Friedrichs erhabener als den furchtbaren Schickſalsſchlägen dieſer Zeiten gegenüber, immer wieder überwand der feurige Geiſt alle Trübſal und Niedergeſchlagenheit, die ihn unter ſolchem ſich häufenden Unheile befiel, wie auch die Leiden des immer hinfälliger werdenden Körpers. Unter ihm fochten jene mit ihm und durch ihn zu hohem Ruhme geführten Gehülfen ſeiner Thaten, ſein Bruder Prinz Heinrich, Zieten, Seydlitz, gefallen waren ſchon Schwerin, Winterfeld, Keith, und an ſeiner Seite ſtand, den Weſten gegen die Franzoſen deckend, die engliſch-hannoverſche Hülfs-Armee unter Prinz Ferdinand von Braunſchweig, welcher in dieſem für Friedrich ſo unheilvollen Jahre 1759 am 1. Auguſt ſeinen Gegner bei Minden ſchlug und ſo das Gleichgewicht hier wieder herſtellte.

Indeſſen von weit höherer Bedeutung hierfür war der gleichzeitig zwiſchen England und Frankreich ſich abſpielende See- und Kolonialkrieg; hier zeigte ſich zum erſten Male, daß die Weltgeſchichte nicht mehr die Geſchichte Europas, ſondern die der atlantiſchen Welt ſei. Die engliſche Politik erkannte dieſes; ſie benutzte den ſchweren Fehler, den Frankreich beging in Deutſchland ſeine Hauptkräfte für habsburgiſche Hausintereſſen einzuſetzen, und durch den Beiſtand, den es Friedrich dem Großen dort leiſtet, iſt England bemüht, dieſe franzöſiſchen Kräfte daſelbſt dauernd zu feſſeln, während es ſeinerſeits in Amerika mit aller Thatkraft den Kampf aufnimmt, der darüber entſcheiden muß, ob die germaniſche oder die romaniſche Race auf der Weſtſeite des atlantiſchen Oceans herrſchend werden ſoll, und zugleich das ſchätzereiche Oſtindien den Franzoſen zu entreißen und ganz in die eigene Gewalt zu bringen ſucht.

Der Krieg zwiſchen England und Frankreich war unausbleiblich hervorgegangen aus dem Frieden von Utrecht, der alle die zwiſchen ihnen ſtreitigen überſeeiſchen Fragen abſichtlich in der Schwebe gelaſſen hatte, da andernfalls es eben damals zu einem Frieden nicht gekommen wäre,

---

Laudon 10. 10. 1716—14. 7. 1790. Prinz Heinrich 18. 1. 1726 — 3. 8. 1802. Zieten 18. 5. 1699 — 26. 1. 1786. Seydlitz 3. 2. 1721 7. 11. 1773. Schwerin 26. 10. 1684 6. 5. 1757. Winterfeld 4. 4. 1709 7. 9. 1757. Keith 11. 6. 1696 bis 14. 10. 1758. Prinz Ferdinand von Braunſchweig 11. 1. 1721—3. 7. 1792.

ein Beweis, daß Schiedsgerichte nicht Platz greifen können, da wo es sich um entgegengesetzte Lebensinteressen der Völker handelt. In Amerika hatte England damals Neufundland, den Osten der jetzigen Vereinigten Staaten und die Länder an der Hudsonsbai, während die Franzosen das Gebiet der großen Seen und des Lorenzstromes sowie das Becken des Mississippi beherrschten, ohne daß jedoch die beiderseitigen Machtbereiche irgendwie bestimmt abgegrenzt gewesen wären. In der ersten Zeit des Krieges waren Unternehmungsgeist, Thatkraft und damit Erfolg auf Seiten der Franzosen gewesen, schon war die Stellung Englands in Nordamerika auf das Schwerste erschüttert und der einzige Mann der damaligen jammervollen Regierung Englands, Pitt, sagte selbst: Amerika steht auf dem Spiele. Besser erging es in Indien, wo der tüchtige Clive am 23. Juni 1757 bei Plassey den Nabob von Bengalen völlig schlug und damit den sicheren Grundstein für Englands Herrschaft in Ostindien legte.

Indessen auch in Amerika trat eine Wendung ein. Am 29. Juni 1757 war Pitt in das Ministerium eingetreten und hatte die Leitung des Krieges übernommen, und schon das nächste Jahr zeigte erhebliche Fortschritte der englischen Waffen, während die Franzosen ohne Unterstützung seitens ihres Mutterlandes blieben, da dieses seine Kräfte in unfruchtbarer Weise in dem deutschen Kriege vergeudete. War freilich Frankreichs Regierung schlecht, so war die Englands doch auch nicht gut, und so tritt denn auch hier der oben zwischen Preußen und Rußland erwähnte Unterschied hervor, daß dem einen Volke — hier also Frankreich — Fehler und Mißregierungen viel härtere und dauerndere Strafe nach sich ziehen, während das andere — England — trotz Fehler und Mißregierungen durch steigende Erfolge vom Schicksale begünstigt wird.

Der Fall von Louisburg am 26. Juli 1758 giebt England das Uebergewicht im Becken des Lorenzstromes, der Fall des Forts Duquesne, seitdem Pittsburg genannt, am 25. November 1758 das Uebergewicht im Becken des Ohio. Seitdem ward der Krieg sowohl in Amerika wie in Asien immer entschiedener zu Englands Gunsten geführt; Montcalm
13. Sept. 1759 wird am 13. September 1759 von Wolfe bei Quebec geschlagen und

Pitt 15. 11. 1708 — 11. 5. 1778. 29. 6. 1757 — 3. 10. 1761 Pitts Ministerium.
Clive 29. 9. 1725 – 22. 11. 1774. Wolfe 15. 1. 1726—13. 9. 1759.

damit ist Canada, Lally Tollendal wird am 22. Januar 1760 bei 22. Jan. 1760
Wandewash geschlagen und damit ist Madras in den Händen der Engländer und auch in den europäischen Gewässern gewinnt Englands Seemacht die unbedingte Oberhand, insbesondere durch den Sieg bei Quiberon am 20. November 1759; die französische Flagge kann nicht mehr die offene See halten.

Während so England seine Stellung als weltumfassende Macht vorbereitete, war im Jahre 1760 auch Friedrichs gefahrvolle Lage durch seine Siege über die Oesterreicher am 15. August bei Liegnitz und am 15. Aug. 1760
3. November bei Torgau eine bessere geworden; Maria Thersia und 3. Nov. 1760
ihr bedeutender Minister, Graf Kaunitz, begannen doch in ihrer Zuversicht erschüttert zu werden, ob trotz der Beihülfe Frankreichs und Rußlands es möglich sein werde, Preußens Herr zu werden; der hartnäckig abgewiesene Gedanke an die Nothwendigkeit eines Friedensschlusses auch ohne dieses Ergebniß begann sich aufzudrängen. Das Jahr 1761 1761
sah also England in glänzender, über seine Feinde obsiegender Stellung, damit aber ergriff nun mehr und mehr alle Kreise dieses Landes Kriegsmüdigkeit und der Wunsch diesen Gewinn durch einen baldigen Friedensschluß dauernd zu sichern. Und dem kam der Wunsch Frankreichs entgegen, den verderblichen, den Wohlstand des Landes zerrüttenden und durchaus unglücklichen Krieg zu beenden. Gebunden waren aber beide Länder an ihre Verbündeten, Preußen und Oesterreich, und zwischen denen stand es noch so, daß Friedrich um keinen Preis irgend etwas von seinem Besitze aufgeben, Oesterreich aber um keinen Preis ohne Schlesien abschließen wollte.

Indessen in England nahm der Ueberdruß am Kriege so überhand, daß Pitt zurücktreten mußte, und nun eilte die unter dem neuen Könige Georg III. kläglich schwache Regierung mit würdeloser Hast zum Frieden mit dem schwer vom Kriege leidenden Frankreich zu gelangen unter völliger Aufopferung ihres Bundesgenossen Preußen. So endete das Jahr 1761, in welchem sich Friedrich in mühsamer Defensive abermals gegen seine Feinde auf dem Plan erhalten hatte, unter schlimmen Anzeichen für seine Zukunft; von England bereits verlassen stand er nunmehr ganz allein da. Jedoch mit den ersten Tagen des neuen Jahres

Lally Tollendal 1702—9. 5. 1766. Kaunitz 2. 2. 1711—27. 6. 1794.

5. Jan. 1762 trat ein erheblicher Wechsel der Dinge ein, es starb nämlich am 5. Januar 1762 Kaiserin Elisabeth Petrowna von Rußland.

Dort war die weltgeschichtliche Bedeutung Peters des Großen gewesen, daß er als Erster das Werk Tschingis Chans bekämpfte, daran arbeitete den Graben zwischen Rußland und dem Westen zuzuschütten, Wege nach Europa zu bauen. Allein in der radikalen Art der Durchführung dieser Arbeit bewies Peter ebenso gut, als es unsere Parlamente thun, daß Gesetze machen noch nicht das Glück und Gedeihen eines Volkes sichert. Nach seinem Tode wurden alle Verhältnisse wieder schwankend, insbesondere auch die Grundlage jeder Monarchie, die Thronfolge, und dieses Letztere nicht ohne des großen Kaisers eigenste Schuld, denn er selbst veranlaßte den Tod seines Sohnes, als nicht geeignet sein Werk fortzusetzen, und wollte dann wie in Allem so in der Thronfolge den Willen des Zaren unumschränkt gelten lassen. So fand ohne festes Recht mehrfacher Thronwechsel in den Formen asiatischer Palastrevolutionen statt und schließlich gelangte auch Peters Tochter Elisabeth in dieser Weise auf den Thron, auf welchem sie sich nur der Trägheit und Wollust hingab. In den Krieg gegen Friedrich trieben sie dann rein persönliche Beweggründe, die sie fesselnde Schmeichelei des österreichischen Hofes und der sie verletzende scharfe Spott des geistreichen Preußenkönigs.

Indessen, als dann die Provinz Preußen gänzlich von der russischen Armee besetzt war, da gedachte sie diesen Gewinn zu behalten, obgleich das damalige Rußland viel zu schwach war, auch nur Livland und Esthland zu verdauen, vielmehr von den deutschen Elementen regiert wurde und durch Hinzuwachs Ostpreußens den in letzter Zeit nur noch mühsam gewahrten slawischen Sonderkarakter verloren hätte. Hatte Peters des Großen Sohn auch die ersteren beiden Provinzen wieder fortgeben wollen, um den Staat unbedingt zu dem mongolisch-asiatischen Altrussenthume zurückzuführen, so hätte die Tochter Peters des Großen durch Erwerbung der letzteren Provinz auch das vom Vater geschaffene Neurussenthum zerstört, um einen abendländisch-baltischen Staat unter Vorherrschaft der Deutschen daraus zu machen.

Ihr Tod erhielt das Werk des großen Vaters, denn ihr Nachfolger, der Holsteiner Peter III., Sohn ihrer Schwester, ist ein glühender Verehrer Friedrichs, giebt ihm sogleich Preußen zurück und schließt

Frieden mit ihm am 5. Mai 1762 zu Petersburg, dem der Frieden 5. Mai 1762
Preußens mit Schweden sogleich folgt. Peter zwar wird schon nach einem halben Jahre von seiner Gemahlin Katharina — ehemals Sophie Prinzessin von Anhalt-Zerbst — gestürzt und wird dann ermordet, indessen der Friede Preußens mit Rußland bleibt bestehen und die Siege Friedrichs bei Burkersdorf am 21. Juli über die Oesterreicher und 21. Juli 1762
Prinz Heinrichs bei Freiberg am 29. Oktober über Oesterreicher und 29. Okt. 1762
Reichstruppen bewirken dann endlich, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen wird, aus welchem am 15. Februar 1763 der Friede zu 15. Febr. 1763
Hubertusburg hervorging, der Preußen ungeschmälert in seiner neu errungenen und hart vertheidigten europäischen Machtstellung beläßt.

Frankreich hatte zwar, nunmehr auch noch von Spanien unterstützt, den Krieg gegen England, welches aber Preußen keinerlei Hülfe mehr leistet, es im Gegentheile aufzuopfern sucht, um selbst leichter desto mehr zu erlangen, fortgesetzt, aber beständig mit Unglück, und so wird auch zwischen diesen Mächten zu Paris am 10. Februar 1763 Frieden geschlossen; England ist Herr in Nordamerika, von dessen Boden Frankreich weicht, indem es Canada abtritt und an Spanien Louisiana giebt als Entschädigung für Florida, welches diese Macht auch an England abtritt.

So war eine völlige Neugestaltung Europas eingetreten. Gelöscht sind aus der Reihe der maßgebenden Staaten das kolonialreiche Spanien, das seemächtige Holland, die Militärmacht Schweden, statt ihrer sind zwei neue Mächte erschienen, Rußland und Preußen, schnell aufgestiegen und gewaltsam in die europäische Staatenwelt eingedrungen, in welcher sie nun zusammen mit den alten Mächten, England, Frankreich, Oesterreich, die Vorherrschaft der fünf Großmächte bilden, von denen jetzt die Politik des Welttheiles abhängt. Und es kann wohl als ein Zukunftsmoment angesehen werden, daß von diesen fünf Großmächten jetzt vier von Familien des deutschen hohen Adels beherrscht wurden. Neben den Hohenzollern in Preußen und den Lothringern in Oesterreich herrschte seit 1762 in Rußland Holstein-Gottorp, seit 1714 in England Braunschweig-Lüneburg, da nach Königin Annas Tode die in Hannover regierende Linie als einzige protestantische Nachkommenschaft des Stuart Jakobs I. mit Georg I. den englischen Thron bestieg. Und von den Mächten zweiten Ranges war auch Schweden seit 1751 im Besitze einer Linie

der Holstein-Gottorp, während Dänemark mit Norwegen schon seit 1448 dem Hause Oldenburg gehörten und die Niederlande dem Hause Nassau-Oranien. Aber Deutschland selbst kam dieses internationale Herrscherthum seines Adels nicht zu Gute, so wenig wie einst die internationale Stellung seiner römischen Kaiser, zu schnell und zu gründlich gingen diese deutschen Herren in den ihnen anvertrauten fremden Interessen auf und zu viel und zu oft ward in Folge ihrer Familienverbindungen deutsche Kraft eingesetzt für fremde Interessen.

Die zwei Jahrzehnte nach Abschluß des großen siebenjährigen Kampfes in Europa und Amerika vergehen unter ferneren gegenseitigen Auseinandersetzungen dieser Großmächte, Abgrenzungen und Abrundungen ihrer Machtsphären. Im Osten werden die zerfallenden Staaten, Polen und die Türkei, der Gegenstand und das Opfer dieser großmächtlichen Auseinandersetzungen.

Ersteres Land war geradezu das Zerrbild eines Staates geworden, die Masse des Volkes rechtlos, hoffnungsloser Armuth und Sklaverei verfallen, ein überaus zahlreicher Adel im Vollbesitze aller Souveränitätsrechte bis zur verfassungsmäßigen Gewährleistung des Rechtes bewaffneten Widerstandes, ungeheure, offen betriebene Wahlkorruption, wildes Faktionswesen und bei Niemandem Pflichtgefühl, Niemand für das Gesammtwohl, Jeder nur auf seine Interessen bedacht. Es ist lehrreich zu sehen, daß sehr gleiche Erscheinungen doch in der Geschichte je nach dem Volke, in welchem sie vorkommen, sehr andere Wirkung haben können. Auch Venedig stand unter einer ausschließlichen, höchst eigensüchtigen Adelsherrschaft und doch genoß es unter ihr eine lange Zeit hoher staatlicher Macht, und auch das England des 18. Jahrhunderts ward durch Wahlkorruption regiert und in den Händen der großen Adelsfamilien erhalten und stieg doch gerade zu der Zeit auf den Gipfel seines Ansehens. Hätten alle diese Radziwills, Czartorysks, Potockis die Macht, die sie durch ihren Reichthum, ihre Stellung und die Wahlkorruption besaßen, im Dienste des Vaterlandes verwendet, so mochte Polen trotz seiner anarchischen Verfassung fortbestehen, mochte sogar gesunden; da aber Alles gegeneinander intriguirte, Niemand sich scheute, alle Mittel anzuwenden, selbst den Landesfeind herbeizurufen, um über die gegnerische Partei obzusiegen, so mußte der Untergang kommen und selten war er so verdient.

Und so wenig wie im Inneren, so wenig erfüllte Polen nach außen seine staatlichen Pflichten. Während des Siebenjährigen Krieges ward es geradezu wie herrenloses Gebiet angesehen und seine eigenen Landeskinder mißachteten ebenfalls die angebliche Neutralität der machtlosen Regierung und mischten sich mit bewaffneten Haufen nach Gutdünken ein. So war es denn bald nur noch die Frage, ob etwa ganz Polen dem mächtig aufstrebenden russischen Reiche verfallen, oder ob auch die anderen Nachbarn, Preußen und Oesterreich, Antheil daran haben sollten. Daß Polen sich selbst regieren oder aus eigener Macht irgend etwas für sein Schicksal thun könne, das zog Niemand überhaupt in Betracht und das war auch thatsächlich ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit durch der Polen eigene Schuld. Demgemäß ward 1772 die so- 1772
genannte erste Theilung Polens ins Werk gesetzt, das unbestrittene Uebergewicht in dem noch dem Namen nach unabhängig verbleibenden Theile fiel jedoch Rußland zu, die polnische vornehme Gesellschaft aber setzte ihr Leben höchster Eleganz und gänzlicher Unsittlichkeit unbekümmert fort, und nirgendwo zeigte sich der mindeste Versuch sich politisch zu ermannen, nirgendwo die mindeste Erkenntniß der eigenen Sünden, jeder Pole sah den Splitter im Auge des Anderen, keiner den Balken im eigenen Auge.

Auch an der zweiten Beute, der Türkei, erwies es sich, daß es sich um eine Auseinandersetzung der Ostmächte handelte, denn auch hier hatte Rußland eigentlich ganz allein vorgehen wollen, mußte aber dann doch mit Oesterreich sich abfinden. Der gewaltige Trieb nach Ausdehnung und der natürliche Drang an die Meere zu gelangen, zu denen die russischen Flüsse hinströmten, hatte bisher nur im Norden seine Befriedigung gefunden, denn aus Asow war ja Peter I. wieder verdrängt worden. Nunmehr nahm die große Herrscherin deutschen Blutes, die seit 1762 auf Rußlands Throne saß, Katharina II., den Weg nach dem Schwarzen Meere wieder auf. Der 1768 eröffnete Krieg brachte Erfolge, Moldau und Walachei wurden besetzt und an der Küste Kleinasiens in der Bucht von Tschesme die türkische Flotte von der russischen zerstört, 5. Juli 1770. Allein nun trat Oesterreich diesem Festsetzen der Russen an der unteren Donau entgegen und die Verwickelung löste sich nur dadurch, daß eben die Betheiligten ihre Entschädigung in Polen suchten und durch die erste Theilung fanden.

Demnächst zwang dann Rußland die Pforte zum Frieden von Kutschuk
21. Juli 1774 Kainardschi am 21. Juli 1774, durch welchen es bis an den Kaukasus und die Osthälfte des Schwarzen Meeres vordringt.

Zwar war nun auch hier das Meer erreicht, aber wie im Norden die Ostsee, so war es auch hier nur ein Binnenmeer und so gingen denn Katharinas Gedanken bald darüber hinaus und sie gedachte mit der Einnahme Konstantinopels und der Vertreibung der Türken aus Europa die Herrschaft über das östliche Becken des Mittelmeeres zu gewinnen. Die Erfahrung hatte jedoch soeben gelehrt, daß auf diesem Wege Oesterreich eine bedenkliche Flankenstellung einnehme, und so meinte Katharina sich zunächst mit dessen Herrscher, Maria Theresiens Sohn Joseph II., einigen zu sollen und dieser entwickelte dann nicht minder großartige Pläne zu umfangreichem Landerwerbe als sie selber. Freilich entsprach die Kriegführung der Verbündeten nicht so großartigen Absichten, entscheidende Schläge führten sie nicht, und als demnächst Preußen sich einmischte, um Oesterreich nicht allzu sehr anwachsen zu lassen, da mußte dieses sich noch glücklich schätzen, nur wieder auf den Stand vor dem Kriege zurückzukehren, während Rußland in dem Frieden von Jassy am 9. Januar 1792 immerhin das Land zwischen Bug und Dnjestr gewann.

Der Grund des schnellen und unaufhaltsamen Niederganges der Türkei war schließlich derselbe wie in Polen, wenn auch in etwas anderen Formen, der Mangel eines Staates. Jeder Pascha dachte nur an sich selbst, nur daran, wie er seine Stellung zu eigener Bereicherung und Machtvergrößerung ausnutzen könne, irgend welches Gefühl für das Gemeinwohl gab es nicht. Und wollen wir wissen, was der eigentlich entscheidende Punkt war, so werden wir auch hier wie bei allen großen geschichtlichen Veränderungen einen religiösen Kern finden. Die hoffnungslose Verquickung des türkischen staatlichen Lebens mit den religiösen Vorschriften des Koran, die jede staatliche Fortentwickelung zu einer Gottlosigkeit machen würde, ist der Urgrund des dortigen Verderbens, und die unbedingte Alleinherrschaft der römischen Kirche unter Unterdrückung der Andersgläubigen gab in Polen nicht nur den Anstoß und

1768—1774 Erster Türkenkrieg Rußlands. 1787—1792 Zweiter Türkenkrieg Rußlands.

den anderen Mächten den Vorwand zu der Einmischung, die das Ende herbeiführte, sondern brach auch durch die sie begleitende Jesuitenherrschaft der Polen sittliche Widerstandskraft, indem sie an die Stelle eigener Ueberzeugung die Gebote äußerer Kirchlichkeit und den Gehorsam gegen die Jesuiten setzte.

Während so die Ostmächte ihren Abrundungs- und Vergrößerungsplänen nachgingen, waren die Westmächte zunächst überseeisch beschäftigt. In Nordamerika war durch den siebenjährigen Kampf die größte Zukunftsfrage entschieden worden, es sollte germanisch-protestantisch sein, aber daneben harrte dort noch manche andere Frage der Entscheidung. Nicht wie in Indien war hier eine zahlreiche, gebildete, staatlich von Urzeiten her geordnete eingeborene Bevölkerung vorhanden, jungfräulicher Boden war es, von nomadischen Jägern spärlich bewohnt, denen gegenüber seit nunmehr zweihundert Jahren das einwandernde Element — weitaus überwiegend germanisch — in Völkerwanderungsweise daran gegangen war das Land in Besitz zu nehmen, die Ureinwohner zu verdrängen, auszurotten. Aber in dieser Arbeit errangen sich diese ohnehin stark veranlagten germanischen Stämme ein solches Gefühl der Selbständigkeit, solche Zuversicht zur eigenen Leistung, daß es unmöglich werden mußte sie auf die Dauer als gänzlich abhängige Kolonien vom Mutterlande aus zu regieren und besonders auch handelspolitisch auszubeuten. Durch den siebenjährigen Krieg gegen das französische Element gewannen die Anglo-Amerikaner das Bewußtsein der staatlichen Zusammengehörigkeit, welches sodann sich gegen das Mutterland geltend macht, als dessen Regierung in sehr unfähigen Händen fortfährt diese „Staaten" völlig als koloniale Materie zu behandeln. Solches ertrugen zwar die spanischen und portugiesischen Kolonien Mittel- und Südamerikas schon seit zwei Jahrhunderten, allein auch hier wieder erwies sich der Protestantismus als ein staatenbildendes Element, und so steht denn England vor der Wahl entweder freiwillig die nordamerikanischen Kolonieſtaaten seiner Klientel zu entlassen, oder um die Aufrechterhaltung derselben einen ernsten Kampf zu führen.

Streitigkeiten über Zollauflagen geben am 16. Dezember 1773 zu Boston den Anstoß zum Ausbruche der Feindseligkeiten. Es war anscheinend eine sehr ungleiche Partie, die hier begann: die größte Seemacht der Zeit, über unerschöpfliche Finanzquellen gebietend und damit

unter den damaligen Verhältnissen auch über Truppen nach Bedarf verfügend, soeben aus einem großen Kriege siegreich hervorgegangen, fand sich ausgedehnten, spärlich bewohnten, kaum zu staatlichem Dasein gelangten Kolonien gegenüber. Thatsächlich war auch der Krieg zunächst
17. Juni 1775 durchaus zu Ungunsten der Amerikaner. Am 17. Juni 1775 ward ihre feste Stellung bei Bunkershill überwältigt, und wenn sie auch in richtiger Erkenntniß die ganze Kriegführung einem Manne, George Washington unterstellten, so erlitten sie doch in den nächsten Jahren noch vielfache Mißerfolge, der Oberbefehlshaber Washington selbst ward
13. Sept. 1777 am 13. September 1777 am Brandywine geschlagen.

In Bezug auf die Anzahl der Kämpfenden waren alles dieses sehr unbedeutende Gefechte, aber der Zahlenmaßstab ist nicht der Maßstab der Weltgeschichte. Es war hier eine jener weltgeschichtlichen Krisen eingetreten, deren Verlauf und Lösung sich durch keine Erläuterung und Prüfung des Geschehenen ausreichend erklären läßt, es war etwas Neues reif geworden und machte sich Platz, ohne daß wir die Mittel und Wege dazu völlig nachweisen könnten. Der Entschluß unbedingter Lossagung von jeder fremden Herrschaft, welchen die dreizehn Staaten: New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordkarolina, Südkarolina und Georgien durch die Unabhängigkeits-Erklärung
4. Juli 1776 des Kongresses am 4. Juli 1776 kundgaben, erwies sich nicht nur als festbegründet, er erwies sich auch als in der That erfolgreich trotz der großen Zahlenüberlegenheit der englischen Streitkräfte. Freilich die Natur der Heere und die ganze Art der Kriegführung des 18. Jahrhunderts waren überhaupt nicht geeignet ein zu allgemeinem Widerstande entschlossenes Land gänzlich niederzuwerfen und zur unbedingten Ergebung zu zwingen, es kam immer nur wie in dem größten dieser Kriege, dem siebenjährigen, darauf an die feindlichen Heere aus dem Felde zu schlagen und den Willen der feindlichen Regierung zu brechen, so daß sie es aufgäbe ihr Ziel zu erreichen. Auch hier war es auf Seiten Englands mehr die Regierung als die Nation, welche den Krieg führte, des englischen Volksgeistes größter Vertreter, Pitt, trat vielmehr der Regierung entgegen und rieth zur Aussöhnung mit den amerikanischen Kolonien.

---

5. 9. 1774—26. 10. 1774 Erster Kongreß zu Philadelphia.

Demgegenüber war nun Washington durchaus der Mann der Situation, was in diesem Falle keineswegs einen Feldherren ersten Ranges bedeutet. Im Felde mußte er sogar mehrfach den besseren und zahlreicheren Truppen der Engländer unterliegen, dennoch verstand er es dauernd die Amerikaner zusammenzuhalten und das Vertrauen auf den endlichen Ausgang zu festigen; es war ähnlich wie bei dem Freiheitskampfe der Niederländer gegen die Spanier, welch letztere mit den Waffen im Felde fast durchaus überlegen waren und doch schließlich ihr Beginnen scheitern sahen. Endlich gelang es den Amerikanern auch einen erheblichen Waffenerfolg zu erringen, eine der englischen Armeen muß sich bei Saratoga am 16. Oktober 1777 ergeben, und nun tritt 16. Okt. 1777
Frankreich durch den Vertrag von Paris vom 6. Februar 1778 offen 6. Febr. 1778
auf die Seite der dreizehn Vereinigten Staaten, nachdem es dieselben bisher schon unter der Hand begünstigt hatte.

Der Krieg wird damit ein allgemeiner, insbesondere auch ein Seekrieg und greift nach Indien und Afrika über. Denn nicht nur um Wiederherstellung seiner Oberherrschaft in Nordamerika kämpfte damals England, sondern auch um Durchsetzung einer unbedingten Obmacht zur See. Es lag in diesen Ansprüchen auch ein universaler Herrschaftsgedanke, aber die Form, in der er jetzt auftritt, beweist abermals, daß es sich nicht mehr nur um Europa, sondern um die atlantische Welt handelt; von dem Kampfe um den Ocean und dessen westliche Küste werden alle Staaten Europas berührt und zur Stellungnahme gegen Englands universale Herrschaftsansprüche bewogen. Auf der See halten die Kräfte Englands denen Frankreichs, Spaniens, Hollands ungefähr das Gleichgewicht, in Ostindien führten die Kämpfe gegen die von den Franzosen unterstützten einheimischen Machthaber, insbesondere Hyder Ali Sultan von Mysore, hauptsächlich dank der Thatkraft Clives, zu immer mehr Erfolgen und Gebietserweiterungen, den Franzosen ist schließlich nur Pondichery geblieben.

In Amerika bleibt im Großen und Ganzen das militärische Uebergewicht auf Seiten Englands, aber für die Amerikaner entscheidend wurde es, daß ihre kleinen Armeen dank Washingtons Festigkeit und Umsicht dennoch das Feld zu behaupten vermochten, und als dann auch

Washington 22. 2. 1732 - 14. 12. 1799. Hyder Ali 1761—10. 12. 1782.

das Waffenglück sich ihnen mehr zuwandte, als insbesondere abermals
19. Okt. 1781 eine englische Armee am 19. Oktober 1781 bei Yorktown die Waffen
strecken mußte, da war der ohnehin von dem Volke nicht recht unter-
). April 1783 stützte Wille der englischen Regierung gebrochen, und am 19. April 1783
ward durch den Frieden von Versailles die Selbständigkeit und Unab-
hängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt.
Zu derselben Zeit also, wo England begann, sich zu einem außereuropäischen
Weltreiche auszudehnen, löste sich aus seinem Schooße eine neue Macht
zu selbständigem Dasein los, ebenfalls eine anglo-germanische und pro-
testantische Macht, und bei der ungeheuren Ausdehnung des ihr zur
Verfügung stehenden Gebietes gleichfalls zur Entwickelung zu einem
Weltreiche vorherbestimmt.

Gebiets- und Machtausdehnung war in diesen Jahrzehnten allen
europäischen Großstaaten zu Theil geworden, nur einer derselben hatte
an Beidem bedeutende Einbuße erlitten, Frankreich. Der Siebenjährige
Krieg in Deutschland hatte ihm seinen Waffenruhm, der in Amerika
hatte ihm Canada gekostet, der Freiheitskrieg der Amerikaner brachte
ihm schwere Verluste in Ostindien und die Entstehung des nord-
amerikanischen Staatenbundes gab der romanischen Race keinen Ersatz
dafür. Und im Innern waren Frankreichs Zustände trostlos geworden.
Wüste Mißregierung einer gänzlich verfaulten Hofgesellschaft, Zerrüttung
der Finanzen, Verderbniß des Heeres, nur ein Despot gewaltigster
Größe hätte hier ohne Umsturz Rettung schaffen können.

Und was war der Urgrund dieser Entwickelung? Ich glaube nicht,
daß es religiöse Befangenheit ist, wenn ich ihn finde in der seit Auf-
hebung des Ediktes von Nantes in vollster Unbedingtheit wieder-
hergestellten Herrschaft der tridentinischen Kirche unter hervorragender
Leitung der Jesuiten. Post hoc ist alles das geschehen, was geschah,
aber freilich, wie können wir beweisen, daß es auch propter hoc
geschah, weltgeschichtliche Beweisführung kann nie die logisch zwingende
Argumentation einer juristischen oder mathematischen haben. Der Be-
weis immerhin ist geliefert, daß die Jesuiten und die unbedingte Herr-
schaft der tridentinischen Kirche für Aufrechterhaltung der Monarchie
und Staatsordnung keineswegs eine sichere Schutzwehr bilden, denn so
streng diese Faktoren den menschlichen Willen und die menschliche Ein-
sicht religiös binden, so wenig geben sie ihnen Schranken in allen

anderen Beziehungen. Dem alleinigen göttlichen Rechte der Kirche gegenüber kann ein unbedingt zu achtendes Recht der weltlichen Gewalt nicht bestehen und so kamen denn auch ganz folgerichtig die Jesuiten des 16. Jahrhunderts zu der Lehre von der Volkssouveränität, der Berechtigung, alle weltlichen Regierungsformen zu wechseln und zu ändern und damit auch zu der Lehre von dem Rechte, Könige, natürlich insbesondere ketzerische, abzusetzen, ja zu tödten. Und wie das gesammte Tridentinum in der Theorie auf in sich streng folgerichtigen Grundsätzen beruht und in der Praxis diese ins Schrankenlose überall und unter allen Umständen durchzuführen gedenkt, wenn es nicht anders ist, unter Anwendung jeder Gewalt, so lernte auch der französische Geist an die Allmacht allgemeiner Theorien glauben, welche irdische Vollkommenheit bewirken würden, falls sie nur unbedingt praktisch durchgeführt würden, sei es auch mit Anwendung jeglicher Gewaltsamkeit. Der Mensch bedarf der Religion, sie macht ihn zum Menschen, er bedarf aber auch der Freiheit, sie ist sein eigentliches Element im Gegensatze zu der thierischen Gebundenheit; wird ihm nun jede freie Entwickelung der höchsten, der religiösen Seite seines Denkens durch eine unabänderliche, starre Schranke abgeschlossen, so wirft sein Freiheitsdrang sich auf andere Gebiete, und während die religiöse Ueberzeugung das ganze menschliche Dasein, seine ganze Entwickelung begleiten, leiten und durchtränken soll, steht sie so unabänderlich abgeschlossen bei Seite und ohne sie wirkt und strebt der Mensch daher verderblich, weil ungöttlich. So sehen wir heutzutage die Spanier, die Franzosen, die Südamerikaner in ungestörter kirchlicher Unterwerfung unter ihre Priester verharren, während sie alles Uebrige in beständiger revolutionärer Umwälzung erhalten. Dieses, meine ich, war auch der Urgrund der großen französischen Revolution, während die staatliche und gesellschaftliche Zerrüttung, die den Anlaß und die Möglichkeit zum Ausbruche gaben, nur Folgen davon waren.

Freilich dem lokalen Ausbruche lag auch ein allgemein europäisches Moment zu Grunde. Wie vor der Reformation lag Europa abermals in Geburtswehen einer neuen, sein gesammtes geschichtliches Leben einheitlich in Anspruch nehmenden Idee, wiederum ein großer Beweis, daß eben dieser Welttheil eine weltgeschichtliche Einheit ist. Aber auch dieses Mal sollte das Volk, welches die neue Idee ans Licht gebar,

selbst nur die Schmerzen und die Zerstörung davon tragen. Es sind die politischen Ideen, in welchen alle unsere Staaten jetzt leben, die Frage der Rechte und der Pflichten des Einzelnen gegenüber dem Staate und des Staates gegenüber dem Einzelnen. Im Mittelalter stand der Einzelne nie als solcher der Gesammtheit gegenüber, sondern immer als Mitglied eines Standes, einer Korporation; dann bildete sich der Begriff des Staates heraus seit Ludwig XI. in Frankreich, seit den Tudors in England, seit der Reformation in Deutschland, aber noch stand er als nur Rechte habend und Pflichten auferlegend da, fast überall in einem Manne verkörpert. Nun erst seit der Revolution erscheint auch der Einzelne als Rechte an ihn habend und Pflichten von ihm fordern könnend und die uns heut gestellte Aufgabe ist, die berechtigten Ansprüche des Individuums mit den berechtigten Forderungen der Staatsgewalt in Uebereinstimmung zu bringen. Uebrigens setzt alles das schon ein unbedingt berechtigtes Dasein des Staates voraus, wie es die theokratische tridentinische Lehre nicht kennt, welche nur den römischen Hohenpriester als aus eigenem weil göttlichem Rechte bestehend ansieht, die Staaten aber als von diesem abhängig.

Und so entwickelten sich denn auch diese neuen Ideen in Frankreich sogleich religionsfeindlich, die für den Menschen in Anspruch genommenen Rechte schienen nur unter völligem Bruche mit der Religion durchführbar; in solcher Weise verkörperte sich das Neue in seinem größten Vertreter François Arouet, mit seinem Schriftsteller- und geschichtlichen Namen Voltaire genannt. Und will man nicht allen geschichtlichen Zusammenhang zufällig nennen, so wird man auch das nicht als Zufall bezeichnen können, daß dieser große Zerstörer des Bestehenden und Hasser der Religion Zögling einer Jesuitenschule gewesen war. — Mißverstandene Auffassungen englischer Verfassungszustände, wie sie besonders Montesquieu verbreitet, und das ebenso unverstandene Beispiel des neuentstandenen amerikanischen Staatenbundes ließen dann eine mechanische Anschauung vom Staate aufkommen, welche es als das leichteste Ding der Welt erscheinen ließ, denselben von Grund auf ohne Fehler wieder aufzubauen, sobald nur das allgemein als völlig verderbt verurtheilte Alte umgestürzt sei. Und schließlich kamen die willkürlichen

Voltaire 20. 11. 1694 — 30. 5. 1778. Montesquieu 18. 1. 1689 — 10 2. 1755.

Utopien Rousseaus dazu über den ursprünglichen sozialen Zustand des Menschen und dessen nothwendige Wiederherstellung, die ganz denen der heutigen Sozialdemokraten gleichen, ebenso haltlos, aber auf die Menge ebenso wirksam. So erschien damals Niemandem irgend etwas erhaltenswerth, Voltaire bekämpft die Religion, Montesquieu den Staat, Rousseau die Gesellschaft, während man meinte nicht nur das Bessere, sondern geradezu das Vollkommene vor Augen zu sehen und mit leichter Mühe schaffen zu können.

Wie fast immer, so gaben auch hier materielle Bedrängnisse, finanzielle Schwierigkeiten den letzten Anstoß zu der großen Bewegung; jahrzehntelang können umstürzlerische Ideen ohne Erfolg gepredigt werden, bis dann ein Augenblick materieller Noth ihnen zum Ausbruche verhilft. Die Regierung des kläglich unfähigen Ludwigs XVI. hatte die verschiedensten unsicher schwankenden Versuche gemacht, der Zerrüttung der Finanzen abzuhelfen, endlich griff man auch zu der Einberufung der seit 1614 nicht mehr versammelt gewesenen allgemeinen Reichsstände. Am 4. Mai 1789 traten diese in Versailles zusammen und von nun an ging der gänzlich planlosen Regierung gegenüber die Versammlung den Weg der Revolution. Politische Versammlungen bedürfen nothwendig der Leitung, findet sich kein Staatsmann es zu thun, so ist jederzeit der Demagog zur Stelle, um es zu übernehmen. Einen Mann hoher staatsmännischer Begabung besaßen diese Reichsstände, die sich sogleich als Nationalversammlung konstituirten, es war Mirabeau, aber er war eben doch nicht bloß Staatsmann, er war zugleich auch ein gewaltiger Demagog und von so schlimmer Vergangenheit, daß er Vertrauen nicht einzuflößen vermochte. So hielt auch er den sich schnell entwickelnden Gang der Dinge nicht auf, die Versammlung verlor sehr bald die Zügel, der Pöbel der Hauptstadt maßte sich bestimmenden Einfluß an, am 14. Juli stürmte er die unvertheidigte Bastille, am 6. Oktober zwang er König und Nationalversammlung nach Paris überzusiedeln. 4. Mai 1789. 14. Juli 1789. 6. Okt. 1789.

Immerhin kam jetzt noch die fruchtbarste Zeit der Revolution, die Ausarbeitung der Verfassung, ein Werk, welches auf alle ferneren Ver-

Rousseau 28. 6. 1712 — 3. 7. 1778. 17. 6. 1789—30. 9. 1791 Constituante. — Mirabeau 9. 3. 1749—2. 4. 1791.

fassungsbewegungen des europäischen Festlandes seinen Einfluß gehabt hat. Freilich findet man auch hier schon die Ueberschätzung der Wirkung geschriebener Verfassungsparagraphen und theoretischen Gesetzemachens, die ebenfalls ein Erbtheil unser Aller geworden sind; in den Beziehungen des Staates zur Kirche ward gewaltsam eine Machtvollkommenheit beansprucht, die nach schweren Erfahrungen sich als undurchführbar erwies; das geschichtlich Gewordene ward dem vernunftrechtlich Konstruirten aufgeopfert, Frankreichs provinzielles Leben gänzlich zerstört, das ohnehin schon gefährliche Uebergewicht von Paris befestigt und vermehrt. Dennoch konnte diese Verfassung mit ihren so vielfach praktischen und guten Einzelheiten als ein brauchbarer Baugrund für Neueinrichtung des Staates angesehen werden, wenn nur Jeder bereit war, sich ehrlich auf diesen Boden zu stellen. Das aber that Niemand, weder König noch Parteien. Das ist das hohe Verdienst unserer Fürsten heutzutage, daß sie ernstlich und gewissenhaft gewillt sind an der Neuordnung des Deutschen Reiches festzuhalten, und das ist das hohe Verdienst Bismarcks, ihnen dieses so leicht gemacht zu haben durch eine Verfassung, die nicht theoretisch vollkommen sein sollte, sondern das geschichtlich Gewordene schonte und hochhielt.

Schon während der Arbeit an der Verfassung hatte der König einen Fluchtversuch gemacht und nur aufs äußerste widerstrebend nahm er die fertige Verfassung an, während in der neu zusammentretenden gesetzgebenden Versammlung die Partei der Girondisten dieselbe bereits als überholt ansah und bewußt auf die Republik hinarbeitete und hinter ihnen schon die Männer des Schreckens auftauchten. Um den Umsturz des Königsthumes herbeizuführen und die Macht in ihre Hände zu bringen, glaubten die Girondisten, es sei nicht genug an den Unruhen der inneren Zustände, es müsse der Krieg gegen das Ausland hinzu-
20 April 1792 kommen, und so ward dieser am 20. April 1792 dem Deutschen Reiche erklärt. Ganz Europa tritt damit in eine ungeheure gemeinsame Bewegung ein, welche den gesammten Welttheil gewissermaßen umpflügt und ihn dadurch einheitlicher macht, zugleich aber auch zeigt, welche Faktoren keinen integrirenden Theil Europas bilden, ein selbständiges Dasein neben dem europäischen Festlande haben, nämlich England und Rußland.

1. 10. 1791 – 20. 9. 1792 Legislative.

Letzteres Land ergriff die Gelegenheit, um seine Ausdehnungspläne im Osten zu verfolgen, während Oesterreich und Preußen im Westen gegen Frankreich beschäftigt wären. Preußen war, seitdem am Donnerstag, den 17. August 1786, 20 Minuten nach 2 Uhr morgens, der große König die Augen geschlossen hatte, einer jammervoll schwachen Regierung verfallen und ging nun im Vereine mit Oesterreich in einen nutzlosen, schlecht geführten Krieg gegen das revolutionäre Frankreich. Die Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen und die beständige Rücksicht auf das, was hinter ihrem Rücken Rußland im Osten betrieb, lähmte jeden Nerv der Kriegführung, und während in Frankreich ein wilder Aufstand am 10. August das Königsthum stürzt, ist am 20. September die 10. Aug., 20. Sept. 1792
sogenannte Kanonade von Valmy der Ausdruck dessen, daß das uneinige, durch tausend Rücksichten kleinlicher Politik gehemmte Europa nicht fähig ist, den ihm hingeworfenen Handschuh der kriegerisch-revolutionären Propaganda dem Gegner zurückzuschleudern.

Und von jetzt geht in reißend schneller Weise jene große Entwickelung weiter, Frankreich verfällt im Inneren einer immer gründlicheren Zerstörung des Bestehenden, unter beständigen, doktrinär-vernunftrechtlichen Wiederaufbauversuchen; nach außen entfaltet es immer gewaltigere Kräfte zur Eroberung und Unterwerfung erst aller Nachbarn, dann ganz Europas. Nachdem die Legislative durch den Nationalkonvent ersetzt ist und dieser das Königsthum abschafft, beginnen sogleich die Girondisten zu fühlen, daß nicht sie dessen Erben sein werden, sondern die ungleich entschlosseneren, radikaleren, vor keiner Gewaltsamkeit zurückschreckenden Jakobiner der Bergpartei. Im Kampfe um das Leben des Königes messen sie ihre Kräfte, als dieser am 21. Januar 21. Jan. 1793
1793 auf dem Schaffote fällt, ist auch das Schicksal der Girondisten besiegelt und kaum sechs Monate später steht Paris und damit fast ganz Frankreich unter der Diktatur Robespierres und dem Schreckensregiment der Guillotine. Und während dieser ganzen Zeit ward der auswärtige Krieg von elenden Truppen elend geführt: die zuerst in Belgien, Holland, längs des ganzen linken Rhein-Ufers davongetragenen Erfolge gingen alle wieder verloren, in Frankreich selbst erhob sich die Bevölkerung der Vendée und der Bretagne gegen die Revolution.

21. 9. 1792—26. 10. 1795 Konvent. — Robespierre 6. 5. 1758—28. 7. 1794.

Indessen, die Kraft und die Interessen der Ostmächte lagen nicht hier und so entging Frankreich einem bei festem Zusammenhalten der anderen Staaten unausbleiblichen Verderben, gerade damals fand zwischen Rußland und Preußen die zweite Theilung Polens statt. Nie hatte Europa so wenig Zug nach Einheit gezeigt, nie waren die Staaten so mit sich selbst beschäftigt gewesen, nun sollte noch einmal ein gewaltsamer Einigungsversuch von Frankreich ausgehen, vorübergehend Europa zu einer universalen Herrschaft zusammenpressen, um dann schnell wieder zu verschwinden. Schnell, aber doch nicht spurlos. Denn viel gemeinsamer ist doch das ganze europäische Leben seitdem geblieben, immer ist es wieder hervorgetreten, daß trotz Allem Europa eine Einheit ist den außereuropäischen Weltmächten England und Rußland gegenüber.

Die Schreckensherrschaft Robespierres erschöpfte sich schließlich; mit dem Muthe, der aus der Angst um das eigene Leben hervorging, rafften sich Männer aller Parteien auf und stürzten am 9. Thermidor = 27. Juli 1794 Robespierre, der dann mit vielen seiner Anhänger hingerichtet wird. Die Verfassung, die nun ausgearbeitet wurde, ergab ein weitaus konservativeres, gemäßigteres Regierungssystem, aber noch weiter glaubten die Royalisten bei der allgemeinen Revolutionsmüdigkeit gehen zu können, sie erregten gegen die Einführung der neuen Ordnung einen Aufstand, wurden aber am 13. Vendémiaire = 5. Oktober 1795 durch den vom Konvente beauftragten General Napoleon Bonaparte niedergeworfen.

In ihm verkörperten sich fortan für Europa und für Frankreich die Folgen und Ergebnisse der Revolution und alle Geschichte der nächsten zwei Jahrzehnte knüpft sich an seinen Namen, er sichert für Frankreich das, was geschichtlich berechtigt war in der großen Bewegung und giebt ihm die dem französischen Geiste entsprechende Form, er führt für Europa die Arbeit des Umsturzes des Alten, der Durchwühlung des gesammten Festlandes für neue Frucht durch; was freilich er selbst als das Ziel seines Wirkens ansah, Gründung einer Dynastie für die Herrschaft über Europa, das scheiterte. Und doch gewinnen wir immer dabei den Eindruck, als sei er es nicht, der diese Geschichte mache, als sei er nur Werkzeug, als werde er vorwärts getrieben auf unausweichlich vorgeschriebenem Wege. Vielleicht ist das die Geschichte aller großen Männer, mehr als sie selbst oder wir es zu erkennen vermögen; bei

Keinem jedoch tritt es so hervor wie bei Napoleon, und Keiner fühlte sich so vollkommen selbst als der Mann des vorher bestimmten Schicksals, Keiner handelte mit so fatalistischer Sicherheit, in Keines Laufbahn treten so häufig und so scharf die Augenblicke hervor, wo der Erfolg des Handelns nur durch fast wunderbare Gunst des Geschickes gesichert wird. Seine Erscheinung in der neuesten Geschichte ist höchst merkwürdig, er ist ein Mensch keines Landes und einer längst vergangenen Zeit; wäre eine imperatorische Einigung Europas möglich gewesen, so mußte sie allerdings von einem Solchen ausgehen, aber in dieser Form erwies sie sich eben abermals als unmöglich.

Der jugendliche, angeblich am 15. August 1769, vielleicht aber am 7. Januar 1768 geborene geniale Soldat erhielt von der neuen, ihm für den Dienst vom 13. Vendémiaire verpflichteten Regierung, dem Direktorium, das Oberkommando der für Italien bestimmten Armee, freilich hat auch hier, wie bekannt, die teterrima causa ihre Rolle gespielt, es ist eben nie und nirgends die Weltgeschichte nur ein Ergebniß großer Tendenzen, sondern überall wirkt mit, oft geradezu entscheidend, das Kleine, das Persönliche, das Schmutzige, das Thierische. Der Krieg Frankreichs gegen das Ausland hatte bei dessen allgemeiner Uneinigkeit, bei der stets gespannt nach Osten gewendeten Aufmerksamkeit der drei großen Festlandsmächte eine günstigere Wendung genommen, Belgien, Holland, das linke Rhein-Ufer waren wieder den französischen Waffen zugefallen, während Preußen mit Rußland und Oesterreich die dritte und völlige Theilung Polens ausführte und mit dem Frieden von Basel am 5. April 1795 aus dem Kriege gegen Frankreich ausschied. 5. April 1795

Das nächste Jahr eröffnet Napoleons in der Weltgeschichte beispiellose Feldherrenlaufbahn. In einem meisterhaften Feldzuge dringt er von Nizza durch Oberitalien vor, überall die Oesterreicher in glänzenden Gefechten schlagend, Piemont wird zum Frieden gezwungen, schnell unterwerfen sich die anderen italienischen Staaten dem Sieger, der sie den Frieden theuer erkaufen läßt, dann konzentrirt sich der Widerstand Oesterreichs in der Festung Mantua, Napoleon berennt sie und schlägt alle Entsatzheere, Mantua fällt, und der die Alpen über-

1. 11. 1795 9. 11. 1799 Direktorium.

schreitende, mit dem Vormarsche auf Wien drohende französische Feldherr erlangt von den Oesterreichern den Abschluß des Präliminar-
8. April 1797 friedens von Leoben am 18. April 1797.

In Deutschland war zunächst der österreichische Erzherzog Karl siegreich gewesen und hatte die eine französische Armee unter Jourdan geschlagen, die andere unter Moreau über den Rhein zurückgedrängt, dann aber riefen ihn die Fortschritte Napoleons zurück, mit ihm geschah der Abschluß der Friedenspräliminarien. Die endgültige Regelung der Ergebnisse dieser Feldzüge geschieht durch den Frieden von
17. Okt. 1797 Campo Formio am 17. Oktober 1797, welcher Frankreichs Grenzen bis an den Rhein ausdehnt. Napoleons Siege waren es, welche dieses bewirkt hatten, ihn selbst aber treibt unruhiger Thatendrang weit über den heimischen Gesichtskreis hinaus; der dort augenblicklich herrschende Friede, so unsicher er war, so wenig er dauern konnte, bedrückt ihn doch als gefährlich für ihn, durch Kampf in der Ferne sucht er seine Zukunft zu gründen, wie einst Cäsar in Gallien. Und vielleicht waren die heimischen Machthaber gar nicht einmal übel damit zufrieden, seiner los zu werden, sei es selbst um den Preis einer Armee. Jedenfalls erhielt er eine der besten Armeen, die das damalige Frankreich liefern
18. Mai 1798 konnte, und lief mit ihr am 18. Mai 1798 von Toulon aus, um Aegypten zu erobern.

Indessen blieb Frankreich der Frieden nicht lange erhalten. Oesterreich gedachte nicht sich bei der zu seinen Ungunsten gefallenen Entscheidung zu beruhigen, Rußlands phantastischer Kaiser Paul I. war bereit die Kräfte seines Landes für Herstellung der Legitimität in Frankreich einzusetzen, und England betrieb mit aller Macht die Erneuerung eines Krieges, welcher, wie einst der Siebenjährige, Frankreich und überhaupt die Staaten Europas so fesseln mußte, daß es selbst unterdessen seine überseeische Weltmachtstellung ungestört ausbauen und vollenden könne. Der Verlauf des Krieges zeigte, was Frankreich hätte widerfahren können, wenn von Anfang an die Mächte mit Ernst und Einigkeit gegen dasselbe vorgegangen wären; schon waren die französischen Heere und Feldherren weit besser und erfahrener als anfangs,

Erzherzog Karl 5. 9. 1771—30. 4. 1847. Jourdan 29. 4. 1792—23. 11. 1833. Moreau 11. 8. 1763—2. 9. 1813.

dennoch drang in Deutschland der Erzherzog Karl abermals siegreich bis zum Rheine vor, und Oberitalien ward den Franzosen schnell entrissen durch den genialen Ssuworow, bis jetzt der einzige geschichtlich große Feldherr des Slawenthumes. Allein die auseinandergehenden Interessen der betheiligten Mächte machten sich doch wieder geltend und so ward Rußland bald solches Bündnisses und solcher Kriegführung überdrüssig und das schon mit Invasion bedrohte Frankreich hat im Herbste des Jahres 1799 zwar Deutschland und Italien verloren, sieht jedoch den großen feindlichen Angriff gänzlich ins Stocken gerathen. Aber am 9. Oktober 1799 landete Napoleon in Fréjus und 9. Okt. 1799
genau einen Monat später war er durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire = 9. November im Besitze der vollen Herrschergewalt 9. Nov. 1799
in Frankreich.

Napoleon hatte nach der Landung in Aegypten die dort herrschenden Mameluken geschlagen und auch hier in jeder Weise sein großartiges Feldherrengenie entfaltet, wiederum seinen Namen und die französischen Fahnen mit Glanz und Ruhm bedeckt. Jedoch seine Verbindung mit der Heimath, seine Flotte, war am 1. August 1798 durch die Schlacht von Abukir von Englands großem Admiral Nelson vernichtet worden. Zwar sucht Napoleon den Ausweg durch Syrien zu gewinnen, indessen das Scheitern der Belagerung von Akkon zwingt ihn nach Aegypten wieder zurückzugehen. Er sieht ein, daß diese Armee nunmehr hier eingeschlossen und rettungslos einer früheren oder späteren Kapitulation verfallen ist, er hört von Frankreichs ungünstiger Lage, er beschließt sich persönlich unter Aufopferung der ihm anvertrauten Armee aus Aegypten zu retten, in Frankreich als der Retter aufzutreten und so die Träume seines Ehrgeizes zur Wirklichkeit zu machen. So entflieht er auf der Fregatte „Muiron" aus Aegypten und trotz der unbedingten Beherrschung des Mittelmeeres durch die Engländer, trotz der so ungemein geringen Wahrscheinlichkeit glücklichen Erfolges erreicht er sein Ziel.

In keines geschichtlichen Menschen Leben ist so scharf zu erkennen, „wie sich Geschick und Glück verketten". Scheiterte damals Napoleons Plan, betrog ihn das blinde Vertrauen auf sein Glück, fiel er in die

Ssuworow 25. 11. 1729—18. 5. 1800. Nelson 29. 9. 1758—21. 10. 1805.

Hände der Engländer, wie es mehr als wahrscheinlich war, wie würden wir heute über ihn denken, als einen vorübergehend glücklich gewesenen, im Ganzen ziemlich verdienstlosen Abenteurer würden wir ihn ansehen, klar würde bewiesen werden, und es wäre nicht einmal schwer, daß seine ägyptische Expedition eine Tollheit war, welche ihn nothwendig zu diesem Ende führen mußte, und in solcher Beleuchtung würden wir dann auch in seinem glänzenden italienischen Feldzuge nur das ihn auffallend begünstigende Glück, und es war ja auch damals reichlich vorhanden, erkennen, während wir so vorzüglich das darin sehen und studiren, was sein Verdienst war. Auch hierin können wir uns überzeugen, auf wie schwankender Grundlage unser geschichtliches Urtheil beruht, und wie wenig wir hoffen dürfen, je das wirklich Geschehene zu erfassen, geboren, wie es wird, durch das Zusammenwirken menschlichen Entschlusses mit den tausend von diesem unabhängigen Fatalitäten des Glückes. Und selbst der Entschluß des Menschen, wie weit ist er denn wahrhaft frei, höchstens im Unterlassen.

Schnell wurde der Staat jetzt neu organisirt, gern fügte sich das ermüdete Volk in die starke Hand des Ersten Konsuls, welcher alle Regierungsgewalt an sich zog. Er war ganz ein Herrscher, wie ihn die Franzosen, besonders die damaligen, der Revolution und Republik überdrüssigen brauchten, und die Einrichtungen, die er ihnen gab, haben sich dauernd erhalten. Aber da er erschienen war, um das von ihren Fahnen gewichene Kriegsglück zurückzuführen, so bedurfte er des Krieges und die Gegner, Oesterreich und England — Rußland schied aus —, waren ebenso gesinnt. Napoleon selbst führt wiederum die Armee in Italien, und
14. Juni 1800 besiegt am 14. Juni 1800 die Oesterreicher bei Marengo, Moreau,
3. Dez. 1800 der in Deutschland führt, besiegt sie am 3. Dezember bei Hohenlinden,
9. Febr. 1801 und nun giebt am 9. Februar 1801 der Frieden von Luneville das Geschick Deutschlands in Frankreichs Hände.

Abermals wird der Rhein als Frankreichs Grenze anerkannt und unter dem Vorwande der Entschädigung für die Fürsten, die hier Gebiete verloren, werden alle die lebensunfähigen, kleinsten Staatsgebilde und die geistlichen Territorien aufgetheilt. Es war der einzige Weg, auf dem Deutschland schließlich noch zu einem Staate werden

9. 11. 1799—18. 5. 1804 Konsulat.

konnte, jedoch es geschah nicht unter Leitung der deutschen Vormächte Preußen und Oesterreich, sondern auf Befehl und durch Gunst des Fremden. daher mußten noch schwere Schande und Jammer über Deutschland und natürlich besonders über Preußen und Oesterreich kommen, ehe wir des wohlthätigen Ergebnisses uns erfreuen durften, daß solchen verrotteten, staatlichen Mißgeburten das Leben genommen worden war.

Auch mit England ward am 25. März 1802 zu Amiens Frieden 25. März 1802
geschlossen, aber freilich ein solcher, wie einst der zu Utrecht, welcher die Streitpunkte nicht entschied, sondern zunächst nur bei Seite schob, damit überhaupt nur Frieden möglich sei. England hatte die Franzosen aus Aegypten vertrieben und sich Maltas bemächtigt, d. h. weitere Schritte zu seiner überseeischen Weltherrschaft gethan, Frankreich übte eine wenig verhüllte Oberherrschaft aus über Holland als batavische, über die Schweiz als helvetische, über Genua als ligurische und über Oberitalien als cisalpinische Republik, d. h. es hatte erhebliche weitere Schritte zu seiner geplanten festländischen Weltherrschaft gethan. Zwischen solchen Mächten hätte es nothwendig wieder zu bewaffneter Entscheidung kommen müssen, bei dem gewaltsamen Karakter Napoleons aber entlud sich schon binnen einem Jahre wieder der erbittertste Krieg.

Und nun brach auf und reifte in seinem Geiste der Plan einer Landung in England selbst, um diesem den Todesstoß zu geben. Unter den ungeheuren Vorbereitungen hierzu giebt er auch seiner persönlichen Stellung den Abschluß, indem er am 18. Mai 1804 den 18. Mai 1804
Kaisertitel annimmt, dem er am 18. März 1805 den eines Königes 18. März 1805
von Italien hinzufügt. Von jetzt an entwickeln sich die Dinge immer klarer in Richtung einer allgemeinen Unterwerfung Europas unter Napoleons Willen. Zwar die Ueberfahrt nach England erweist sich als unmöglich, um so mehr trifft er nun die Festlandsstaaten, einen nach dem anderen, mit der vernichtenden Schärfe seines unvergleichlichen militärischen Genies, während England immer als deren Verbündeter dabei Zeit und Gelegenheit findet seine See- und Kolonialherrschaft zu vergrößern. Zunächst treten Oesterreich und Rußland Napoleon entgegen, allein dieser umzingelt die österreichische Armee bei Ulm und sie ergiebt sich am 19. Oktober 1805. Allerdings wird die 19. Okt. 1805

1. Okt. 1805 vereinigte französisch-spanische Flotte am 21. Oktober durch Nelson bei
2. Dez. 1805 Trafalgar vernichtend geschlagen, aber am 2. Dezember erringt Napoleon über die Russen und Oesterreicher den großen Sieg von Austerlitz und nun erfolgt, während Rußland den Kampf für jetzt aufgiebt, am
26. Dez. 1805 26. Dezember der Friede von Preßburg.

Durch ihn wird Napoleon als König von Italien anerkannt und in Süddeutschland gewinnt er eine starke Machtstellung, indem seine dortigen Vasallenstaaten, Baiern, Württemberg, Baden, stark vergrößert werden und die beiden ersteren durch ihn den Königstitel erhalten. Es beginnt überhaupt die Machtausdehnung Frankreichs auch über den Rhein hinaus, indem ringsum an seinen Grenzen abhängige Kleinstaaten geschaffen werden, Napoleons Brüder werden Könige von Holland und Neapel, sein Schwager Großherzog von Berg, dann faßt
12. Juli 1806 er am 12. Juli 1806 die gesammten Vasallenstaaten des deutschen Westens zusammen in dem unter seinem Protektorate stehenden Rheinbunde; Kaiser Franz, der schon seit dem 10. August 1804 den Titel Kaiser von Oesterreich angenommen hatte, legt darauf die jeder
6. Aug. 1806 Würde beraubte Krone des alten Deutschen Reiches am 6. August 1806 nieder.

Nicht zu verkennen ist, daß, wenn eine Universalherrschaft über das europäische Festland begründet werden sollte, Deutschlands Vernichtung hierzu die Vorbedingung war, und daß nichts sicherer zu dieser Vernichtung führen mußte als eben diese Maßregeln, Kräftigung des deutschen, immer in seiner Geschichte so lebendig und so verderblich gewesenen Partikularismus, bis zu einem Grade, der die einzelnen Staaten zu selbständig und zu mächtig machte, um sie einer Reichsgewalt sich noch fügen zu lassen, und doch nicht so mächtig, um ihre Selbständigkeit auch gegen den fremden Oberherren erhalten oder gewinnen zu können. Während Napoleons Verfahren in Italien der Erreichung völliger Einheit vorgearbeitet hat, hat es in Deutschland thatsächlich eine solche für absehbare Zeit unmöglich gemacht.

Es war damals ein Augenblick wichtiger weltgeschichtlicher Entscheidung. Wenn Napoleon jetzt innehielt, wenn er sich mit dem schon so großen Uebergewichte Frankreichs begnügte, um das Festland fortan durch seinen starken Einfluß zu beherrschen, so konnte er eine dauernde Oberherrschaft dieses Volkes schaffen und damit das europäische Fest-

land zu einer einheitlich geleiteten Weltmacht machen. Daß die bisherige Eroberungsarbeit mit unglaublicher Rohheit geleistet worden war, das wäre allmählich in Vergessenheit gerathen, vergessen sollten es aber die heutigen Franzosen nicht, wie sehr sie in des Feindes, ja auch in des schwächeren Verbündeten Lande den Uebermuth des Siegers fühlen ließen, wie schwere Lasten sie auferlegten, mit welcher bis zur Grausamkeit gehenden Schärfe sie das Kriegsrecht gehandhabt, wie sehr und wie schamlos sich ihre Soldaten und Generale, jene Massena, Ney, Davoust, Soult, bereichert und dem Genusse hingegeben haben.

Es war wohl damals der Scheideweg für Napoleon und auch hier hätte die Willensfreiheit sich eben im Unterlassen bewähren können, im Verzichte auf fernere Eroberungen. Allein immer weiter um sich greifend werden jetzt seine Pläne allgemeiner Unterwerfung des gesammten Europa. Nach Oesterreich kommt die Reihe an **Preußen** und dieser Staat, unter einem Herrscher, dem das Nothwendigste, das rechtzeitige Fassen eines bestimmten Entschlusses, versagt war, hatte, trotzdem er durch und durch reformbedürftig war, durchaus in dem alten Geleise verbleiben müssen. So brach mit der furchtbaren Niederlage der Armee bei **Jena** am 14. Oktober 1806 sogleich auch das ganze Staatsgebäude zusammen. Erst im äußersten Osten der Monarchie fand sich, gestützt auf die herangekommene russische Armee, die Möglichkeit, nochmals Widerstand zu leisten. Die Schlacht von **Preußisch-Eylau** am 7. und 8. Februar 1807 ist zwar kaum noch ein Sieg Napoleons, am 14. Juni aber schlägt er die Russen bei **Friedland** und nun giebt deren Kaiser **Alexander I.** den Kampf auf: er sichert sich freie Hand im Osten, indem er das napoleonische Herrschaftssystem bis zur Weichsel anerkennt und den Verbündeten, Preußen, preisgiebt. Dieses wird durch den **Frieden von Tilsit**, 9. Juli 1807, aus der Reihe der Großmächte gestrichen und Bedingungen unterworfen, deren Schwere ebenso wie die Gehässigkeit und Treulosigkeit in ihrer Ausführung die Franzosen immer von Neuem bedenken mögen, wenn sie Anklagen gegen den Sieger von 1871 erheben. Ja, wenn die Völker aus der Geschichte für das Zukünftige lernen könnten, so müßte die Deutschen diese Zeit belehren, daß sie be-

14. Okt. 1806

7./8. Febr. 1807

14. Juni 1807

9. Juli 1807

Massena 6. 5. 1758—4. 4. 1817. Ney 10. 1. 1769 7. 12. 1815. Davoust 10. 5. 1770 bis 1. 6. 1823. Soult 29. 3. 1769—26. 11. 1851.

ständig auf der Wacht und stark gerüstet sein sollen, um nicht abermals so tiefer Schmach zu verfallen, die Franzosen, daß sie sich selbst besser prüfen sollen, ehe sie ihrem blinden Deutschenhasse die Zügel schießen lassen, denn unendlich Schwereres haben sie Deutschland, als Deutschland ihnen angethan, und abermals die Deutschen, daß sie als Sieger übertriebene Bescheidenheit des Auftretens ablegen und lernen sollen, sich auf lange hinaus gefürchtet zu machen, den Gegner auf lange hinaus lahm zu legen.

Preußen ward auf das Gebiet östlich der Elbe beschränkt und verlor auch dort die polnischen Landestheile; es war um die Hälfte verkleinert und wurde durch ungeheure Kontributionen erdrückt und gänzlich ausgesogen. Es war nicht mehr möglich, daß von nun an eine friedliche Oberherrschaft Frankreichs über den Welttheil sich entwickelte, zu furchtbar war der Haß, der hier gesäet wurde, zu unerträglich der Druck, unter dem Norddeutschland stand; wenn es Napoleon nicht gelang, thatsächlich das ganze Festland zu erobern, einzuverleiben und französisch werden zu lassen, und das war nach dem nationalen Gange der europäischen Geschichte unmöglich, so mußte einmal der Rückschlag, die nationale Befreiung Deutschlands und damit des Welttheiles erfolgen.

Und mehr und mehr lud Napoleon aller Orten sich neue undurchführbare Aufgaben auf. Er plant die Unterwerfung Spaniens, dessen König er zur Abdankung zwingt, um seinen Bruder an dessen Stelle zu setzen. Indessen das ganze spanische Volk erhebt sich dagegen und England sendet ihm eine Armee als Beistand. Zwar Napoleon selbst durchschreitet siegreich die Halbinsel, vertreibt die ihm entgegentretende englische Armee, allein das Land völlig zur Unterwerfung zu bringen, das vermag auch er nicht und bald muß er sich anderen Aufgaben zuwenden, während Spanien fortdauernd unter Waffen bleibt und die Engländer ihren besten Feldherren, Wellington, ihnen zu Hülfe senden. Und jetzt erhebt sich Oesterreich, nicht mehr wie einst zu einem Kabinetskriege oder zu Eroberungen, sondern zum Kampfe um Europas Freiheit, jedoch mit schnellen Schlägen treibt Napoleon den Erzherzog Karl nach Wien zurück, wird indessen dort, als er den Donau-Uebergang erzwingt,

Wellington 1. 5. 1769—14. 9. 1852.

am 21. und 22. Mai 1809 bei Aspern zum ersten Male geschlagen, 21./22. Mai 1809
erringt dann aber am 5. und 6. Juli ebendort den Sieg von Wagram 5./6. Juli 1809
und am 14. Oktober bekräftigt der Friede von Wien wiederum 14. Okt. 1809
seine Obmacht in Europa.

Während so das Festland dem Willen Napoleons unbedingt verfällt und überall neue Einverleibungen und Gewaltstreiche dieses bestätigen, zeigen England und Rußland, daß sie daneben Welten für sich bilden, denn gerade in dieser Zeit dehnen sie ihre Gebiete bedeutend aus, England bemächtigt sich vieler Kolonien, beherrscht die See und hat geradezu seine größte Zeit, Rußland sucht seine Ausdehnung im Norden auf Kosten Schwedens, welches ihm im Frieden von Friedrichsham am 17. September 1809 Finnland abtritt, und im Süden auf Kosten der Türkei, wo es durch den Frieden von Bukarest am
28. Mai 1812 den Pruth zur Grenze gewinnt, um Europas Geschick 28. Mai 1812
bekümmern sich aber beide Mächte wenig. Für dieses wurde entscheidend die innere Wiedergeburt, welche in dem preußischen Staate sich vollzog. Es machte sich jetzt die Arbeit der Erziehung seines Volkes geltend, welche nach dem Siebenjährigen Kriege noch dreiundzwanzig Jahre lang der Große König mit unermüdlicher Anstrengung, mit niemals nachlassender Gewissenhaftigkeit bis zu seinem Tode geleistet hatte. Die Erben seiner königlichen Pflichttreue, seiner großartigen Staatsgesinnung waren die Männer, welche jetzt dem Staate, wie tief gedemüthigt er auch war, sich als Diener widmeten, an ihrer Spitze Stein und Scharnhorst, und das zu strenger Pflichterfüllung und täglicher Entsagung erzogene preußische Volk kam ihrer Arbeit mit offenem Herzen entgegen.

Aber auch noch ein anderes Element trat hinzu, um die Verjüngung und Erhebung des deutschen Volkes anzukündigen und daran mitzuwirken, das war der ungeheure geistige Aufschwung, den es gerade in der Zeit seines tiefsten politischen Niederganges nahm und der in den Gestalten seiner beiden größten Dichter, Goethe und Schiller, sich verkörperte. So wenig vaterländisches Gefühl auch Goethe besaß, er ist doch ein Deutscher, gehört vor Allem uns an und einheitlich in sich

Stein 26. 10. 1757—29. 6. 1831. Scharnhorst 10. 11. 1756 28. 6. 1813. Goethe 28. 8. 1749—22. 3. 1832. Schiller 10. 11. 1759—9. 5. 1805.

selbst hat er auch verbindend auf sein ihn bewunderndes Volk gewirkt. Auf ihn selbst paßt sein Wort: „Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal einem gestatten, was sie sich untereinander selbst nicht gestatten, nämlich, daß einmal einer ganz sein darf was er will und Lust hat."

Die Arbeit Aller, der Dichter, der Staatsmänner, der Gelehrten, der Feldherren und jedes kleinen unbekannten Einzelnen traf jetzt zusammen, um eine Wiedererhebung zu bewirken. Wie einst Schweden sich als ephemere protestantische Militärmacht des Nordens erwiesen hatte, so hatten die Gegner es von Preußen auch immer gehofft und prophezeit, nun schien es eingetroffen zu sein; jedoch nicht lange und der Staat Friedrichs des Großen sollte beweisen, daß er als Kern des deutschen Volkes doch über andere geschichtliche Kräfte gebiete als der Staat Gustav Adolfs.

Schon nach der so unbedingten Niederlage Preußens hatten Napoleons Pläne begonnen jenes Grenzenlose anzunehmen, welches mit den Bedingungen dauernden menschlichen Erfolges nicht vereinbar ist, er wollte das gesammte Festland gegen jeden Verkehr mit England absperren und machte dieses damit nur immer bestimmter zum Herren der See, er schuf beständig neue staatliche Gebilde und brach die eben geschaffenen wieder nieder, um abermals neue für seine Verwandten, Kreaturen und Vasallen zu errichten, er schob die Grenzen Frankreichs weiter und weiter hinaus und nach der abermaligen Niederlage Oesterreichs nahm dieses Alles nur immer größere Verhältnisse an, bis an die Ostsee und über das adriatische Meer reichte Frankreich und es gab in Europa kein Recht und keine Sicherheit mehr gegen den Willen dieses einen Mannes. Den Welttheil hatte er thatsächlich erobert, beherrschte ihn und erhielt ihn im Kampfe gegen die Weltmacht England, aber nun beschloß er ihn auch in Bewegung zu setzen gegen jenen anderen Welttheil, als dessen Vertreter Rußland mit Europa grenzt.

An der Spitze einer Armee, wie solche in dieser Größe kaum jemals vorher vereinigt gewesen war und welche von allen Völkern
24 Juni 1812 Europas gebildet wurde, überschritt er am 24. Juni 1812 den Niemen, die viel schwächeren und schwach geführten Russen mußten überall zurückweichen, aber gerade damit wurden sie angewiesen auf das Element, welches ihre asiatische Stärke gegenüber dem angreifenden Europa bildete.

auf die ungeheure Ausdehnung ihres Gebietes, und welches sie schließlich ebenso gut unangreifbar machen mußte wie England das umgürtende Meer. Endlich nahe vor Moskau halten die Russen Stand, werden aber in der Schlacht von Borodino am 7. September geschlagen und 7. Sept. 1812
am 14. September zieht die französische Armee in Moskau ein. 14 Sept. 1812
Hier brach die europäische Herrschaft Napoleons zusammen, denn hier erwies sich die Unzulänglichkeit der Mittel im Vergleiche zu dem Ziele. Zu schwach, um in Moskau auszuhalten, mußte Napoleon den Rückzug antreten, und obgleich die Russen kaum verfolgten, nur vorsichtig folgten, löste sich doch die gesammte Armee auf, weder ihre Organisation noch ihre Mannszucht entsprachen der Lage und die Tage des 26. bis 26. bis 28. Nov 1812
28. Novembers, in welchen die Beresina überschritten werden mußte, vollendeten den Ruin der Armee. Napoleon verläßt diese nicht mehr kampffähigen Ueberreste am 5. Dezember in Smorgonj und eilt nach 5. Dez. 1812
Paris zurück.

Die Russen zeigten wiederum, daß sie mit Europa nicht solidarisch seien, eine Welt für sich bilden, denn sie wollten ihre Grenzen nicht überschreiten, wollten nicht um den Sturz Napoleons kämpfen, nachdem der Lauf der Dinge die Befreiung ihres Landes schon herbeigeführt hatte. Da gab Preußen den Anstoß zu gemeinsamer Aktion, nachdem es ihn selbst empfangen hatte durch die Konvention, welche der Führer der gezwungen zur napoleonischen Armee gestellten preußischen Hülfstruppen, Yorck, am 30. Dezember in der Poscheruner Mühle mit den 30. Dez. 1812
Russen abschloß. Es entstand nun eine Bewegung, deren Träger Preußen war, welche an großartig einfachem Heldenthume, an religiöser Begeisterung ohne Fanatismus, an Opfermuth und hochherziger Leidenschaft von nichts in der Weltgeschichte erreicht wird, und die beweist, wie tüchtig und edel das Volk war, das aus solchem Falle sich so zu erheben, das einem so frevlen Feinde gegenüber so rein im Siege zu bleiben vermochte. Es ist wirklich nothwendig, diesen hochsittlichen Karakter der Befreiungskriege immer wieder hervorzuheben, denn die fremden Nationen, damit aber die Welt im Ganzen und man kann also sagen die Weltgeschichte, haben ihn überhaupt noch nicht verstanden, ihn kaum annähernd bemerkt. Auch hier kann man sagen, daß unsere besten Ge-

Yorck 26. 9. 1759—4. 10. 1830

schichtschreiber sich bemühen müßten, im wahrsten, besten Sinne volksthümliche, klare, kurze Darstellungen solcher Epochen zu geben, damit unser Volk sich voll durchdringe mit dem Geiste dieser Zeiten.

An der Elbe begann der Kampf um Europas Freiheit, Preußen und Russen waren bis dorthin fast ungehindert vorgedrungen, Napoleon trat ihnen dann mit seinem schnell neugeschaffenen Heere entgegen und
2. Mai 1813 schlug sie am 2. Mai 1813 bei Großgörschen und sodann am 21. und
21./22. Mai 1813 22. Mai bei Bautzen, schloß dann aber Waffenstillstand. Alle Schwächen seiner Despoten- und Eroberernatur, welche nur zu siegen und zu befehlen, nie zu verhandeln und den Umständen Rechnung zu tragen vermochte, traten jetzt schroff hervor; durch die Unmöglichkeit auch nur in den geringsten Punkten nachzugeben, welche durch seinen Karakter, aber auch durch die Entwickelung seiner gesammten Laufbahn bedingt war, trieb er jetzt dem völligen Sturze entgegen. Oesterreich schloß sich den beiden anderen Mächten an und drei Armeen traten gegen Napoleon ins Feld, die Böhmische, bei welcher die drei Monarchen waren, die Schlesische unter dem Preußen Blücher, der mit seinem genialen Generalstabschef Gneisenau der wahre Vertreter dieses deutschen Befreiungskampfes und des ihn beseelenden furor teutonicus war, in der Frische und Urwüchsigkeit seiner echt germanischen Natur einer jener Männer, in welchen in entscheidenden Augenblicken ein ganzes Volk sich in seiner Eigenthümlichkeit verkörpert findet, und die Nordarmee unter dem seit 21. August 1810 zum schwedischen Kronprinzen gewordenen ehemaligen französischen Marschall Bernadotte.

Es konnte nicht anders sein, als daß Blücher und die Schlesische Armee das treibende Element wurden, denn Preußen kämpfte thatsächlich um Sein oder Nichtsein und in klarer Erkenntniß dessen hatte dieser auf $4^1/_2$ Millionen Einwohner heruntergebrachte Staat eine viertel Million Männer unter die Waffen gestellt, eine Anspannung aller Kräfte, welche nie und nirgends von einem zivilisirten Volk erreicht worden ist. Und indem es für sich kämpfte, kämpfte es für Deutschlands Freiheit und Selbständigkeit, darum ist diese viertel Million preußischer Männer wie ein großer Vorschuß von Preußen an Deutschland geleistet, für welches

Blücher 16. 12. 1742—12. 9. 1819. Gneisenau 27. 10. 1760—24. 8. 1831. Karl XIV. Johann 1818—1844.

dieſes noch in Preußens Schuld ſteht. Zwar vertheidigt Napoleon in genialſter Weiſe die Elblinie und ſiegt auch noch einmal in der Schlacht von Dresden am 26. und 27. Auguſt 1813 über die Böhmiſche Armee, 26./27. Aug. 1813
allein ſeine Marſchälle werden am 23. Auguſt bei Großbeeren von dem zur Nordarmee gehörigen preußiſchen General Bülow und am 26. Auguſt 26. Aug. 1813
von Blücher an der Katzbach geſchlagen, ſowie ſodann auch ſeine Vorhut, welche die Böhmiſche Armee abſchneiden will, bei Kulm am 30. Auguſt, 30. Aug. 1813
wiederum ſiegt dann Bülow am 6. September bei Dennewitz und nun 6. Sept. 1813
dringen die ſämmtlichen verbündeten Armeen auf Blüchers Betreiben über die Elbe vor, während Napoleon zum letzten Widerſtande ſich bei Leipzig ſammelt und hier in den Schlachten vom 16., 18. und 19. Oktober völlig geſchlagen wird. 16., 18. u. 19. Okt. 1813

Er muß das ihm noch bleibende Heer nach Frankreich zurückführen und das Jahr 1814 ſieht ihn hier hartnäckig mit ſchwächeren Kräften gegen die große Ueberlegenheit der Verbündeten ſich vertheidigen, welche aber durch innere politiſche Uneinigkeit an der wirkſamen Verwendung ihrer Uebermacht verhindert wurden, denn kaum war die allgemeine napoleoniſche Zwangsherrſchaft über Europa im Zuſammenbrechen, als auch ſchon wieder jede Einheit des Welttheiles in nationale Einzelbeſtrebungen auseinanderfiel. Blüchers Sieg über Napoleon bei La Rothiere am 1. Februar 1814 bleibt unter dieſen 1. Febr. 1814
Verhältniſſen erfolglos und Letzterer gewinnt ſogar noch die Möglichkeit, mit ſeinen großartigen Feldherrenfähigkeiten trotz ſeiner weit geringeren Kräfte über die verſchiedenen Heere der Verbündeten bedeutende Erfolge davonzutragen, jedoch Blüchers Sieg bei Laon über ihn am 9. März und ſodann ſein Mißerfolg gegen die Hauptarmee 9. März 1814
am 20. und 21. März bei Arcis ſur Aube gaben endlich die Entſcheidung, die verbündeten Armeen marſchiren gemeinſam auf Paris 20./21. März 1814
und dieſes kapitulirt am 30. März. 30. März 1814

Napoleon wird die Inſel Elba als ſouveräner Beſitz angewieſen, am 4. Mai betritt er ſie, während dem ſeinem alten Königsgeſchlechte 4. Mai 1814
zurückgegebenen Frankreich am 30. Mai ein Frieden bewilligt wird, 30. Mai 1814
wie er in gleicher Milde einem ſo beſiegten Gegner nie und nirgends zu Theil geworden war, wie er dem zur Zeit der eigenen Siege ſo

Bulow 16. 2. 1755—25. 2. 1816.

übermüthig, so gänzlich ungroßmüthig gewesenen Frankreich gegenüber aber nur durch den Wunsch der Mächte England, Rußland, Oesterreich möglich wurde, um keinen Preis Preußen und damit schließlich Deutschland zu machtvollerem Dasein gelangen zu lassen. Denn als einheitlich erweist sich nun doch wieder der Welttheil, seine fünf Großmächte regeln zu Wien in gemeinsamer Arbeit den Neubau desselben. Wenn geschichtliche Neuordnung in friedlicher Uebereinkunft nur auf Grundlage ruhig vernünftiger Erwägungen getroffen werden könnte, so würde man wohl haben erkennen müssen, daß der napoleonische Sturm nicht ohne Grund so viele alte Stammbäume niedergeworfen hatte und daß das dadurch zu Tage getretene Erdreich nationaler Zusammengehörigkeit großer Volkskomplexe der Boden sei, auf welchem man das Neue zu pflanzen habe. Dann mußte man die Berechtigung nationaler Einheit für Italien und besonders für das Herz des Welttheiles, für Deutschland, anerkennen und praktisch durchführen. Aber das instinktive Gefühl, daß das durch Napoleons Uebertreibung im Sinne einer einheitlichen Gewaltherrschaft gescheiterte System einer Obmacht Frankreichs über Europa nunmehr durch die große Kraft eines wirklich einigen Deutschlands durchgeführt werden, daß dieses die Allen überlegene, Alle damit zum Frieden zwingende und den Welttheil so zu einer Einheit machende Vormacht werden könne, dieses Gefühl verstieß gar zu sehr gegen alle Sonderinteressen, und so waren England, Rußland und Oesterreich gleichmäßig bemüht, weder Italien noch Deutschland einheitlich erstarken zu lassen.

Auf diesem Wege kam es fast zum Kriege zwischen den soeben noch Verbündeten, jedoch Solches verhindert Napoleon durch einen letzten
1. März 1815 krampfhaften Griff nach der verlorenen Weltherrschaft. Am 1. März 1815 landet er in Cannes, schnell fällt ganz Frankreich ihm wieder zu, denn Waffenruhm und Herrschaft über Europa bei strenger Ordnung im Inneren unter Verzicht auf politische Selbstverwaltung und religiöse Freiheit, das waren seit Richelieu und Ludwig XIV. die leitenden Gedanken dieses Volkes geworden. Indessen das übrige Europa tritt solchem Versuche geschlossen entgegen, eine preußische Armee unter Blücher und eine englisch-holländisch-deutsche unter Wellington sind zuerst an Frankreichs Nordwestgrenze versammelt, Napoleon eröffnet den Feldzug

18. 9. 1814—19. 6. 1815 Wiener Kongreß.

gegen sie, nach kurzem ersten Erfolge gegen Blücher wirft er sich auf den bei Belle-Alliance am 18. Juni in Aussicht auf Blüchers Hülfe hartnäckig Stand haltenden Wellington und war im Begriffe dessen letzten Widerstand zu brechen, als Blücher in der That herankam und mit entscheidendem Stoße in der Franzosen rechte Flanke dem Wiederaufleben napoleonischer Weltherrschaft ein völliges Ende bereitet. Napoleon muß schließlich sich selbst an England ausliefern und wie der hohenstaufische Weltherrscher im fernen Orient seinen Tod in einem unbekannten Flüßchen fand, wie der habsburgische Weltherrscher gebrochenen Willens in der Einsamkeit von S. Juste endete, so mußte jetzt der korsische Weltherrscher am 16. Oktober 1815 auf der fernen atlantischen Insel St. Helena landen und dort als Gefangener Europas am 5. Mai 1821 sterben.

18. Juni 1815

16. Okt. 1815

5. Mai 1821

Frankreich mußte zwar für den erneuten Kampf mit Geld und einigen Grenzbeschränkungen zahlen, blieb aber doch größer wie je unter seinen Königen; die anderen Mächte wurden konstituirt, indem Oesterreich zu seinem alten Gebiete halb Oberitalien erhielt und überhaupt die Vormacht der Apenninen-Halbinsel, damit aber nur um so bestimmter eine außerdeutsche Macht wurde. Rußland nahm den größten Theil Polens an sich und damit erwuchs ihm die Frage, ob und wie es fürderhin die Glaubenseinheit und nationalrussische Eigenthümlichkeit sich werde erhalten können. Preußen ward um ebenso viel im Osten vermindert, dafür aber im Westen vermehrt und erhielt auch den Schweden noch auf deutschem Boden gebliebenen Rest Pommerns, so daß wenigstens die grob ausgesprochene Fremdherrschaft auf deutschem Boden verschwand, allein es blieb in zwei Hälften getheilt in einem für eine Großmacht unmöglichen Zustande von Macht und Gebietsvertheilung, dem es endgültig nur abhelfen konnte, wenn es sich mit Deutschland identifizirte. England hatte reichen Kolonialbesitz gewonnen, überall Fuß gefaßt und war eine außereuropäische Macht geworden.

Und in allen diesen Richtungen ging nun die Entwickelung Europas im 19. Jahrhunderte mächtig weiter, so daß es geradezu ein Jahrhundert der Vollendung von lange her vorbereiteter Geschicke geworden ist. Zunächst war wieder jeder Staat mit Konsolidation, Ausbau und Ausdehnung der eigenen Nationalität beschäftigt und die Gemeinsamkeit Europas trat wieder mehr zurück. England sah sich mit inneren Fragen

beschäftigt, deren Lösung bisher durch die großen europäischen Wirren zurückgedrängt worden war. Der demokratische Geist, der seit der französischen Revolution immer stärker anwuchs, war mächtig genug, um jetzt auch Sturm zu laufen gegen die feste Burg der englischen Aristokratenherrschaft, durch die Reformbill von 1832 ward Bresche gelegt und seitdem setzt sich der Prozeß der Demokratisirung Englands unaufhaltsam fort, gefördert durch die Bestrebungen Irlands das englische Joch zu brechen und begleitet von dem Umsichgreifen des Gedankens religiöser Parität gegenüber der unbedingten Herrschaft der Hochkirche. Nach außen hin ward das überseeische Weltreich in planvoller, kräftiger Arbeit immer weiter ausgebaut. Es ist natürlich, daß ein Weltreich, um recht ein solches zu sein, bestrebt sein wird das einzige seiner Art zu bleiben und so wandte sich denn Englands Politik sowohl gegen Rußland, den zu gleicher Bedeutung heranwachsenden Nebenbuhler, als sie auch das Aufkommen Deutschlands als einer starken Zentralgewalt des europäischen Festlandes zu verhindern suchte.

Wie die Weltmacht England, so erhob sich aber nun auch die Weltmacht Rußland und zwar von vornherein in einem ausgesprochenen Interessengegensatze. Zu seiner Weltmachtstellung war Rußland unbedingt auf Asien angewiesen; um sodann aber nicht eine isolirte rein asiatische Macht zu bleiben, mußte es den Ausweg in das europäische Leben offen behalten und in keiner wirksameren Weise konnte dieses geschehen, als wenn das kontinental abgeschlossene Land den Zugang zum Mittelmeere gewann. In Asien nun lag zunächst auch noch der Mittelpunkt von Englands Weltstellung durch den Besitz des großen, reichen, ungeheuer bevölkerten Indien, jede asiatische Ausdehnung Rußlands mußte daher Besorgnisse für die Sicherheit dieses Besitzes erwecken; um so mehr lag es England daran nicht den Bosporus in Rußlands Hände fallen zu lassen, damit dieses nicht, nach Erlangung und Sicherung so großen Gewinnes, sodann mit Muße alle Kraft auf Asien werfen könne. Somit waren die beiden stark heranwachsenden Weltmächte unbedingte Gegner, das Feld ihrer Gegnerschaft der gesammte Orient.

Allein Rußland betrachtete fürs Erste Asien noch als die Nebensache, während es doch nur dort England wahrhaft empfindlich treffen und so auch zur Nachgiebigkeit in Europa bringen konnte, und trieb demgemäß zunächst eifrig europäische, nicht aber Weltpolitik. Hier aber

in Europa hatte es sich selbst eine Ruthe gebunden, indem Alexander I. Polen eine sehr freisinnige Verfassung und eigene Armee gegeben, es überhaupt nur als noch durch Personalunion mit Rußland verbunden hingestellt hatte. Nicht lange und es sollte sich zeigen, daß auch in dieser Form die Polen ein geordnetes staatliches Dasein nicht zu ertragen vermochten. Zunächst aber wurden die von der großen Katharina gewiesenen Wege weiter beschritten. Der Türkei gegenüber hielt sich Alexander I. an den Frieden von Bukarest, es hatte aber in der ganzen Zeit der napoleonischen Kriege auch ein Kampf gegen Persien stattgefunden und dessen Ergebniß war, daß 1813 der ganze Kaukasus und auch noch die Landschaften an seinem südlichen Fuße als Besitz Rußlands anerkannt wurden. Als aber auf Alexander I. sein Bruder Nikolai I. gefolgt war, da wurde auch das Streben nach dem Bosporus wieder in Thaten umgesetzt.

Hier jedoch entwickelten sich neue Schwierigkeiten besonderer Art. Längst verschüttete und vergessene Nationalitäten erhoben wieder ihr Haupt; der Islam führt die verschiedensten Völker, die er betroffen hat, der Vernichtung zu, das Christenthum erwies sich als so lebenspendend, daß selbst die Jahrhunderte lang verknechteten Völkerschaften der Balkan-Halbinsel noch wieder zu neuem Dasein erwachten. An der unteren Donau hatten schon unter Rußlands und Oesterreichs Schutze sich Moldau, Walachei und Serbien eine halbe Unabhängigkeit wieder gewonnen, jetzt regten sich auch die Griechen. Beschleunigte dieses den Zerfall der Türkei und öffnete so Rußland die Straße zum Bosporus, so ward es doch andererseits auch ein Hinderniß für einstige Herrschaft des Russenthumes ebendaselbst, denn einmal zum Leben erwacht erstarkten diese Völkerschaften mehr und mehr und wollten immer weniger die Herrschaft der Türkei nur mit der Rußlands vertauschen. Genau in dem Maße, wie hiernach es seinen Interessen entsprach, meinte daher Rußland diese Freiheitsbestrebungen zu unterstützen.

Im April 1821 brach der Aufstand der Griechen gegen die Türken los, jahrelang zog sich der tapfere Widerstand des christlichen Völkchens hin, bis endlich, da der Sultan seinen ihm selbst an Macht überlegenen Vasallen, den thatkräftigen Emporkömmling Mehemed Ali, Vizekönig von Aegypten, um Hülfe anging, auch die europäischen Mächte sich ein-

Mehemed Ali 1805—1849.

mischten und die vereinigten Flotten Englands, Rußlands und Frank-
20. Okt. 1827 reichs die türkische Seemacht bei Navarin am 20. Oktober 1827 ver-
nichteten. Jetzt schien für Rußland der gute Augenblick gekommen, der Türkei den Stoß ins Herz zu geben, aber der Krieg, mit unzureichenden Kräften begonnen, ließ zwar die russischen Waffen unter Diebitsch zum ersten Male über den Balkan und bis Adrianopel gelangen, während auch in Asien Paskiewitsch Erfolge errang, indessen weder die Kräfte des durch Krankheit sehr geschwundenen russischen Heeres noch die allgemeine europäische Lage erlaubten ein Durchführen des Erfolges bis
4. Sept. 1829 zur Eroberung Konstantinopels und so ward am 14. September 1829 der Frieden von Adrianopel geschlossen, welcher Rußland zwar nur unbedeutende Gebietsvermehrung an der Donau-Mündung, aber erhöhtes Ansehen im Orient giebt.

In dieser Zeit hatte Oesterreich seine Herrschaft und sein Ansehen in Italien ebenfalls erhöht, indem es 1821 mit Waffengewalt die dort in Neapel und in Turin sich Luft machenden revolutionären Bewegungen niederwarf, jedoch eben nur dieses zu thun vermochte, den darin steckenden Kern berechtigten Strebens nach politischer Macht und Einheit Italiens nicht vernichten konnte, ja ihn überhaupt kaum als solchen erkannte. Oesterreich war ängstlich darauf bedacht Alles beim Alten zu erhalten, denn was konnte dieser Staat ohne Volk von einem Wechsel erhoffen in einer Zeit, wo es deutlich wurde, daß die Völker sich ihre Staaten zu machen begannen. Preußen, durch die napoleonischen Kriege gründlich ausgeplündert und verarmt, beschäftigte sich in stiller Friedensarbeit nur mit Wiederherstellung des Staatshaushaltes und Kräftigung der staatlichen Organisation, zugleich aber auch mit den Grundlagen einstiger, zunächst handelspolitischer Einigung Deutschlands. Aber freilich das übrige Deutschland ließ noch wenig merken von Drang nach Einigung, alle seine Volkssplitter fielen noch auseinander; wohl durfte der Dichter sagen:

„Die Deutschen sind recht gute Leut',
Sind sie einzeln, sie bringen's weit;
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum ersten Mal im Ganzen gerathen.
Ein Jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein!"

Diebitsch 13. 5. 1785—10. 6. 1831. Paskiewitsch 19. 5. 1782—1. 2. 1856.

Freilich zeigt dieser Ausspruch auch die Eiseskälte in Allem, was patriotische Empfindung ist, die uns an unserem größten Dichter mit Recht so verletzt. Er ist der Prototyp des weltbürgerlichen Deutschen, der, wenn er den Staat dem Abgrunde zurollen sieht, kühl bis ans Herz hinan sagt: Schließlich bin ich doch nicht bloß Deutscher, ich bin auch Mensch und ziehe mich in mich selbst zurück, wenn das Vaterland untergeht. Solange solche Naturen bei uns vorhanden sind, so lange werden wir staatlich sehr schwach gegen England und Frankreich sein.

Der Westen des europäischen Festlandes erwies sich inzwischen fortdauernd als vulkanischer Boden. Das französische Königsthum vermochte nicht wieder wahrhaft Wurzel zu fassen und auch in Spanien gelang dieses dem wieder hergestellten Bourbonen Ferdinand VII. nicht und zwar eben des seit Philipp II. dieses Land verderbenden Uebels, des klerikalen Despotismus wegen. Alle äußere Macht war nun schon so weit vernichtet, daß die spanischen Kolonien Südamerikas allesammt sich loslösten: Chile am 18. September 1810, Paraguay 1811, Columbia — damals noch die jetzigen Staaten Venezuela und Ecuador mitenthaltend, die dann am 22. September 1830 selbständig wurden — am 25. August 1819, Mexiko 1821, Guatemala und Honduras am 15. September 1821, Uruguay am 25. August 1825 und Bolivia am 25. August 1826. Aber Revolution und Bürgerkriege, durch welche dieses geschah, sind dann andauernd das Erbtheil dieser Staatsgebilde geblieben; die großen Gebiete, die unbestritten und allein der romanischen Race und der tridentinischen Kirche angehörten, gewannen staatliche Ordnung und Festigkeit nicht.

Sehr anders in dem germanisch-protestantischen Nordamerika. Dort war zwar 1812 abermals ein Krieg mit England, welches die ehemaligen Kolonien noch keineswegs als gleichberechtigte Macht anerkennen wollte und seine Oberherrschaft zur See drückend geltend machte, ausgebrochen und brachte zunächst den Vereinigten Staaten manche harten Verluste, so daß der Frieden von Gent am 24. Dezember 1814 den Amerikanern Nachgiebigkeit in wichtigen Punkten auferlegte, jedoch von dieser Zeit an entwickelte sich der Staatenbund in überraschend schneller Weise, dank den ungeheuren herrenlosen Gebieten und der steigenden europäischen Einwanderung, im Laufe des Jahrhunderts etwa 17 Millionen, vor Allem Deutsche, Irländer, Engländer

und Schweden. Es entstand hier am Westufer des atlantischen Ozeans ein vollkommen geschichtsloses Staatswesen und dem mit so starken und zahlreichen geschichtlichen Erinnerungen ringenden Ostufer, welches tief des Dichters „Weh dir, daß du ein Enkel bist" empfand, erschien dieses unerhörte Schauspiel als eine so helle Offenbarung, daß derselbe Dichter es begrüßte:

„Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit."

Und allerdings in diesen ersten Zeiten trat nur die starke Seite eines solchen Zustandes hervor, ein wunderbares Wachsen und materielles Gedeihen.

In solcher Weltlage erhielt Europa abermals durch Frankreich den Anstoß zu neuer Bewegung. Regierende und Regierte traf dort in gleicher Weise Schuld und Verhängniß, daß das Staatsleben auf Flugsand verblieb, kein Humus dauernder Gesetzlichkeit sich bildete. Es war dahin gekommen, daß nur ein zielbewußter, willenskräftiger Despotismus im Inneren und Erfolge nach außen in Frankreich die Herrschaft zu erhalten im Stande waren. Aber war dessen auch ein Einzelner fähig, so doch gewiß nicht dauernd eine Dynastie, und wo war Sicherheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit, daß selbst ein Einzelner diesen Bedingungen sein ganzes Leben hindurch durchaus genüge. Es hat ihnen denn auch seit Ludwigs XVIII. Tode Keiner mehr genügt. Zwar nach außen hin ward von seinem Nachfolger Karl X. ein folgen- und erfolgreicher Schritt gethan durch die Eroberung Algiers; auf seinen natürlichen Beruf ward Frankreich hier verwiesen, die große romanische Mittelmeermacht zu sein. Allein die andere Aufgabe, feste Herrschaft im Inneren, vermochte er nicht zu lösen, übermächtig wirkten die internationalen Faktoren — Rom, Kapitalismus, Demokratie — gegen jede sichere Befestigung einer gemäßigten Staatsgewalt. Mit Rom zwar verbündete sich das Königsthum der Bourbonen, indessen gerade diese Vereinigung von Klerikalismus und Absolutismus, denn auch diesen zu erlangen wurde in die Wege geleitet, gedachten die Franzosen trotz ihrer römischen

Kirchlichkeit noch weniger als die Spanier zu ertragen und so warf ein Ende Juli 1830 ausbrechender Aufstand die Herrschaft der Bour- Juli 1830
bonen nieder und an ihre Stelle trat das Haus Orléans verbündet mit dem zweiten der internationalen Faktoren, dem Kapitalismus. Die zur Einigung strebende Entwickelung Europas giebt auch den internationalen Faktoren gegenüber dem heute gerade so stark entwickelten Nationalismus eine verhältnißmäßige Berechtigung und daher kommt ihre große Wirkung. Unter der Herrschaft des Kapitalismus wuchs aber die Demokratie immer stärker heran und wurde schließlich dessen Erbe.

Während dieses sich unter Ludwig Philipp entwickelte, hatten auch die anderen Länder mit ihren Schwächen erheblich zu kämpfen. Preußen, nicht gewillt, vielleicht auch wirklich noch nicht fähig seinen deutschen Beruf in Angriff zu nehmen und durchzuführen, verfiel politischem Marasmus. Oesterreich widmete sich fortdauernd der Aufgabe seine Oberherrlichkeit über Italien aufrecht zu erhalten und unterdrückte zu diesem Zwecke mit Waffengewalt 1831 die Erhebungen der Herzogthümer Parma und Modena und des Kirchenstaates gegen ihre Souveräne.

Rußland seinerseits ward ernsthaft durch sein Verhältniß zu Polen in Anspruch genommen. Nach ihrem schweren nationalen Zusammenbruche im 17. Jahrhunderte hatten die Deutschen zweihundert Jahre lang in beschränktesten Verhältnissen, kaum noch Hoffnung vor sich sehend Tag für Tag in treuer Arbeit ihre politischen Pflichten auch in dem engsten Wirkungskreise der Kleinstaaterei erledigt und so Stein auf Stein herbeigetragen, um einst ihr nationales Haus wieder zu errichten. Ihnen sehr ungleich meinten die Polen sich nicht einmal ein Menschenalter lang mit der ihnen durch Alexander I. gebotenen halben Selbständigkeit begnügen zu können, um zunächst sich selbst zu regeneriren, sie verschmähten die tägliche kleine fleißige politische Arbeit und träumten nur von plötzlicher gewaltsamer vollständiger Wiederherstellung der ganzen alten Polenmacht. Kaum zeigte sich unter dem Anstoße der Julirevolution in Frankreich eine augenblickliche Möglichkeit dazu, so erhoben sie am 29. November 1830 die Fahne des Aufruhrs. Schnell 29. Nov. 1830
ergriff dieser das ganze Land, doch auch die Russen säumten nicht und schon am 25. Februar 1831 wurden die Polen bei Grochow und sodann 25. Febr. 1831
am 26. Mai bei Ostrolenka durch Diebitsch geschlagen. Indessen die 26. Mai 1831
russische Kriegführung erwies sich trotz dieser Siege als unzulänglich,

und erst als bald nach Ostrolenka Diebitsch gestorben war und Paskiewitsch das Oberkommando erhalten hatte, ward durch Angriff auf Warschau und dann Besetzung der Stadt am 8. September dem Aufstande ein Ende gemacht. Die Polen hatten weder militärisch noch politisch sich der selbstgeschaffenen Lage gewachsen gezeigt und in der letzten Zeit durch innere Uneinigkeit wie schon immer ihren Untergang unvermeidlich gemacht. Rußland that nur das Nothwendige, als es die ihnen verliehene halbe Selbständigkeit ihnen jetzt entzog und das Land ganz zur russischen Provinz machte.

Im Alterthume ist immer ein Volk das allein weltgeschichtliche in seiner Zeit, und daher ist das maßgebende Moment in dessen Geschichte zugleich auch das weltgeschichtlich entscheidende Moment. In unserer Zeit entsteht das Weltgeschichtliche durch die Wechselwirkung einer Anzahl großer Volksstaaten und so kann auch die Betrachtung nicht umhin immer wieder von einem derselben auf den anderen überzugehen.

Die demokratische Entwickelung des 19. Jahrhunderts machte sich zunächst am schärfsten in Frankreich geltend, jedoch auch in England gewann sie, wenn auch langsam, an Boden, während zugleich der Ausbau des weltumfassenden Kolonialreiches ununterbrochenen Fortgang hatte. Und ebenso mächtig erhob sich in diesen Ländern der Kapitalismus in Begleitung eines beispiellosen Aufschwunges der Industrie. Allerdings ist das beständige Streben nach Verbesserung der materiellen Unterlage unseres Lebens auch berechtigt, wir leben ja nun einmal in einer materiellen Welt und hätten Recht gegen die Gottheit zu klagen, wenn wir die Möglichkeit gar nicht besäßen ihrer Herr zu werden, wie ja schon die Genesis sagt: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan.“ Allein das 19. Jahrhundert machte in ganz besonderem Maße die Erfahrung, auf der schließlich alle Kolonisation beruht, daß nämlich die Bedürfnisse und Begehrlichkeiten in weit rascherem Tempo steigen als die materiellen Verbesserungen.

Die verarmten und zerrissenen Länder Deutschland und Italien konnten natürlich diese Erscheinungen nicht aufweisen und auch das demokratische Element in ihnen gewann noch nicht volle Selbständigkeit, sondern wirkte verquickt mit dem in beiden Nationen immer lebhafter werdenden Drange nach Gewinnung staatlicher Einheit. Indessen auch der dritte internationale Faktor des politischen Lebens in Europa begann

sich in dieser Zeit zu regen und anzuwachsen, das Papstthum. Lange war es wie ausgelöscht gewesen, im 18. wie auch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts fragte man gar nicht mehr nach ihm, jetzt aber erschien der Papst, welcher dem Gebäude der tridentinischen Kirche den Abschluß geben sollte. Am 16. Juni 1846 ward Kardinal Mastai-Ferretti zum 16 Juni 1846
Papste erwählt und nannte sich als solcher Pius IX.

Wiederum war es Frankreich, welches eine neue für Europa angebrochene Stunde einläutete. Die bürgerlich-kapitalistische Herrschaft, welche mit der Julirevolution begonnen hatte, wirthschaftete rasch ab. Unglaublich schnell brach Ludwig Philipps Thron vor einem Aufstande am 24. Februar 1848 zusammen und die siegreiche Demokratie wuchs 24. Febr. 1848
sofort dem Bürgerthume über den Kopf und erklärte die Republik. Sogleich ergriff die Bewegung auch Deutschland, Oesterreich und Italien. Wie eine heftige Influenza sich auf die schwächsten Theile des Organismus wirft und dort gefährliche Folgekrankheiten hervorruft, so erwies sich für diese Staaten die demokratisch-revolutionäre Bewegung des Jahres 1848. Preußen, welches zu lange die unausbleibliche Entwickelung von der absoluten zur konstitutionellen Monarchie aufgeschoben hatte, ward nun übereilt in eine solche hineingetrieben, die dann nach Aufstand in Berlin und monatelang schwankender Haltung der Regierung einen vorläufigen Abschluß durch die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember 1848 5. Dez. 1848
fand. Das gesammte Deutschland ward zugleich von solchem Einheitsdrange ergriffen, daß neben den überall ausbrechenden kleinen örtlichen Revolutionen auch sehr bestimmte Bestrebungen sich geltend machten den Gedanken deutscher Einheit in That und Wahrheit umzusetzen.

Es ist in der ganzen Weltgeschichte kein zweites Beispiel zu finden eines Volkes, welches so gänzlich seines staatlichen Daseins, ja fast seines Volksthumes und eigentlichen Wesens beraubt, den Gedanken nicht nur hartnäckig festgehalten, sondern schließlich auch durchgeführt hat, sich selbst wiederherzustellen. Juden und Polen haben auch zäh ihre Eigenart bewahrt, aber einen Staat haben sie nie wieder herstellen, ein unabhängiges nationales Dasein nicht wieder gewinnen können. Warum nicht? Die mosaische Religion ist eine erstarrte lebensunfähige, ohne lebendige Religion aber wird kein lebendiges Volk. Und auch die Polen sind an der starren Unbedingtheit des Tridentinums zu Grunde gegangen, die Deutschen aber retteten sich aus der greuelvollen Verwüstung

des Dreißigjährigen Krieges wenigstens das Eine, ihr lebendiges religiöses Leben, an diesem sind sie dann wieder heraufgewachsen. Großes haben damals die armen bescheidenen Dorfpastoren bei uns geleistet, und deren Werk zu zerstören ist heut die Sozialdemokratie so eifrig beflissen. Gelingt es ihr jedes religiöse und damit jedes sittliche Gefühl zu vernichten, so müssen auch unsere wieder errungene staatliche Macht und nationale Einheit für immer dahinsinken.

Und noch ein anderes Moment ist zu berücksichtigen. Die Sozialdemokratie ist international, so sind es auch internationale Faktoren, mit denen die obengenannten beiden Völker eng verbunden sind, die Juden mit dem Geldbeutel, die Polen mit der Papstkirche, daher es denn nicht wunderbar ist, wenn sie, so im internationalen Dienste stehend, das eigene nationale selbständige Leben nicht haben wiedergewinnen können.

Freilich 1848 gelang es auch den Deutschen noch nicht. Es kam bis zu einer allgemeinen deutschen Nationalversammlung, aber sie besaß keinerlei politische Macht und auch nicht politische Einsicht genug, um die Faktoren, welche erstere hatten, für sich zu gewinnen. Vor Allem Preußens unentschlossener, thatenscheuer König Friedrich Wilhelm IV. ließ Wind und Fluth vorübergehen, bis dann endlich Oesterreich zu eigenem Vortheile den alten Zustand in Deutschland unverändert wiederherstellen konnte.

In Oesterreich hatten die revolutionären Wellen sich weit höher erhoben, den Grund weit tiefer aufgewühlt, auch hier trafen sie den schwächsten Punkt des staatlich Bestehenden, die Nähte, welche das Gewebe so vieler Nationalitäten zusammenhielten, die Tschechen regten sich, Italien und Ungarn erhoben sich mit den Waffen gegen die österreichische Herrschaft. Ungarn ward schließlich nur mit Hülfe Rußlands, dann aber gründlich niedergeworfen, die Kapitulation der letzten im
13. Aug. 1849 Felde stehenden ungarischen Armee bei Vilagos am 13. August 1849 bezeichnet das Ende.

In Oberitalien griff ebenfalls die Erhebung gegen die Oesterreicher schnell um sich und sogleich mischte sich Piemont ein, in richtigem Verständnisse seiner Zukunft zum ersten Male als Vertheidiger der natio-

18. 5. 1848—30. 5. 1849 Nationalversammlung in Frankfurt a. M.

nalen Unabhängigkeit Italiens auftretend. Indessen noch war die Macht Oesterreichs weit überlegen und ein tüchtiger Feldherr hier ihr Vertreter. Dieser, Radetzky, schlug die Piemontesen am 25. Juli 1848 bei Custozza und sodann am 23. März 1849 bei Novara; Oberitalien kehrte damit unter die Botmäßigkeit Oesterreichs zurück. Und dieses zögerte nicht nun auch in Deutschland sein Uebergewicht wiederherzustellen. Entschlossen trat es den verspäteten und schwachen Versuchen Preußens eine deutsche Zentralgewalt ohne Oesterreichs Betheiligung herzustellen entgegen, und vor seinen Kriegsdrohungen beugte sich Letzteres und gab seine bisherige Politik in der Uebereinkunft von Olmütz am 29. November 1850 völlig preis. 29. Nov. 1850

In dieser Zeit nahm das Geschick Frankreichs eine entscheidende Wendung. Die scharf sozialdemokratische Richtung, welche die neue Republik sogleich einschlug, erschreckte alle durch Besitz oder Bildung über dem Proletariat Stehenden, und als am 23. bis 26. Juni 1848 ein großer Aufstand des vierten Standes niedergeworfen ist, da ward von Tag zu Tage immer lebhafter das Bedürfniß dauernder Sicherung gegen solche Gefahren und der Festigung der sozialen Ordnung, sei es selbst auf Kosten der politischen Freiheit. Daher mehrte sich reißend schnell die Anhängerschaft des jetzt in Frankreich erscheinenden Louis Napoleon, eines Neffen des großen Kaisers, denn sein Name, wenn auch nicht seine bis dahin fast unbekannte Persönlichkeit, schien die Erfüllung der obengenannten Wünsche zu gewährleisten. So ward er am 10. Dezember 1848 zum Präsidenten der Republik erwählt und nicht schwer ward es ihm von dieser Stelle aus sich den Weg zum Throne zu bahnen. Am 2. Dezember 1851 brachte er durch einen Staats- 2. Dez 1851
streich die thatsächliche Regierungsgewalt ganz in seine Hände und ein Jahr später ließ er sich den Kaisertitel durch allgemeine Volksabstimmung übertragen. Frankreich hatte wieder die ihm seit lange am natürlichsten gewordene Regierungsform angenommen, den kräftigen und intelligenten Despotismus.

Während dieser Bewegungen hatten die zwei Weltreiche England und Rußland in bisheriger Weise immer weiter wachsend wiederum bedeutend zugenommen. Ersteres hatte seinen Besitzungen in Afrika,

Radetzky 2. 11. 1766 - 5. 1. 1858.

Indien und besonders in Australien wichtige und umfangreiche Erwerbungen hinzugefügt, Letzteres hatte die ausgedehnten Steppenländer im Nordosten des Kaspischen Meeres bis an die chinesische Grenze sich einverleibt und war den Amur hinab bis an das Meer vorgedrungen. Indessen das große Ziel Rußlands in Europa, die Gewinnung des Bosporus, schien unter den damaligen Verhältnissen, wo die anderen Staaten alle durch Revolutionen soeben im Inneren beschäftigt und erschüttert worden waren, dem Kaiser Nikolai greifbar nahe zu liegen
2. Juli 1853 und am 2. Juli 1853 überschritt eine russische Armee den Pruth.

Jedoch Frankreich und England kamen der Türkei zu Hülfe, am
8. März 1854 28. März 1854 erklärten sie Rußland den Krieg und richteten ihren Angriff auf die Krym. Hartnäckigste und tapferste Vertheidigung der Russen vermochten nicht die bessere Organisation, Bewaffnung, Ausrüstung und zum Theil auch Führung der westmächtlichen Armeen wett
20. Sept. 1854 zu machen, am 20. September 1854 siegten diese an der Alma, sowie
5. Nov. 1854 am 5. November bei Inkerman und fortan hing die Entscheidung des Krieges an dem Widerstande Sfewastopels, die Seele der Vertheidigung des wichtigen Platzes war der geniale Todleben. Den Westmächten schloß sich demnächst Piemont an, dessen großer Staatsmann Cavour mit Hülfe Frankreichs die Herrschaft Oesterreichs in Italien zu brechen und sein engeres Vaterland zu einem einigen Italien zu erweitern ge-
8. Sept. 1855 dachte. Erst am 8. September 1855 erfolgte der entscheidende Sturm auf Sfewastopel, welches sodann von den Russen geräumt und drei Tage später von den Verbündeten besetzt wird. Der Frieden von
30. März 1856 Paris am 30. März 1856 legt zwar Rußland nur wenige materielle Opfer auf, beraubt es aber der Herrschaft über das Schwarze Meer, schränkt sogar dort seine Militärhoheit auf unerträgliche Weise ein und verlegt ihm damit auf das Bestimmteste den Weg zum Bosporus.

Als der eigentliche Sieger stand nach dem Krymkriege Frankreich da, es war das politisch treibende und das militärisch entscheidende Element gewesen und nun begann Napoleon einer neuen Aufgabe sich zuzuwenden, Italien sollte sein nationales Dasein aus Frankreichs Händen empfangen unter dem Vorbehalte natürlich, daß es dafür Frankreich dauernd ergeben und zu Diensten erbötig bleibe. Gewiß es

Todleben 4. 2. 1817—1. 7. 1884. Cavour 10. 8. 1810—6. 6. 1861.

war eine Zeit, wo abermals die Möglichkeit sich bot, daß Frankreich eine europäische Vorherrschaft und somit der Welttheil eine politische Einheit gewinne; wenn Preußen die gleiche Rolle, die unter Frankreichs Aegide Piemont für Italien spielen sollte, ebenfalls unter Frankreichs Aegide für Deutschland übernahm, dann mußte dieses Ziel erreicht werden, und die beiden Völker waren vielleicht noch dankbar solcherweise ihre nationale Herstellung zu erlangen, nur mußte die Politik der Begünstigung dieser nationalen Wiederaufrichtung beider Länder ehrlich und folgerichtig von Napoleon durchgeführt, oder richtiger noch ihm dieses von der Nationaleitelkeit und Ruhmsucht seines Volkes gestattet werden.

Der erste Schritt auf diesem Wege zu Gunsten Italiens war erfolgreich. Piemont, des Rückhaltes an Frankreich sicher, trat offen gegen Oesterreich auf und dieses überschritt am 29. April 1859 mit einer 29. April 1859
Armee dessen Grenzen, womit auch Frankreich in den Krieg eintrat. Die Oesterreicher werden am 4. Juni bei Magenta und darauf am 4. Juni 1859
24. Juni bei Solferino geschlagen und der Friede von Zürich am 24. Juni 1859
10. November bringt Piemont den Besitz der Lombardei. Indessen 10. Nov. 1859
das ihm gleichfalls von Napoleon zugesicherte Venetien kann ihm dieser nicht schaffen und so vermag er auch nicht dem sich überall in Italien erhebenden Drange nach Anschluß an Piemont behufs Gewinnung nationaler Einheit entgegenzutreten: im Frühjahre 1860 werden 1860
Toscana, Parma, Modena und die päpstlichen Legationen mit Piemont vereinigt, Frankreich erhält für sein Geschehenlassen Nizza und Savoyen.

So weit hatte sich Alles erfüllt, um Frankreich an dieser Stelle mit der Rolle des Völkerbefreiers die Obmacht zu sichern, allein drohend erhob sich jetzt schon gegen die Dauer dieses Zustandes der internationale Faktor, mit dem seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes, ja schon seit Philipp dem Schönen Frankreich seine nationale Machtstellung unbedingt verknüpft hatte, das Papstthum. Nicht ohne Rom konnte Italien seine Geschicke vollenden, und nicht zustimmen konnte Frankreich, der ständige Vorkämpfer des römischen Katholizismus, zu einer Schädigung der äußeren Stellung des Papstes, mit dessen weltlicher Gewalt es sich gewissermaßen solidarisch erklärt hatte, indem es zu deren Schutze seit 1849 in Rom Garnison hielt. So stand Frankreich an diesem Punkte als unbedingtes Hinderniß der Vollendung des eigenen

begonnenen Werkes da, dieses Werk aber ging rasch vorwärts, das den ganzen Süden Italiens umfassende Königreich beider Sicilien sowohl wie die Marken des Kirchenstaates werden von Piemonts Könige Viktor
17. März 1861 Emanuel annektirt und dieser nahm am 17. März 1861 den Titel König von Italien an.

Inzwischen hatte Rußland sich mit inneren Reformen beschäftigt, insbesondere that es einen folgenreichen Schritt mit der durch Alexander II.
3. März 1861 am 3. März 1861 verfügten Aufhebung der Leibeigenschaft. Abgesehen von allem Anderen würde Rußland ohne diesen Entschluß nicht in der Lage gewesen sein zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehen, welche Preußen, nachdem es allein in Europa ein halbes Jahrhundert lang diese Krieg und Kriegsdienst mit höherer Sittlichkeit erfüllende Bürgerpflicht mit schweren Opfern getragen hatte, sodann durch seine Siege ganz Europa auferlegte, und durch welche der reine Eroberungskrieg seltener, die Kriegführung selbst gemildert wird. England hatte sich in folgerichtiger Weiterbildung seiner überseeischen Weltmachtstellung mehr und mehr von aktiver Betheiligung in Europa ab- und der Ausdehnung seiner Macht in den anderen Welttheilen zugewendet, wobei es vom Mai 1857 bis Juli 1858 einen gefährlichen und großen Militäraufstand seiner eingeborenen Truppen in Ostindien unter schweren Kämpfen niederwerfen mußte, eine ernste Mahnung an die Gefahren seiner dortigen Stellung, auf der zunächst noch seine Weltstellung beruhte.

24. Sept. 1862 So sah die Welt aus, als am 24. September 1862 Otto v. Bismarck an die Spitze des preußischen Ministeriums trat. Das damalige Deutschland mußte, wenn abermals sein Einheitsdrang getäuscht wurde, abermals schwersten inneren Konflikten, und unter bereitwilliger Beihülfe der Fremden einem gleich dem Dreißigjährigen zerstörenden inneren Kriege verfallen. Auch jener hätte vermieden werden können, wenn damals eine große überragende Persönlichkeit auftrat, welche in den wild gegeneinander schlagenden Wellen die zur Einigung treibende Unterströmung zu erkennen und zu benutzen verstand. Dieses vermocht zu haben ist Bismarcks Verdienst. Ausgehen mußte die Rettung von Preußen, dem einzigen deutschen Staate, der als Großmacht auf eigenen Füßen stand, aber in Preußen herrschten auch Schwäche und Verwirrung. Prophetisch

---

Viktor Emanuel 1849–1878. Bismarck 1. 4. 1815—.

sah damals das bedeutendste Mitglied des preußischen Ministeriums Roon, die einzige Rettung, das kommende weltgeschichtliche Moment voraus, als er sagte: „Dem Ministerium fehlt ein Haupt . . . . . , ein Mann, der auch der höchsten Stelle gegenüber das einmal angenommene Programm aufrecht zu erhalten wüßte, der dem Lande imponirte — und auch den übrigen Ministern gegenüber die Einheit herbeiführte: den einen reckte, den anderen verkürzte, bis Alles auf das gleiche Maß gebracht ist — und den, der gar nicht hineinpaßt, hinausschafft."

Eben dieser Mann, dieses Haupt war nun gekommen. Wie Piemont zum einigen Italien geworden war, so mußte Preußen der Kern für Deutschlands Neugestaltung sein und ebenfalls hierzu Oesterreich hinausdrängen. Auf Preußens Stärkung und Erhöhung ging also zunächst Bismarcks Absicht, wie denn auch er selbst vor Allem ein stolzer und patriotischer Preuße war. Aber allein gedachte er diese Arbeit zu leisten, nicht wie Italien unter Frankreichs Geleit, und demgemäß gedachte er auch nicht nur Preußens, sondern auch Deutschlands Grenzen unangetastet zu erhalten und nicht, wie ebenfalls Italien, mit Abtretung eigenen Bodens Frankreichs Erlaubniß zur Errichtung der nationalen Einheit zu erkaufen. Ein größerer Mann war dieser Germane als Cavour, und eines stärkeren Volkes Geschicke leitete er.

Den Hebel zur Bewegung der deutschen Masse setzte er bei der Schleswig-Holsteinischen Frage an. Dieses deutsche Land stand unter dänischer Oberherrschaft, jedoch unter bestimmten Einschränkungen und mit bestimmten Rechten. Der natürliche Gedanke Dänemarks war, hieraus wirkliche Einverleibung und völlige Danisirung zu machen, der natürliche Gedanke Deutschlands, das Land wiederum ganz für sich zu gewinnen. Bei der Schwäche Deutschlands that zunächst Dänemark erfolgreiche Schritte auf seinem Wege. Kaum aber strebte Deutschland 1848 nach Einheit, als auch die Herzogthümer sich gegen Dänemark erhoben, welches gerade damals entscheidende Maßregeln zu ihrer Einverleibung getroffen hatte. Indessen, der innere Zwiespalt Deutschlands ward nicht gehoben und Preußens bewaffnetes Eintreten für die Rechte der Herzogthümer endete nur mit einer politischen Niederlage. Jetzt nun gab Dänemarks Verhalten den deutschen Mächten wieder die Möglichkeit des Eingreifens zu Gunsten der Herzogthümer, und dieses-

Roon 30. 4. 1803—23. 2. 1879.

mal besaß Preußen in Bismarck den Mann, welcher dieses Eingreifen mit so überlegener Politik, so sicherer Thatkraft, so zielbewußtem Muthe leitete, daß das Ziel völlig erreicht, der Gewinn der Herzogthümer für Deutschland gänzlich gesichert wurde. Der dänische Widerstand ward
. April 1864 durch Krieg gebrochen, am 18. April 1864 wurden die Düppeler
. Juni 1864 Schanzen erstürmt, am 29. Juni die Insel Alsen genommen, und
0. Okt. 1864 am 30. Oktober trat im Frieden zu Wien König Christian IX. die Herzogthümer an die Verbündeten Preußen und Oesterreich ab.

Damit aber an der Größe des diese Erfolge gewinnenden Staatsmannes nichts fehle, warf sich ihm, während er so Europa entgegentrat, im eigenen Lande in einem Verfassungskonflikte aller doktrinäre Eigensinn, aller Mangel an politischem Instinkte, alle persönliche Empfindlichkeit, an denen der Deutsche so reich ist, entgegen, und so hatte er gegen eine Welt von Feinden nur das Bewußtsein der eigenen Kraft und das Vertrauen seines Königes. Ueber die Frage der Einfügung des neugewonnenen Schleswig-Holstein in das veraltete deutsche Bundesverhältniß brachte er Oesterreich, Preußens Nebenbuhler in Deutschland seit anderthalb Jahrhunderten, zu dem Entscheidungskampfe darüber, wer Herr in Deutschland sein sollte, und Italien schloß sich diesem Kampfe an, um Venetien zu gewinnen. Zwar Italien ward am
. Juni 1866 24. Juni 1866 bei Custozza durch den Erzherzog Albrecht geschlagen, aber die drei in Böhmen eingedrungenen preußischen Armeen, die Elb-Armee unter General Herwarth v. Bittenfeld, die Erste Armee unter Prinz Friedrich Karl, die Zweite Armee unter dem Kronprinzen
3. Juli 1866 Friedrich Wilhelm, vereinigen sich am 3. Juli unter dem Oberbefehle König Wilhelms und seines Generalstabschefs Moltke gegen den mit der gesammten österreichischen Armee vor Königgrätz stehenden Feldzeug-
. Aug. 1866 meister Benedek und schlagen ihn entscheidend. Am 23. August wird
6. Okt. 1866 der Friede zu Prag mit Preußen, am 6. Oktober der mit Italien zu Wien geschlossen; Italien erhält Venetien, Oesterreich scheidet wie aus Italien so auch aus Deutschland völlig aus und wird endgültig zu einem Ostreich, Preußen erhält mit ansehnlicher Vergrößerung die

Christian IX. 1863—. Erzherzog Albrecht 3. 8. 1817—18. 2. 1895. Herwarth v. Bittenfeld 4. 9. 1796—2. 9. 1884. Benedek 14. 7. 1804—27. 4. 1881. Prinz Friedrich Karl 20. 3. 1828—15. 6. 1885. Moltke 26. 10. 1800—24. 4. 1891.

unbedingte Leitung des nördlich des Mains gelegenen Deutschlands, während Süddeutschland zunächst sich selbst überlassen bleibt.

Anders wie bei dem Kriege von 1859 gegen Oesterreich hatte Frankreich 1866 keine Zeit und Gelegenheit gefunden, seine Zustimmung zu der nationalen Erhebung Deutschlands sich durch eigenen Gewinn abkaufen zu lassen, und die Frage der Zukunft Europas war es nun, ob Frankreich die Vollendung dieser nationalen Einigung durch den Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund freiwillig geschehen lassen, oder die Waffenentscheidung darüber anrufen wolle. Das Letztere war der Entschluß, zu welchem die Franzosen ihrer ganzen Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte gemäß gelangten, und zu welchem sie ihren Kaiser zwangen; einer nichtigen Ursache wegen erklärten sie am 15. Juli 1870 Preußen den Krieg in einer so frevelhaft leichtsinnigen Plötzlichkeit, daß die gesammte Geschichte kaum ein zweites Beispiel davon hat. Ganz Deutschland aber nahm die Herausforderung an. In drei Armeen drangen die Deutschen unter der Oberleitung König Wilhelms und Moltkes in Frankreich ein, die Erste Armee unter dem General Steinmetz, die Zweite unter Friedrich Karl, die Dritte unter dem Kronprinzen, der die Reihe der Siege am 6. August mit der Schlacht von Wörth eröffnete. In den Schlachten des 16. und 18. August ward dann die französische Rhein-Armee nach Metz hineingeworfen, und als eine Entsatzarmee zu ihrer Befreiung aus dem Inneren herankam, da gingen ihr, während Friedrich Karl Metz berannte, die Dritte Armee unter dem Kronprinzen, und die neugebildete unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen stehende Maas-Armee entgegen, schlossen sie bei Sedan ein und zwangen sie, am 1. September, 83 000 Mann stark, mit dem Kaiser Napoleon an der Spitze, zu kapituliren.

15. Juli 1870

6. Aug. 1870

16. 18. Aug. 1870

1. Sept. 1870

Dann ward die Riesenfestung Paris berannt, während Frankreich, nachdem am 4. September die Republik erklärt worden war, in Erinnerung an die Zeiten der ersten Republik durch Massenaufgebote des Volkes den Gegner zu überwältigen gedachte. Trotzdem es aber einen genialen Organisator dieser Erhebungen in der Person Gambettas fand, so war doch die von altersher organisirte Kraft der deutschen Heere ihnen weit überlegen; immerhin bleibt es Gambettas unauslöschliches

4. Sept. 1870

Steinmetz 27. 12. 1796 - 4. 8. 1877. Albert 1. 1873—. Gambetta 30. 4. 1838 bis 31. 12. 1882.

Verdienst, daß Frankreich mit Ehren und nur nach äußerstem, hartnäckigstem Widerstande unterlegen ist, sich nicht muthlos schnell den
27. Okt. 1870 Bedingungen des Siegers gefügt hat. Am 27. Oktober mußte Metz mit der ganzen darin eingeschlossenen Rhein-Armee von 173 000 Mann kapituliren, ein in der Kriegsgeschichte nicht dagewesenes Ereigniß, wie denn überhaupt dieser Krieg an Großartigkeit und Anzahl der Erfolge, fast ohne daß je ein Mißerfolg eintrat, unübertroffen dasteht. Und nicht dem Auftreten eines überwältigenden Kriegsgenies, wie wohl anderswo, war dieses zu danken, sondern der von langer Hand her planvoll durchdachten und thatkräftig durchgeführten Kriegserziehung des ganzen preußischen Volkes und der wuchtigen Organisation des Heeres, der eigensten Schöpfung des Königes Wilhelm und seines hochbegabten Kriegsministers Roon.

Während Paris festumschlossen bleibt, werden die in den Provinzen neuentstehenden Armeen eine nach der anderen geschlagen. Nach dem Falle von Metz rückt die jetzt unter Manteuffel stehende Erste Armee
27. Nov. 1870 nach dem Norden Frankreichs ab und schlägt am 27. November das dortige feindliche Heer bei Amiens; Friedrich Karl mit der Zweiten
3./4. Dez. 1870 Armee besiegt am 3. und 4. Dezember bei Orléans die feindliche Loire-Armee, während der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg die Einschließung von Paris gegen Westen hin sicherte. Im Januar 1871 drang dann Friedrich Karl gegen die wiedergesammelte Loire-Armee
10., 11. u. 12. Jan. 1871 auf Le Mans vor und schlug dieselbe dort am 10. 11. und 12. Januar
18. Jan. 1871 vollständig. Und nun ward am 18. Januar zwischen 12 und 1 Uhr mittags in der Spiegelgalerie des Schlosses zu Versailles vor Vertretern aller deutschen Fürsten und Stämme die Proklamation König Wilhelms zum Deutschen Kaiser durch den Kanzler Grafen Bismarck verlesen; das Deutsche Reich war wiedererstanden, der Gedanke einer Schutzherrschaft Frankreichs über Europa, den dieses Land seit zwei Jahrhunderten zu verwirklichen gestrebt hatte, war endgültig zu Grabe getragen.

19. Jan. 1871 Tags darauf, 19. Januar, ward ein großer Ausfall der Pariser Besatzung zurückgewiesen, während zu gleicher Zeit der jetzt die Erste

---

Manteuffel 24. 2. 1809—17. 6. 1885. Großherzog Friedrich Franz II. 1842—1883.

Armee kommandirende Goeben die feindliche Nord-Armee bei St. Quentin schlug. Endlich drängt auch noch eine neugebildete Süd-Armee unter Manteuffel die französische Ost-Armee über die Grenze der neutralen Schweiz, so daß sie daselbst die Waffen strecken mußte. Am 28. Januar kapitulirte Paris, und am 10. Mai wurde der Frieden zu Frankfurt a. M. geschlossen, durch welchen Frankreich das Elsaß und einen Theil Lothringens an Deutschland abtrat und fünf Milliarden Franken zahlte. Es war nun im Herzen Europas nicht mehr eine politische Leere vorhanden, welche für alle ringsum Wohnenden eine beständige Versuchung zu Uebergriffen, Machtausdehnungen und damit Kriegen war, sondern es hatte sich dort der stärkste Staat des Welttheiles konstituirt, mächtig genug, allen Frieden zu gebieten, Moltkes Wort erfüllend, daß für den allgemeinen Frieden nur eine Möglichkeit sei, „das ist, daß im Herzen von Europa sich eine Macht bilde, die, ohne selbst eine erobernde zu sein, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann". Und so faßten die großen Lenker der Geschicke Deutschlands, Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck, ihre weltgeschichtliche Aufgabe auf und haben sie so bis an das Ende ihres Wirkens in monumentaler Ruhe und Sicherheit ausgeführt. 28. Jan. 1871. 10. Mai 1871.

Mit ihnen schloß das heroische Zeitalter des jungen Reiches ab, der junge Krieger muß nun in die politische Schule gehen und fleißig lernen, sein staatliches Haus zu bestellen und seine Wirthschaft einzurichten. In großartiger Weise gab Bismarck den Deutschen in föderativen Formen das ihnen zusagende Maß von Einigung. Und wie im 14. und 15. Jahrhunderte Deutschland mit seiner Auflösung in landschaftliche Fürstenthümer der Prototypus war für die Auflösung Europas in nationale Hoheiten, so kann es auch jetzt wieder der Prototypus der Entwickelung Europas sein mit seiner föderalen Einigung, welche den einzelnen Theilen genügend Lebensluft zur Erhaltung aller ihrer berechtigten Eigenthümlichkeiten läßt und andererseits doch eine Zentralgewalt giebt, die innere Kriege ausschließt. Was Frankreich für Europa mit den Waffen und der Zentralisation nicht erreicht hat, das erreicht hoffentlich Deutschland mit Frieden und Föderation, so daß dann die Vereinigten Staaten Europas in der atlantischen Welt eine besondere Weltmacht

sind, das Gegengewicht haltend gegen die Vereinigten Staaten Amerikas, das Kolonialweltreich England, das asiatisch-europäische Weltreich Rußland. Bis in das 18. Jahrhundert hinein halfen und schlugen überall Deutsche mit, wo die Völker eine ihrer großen Aufgaben bewältigen wollten, sie schufen mit an allen Staaten, als sie selbst keinen hatten, man denke nur an Rußland, an Amerika. Jetzt werden sie nun ihre eigene Arbeit besorgen, aber sollten sie denn den Fremden entbehrlich geworden sein, sollten sie nicht nunmehr eben für ganz Europa ein nothwendiges Element staatlichen Ausbaus sein?

Das vorige Jahrhundert hat die kleinen Staaten mattgesetzt und die alleinige Entscheidung in die Hände derer gegeben, welche als Großmächte sich konstituirt haben. Das 20. Jahrhundert wird Weltmächte sehen, denen gegenüber auch die jetzigen Großmächte nur klein sind. Aber nur solche Staaten, die eine Ausdehnungsfähigkeit von über 100 Millionen Menschen besitzen, werden zu solcher Rolle fähig sein; England mit seinem ungeheuren Kolonialreiche, Rußland mit über 100, Nordamerika mit jetzt schon über 60 Millionen und Beide noch fähig große Massen unterzubringen, sind hierzu sicherlich vorausbestimmt. Europas Festland könnte als einheitlich in irgend einer Form konstituirt die vierte solche Weltmacht werden. Möglich erscheint dieses unter Deutschlands Aegide, denn diese Macht hat schon im Inneren bewiesen, daß sie föderative Formen mit großem, freiem Sinne zu handhaben versteht. Jedoch muß das deutsche Volk starke Eigenschaften beweisen, wenn es diese Rolle des europäischen Einigers und Friedensgebieters dauernd erfüllen will.

In Religiosität, Waffenmacht, Poesie, Kunst und Wissenschaft bewährt sich eines Volkes Kraft. Waffenmächtig steht Deutschland da, religiös ist es noch, die Poesie freilich schweigt, unsere Litteratur herrscht nicht einmal bei uns, wird im Auslande gar nicht gelesen. Allerdings das patriotische Genie eines Richard Wagner ersetzt uns immerhin durch seine großartigen Schöpfungen einigermaßen den fehlenden Shakespeare. In der Wissenschaft dürfen wir es als gutes Zeichen begrüßen, daß gerade unsere Historiker so Hervorragendes leisten, mit so lebhaft entwickeltem Verständnisse für das geschichtliche Leben. Indessen darin

Wagner 22. 5. 1813—13. 2. 1883.

gerade würde der Werth einer Einigung Europas liegen, daß eben non omnia omnes possumus und die Nachbarländer in Poesie, Kunst und Wissenschaft so vielfach unerläßliche Ergänzungen für uns sein könnten. Aber die eigene Stärke und Einigkeit ist zu alledem die unentbehrliche Vorbedingung und schwer bedroht erweist sich diese in ihrem eigentlichsten Organe, dem Reichstage. Wie schnell sind doch die Phantasien vom Anfange dieses Jahrhunderts verflogen, als man meinte, wenn nur das deutsche Volk durch freie Wahl eine Versammlung zur Theilnahme an der Leitung der eigenen Geschicke sich gestalten könne, so werde bald Einheit und Macht erreicht sein. Wie zeigt unser Reichstag sich im Gegentheile als beherrscht vom Partikularismus, vom Parteihader, von geradezu antideutschen Tendenzen, von der Unfähigkeit, Opfer für große Zwecke zu bringen. Wer wie ich meint, daß eine verständig eingerichtete konstitutionelle Monarchie in unseren Zeiten immer noch die beste unter den unvollkommenen menschlichen Regierungen ist, der muß wünschen, daß unsere Volksvertretung bald in sich gehe und aufhöre, ihren Unverstand und ihre Unfähigkeit bloßzustellen, damit nicht schließlich die Völker ihre Rettung wieder in der unumschränkten Herrschaft eines Einzelnen suchen.

Die größten Gefahren drohen uns von Seiten der internationalen Mächte, der Sozialdemokratie und der römischen Kirche. Die Erstere muß unter allen Umständen bald und gänzlich bekämpft werden, die Letztere hat schon einmal Deutschlands nationales Dasein vernichtet und erhebt sich jetzt wieder in großer Macht, gestützt auf die stärkste Strömung unseres Jahrhunderts, die demokratische, daher sie selbst als Stütze der Throne nicht gelten kann. Auch für Rom war der deutsch-französische Krieg entscheidend geworden, schon hatte es die Niederlage des katholischen Oesterreich schwer empfunden, jetzt war die Macht zusammengebrochen, die bisher direkt mit ihren Waffen das Patrimonium Petri, die weltliche Herrschaft des Papstes, geschützt hatte und Italien ergriff sogleich die Gelegenheit; abermals verschafften ihm deutsche Siege einen wichtigen Gewinn: am 20. September 1870 zogen die italienischen Truppen in die ewige Stadt ein, welche seitdem Hauptstadt des national geeinigten Italiens ist.

Erschien ein solches Ereigniß zunächst als eine capitis deminutio des Papstes, so hat sich doch seitdem bewährt, daß es vielmehr eine

Stärkung desselben war. Während im Mittelalter die Grenzlinie zwischen Laien und Geistlichen oft als verschwommen erscheint, wie ja in so manches Abtes und Bischofes Händen sich geistliche und weltliche Gewalt vereinten, mancher Staatsmann Geistlicher war, so ward seit Trient die Grenzlinie zwischen dem geweihten Geistlichen und dem heilsbedürftigen Laien zur ehernen Mauer. Hervorragend hatte sich die Verquickung weltlicher Herrschaft mit geistlichen Ansprüchen in dem Papstthume verkörpert, oft hatte die weltliche Politik der Päpste den Interessen des Katholizismus geschadet, jetzt trat nun auch hier die reinliche Scheidung ein, das Laienelement schied aus dem Papstthume aus, der geistliche Herrschaftsanspruch blieb allein und unverfälscht, darum aber um so unbedingter erhalten. Gerade Pius IX. zeigt gut dieses Doppelgesicht des Papstthumes; zu Beginn seiner Regierung war er hauptsächlich italienischer Fürst, glaubte man doch, gerade von ihm werde eine föderative Einigung der Halbinsel ausgehen, dann wurde er der anspruchsvollste aller Kirchenfürsten, der Vollender des Werkes Gregors VII. und des Konzils von Trient. Am 8. Dezember 1854 ward von ihm die Lehre von der unbefleckten Empfängniß zum Dogma erhoben und damit eine neue schroffe Scheidewand gegen die anderen christlichen Kirchen errichtet; am 18. Juli 1870 erfolgte die Verkündigung des Dogmas der Unfehlbarkeit des Papstes. Das unter einem Pius geschlossene Konzil von Trient erhielt unter einem Pius durch das Vatikanische Konzil seine folgerichtige Ergänzung, zugleich aber auch hat damit die tridentinische Kirche ihren Kreis erfüllt, ihr letztes Wort gesprochen, ihre Entwickelung abgeschlossen und sich zu islamitischem Stillstande verdammt.

England hat immer schneller und immer weiter um sich greifend seine weltumspannende Macht ausgebaut, hat aber auch im Inneren eine immer stärker sich geltend machende demokratische Richtung eingeschlagen, welche vielleicht der erste Schritt zum Verfalle des Weltreiches ist. Die Hauptschuld trägt daran, soweit dieses ein Einzelner sein kann, Gladstone, ein Politiker wie unsere Fraktionshäupter, bereit Alles zu zerstören, wenn er selbst während seiner Lebenszeit am Ruder bleibt. Ein Gegengewicht dagegen ist das kräftige, hartnäckige, unzerstör-

---

8. 12. 1869—20. 10. 1870 Vatikanisches Konzil. Gladstone 29. 12. 1809 —.

bare Nationalgefühl des Engländers. Die stärkste Bedrohung von außen her ist das Vorrücken der Russen gegen Indien, aber die englische Weltpolitik hat schon Sorge getragen, hier vorzubeugen. Einerseits hat sie der Beherrschung des Mittelmeeres durch Inbesitznahme von Aegypten den Schlußstein eingefügt und sich den kürzesten Weg nach Indien unbedingt gesichert, andererseits hat sie in Afrika ein neues ungeheures Kolonialreich sich eingerichtet, fähig, den einst etwa eintretenden Verlust Indiens zu ersetzen. In die Kämpfe Europas dagegen mischen sich die Engländer nur noch diplomatisch ein. Auf dem wichtigsten aller Gebiete, dem religiösen, will sich heutzutage der Unterschied, welcher sich in den Anfängen der Reformation zwischen Deutschland und England zeigte, abermals geltend machen. Wie gering mag wohl die Zahl der Engländer sein, die noch im Herzen mit voller Gläubigkeit an ihrer Hochkirche hängen, aber der Einzelne läßt das auf sich beruhen und im Ganzen erhalten sie, wie einst die alten Römer, ihr kirchliches System, denn es ist ein Theil ihres politischen Daseins. Dagegen in Deutschland drängt das einzelne beunruhigte Gewissen sich hervor und verlangt Berücksichtigung, und dogmatische Formeln wie das apostolische Glaubensbekenntniß sollen sich jeder einzelnen persönlichen Gewissensbedrängniß fügen und anbequemen: hüten wir uns, nicht wiederum in den Fehler der Zeiten nach Luther zu verfallen.

Demgegenüber steht das ungeheure halbasiatische, kontinentale Weltreich Rußland, dessen Anwachsen in der Weltgeschichte beispiellos ist, beträgt es doch seit dem Regierungsantritte Peters des Großen täglich 90 qkm und beträgt doch seine natürliche jährliche Bevölkerungszunahme über 1 Million. Wie auch bisher schon, so hatte es fortgefahren, sich in Asien auszudehnen und dem englischen Indien näher und näher zu rücken. Zunächst allerdings führte es noch einmal einen Angriffskrieg in der alten Richtung auf den Bosporus hin. Am 24. April 1877 erklärte es der Türkei den Krieg und ihm schloß sich Rumänien an, entstanden aus den ehemaligen, seit 19. August 1858 vereinigten Fürstenthümern Moldau und Walachei, indem es am 22. Mai 1877 seine Unabhängigkeit von der Türkei erklärte. Bald aber macht Rußland die Erfahrung, welche es bisher noch immer gemacht hatte, wie gegen Friedrich den Großen, so gegen Napoleon, wie gegen die Türken 1828, so gegen die Polen 1831 und so im Krymkriege, nämlich, daß seine

24. April 1877

22. Mai 1877

27. Juni 1877 Offensivkraft unzulänglich sei. Am 27. Juni wurde die Donau überschritten, dann kam aber das russische Vorgehen vor Plewna zum
20. u. 30. Juli 1877 Stehen, vergeblich waren am 20. und am 30. Juli die großen Stürme der Russen auf das türkische verschanzte Lager, man mußte zu völliger Einschließung schreiten und gegen die 40000 Vertheidiger mit 60 Geschützen 100000 Mann mit 400 Geschützen versammeln. Abermals
11. Sept. 1877 ward am 11. September vergeblich gestürmt. Erst als Todleben mit der Leitung der Dinge beauftragt wurde, begann die feste Durchführung eines folgerichtigen Planes, Blockade und Aushungerung, so daß dann
10. Dez. 1877 am 10. Dezember die Kapitulation erfolgte. Nun drang die russische Armee über den Balkan auf Konstantinopel vor und schloß vor dessen
3. März 1878 Thoren am 3. März 1878 mit der Türkei den Frieden von San Stefano, den jedoch die Mächte Europas nicht anerkennen, vielmehr
13. Juli 1878 regelt ein in Berlin zusammentretender Kongreß am 13. Juli die Bedingungen dahin, daß Rumänien und Serbien als unabhängig anerkannt werden und ein neuer christlicher Vasallenstaat der Türkei in Bulgarien geschaffen wird; Rußland geht außer dieser Schwächung der Türkei ohne besonderen Vortheil aus diesem Kriege hervor.

Auch dieses Aufwachsen neuer, bisher kaum bekannter Nationalitäten ist eine kräftige Lebensäußerung des Christenthumes und zugleich ein Hinweis darauf, daß, mag auch Europa wohl einer Einigung zustreben, es doch nie das Aufgeben aller Besonderheiten, das Aufgehen in eine ausschließliche Nationalität ertragen würde. Nicht nur die großen Völker Europas, Deutsche, Franzosen, Italiener, haben dazu zu viel Lebenskraft, sondern auch die mannigfaltigen kleineren Völkerschaften, wie Holländer, Schweizer, Dänen, Schweden, Norweger, Ungarn, Tschechen und andere mehr. Ein Staat Europas freilich sieht sich durch diese Entwickelung in seinem Fortbestehen bedroht, das ist Oesterreich, welches heute schon eigentlich nur noch durch die Person seines Kaisers zusammengehalten wird. Italien hat noch zunächst nichts aus eigener Kraft geleistet, sein Emporkommen geschah auf den Schultern Frankreichs und Deutschlands und jetzt sucht es an England mehr seine Anlehnung, als einer selbständigen Großmacht geziemt.

---

13. 6. 1878—13. 7. 1878 Berliner Kongreß.

Frankreich gedenkt nur der verlorenen Provinzen und der schweren Niederlage seines Waffenruhmes und würde deshalb sogar im Stande sein, seines Berufes als einer der ersten Kulturmächte Europas zu vergessen und den Panslawisten beizustehen Europa niederzuwerfen, wenn es nur dafür Rache an Deutschland gewänne, bereit, wie es einer seiner Würdenträger einmal sagte, dafür in dem durch Rußland beherrschten Europa die Rolle der Griechen im römischen Reiche auf sich zu nehmen. Zwar hat es sich in Nord- und Westafrika ein Kolonialreich gegründet, auf dessen Vergrößerung es eifrig bedacht ist, aber die unbedingte Herrscherrolle, die es im Mittelmeere spielen könnte, will es nicht ergreifen, denn allerdings dazu würde Versöhnung mit Deutschland nothwendig sein. Im Inneren hat die Demokratisirung schlimme Schäden für die Nation gezeitigt, und ob die Republik für die verwickelten Verhältnisse eines modernen Großstaates überhaupt eine mögliche Form ist, das muß sich eben hier noch erweisen. Die neuere französische Litteratur ist ganz durchdrungen von einem gefährlichen Geiste der Selbstverherrlichung, sie ist reich, schön und vielseitig, aber sie kennt nichts außer Frankreich. Würde man das in späteren Zeiten lesen und hätte keine anderen Quellen, so müßte man glauben, nur Frankreich sei zivilisirt gewesen und ringsum wohnten viel tiefer stehende Barbaren, die dieses Verhältniß auch willig anerkannten.

In seiner Stellung als asiatischer Weltmacht steht zweifellos Rußland noch eine große Zukunft bevor, aber sicher ist auch, daß es in seinem Inneren noch große Gefahren birgt und diese Zukunft keine wolkenlose ist. Man will jetzt alle die einem Weltreiche wohl anstehenden Verschiedenheiten der beherrschten Völker schnell und gründlich in ein gemeinsames rechtgläubiges Großrussenthum nivelliren und doch hat gerade Rußland so Vieles der Arbeit der Fremden zu verdanken. Hat es vielleicht in den Zeiten seiner Europäisirung mit zu weiblicher Empfänglichkeit den vom Auslande ihm zuströmenden Samen aufgenommen, so ist das, was jetzt zur Ausstoßung und Vernichtung der fremden Elemente geschieht, Selbstschwächung und muß zu staatlicher Impotenz führen. Und die Regierungsform der Selbstherrschaft! Es häufen sich die Anzeichen, daß ihre Tage gezählt seien, vor Allem, weil sie sich stützt auf ein Beamtenthum, auf welches Worte passen, die Bismarck einmal nicht gerechterweise über das preußische Beamtenthum schrieb: „Die

Bureaukratie aber ist krebsfräßig an Haupt und Gliedern, nur ihr Magen ist gesund und die Gesetzexkremente, die sie von sich giebt, sind der natürlichste Dreck von der Welt", und noch andere Worte desselben, nämlich „daß ein Zustand sobald als möglich aufhören müsse, in welchem über jeden Zaun, über jede Brückenbohle durch fünf Instanzen bis nach Berlin gegangen wird, und daß schließlich die beiden äußersten Pole, die Bezirksgendarmen und die geheimräthlichen Kreise des Ministeriums, die eigentlich Entscheidenden in jeder speziellen Sache sind".

Und wie das Frankreich des ancien régime, so hat auch das heutige Rußland eine hochstehende Litteratur, vielleicht jetzt die bedeutendste Europas, aber durchtränkt von Pessimismus und offen in ihren besten Köpfen, Tolstoi, Dostojewski, Turgenjew, erklärend, daß das Bestehende werth sei zu Grunde zu gehen: eine im Inneren kranke Litteratur, die damit aber auch einen unnatürlich geschärften, inquisitorischen Blick für Seelenzustände besitzt, erhaben über dem kläglichen äußeren Realismus der Franzosen. Immerhin liegt aber auch schon in der russischen Sprache etwas zugleich Kräftiges und Schmiegsames, welches auf eine reiche Zukunft deutet. Niemand wird glauben, daß Rußland geholfen werden könne durch Einführung konstitutioneller Formen, zu denen nichts vorbereitet und Niemand reif ist. Ein zu unvorbereiteter Uebergang von der Selbstherrschaft zu salus publica summa lex esto ergiebt Revolution und führt nicht zu dem allein wahren justitia regnorum fundamentum.

Ganz im Gegentheile, was Rußland noch an Stärke besitzt, das verdankt es der Niederhaltung des demokratischen Elementes, dessen zersetzende Wirkung wir jetzt eben an Frankreich studiren können. In dieser Beziehung kann die Verbindung, die Rußland jetzt mit dem republikanischen Frankreich eingegangen ist, auf das Erstere wirken, wie einst die Verbindung des königlichen Frankreich mit der entstehenden amerikanischen Republik. Allerdings kommt alle Kraft der Nationen von unten herauf, aber langsam und naturgemäß muß dieses geschehen, wie der Saft in den Bäumen aufwärts steigt, nicht plötzlich, wie das explodirende Pulver nach oben drängt. Die oberen Klassen in Rußland

Tolstoi geb. 9. 9. 1828. Dostojewski 1822—9. 2. 1881. Turgenjew 9. 11. 1818 bis 3. 9. 1883.

genießen freilich nicht in hinreichender Weise diesen Zufluß neuer Kraft und verdorren daher, jedoch die Grundwurzel des Uebels ist die Verquickung des Staates mit der Kirche, daher die Unmöglichkeit durchgreifender staatlicher Reformen, wenn nicht zugleich kirchlich reformirt wird. Will Rußland, den Rathschlägen der Panslawisten folgend, den Krieg des Glaubens gegen das ungläubige Europa unternehmen, so wird es ihm ergehen, wie dem Spanien Philipps II., welches das Gleiche that; will es innerlich gesunden, so ist der erste und unerläßlichste Schritt dazu die Gewährung von Gewissensfreiheit, welche dann auch die eigene erstarrte russische Kirche zu neuer lebendiger Regung im Wettbewerbe mit den anderen zwingen wird. Was ohne dieses Stimulum aus der orientalischen Form des Christenthumes werden kann, das zeigt Abessinien.

Während Europa noch in Uneinigkeit sich befindet, hat sich am anderen Ufer des Atlantischen Ozeans ein großartiges Gemeinwesen gebildet, völlig geeignet Weltmacht zu sein. Die besonderen Verhältnisse Nordamerikas brachten es mit sich, daß die Vereinigten Staaten kaum Krieg zu führen hatten, nur mit Mexiko geschah es in den Jahren 1846—47, da die Union sich Texas und Kalifornien angegliedert hatte, welche zwar mexikanisches Gebiet, aber zum größten Theile in den Händen amerikanischer Kolonisten waren, und die dann auch der Union verblieben. Es folgten wieder Zeiten der weiteren Besiedelung und friedlichen Gebietsausdehnung auf Kosten der indianischen Ureinwohner; im Inneren der Republik jedoch entwickelte sich ein Zwiespalt des mehr föderalistisch und aristokratisch gesinnten von Plantagenwirthschaft sich ernährenden Südens gegen den unionistisch und demokratisch gesinnten von Industrie und Handel lebenden Norden. Mehr und mehr der gemeinsamen Angelegenheiten wollten die Südstaaten der einzelstaatlichen Gesetzgebung überweisen, eine Entwickelung, die schließlich zu völliger Auflösung der Union geführt hätte. Dem wirkte beständig der Norden entgegen, und im Jahre 1861 brach über die Frage der Abschaffung der Sklaverei der offene Kampf aus, dreizehn Staaten des Südens und Westens schieden aus der Union aus.

1861—1865 Amerikanischer Bürgerkrieg.

Die militärische Ueberlegenheit war zunächst auf Seiten des Südens, freilich müssen beide Theile sich Armeen erst schaffen, denn die Vereinigten Staaten hatten einer solchen nicht bedurft. Alle Offensiven der Armeen des Nordens gegen die südliche Hauptstadt Richmond scheiterten an der überlegenen Führung der Südlichen oder Konföderirten, besonders der Generale Lee und Jackson und des großen Kavallerieführers Stuart; jedoch auch die Offensive der Konföderirten gegen Washington, die nördliche Hauptstadt, scheiterte in der Schlacht von Antietam am 17. September 1862. Wiederum ergriffen die Nordländer oder Föderirten die Offensive nach Virginia hinein, wurden aber am 13. Dezember bei Fredericksburg geschlagen, und derselbe Mißerfolg ward im nächsten Jahre einem erneuten Versuche durch den Sieg Lees bei Chancelorsville am 3. Mai zu Theil. Aber auch für Lee wiederholte sich die Erfahrung des vergangenen Jahres, als er nun zur Offensive nach Pennsylvanien hinein vorging; in der Schlacht von Gettysburg am 1., 2. und 3. Juli erlahmte sein Vorstoß, er mußte das Unternehmen aufgeben. Allmählich machte es sich geltend, daß an allen Hülfsquellen, insbesondere auch an Mannschaften, der Norden bedeutend reicher war, mehr und mehr wird durch seine Uebermacht der Süden zusammengedrängt; am 4. Juli 1863 erobert Grant Vicksburg und trennt damit die westlichen konföderirten Staaten von ihrer Verbindung mit den östlichen ab; im nächsten Jahre greift er mit großer Uebermacht die verschanzten Stellungen Lees bei Richmond und Petersburg an, allein erst als der im Westen siegreiche Sherman in raschem Zuge durch Georgien heranmarschirt, räumt Lee seine Stellung, um selbst sich nach Westen zu wenden, muß dann aber vor großer Uebermacht mit seiner durch Hunger erschöpften Armee am 12. April 1865 die Waffen niederlegen.

Die durch diesen Bürgerkrieg niedergehaltene Entwickelung der Vereinigten Staaten nahm bald wieder ihren Aufschwung. Indessen gewöhnt, Menschenmaterial und Bodenreichthum für nichts zu achten, denn ersteres strömte überreichlich zu, letzterer schien unerschöpflich vorhanden, trieb Nordamerika fortdauernd Raubbau in jeder Beziehung, ein gänzlich un-

Lee 19. 1. 1807—12. 10. 1870. Jackson 21. 1. 1824—10. 5. 1863. Stuart 6. 2. 1833 bis 12. 5. 1864. Grant 27. 4. 1822—23. 7. 1885. Sherman 8. 2. 1820 bis 14. 2. 1891.

gehinderter Wettbewerb verdarb Unzählige materiell und noch schlimmer moralisch, ungemein tief fraß sich die Korruption in alle staatlichen Verhältnisse ein. Und bei diesem Treiben gelang es nicht Großes auf geistigem Gebiete zu leisten. Es liegt eine tiefe Wahrheit in der Geschichte von der Erfindung der Buchstaben durch den Dämon Theuth, welche Plato erzählt, daß der Gott Ammon sie getadelt habe, weil nunmehr das Gedächtniß werde geschwächt werden. Es ist eben jeder materielle Fortschritt immer auch in irgend einer Beziehung mit einem geistigen Rückschritte verknüpft. So auch haben die alles Materielle so schnell begreifenden, so klug benutzenden Amerikaner der Welt noch keinen großen Dichter oder Künstler, keinen bahnbrechenden Denker, noch keine neue beherrschende Idee geschenkt.

Es ist eben doch nicht unbedingt gut Niemandes Enkel zu sein. Ein neuerer amerikanischer Humorist sagt einmal sehr richtig bei Betrachtung Pompejis: „Aber was würde ein Vulkan von einer amerikanischen Stadt übrig lassen, wenn er einst seine glühende Asche auf sie herabregnen ließe? Kaum ein Zeichen oder Symbol, um ihre Geschichte zu erzählen." Dennoch, obwohl diese westatlantische Welt noch völlig in geistiger Abhängigkeit von der ostatlantischen ist, strebt sie dieselbe wirthschaftlich zu vernichten, und nicht friedlich werden die endgültigen Auseinandersetzungen sein können, um so mehr aber wird es Lebensfrage für das immer noch allein wirkliche Kultur spendende Europa seine Kräfte nicht gegeneinander aufzureiben, sondern gemeinsam zusammenzufassen.

So sehen wir die atlantische Welt heute noch so wenig als Einheit dastehen wie einst die Mittelmeerwelt zu der Zeit, wo die Römer begannen aus Latium herauszuschreiten, um Italien zu erobern, wohl aber sehen wir ein Element einheitlichen Lebens schon in ihr wirksam; die gesammte atlantische Welt ist vom Christenthume völlig durchtränkt, sie ist die Christenheit. Demgegenüber sehen wir die pacifische Welt noch in islamitischer Erstarrung oder buddhistischer Erschlaffung verharren. Nur eine Erscheinung merkwürdiger Natur hat sich gerade in den neuesten Tagen in ihr herausgehoben, das ist Japan, der erste Versuch in der Geschichte alle Ergebnisse der christlichen Kultur sich anzueignen ohne das Christenthum selbst.

Japans Geschichte beginnt um die Mitte des 7. Jahrhunderts, zu welcher Zeit der halb sagenhafte Zin-Mu die Dynastie der Mikados eröffnete. Jedoch auch in Japan entwickelte sich das Feudalsystem zu großer Unabhängigkeit der landgesessenen Fürsten und die Macht der Mikados war schon sehr gesunken, das Land von Bürgerkriegen zerrüttet, als der Mikado Go-Toba 1185 seinen zweiten Sohn Joritomo mit dem Titel Shogun zum Höchstkommandirenden aller Truppen machte, um diesem Zustande ein Ende zu bereiten. Joritomo aber entkleidete sich dann nicht der ihm einmal übertragenen Gewalt und so begann mit ihm die Reihe der neben den Mikados, den eigentlich legitimen Herrschern, bestehenden Shoguns, in deren Händen die wirkliche Macht war. Der konservative und religiöse Sinn der Japaner erlaubte diesen Hausmeiern nicht sich völlig an die Stelle der legitimen Herrscher zu setzen, wie das einst im Frankenreiche geschehen war, und so bestanden die Legitimität des Mikado und die Macht des Shogun nebeneinander fort.

Völlig geregelt wurde diese Unabhängigkeit der weltlichen Regierungsmacht von dem nunmehr bloß geistlichen Ansehen des Mikado, als 1586 ein kräftiger Emporkömmling, Taiko, sich zum Shogun — der 29ste in der Reihe — aufschwang. Die Stellung des Mikado war nun zu dem Shogun etwa wie die der byzantinischen Kaiser zu den Gothen in Italien, auf der Letzteren Seite alle Regierungsgewalt, auf des Ersteren Seite religiöses Ansehen und unbestrittene Legitimität. Immerhin gewannen doch die Großen des Reiches auch unter den Shoguns bedeutenden Einfluß, und als die Außenwelt mit Japan in Berührung trat, da war die Regierungsform desselben schon die einer aristokratischen Oligarchie. Diese Berührung mit den Fremden ist zu einer entscheidenden Epoche in der Geschichte Japans geworden. Der Abschluß von Verträgen mit dem Auslande war ein unbestrittenes Recht des Mikado, während die Fremden, unbekannt mit den inneren politischen Verhältnissen, die thatsächlichen Machtverhältnisse vor Augen, nur mit dem Shogun abschlossen. So waren eigentlich für die legitim denkenden Japaner alle diese Verträge null und nichtig, und an dieser Frage entzündete sich ein schwerer Bürgerkrieg zwischen Mikado und Shogun, der 1868 mit dem völligen Sturze des Letzteren endete, der Mikado wurde wieder thatsächlich der alleinige Herrscher Japans, wie er es dem Rechte

nach war. Der erste der mit dem Auslande geschlossenen Verträge, welche dann diese Folgen herbeiführten, war der mit Nordamerika zu Kanagawa am 31. März 1854, bald folgten alle großen europäischen Staaten.

Nachdem des Mikado Herrschergewalt wieder hergestellt und die Verkehrsfreiheit mit allen zivilisirten Völkern eröffnet war, begann in Japan eine Periode der Reformen, welche in wunderbarer Schnelligkeit das Land zu Macht und Bedeutung in der Staatengesellschaft emporhoben, so daß es in Kurzem sich fähig fühlte mit dem Schwerte zu beweisen, daß die Zukunft Ostasiens nicht ohne seine Zustimmung und Mitwirkung geregelt werden könne. Alte Streitpunkte mit China in Bezug auf die Oberherrschaft über Korea aufgreifend, erklärte es diesem am 1. August 1894 den Krieg, schlug es sodann am 14. September zu Lande bei Pjöng-Yang, am 17. September zur See am Jalu-Fluß, das wichtige Port Arthur wurde am 22. November genommen, am 13. Februar 1895 kapitulirte Wei-Hai-Wei und der Frieden von Shimonoseki am 17. April 1895 gab ihm ein wichtiges Stück Koreas, als Europa sich einmischte und diese Erwerbung rückgängig machte. Japan arbeitet indessen mit ungemindertem Eifer an seiner Kräftigung weiter und geschützt durch seine Inselage, bewohnt von einem intelligenten, arbeitsamen, bedürfnißlosen Stamme, wird seine Zukunft sicherlich eine bemerkenswerthe sein.

1. Aug. 1894
14. Sept. 1894
17. Sept. 1894
22. Nov. 1894.
13. Febr. 1895
17. April 1895

So stehen wir an der Schwelle des 20. Jahrhunderts vor einer Periode, in welcher Weltmächte sich ausbilden und sich miteinander auseinandersetzen werden. Und fernere Jahrhunderte werden dann die Geschichte des Zusammenschlusses und der Einigung der atlantischen, der christlichen Welt sehen, bis dann schließlich die Weltgeschichte die Geschichte der Auseinandersetzung dieser und der pacifischen Welt werden wird.

Somit ist es gewiß, daß eine große Bewegung uns in naher Zeit bevorsteht: wie alles Weltgeschichtliche muß sie aber einen religiösen Kern haben, von solchem Grunde ausgehen. Die religionslose Sozialdemokratie kann also nicht der Demiurg der neuen Zeit sein, sie könnte nur etwa die tabula rasa dafür herstellen. Wie und wo der religiöse Gedanke in die Erscheinung treten wird, das ist das Geheimniß der

Zukunft, das Volk aber, welches ihn erfaßt und durchführt, wird die Zukunft beherrſchen.

Unſer Blick ſchaut in die Vergangenheit wie in einen nebelumhüllten Horizont, er wird in der Gegenwart durch zu helles, vielfarbiges Licht zerſtreut und geblendet, er ſieht in die Zukunft wie in ein nur durch ſeltene Blitze erhelltes Dunkel, daher ſagen wir mit dem Dichter:

„Unſere Zeit iſt ein Columbus. Sie ſieht wie der Genueſer mit den Blicken des Geiſtes das ferne Land hinter der Wüſte des Ozeans . . . . . Sie hat die Anker gelichtet und ſteuert und ſteuert . . . . . In das Schiff der Zeit muß die Buſſole gethan werden, das Herz. Und keine Abweichung muß den Seefahrer irren, wenn die Reiſe immer weiter und weiter vordringt. Dann wird nach verzweiflungsvollem Hoffen und Harren plötzlich in einer Nacht vom Schiffe: Land! gerufen werden, und die Inſel San Salvador wird nächſten Morgen entdeckt daliegen, wild, üppig, mit großen und ſchönen Wäldern, mit unbekannten Blumen und Früchten, von reinen, lieblichen Lüften überhaucht und umſpült von einem kryſtallklaren Meere. — Und es kann ſein, daß auch die Zeit nach Ophir und nach des Tatarchanes Gebiete entſteuert zu ſein wähnt, und in dieſem Wahne, ein erhaben phantaſirender Columbus abſtirbt, und daß erſt ſpätere Jahre erfahren, Amerika ſei an jenem Morgen entdeckt worden!“

1650		Päpste	Rußland	Chalifen
		nder VII.	1645	1648
		(Chigi) 1667	Alexei Michailowitsch.[1]	Mohammed IV.[2]
	1665	ens IX.	1676	1687
		(Spigliosi) 1669	1676	1687
		ens X.	Feodor Alexejewitsch.	Suleiman III.
		(Altieri) 1676	1682	1691
		ens XI.	1682	1691
		(Boscaichi) 1689	Sophie Alexejewna.	Achmed II.
		nder VIII.	1689	1695
		(Ottoboni) 1691	9. 9. 1689	1695
		ens XII.	Peter I. Alexejewitsch	Mustapha II.
1700		(Pignatelli) 1700	der Große.	1703
		ens XI.	8. 2. 1725	1703
		(Albani) 1721	1725 Katharina I. 1727	Achmed III.
	1701	ens XIII.	1727	1730
		(Conti) 1724	Peter II. Alexejewitsch.	1730
		ikt XIII.	1730	1730
		(Orsini) 1730	Anna Iwanowna.	Mahmud I.
		ens XII.	1740	1754
		(Corsini) 1740	1740 Iwan VI. Antonowitsch. 1741	1754
	1746		1741	Osman III.
1750		ikt XIV.	Elisabeth Petrowna.	1757
		Fer (Lambertini) 1758	1762	1757
	1759	ens XIII.	Holstein-Gottorp.	Mustapha III.
		(Zionico) 1769	1762 Peter III. Feodorowitsch. 1762	1774
		ens XIV.	9. 7. 1762	1774
		(Ganganelli) 1774	Katharina II.[3]	Abd ul Hamid I.
	14. 12. 17	s VI.	17. 11. 1796	1789
		(Braschi) 1799	17. 11. 1796	7. 4. 1789
1800			Paul I. Petrowitsch.	Selim III.
		s VII.	23. 3. 1801	29. 5. 1807
		(Chiaramonti)	23. 3. 1801	29. 5. 1807
	6. 7. 1808		Alexander I. Pawlowitsch.	Mustapha IV.
		Joseph 21. 8. 1823	1. 12. 1825	18. 7. 1808
	13. 12. 18	XII.	1. 12. 1825	18. 7. 1808
		(Gengaga) 10. 2. 1829	Nikolai I. Pawlowitsch.	Mahmud II.
		Ferd s VIII.	2. 3. 1855	30. 6. 1839
		(Pallotti) 1. 12. 1830	2. 3. 1855	30. 6. 1839
	29. 9. 1831	er XVI.	Alexander II. Nikolajewitsch	Abd ul Medschid.
		(Capellari) 1. 6. 1846	13. 3. 1881	25. 6. 1861
1850		Di	13. 3. 1881	25. 6. 1861
		Pras IX.	Alexander III. Alexandrowitsch.	Abd ul Asis.
		Re (Ferretti)	1. 11. 1894	30. 5. 1876
	16. 7. 187		1. 11. 1894	30. 5. 1876
		Ar	Nikolai II. Alexandrowitsch.	Murad V.
	10. 2. 1873	7. 2. 1878		31. 8. 1876
		R		31. 8. 1876
	2. 12. 187			Abd ul Hamid II.
		Alf XIII.		
	17. 5. 18	(Pecci)		
		Alf		

[1]) a. d. H. Habsburg-Romanow. — [2]) a. d. H. d. Osmanider. — [3]) a. d. H. Anhalt-Zerbst.

Zukunft, das Volk aber, welches ihn erfaßt und durchführt, wird die Zukunft beherrſchen.

Unſer Blick ſchaut in die Vergangenheit wie in einen nebelumhüllten Horizont, er wird in der Gegenwart durch zu helles, vielfarbiges Licht zerſtreut und geblendet, er ſieht in die Zukunft wie in ein nur durch ſeltene Blitze erhelltes Dunkel, daher ſagen wir mit dem Dichter:

„Unſere Zeit iſt ein Columbus. Sie ſieht wie der Genueſer mit den Blicken des Geiſtes das ferne Land hinter der Wüſte des Ozeans . . . . . Sie hat die Anker gelichtet und ſteuert und ſteuert . . . . . In das Schiff der Zeit muß die Buſſole gethan werden, das Herz. Und keine Abweichung muß den Seefahrer irren, wenn die Reiſe immer weiter und weiter vordringt. Dann wird nach verzweiflungsvollem Hoffen und Harren plötzlich in einer Nacht vom Schiffe: Land! gerufen werden, und die Inſel San Salvador wird nächſten Morgen entdeckt daliegen, wild, üppig, mit großen und ſchönen Wäldern, mit unbekannten Blumen und Früchten, von reinen, lieblichen Lüften überhaucht und umſpült von einem kryſtallklaren Meere. — Und es kann ſein, daß auch die Zeit nach Ophir und nach des Tatarchanes Gebiete entſteuert zu ſein wähnt, und in dieſem Wahne, ein erhaben phantaſirender Columbus abſtirbt, und daß erſt ſpätere Jahre erfahren, Amerika ſei an jenem Morgen entdeckt worden!“

1650		Päpste	Rußland	Chalifen
		ander VII. (Chigi) 1667	1645	1648
	1665	ens IX. (Rospigliosi) 1669	Alexei Michailowitsch.*) 1676	Mohammed IV.*) 1687
		kens X. (Altieri) 1676	1676 Fedor Alexejewitsch. 1682	1687 Suleiman III. 1691
		kens XI. (Odescalchi) 1689	1682 Sophie Alexejewna. 1689	1691 Achmed II. 1695
		nder VIII. (Ottoboni) 1691	9. 9. 1689 Peter I. Alexejewitsch der Große. 8. 2. 1725	1695 Mustapha II. 1703
1700		kens XII. (Pignatelli) 1700		
		ens XI. (Albani)		1703 Achmed III. 1730
	1701	1721	1725 Katharina I. 1727	1730 Mahmud I. 1754
		kens XIII. (Conti) 1724	1727 Peter II. Alexejewitsch. 1730	
		ikt XIII. (Orsini) 1730	1730 Anna Iwanowna. 1740	
		ens XII. (Corsini) 1740	1740 Iwan VI. Antonowitsch. 1741	
	1746		1741 Elisabeth Petrowna. 1762	
1750		ikt XIV. (Lambertini) 1758	Holstein-Gottorp.	1754 Osman III. 1757
	1759	ens XIII. (Rezzonico) 1769	1762 Peter III. Fedorowitsch. 1762 9. 7. 1762 Katharina II.*) 17. 11. 1796	1757 Mustapha III. 1774
		ens XIV. (Ganganelli) 1774		1774 Abd ul Hamid I. 1789
	13. 12. 1775	s VI. (Braschi) 1799	17. 11. 1796 Paul I. Petrowitsch. 23. 3. 1801	7. 4. 1789 Selim III. 29. 5. 1807
1800		s VII. (Chiaramonti) 6. 7. 1808	23. 3. 1801 Alexander I. Pawlowitsch. 1. 12. 1825	29. 5. 1807 Mustapha IV. 28. 7. 1808
		Joseph 21. 8. 1823		28. 7. 1808 Mahmud II. 30. 6. 1839
	13. 12. 1800	XII. (Della Genga) 10. 2. 1829	1. 12. 1825 Nikolai I. Pawlowitsch 2. 3. 1855	30. 6. 1839 Abd ul Medschid. 25. 6. 1861
		s VIII. (Castiglioni) 1. 12. 1830		25. 6. 1861 Abd ul Aziz. 30. 5. 1876
	20. 6. 1831	er XVI. (Cappellari) 1. 6. 1846	2. 3. 1855 Alexander II. Nikolajewitsch 13. 3. 1881	30. 5. 1876 Murad V. 31. 8. 1876
1850		Pi		
		Pius IX. Re: Secretis 16. 7. 1870	13. 3. 1881 Alexander III. Alexandrowitsch 1. 11. 1894	31. 8. 1876 Abd ul Hamid II.
	10. 2. 1878	7. 2. 1878		
	20. 12. 18	Al		
		XIII. Pecci 17. 5. 19	1. 11. 1894 Nikolai II. Alexandrowitsch.	
		Al		

*) a. d. H. Fahrebu[illegible] Gemahlinn. — [illegible] d. H. d. Commandeu[illegible] — [illegible] Anhalt Zerbst

Regiſter.

A.

Aachen, Friede von (1668) 421; desgl. (1748) 437.
Abbas 272.
Abbaſſiden 272. 320. 335.
Abd Allah 253.
Abdelmelik 259. 265.
Abderrachman 266; A. d. Omaijade 272; A. III. 314.
Abeſſinien 8. 499.
Abimelech 45. 48.
Abner 51.
Abraham 5. 43. 46.
Abſalom 52.
Abu Bekr 257.
Abukir, Seeſchlacht von 461.
Abul Abbas 272.
Abydos, Seeſchlacht bei 101.
Achaier 86. 97.
Achaja 154. 186.
Achameniden 71 ff.
Achilleus 87. 88. 183; zürnender 97.
Actium, Schlacht bei 187. 188
Adelheid 293.
Adolf von Naſſau 346.
Adrianopel 361. 476; Schlacht bei, Konſtantin gegen Licinius 228; Weſtgothen gegen Oſtromer 234; Frieden von 476.
Aegatiſche Inſeln, Seeſchlacht bei den 138.
Aegypten 6 ff. 119. 151. 181. 182. 187. 188. 257. 258. 260. 320. 323. 333. 460. 461. 463. 475. 495; Vergleich mit England 36. 131.
Aemilianus 223.
Aemilius, L. — Paullus Konſul 144. 146.
Aemilius, L. — Paullus Konſul 153.
Aequer 126. 127. 129.
Aeſchylos 98.
Aetius 237. 238. 240.
Afghaniſtan 73. 116. 118.
Afrika 137 ff.
Agadi 30.
Agamemnon 85. 87.
Agaue 175.
Ageſilaos 106. 110.
Agnes 302.
Agrigent 135.
Agrippina 211.
Ahriman 81.
Ahuramasda 81.
Ai 44.
Aiſcha 257.
Aix en Provence, Schlacht ſ. Aqua Sextiä.
Ajalon 44.
Akadien 132.
Akka 67.
Akkad 30. 31.
Akkadier 30.
Akkon 461.
Alarcos, Schlacht bei 335.
Alarich 236.
Alba 392. 393; Vergleich 436.
Albert, Kronprinz von Sachſen 489.
Albigenſer 330. 352.
Alboin 249.
Albrecht von Oeſterreich 346. 347. 357; A. von Brandenburg 379; A. Erzherzog 488.
Albuquerque, Alfons 374.
Alemannen 222. 232. 241. 243.
Aleſia, Einſchließung von 176.
Alexander der Große 68. 71. 112 ff. 132. 175. 176. 183; Vergleich mit Napoleon 113, mit Attila 237.
Alexander I. von Rußland 132. 215. 465. 475. 479, A. II. 486.
Alexander III. Papſt 323; A. V. 354; A. VI. 374.
Alexander Farneſe 393.
Alexander Severus 221.
Alexandria 181. 182.

Alfred von England 283. 309.
Algier 160. 259. 478.
Ali 258.
Alise 176.
Aliso 209.
Alkibiades 99 ff.; Vergleich mit Cäsar 171; Vergleich mit Scipio 418.
Alkuin 273.
Allia, Schlacht an der 127.
Alma, Schlacht an der 484.
Almansor 314.
Almohaden 335.
Almoraviden 314.
Alp Arslan 320.
Alsen, Einnahme von 488.
Altenburg 377.
Amalek 42. 48.
Ambiorix 176.
Amenhotep IV. 24. 122.
Amerika 261. 394. 432. 441. 442. 451. 452. 504.
Amiens, Frieden von 463; Schlacht bei 490.
Ammon 42.
Amon-Ra 16. 25. 501; Oase des 75. 115.
Amoriter 44.
Amos, Zitat 61.
Amr 257. 258.
Amselfeld, Schlacht auf dem 361.
Amu Darja 115. 175.
Amur 333. 384.
Andalusien 336. 368.
Andromache 390.
Angilbert 273.
Angora, Schlacht bei 361.
Angromanja 81.
Anjou 324. 325.
Anna Boleyn 387; A. von England 445.
Antalkidas, Friede des 107. 108. 109.
Antietam, Schlacht bei 500.
Antigonos 119; A. Gonatas 119.
Antilibanon 41.
Antiochia 197.
Antiochos III. von Syrien 151. 152.
Antipater 191.
Antisemiten 159.
Antitaurus 72.
Antoninus Pius 216. 217.
Antonius 178 ff.
Aosta 141.
Apulien 133. 145. 149.
Aquä Sextiä, Schlacht bei 161.
Aquilonia, Schlacht bei 130.
Aquitanien 266. 269. 272.
Araber 88. 256 ff.
Arabien 255. 257 ff.
Arados 67.
Aragon 313. 314. 363. 368. 377.
Aramäer 42. 55.
Ararat 34. 39. 170.
Arcis a. Aube 238, Schlacht bei 471.
Aretium, Schlacht bei 131.
Arezzo 131. 143.
Argeier 86.
Argolis 90.
Ariovist 174.
Aristagoras 78.
Aristides 93.
Aristodemos 90.
Aristomenes 90.
Aristophanes 98.
Arius 229. 235.
Arkadien 90.
Arkadius 235.
Armenien 34. 168. 181.
Arminius 209. 210. 213.
Arno 144.
Arnulf, Bischof von Metz 962. 265; A. von Kärnthen 280. 281. 294. 302.
Arouet, François 454.
Arpinum 160.
Arsakes, Perserkönig 103; Partherkönig 174.
Arsakiden 217.
Arsus 67.
Arta, Busen von 187.
Artasachtra 103.
Artaxerxes I. 103; A. II. 103. 104. 106. 113; A. III. 68. 113.
Ascoli 133.
Asculum, Schlacht bei 133.
Askalon 42.
Asow 431. 434. 447.
Aspern, Schlacht bei 467.
Assuan 8.
Assur 33.
Assurbanipal 36. 37. 38. 70.
Assurhaddon 27. 35. 36. 37. 50. 68.
Assurnassipal 33. 55.
Assyrier 29 ff. 180.
Astarte 81.
Asturien 248. 272. 313. 314.
Astyages 70. 71.
Atahualpa 374.
Athanasius 229. 235.
Athaulf 236.
Athen 79. 91 ff. 136. 164.
Athene 87.
Attalos III. von Pergamon 159.
Attika 79.
Attila 237. 238. 239; Vergleich mit Alexander und Napoleon 237; mit Tschingis Chan 335.
Attok 117.
Auaris 21.
Aube 238.
Augsburg 293. 377; Reichstag zu 380; Augsburger ev. Konfession 381.

384; Augsburger ev. Religionsfrieden 384.
Augustus 159. 206 ff. 269. 274.
August II. der Starke 433.
Aurelian 222.
Austerlitz, Schlacht bei 464.
Australien 484.
Austrasien 248. 262. 263. 265.
Autun, Schlacht bei 174.
Auvergne 324.
Avaren 272. 276.
Avignon 344. 347. 348. 352.
Azincourt, Schlacht bei 358.
Azteken 373; Menschenopfer 66.

B.

Babylonien 6.
Babylonier 29 ff. 36.
Baden 216. 464.
Bagdad 30. 284. 319. 320. 335. 360.
Bagons 114.
Bahr el Asrek 8.
Baiern 272. 282. 291. 295. 300. 316. 321. 383. 402. 403. 404. 437. 464.
Baikal-See 333.
Bajasid 361.
Baktrien 119. 175.
Balboa, Nuñez 373. 375.
Balch, Chanat 115. 175, 257; Stadt 115. 116.
Balkan-Halbinsel 280. 475.
Bamian-Paß 117.
Baner 410.
Barcelona 313
Barkas 138. 139.
Barnabas 197. 198.
Barnot, Schlacht bei 367.
Bartholomäusnacht 386. 387. 396.
Bärwalde, Vertrag zu 408.
Basel, Konzil von 356; Frieden von 459.
Basilius 283.
Bassianus 221.
Bastille, Sturm der 455.
Bathseba 51. 52. 277.
Batu Chan 333. 334.
Bautzen, Schlacht bei 470.
Beduinen 144.
Beirut 67.
Bel 81.
Belgien 8. 248. 278. 281. 317. 328. 393. 437. 457. 459.
Belgier 174. 176.
Belisar 246. 247.
Belle-Alliance, Schlacht bei 473.
Beludschistan 73. 118.
Benedek 488.
Benedikt XIII. 354.
Beneventum, Schlacht bei, Römer gegen Pyrrhos 133; Karl von Anjou gegen Manfred 341; Herzogthum 269. 271. 278.
Bengalen, Nabob von 442.
Berber 336.
Berengar von Ivrea 291.
Beresina 469.
Berg, Großherzog von 464.
Berlin 427. 481; Frieden zu 437; Kongreß zu 496.
Bermudas 417.
Bernadotte 470; Vergleich 119.
Bernhard von Weimar 409; Vergleich 132.
Berytus 67.
Bessos 115.
Bethlehem 50.
Bicocca, Schlacht bei 379.
Billung, Hermann 291.
Bismarck 57. 60. 105. 188. 245. 289. 422. 436. 486. 487. 488. 490. 491; Aussprüche 2. 10. 18. 224. 327. 424. 497. 498; Vergleiche 72. 97. 98. 173. 178. 270. 371. 418; Verdienst um uns 109. 456; Friedenspolitik 135.
Bisutun, Inschrift von 76.
Bithynien 120. 152. 163. 168. 223. 229.
Blake 417.
Blenheim, Schlacht bei Höchstedt und B. 431.
Blücher 58. 470. 471. 472. 473.
Blumenthal 59.
Bluthochzeit 386.
Boghas Kiöi, Schlacht bei 72.
Böhmen 209. 291. 342. 346. 347. 349. 354. 356. 362. 382. 403. 439. 488.
Boleslaw 291.
Bolivia 477.
Bonifatius 267.
Bonifaz VIII. 344.
Bordeaux 350.
Boris Godunow 427.
Bornhöved, Schlacht bei 332.
Borodino, Schlacht bei 469.
Bosporus 78. 79. 474. 475. 484. 495.
Boston 449.
Bosworth, Schlacht bei 371.
Bourbon, Bourbonen 396. 400. 420. 424. 478. 479.
Bourges 385.
Bouvines, Schlacht von 328. 329. 341.

Bovianum, Schlacht bei 129.
Bovino 144.
Boyne, Schlacht an dem B.-Flusse 430.
Brandenburg 209. 291. 331. 355. 426. 427. 429. 435. 438.
Brandywine, Schlacht am 450.
Braunschweig 327; B.-Lüneburg 445.
Brehm 69; Zitat 180.
Breitenfeld, Schlacht bei 408.
Brennus 127.
Bretagne 176. 324. 325. 457.
Bretigny, Friede von 346. 350.
Brindisi 186.
Britannien 217. 221. 224. 249.
Briten 221. 242.
Brugsch-Pascha über Pyramidenbau 14.
Brumaire 18ter 156.
Brundisium 186.
Brunhilde 247.
Bruno von Kärnthen 297.
Bruttier 131.
Brutus, Decimus 184. 185.
Brutus, M. 183. 184. 185.
Buccanier 168.
Buchara 116.
Buddha 376.
Buddhismus 220.
Bug 448.
Bukarest, Frieden von 467. 475.
Bulgarien 496.
Bulle, Goldene 349.
Bülow 471.
Bunkershill, Schlacht bei 450.
Burgund 248. 263. 265. 266. 280. 301. 365. 367. 377.
Burgunder 237. 238. 247.
Burkersdorf, Schlacht bei 445.
Byblos 67.
Byzanz 197. 238. 240. 242. 248. 249. 269. 283. 298. 305. 326. 332; Vergleich mit Venedig 364.

C.

Cadiz 67. 262.
Cajetan 377.
Calabrien 150. 249.
Calais 350. 359. 385. 389.
Caligula 213.
Calmar, Union zu 350.
Calvin 378. 385. 386.
Calviniſten 198.
Camillus, M. Furius, Diktator 126. 127.
Campaner 128.
Campanien 145 ff.
Campo Formio, Frieden von 460.
Canada 443. 445. 452.
Cannä, Schlacht bei 143. 145. 147. 148.
Cannes 472.
Canning 57.
Canoſſa 306. 307.
Capet, Hugo 299.
Capetinger 299. 312. 324. 345. 351. 365.
Capo di Nao 132.
Capua 147. 149. 167.
Caracalla 221.
Carrhä, Schlacht bei 175.
Cartagena 140.
Caſamare 160.
Cäſar 57. 112. 160. 169 ff. 269. 270. 276. 440. 460.
Cäſarea 199. 200.
Caſſius 184. 185.
Caſtilien 313. 314. 335. 336. 368. 377.
Catalonien 313.
Catilina 171. 172. 392.
Cato 155. 157; C. d. Jüngere 183.
Catulus, G. Lutatius, Konſul 138.
Caudiniſche Päſſe 128. 130. 208.
Cavour 484. 487.
Cenſorius 155.
Chadidſcha 253. 257.
Chaldi 34.
Chalkedon 228; Konzil von 239.
Chamadan 71.
Chammurabi 31.
Champagne 248.
Chancellorsville, Schlacht bei 500.
Chäroneia, Schlacht bei, Macedonier gegen Athener 111; Römer gegen Mithridates 164.
Cheruſker 209. 210.
Cheta 23. 24. 42.
Chilbebert 247.
Chile 477.
Chilperich 248.
China 15. 21. 370. 503; Schrift 18; unkriegeriſch 26.
Chineſen 21; Ahnenkultus 3; geſchichtlich todt 16. 219.
Chios 199.
Chlodwig 243. 244. 245. 247. 274.
Chlotar 247; C. II. 248. 262.
Choraſſan 174.
Chriſtian II. von Dänemark 391; Chr. IV. 404; Chr. IX. 488.
Chriſtus 14. 16. 19. 37. 42. 191 ff. 211. 229. 231. 254. 255. 256. 319.

Chulum 115.
Chwarism 333.
Cicero 171.
Cinna, L. Cornelius, Konsul 164.
Cinquecento 231.
Claudius Lysias 199; C. röm. Kaiser 213. 214; C. II. 222.
Clemens Maximus 235; C. V. Papst, 344; C. VII. 352.
Clive 57. 442. 451.
Clodius P. 174. 177; C. Albinus 221.
Clugny 303. 304. 309.
Coligny 386.
Colmar 277.
Columbia 477.
Columbus, Christoph 368. 369. 370. 371. 373. 375. 376. 504.
Commodus 221.
Confucius 196.
Conil 262.
Connecticut 450.
Constituante 353.
Cordova 272. 284. 314.
Cornelia 177.
Cortenuova, Schlacht bei 329.
Cortes, Ferdinand 374. 375.
Cortona 144.
Cotrone, Schlacht bei 296.
Crassus, 167 ff. 217.
Crecy, Schlacht bei 346 349.
Cremona, Schlacht bei 215.
Cromwell, Oliver 57. 399. 400 416 417. 418. 436; Vergleich mit Sulla 16
Cuba 374.
Cunctator 145.
Custozza, Schlacht bei (1848 483; 1866) 488.
Cypern 67.
Czartoryski 446.

D.

Dacier 216.
Dalmatien 210.
Damaskus 39. 197. 259. 376.
Danaer 86. 99.
Dänemark 350. 401. 404. 407. 433. 434. 446. 487.
Dänen 276. 283. 290. 296. 300. 309. 332. 391. 496.
Dante 370. 390; Zitat 66. 165. 340. 345.
Danton 171.
Darijavuſch 76.
Darius I. 76 ff. 94. 104; D. Nothos 103; D. III. 114; ermordet 115.
Darwin 69.
Daun 145. 439. 440.
David 25. 49 ff. 71. 277.
Davouſt 465.
Deborah 45. 50.
Decebalus 216.
Decius 221. 222.
Dejokes 70.
Dejotarus 181.
Delaware 450.
Delft 393.
Demetrios Poliorketes 119.
Demoſthenes 111.
Dennewitz, Schlacht bei 471.
Derbe 197. 198.
Desiderius 271.
Deſſauer Brücke, Schlacht an der 404.
Deutſche 122. 130. 136. 207 ff. 244. 267 ff.; Nationale Schwäche 89. 397; Vergleich 134 153.
Deutſchland 225 261. 270. 274 ff.; Ackerbauſtaat 20; Vergleich mit Israel 56; mit England 57. 102; mit Sparta 99; Vergleich 127. 131. 153. 235. 315. 325. 363; mit Karthago 148.
Deutſcher Orden 331. 350. 355. 356. 361. 379.
Didius Julianus 221.
Diebitſch 476. 479. 480.
Dietrich von Bern 242.
Diokletian 223. 224.
Dionys 108.
Dmitrij, der Falſche 427.
Dnjepr 38. 163. 209. 298.
Dnjeſtr 233. 234. 448.
Domitian 216. 220.
Don 233.
Donau 78. 112. 210. 216. 221. 222. 234. 237. 238. 240. 273. 347. 350. 430. 437. 447. 466. 475. 476. 496.
Dora Riparia 142.
Doſtojewski 498.
Drake 390.
Drepanum, Seeſchlacht bei 137.
Dresden, Frieden zu 437; Schlacht bei 471.
Druſus, M. Livius, Tribun 162; Stiefſohn des Auguſtus 209.
Dſchebail 67.
Dſchebel al Tarik 260.
Dſchelam 117.
Duero 158.
Duillius, C., Konſul 136.
Dunbar, Schlacht bei 417.
Dunkirchen, Seeſchlacht bei 417.
Duppeler Schanzen, Erſtürmung der 488
Duquesne, Fort 442.
Durazzo 179.
Dule, Schlacht an der 281.
Durrbachion 179.

E.
Eboracum 221.
Ebro 140. 148.
Eburonen 176.
Eck 377.
Ecnomos, Seeschlacht bei 137.
Ecuador 477.
Edda 80.
Edessa, Schlacht bei 222.
Edith 292.
Edom 42. 55.
Eduard II. 309.
Eduard III. von England 345. 346. 358; E. IV. 367; E. VI. 388.
Eger 409.
Einhard 273.
Eisleben 368. 383.
Ekbatana 71. 115.
Elba 471.
Elbe 145. 238. 270. 271. 273. 278. 279. 291. 331. 466. 470. 471.
El Gahl 49.
Elisabeth von England 388. 389. 390. 398; E. Charlotte von Orléans, Ausspruch 422; E. Petrowna von Rußland 444.
El Mansfur 314.
Elsaß 174. 366. 409. 410. 425. 429. 491.
Elsaß-Lothringen 248. 278.
Emir al Omra 319.
Ems, Fluß 210; Stadt 216.
Endor, Hexe von 50.
England 176. 214. 261. 283 ff; Emporsteigen 6; Kolonisationen 10; Konservatismus 18; Schwäche 20; Diplomatie 36; Vergleich mit Deutschland 57. 102; Vergleich mit Athen 99; mit Rom 101. 123. 125. 138. 156; mit Tarent 131; mit Karthago 136; Vergleich 155. 159. 163. 235. 299. 301. 315; Vergleich mit Venedig 364; mit Polen 446.
Engländer, Vergleich 15. 116. 156. 325. 363. 388.
Epaminondas 109. 110.
Ephesus 199.
Epiros 132. 133. 134. 153. 164.
Erfurt 375.
Esdrelon 22.
Essex 283.
Este 363.
Esthland 355. 407. 428. 433. 435. 444.
Ethelred 300.
Etrurien 126 ff.
Etrusker 126 ff.
Etsch 161.
Eudo 266.
Eugenius 235; E. IV.; Papst 357; E. von Savoyen 430. 431. 432.
Eumaios 88.
Eumenes II. von Pergamon 152.
Euphrat 22. 29. 30 ff. 41. 62. 168. 217. 257, Schlacht am, Pompejus gegen Mithridates 169; Mohammedaner gegen Perser 257.
Euripides, Zitat 175.
Eurymedon, Schlacht am 96.

F.
Fabius, Q. F. Maximus Diktator 144. 145. 146.
Fain 94.
Falstaff 358.
Fatimiden 320.
Fehrbellin, Schlacht von 429.
Felix, Antonius, Prokurator 199; F. V. Papst 357.
Ferdinand II. 104, 403. 404; F. der Katholische 368. 374. 377; F. I. 380. 382. 402; F., Prinz von Braunschweig 441; F. VII. von Spanien 477.
Ferrara 363.
Festus, Porcius, Prokurator 199. 200.
Filibe 185.
Finnen 30. 283.
Finnland 467.
Firthof, Clyde 216.
Firthof, Forth 216.
Flamininus, T. Quinctius, Konsul 151.
Flaminius, G., Konsul 143. 144.
Flibustier 168.
Florenz 165.
Florida 445.
Fontenay, Schlacht bei 277.
Francien 299.
Franken 238. 241 ff. 420; Herzogthum 282. 300. 316.
Frankfurt a. M., Frieden zu 491.
Frankreich 134. 173. 262. 278 ff.; Vergleich 58. 103. 159. 165. 188. 206. 207. 211. 217. 239. 244. 257. 315. 363. 381.
Franz I. von Frankreich 378. 381. 385.
Franz I. von Oesterreich 464.
Franzosen 97. 107. 122. 131. 242. 262. 429 ff.; Vergleich 15. 94. 134. 188. 325. 363.
Fredegunde 248.
Fredericksburg, Schlacht bei 500.
Freiberg, Schlacht bei 445.

Fréjus 461.
Freytag, Gustav 440; Ausspruch 15. 60.
Friedland, Schlacht bei 465.
Friedrich I. von Dänemark 391.
Friedrich II. 327. 328. 329.
Friedrich III. 357. 361. 362. 371.
Friedrich V. von der Pfalz 403.
Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg 355.
Friedrich Barbarossa 321. 322. 323. 332.
Friedrich der Große 57. 58. 60. 101. 107. 112. 208. 295. 434 ff. 467. 468. 495; Vergleich 111. 129. 145. 211. 238. 273. 407. 433.
Friedrich der Schöne 347.
Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg 490.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 488. 489. 490.
Friedrichshall 434.
Friedrichsham, Frieden von 467.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen 488. 489.
Friedrich Wilhelm I. 208. 435. 436; Vergleich 111. 366. 367.
Friedrich Wilhelm II. 457; Vergleich 295.
Friedrich Wilhelm IV. 436. 482; Vergleich 133; Ausspruch 364.
Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst 427. 428. 429. 435. 438.
Frobischer 390.
Fronde 420.
Fucino-See 126.

G.

Gajus, römischer Kaiser 212. 213.
Galba 214. 215.
Galerius 223. 224.
Galicien 248. 314.
Gallien 141. 161. 173 ff. 460.
Gambetta 489; seine Armeen 146.
Garigliano 126. 128.
Garonne 244.
Gaza 22. 42. 44.
Gascogne 324.
Gaugamela, Schlacht bei 115.
Gaumata 76.
Gebis Tschai 152.
Geldern 393.
Gelimer 246.
Genezareth 42; Schlacht am See 257.
Genf 386.
Genserich 237. 240.
Gent, Genter Pacifikation 393; Frieden von 477.
Genua 463.
Georg I. 445; G. III. 443.
Georgien 450. 500.
Gepiden 238.
Gerbert von Aurillac 297.
Gerlach, L. v., Zitat 317.
Germanen 10. 174 ff. 205 ff. 434.
Germanicus 210. 212. 213.
Gero, Markgraf 291.
Geronium 145.
Gettysburg, Schlacht bei 500.
Geusenbund 392.
Gibeon 44.
Gibraltar 260.
Gideon 45. 46.
Girgenti 135.
Girondisten 456. 457.
Gladstone 494.
Gneisenau 58. 470.
Gnesen 297.
Goeben 59. 491.
Goethe 23. 60. 231. 467; Zitat 24. 105. 109. 113. 136. 211. 212. 308. 336. 440. 468. 476. 478.
Gonzaga 363.
Gotama 376.
Gothen 221. 222. 502.
Gottfried von Anjou 324.
Gotthard (St.) 141.
Gotoba 502.
Gozzo 67.
Gracchus, G. Sempronius 158. 159.
Gracchus, Tib. Sempronius 158. 159.
Gran 297.
Granada 336. 368. 369.
Granikus, Schlacht am 114.
Granson, Schlacht bei 366.
Grant 500.
Granvella 380.
Gratian 234.
Gregor V. 297; G. VII. 304. 305. 307. 308. 332. 344 353. 494; Ausspruch 308; G. XI 352; G. XII. 354; G. XIII. 396.
Griechen 84 ff. 134; Vergleich mit den Römern 129. 157.
Griechenland 84 ff. 119. 184. 199; Vergleich mit Rom 57. 58
Grimoald 263.
Grochow, Schlacht bei 479.

Groningen 393.
Großbeeren, Schlacht bei 471.
Großbritannien 216.
Guadalquivir 148.
Guanahani 369.
Guatemala 477.
Guelfen 97.
Guido von Spoleto 291.
Guienne 324.
Guise 385. 386.
Guntherich 236.
Gustav II. Adolf 112. 405. 407. 408. 429. 433. 436.468; Bedeutung seines Todes 49. 104. 105; G., Wasa 391. 406.
Gyges 36. 70.

H.

Haag 404.
Habsburger 347. 350. 357. 382. 383. 402. 403. 420. 424. 432. 437.
Hadrian 217.
Haeckel 69.
Hagia Sophia 305.
Hamburg 350.
Hamilkar 138. 139.
Hannibal 136. 140 ff.; Vergleich mit Napoleon 142; mit Cäsar 173. 174.
Hanno 137, H., Admiral 138.
Hannover 270. 434. 445.
Hansa 350; Vergleich 32. 67.
Harald Blauzahn 291; H. von England 310.
Harran 175.
Hasdrubal 137; Hamilkars Schwiegersohn 139; Hannibals Bruder 147. 148. 149. 150.
Hasmonäer 170.
Hastings, Schlacht von 310.
Hatschepsut 22.
Hatto 282.
Havel, Schlacht an der 302.
Hebron 49. 50.
Heinrich I. 289. 290. 302; H. II. 298. 299. 302; H. III. 300. 301. 302. 309. 321; H. IV. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309; H. V. 308; H. VI. 324. 325. 326. 327; H. VII. 346. 347.
Heinrich I. von England 312; H. II. 324. 425. H. III. 331; H. IV. 351. 354; H. V. 358; H. VI. 358. 367; H. VII. 371. 388; H. VIII. 387. 388. 400.
Heinrich II. von Frankreich 385; H. III. 396; H. IV. 396. 397.
Heinrich der Fromme von Liegnitz 334.
Heinrich der Löwe 321. 322. 323. 326. 327. 331.
Heinrich der Stolze von Baiern 316. 321.
Heinrich Prinz von Preußen 441. 445.
Heinrich Raspe von Thüringen 329.
Hektor 140. 390.
Helena, homer. 87, Mutter Konstantins 228.
Heliogabal 221.
Hellespont 94. 114. 165.
Helvetier 174.
Heraclea, Schlacht bei 132.
Herakles, Säulen des 67. 260.
Herat 116. 257.
Hermann von Salza 331.
Hermon 41.
Herniker 126. 128. 129.
Herodes 191.
Herodot 37.
Heruler 241.
Herwarth von Bittenfeld 488.
Hessen 216.
Hetiter 23. 25. 42.
Hieron 134. 135. 148.
Hildebrand 304.
Hindukusch 115. 117.
Hiskia 35. 55.
Hochkirch, Schlacht bei 440.
Höchstedt, Schlacht bei H. und Blenheim 431.
Hogun, Ia, Seeschlacht bei 417.
Hohenlinden, Schlacht bei 462.
Hohenstaufen, Berg 216; Geschlecht 300. 311. 321. 322. 323. 327. 329. 424.
Hohenzollern 322. 355. 445; Vergleich 53. 343.
Holland 10. 20. 278. 329. 393. 404. 417. 421. 426. 428. 431. 438; Vergleich 86. 445. 451. 157. 459. 463. 464.
Holstein-Gottorp 445. 446.
Homer 80. 84 ff. 95. 211. 231. 390. 391; Zitat 51. 97. 99. 104. 236. 316.
Hommel, Dr. F., Zitat 38.
Honduras 477.
Honorius 235.
Horaz 211; Zitat 14. 37. 188.
Horn 409.
Horus 21. 88.
Hosea, König von Israel 34. 55.
Hosea, Prophet, Zitat 61.
Hospitaliter 320.
Howard 390.

Hrolf 282. 283.
Huascar 374.
Hubertusburg, Friede zu 445.
Hudsonbai, Länder der 432. 442.
Hugenotten 344. 386. 397. 398.
Hulagu 335.
Humanismus 371.
Humboldt, Wilhelm; Zitat 14.
Hundshäuptern, Schlacht an den, Thebaner gegen Theſſalier 110; Römer gegen Macedonier 151.
Hunnen 233. 234. 237. 238. 240. 334. 370; Vergleich 37.
Hunyady 361.
Huß 354. 378.
Hydaſpes 117.
Hyder Ali, Sultan von Myſore 451.
Hykſos 21. 31. 36. 65.
Hyrkanos 170. 191.

J.

Idiſiaviſo, Schlacht bei 213.
Ilonion 197.
Ilchane, Reich der 360.
Ildibad 246.
Ilerda, Schlacht bei 179.
Ilias 85.
Ilion 140.
Illyrien 179. 210. 236.
Illyrier 139.
Immermann, Zitat 504.
Independenten 163. 198. 399. 400. 418.
Indien 116. 117. 175. 259 293. 333 361. 370. 374. 442. 449 451. 474. 484. 495.
Indogermanen, Erſtes Auftreten 69. 79.
Indus 117. 118. 136.
Ingermannland 407. 435.
Inkerman, Schlacht bei 484.
Innocenz III. 327. 328. 329. 332. 344. 353.
Inſubrer 141.
Ipſos, Schlacht bei 119.
Ireton 417.
Irland 417. 430. 474.
Iſaak 43.
Iſabella, die Katholiſche 368. 374.
Iſboſeth 51.
Iſère 141.
Iskenderun 67.
Islam 193. 207. 220. 255 ff. 475.
Iſrael 42 ff. 219. 318. 348. 400.
Iſſos, Schlacht bei 115.
Iſtar 81.
Italien 130 ff., Vergleich 217.
Italiener 157.
Italiker 89. 131. 132. 161. 162. 163.
Ivrea 141.
Iwan IV. der Schreckliche 379. 427; Vergleich mit Ludwig XI. 366. 367.

J.

Jackſon 500.
Jagello 350.
Jagellonen 405.
Jahve 44 ff. 86. 87.
Jakob 43. 46; J. I. 398. 445; J. II. 419. 430.
Jakobiner 457.
Jakobus 198.
Jalu Fluß, Seeſchlacht am 503.
Jamaika 417.
Janſſen 95. 122.
Japan 370. 501. 502. 503.
Jaſon 175.
Jaſſy, Frieden von 448.
Jeanne Darc 358.
Jebus 51.
Jena, Schlacht bei 434. 465; Vergleich 147.
Jeremias, Zitat 61.
Jericho 44. 48; Schlacht bei 63.
Jerôme, König 153.
Jeruſalem 35. 39. 47. 51. 54. 194. 197. 198. 199. 200; vergebliche Belagerung 55; Tempel 61; Fall der Stadt 63; Einnahme durch Pompejus 170; durch Titus 215; durch die Türken 320; durch die Kreuzfahrer 320; durch Saladdin 323.
Jeſaias, Zitat 38. 60. 193.
Jeſuiten 394. 401. 406. 449. 452. 453.
Joab 51. 52.
Johann VIII. 279; J. XI. 292; J. XII. 294; J. XXIII. 354.
Johann Corvinus Hunyady 361.
Johann der Gute von Frankreich 346. 365.
Johann Parricida 346.
Johann von Böhmen 349.
Johann von England 325. 326. 328 331.
Johanna von Caſtilien 377.
Johanneer 198.
Johanniter 320
Jojachin 62.
Jojakim 62.
Jonathan 48 ff.
Jordan 41 ff.

Jorikomo 502.
Josef I. 432; J. II. 448.
Josua 43. 44; Bücher J. 85.
Jourdan 460.
Jovianus 232.
Juan, Don J. d'Austria 393.
Juba 182.
Judäa 190. 191.
Juden 29. 124. 190. 198. 199. 256. 481. 482; Vergleich mit den Phöniziern 65; mit den Polen 215.
Judith 277.
Jugurtha 160.
Julia, Tante Cäsars 160; Tochter Cäsars 177; J., Shakespeares 390.
Julianus 230. 231. 232.
Julius, Wächter des Paulus 200.
Jungfrau von Orléans 359.
Jupiter, kapitolinischer 220.
Jura 176.
Justinian 245. 246. 249.
Juvenal 46.

K.

Kaaba 255.
Kabul 117.
Kadesch 23.
Kafiristan 117.
Kairo, Chalifen von K. 320.
Kal'ah Scherkat 33.
Kalchas 51.
Kalifornien 499.
Kalka, Schlacht an der 333.
Kambusija 74.
Kambyses 74 ff.
Kanaanäer 42.
Kanagawa, Vertrag zu 503.
Kandahar 116.
Kandaules 37.
Kanut 300.
Kap der Guten Hoffnung 374.
Kappadokien 72. 163.
Karabel Dagh 72.
Karchemisch 35; Schlacht bei 62.
Karien 101.
Karl IV. 349.
Karl V. 71. 377. 379. 380. 381. 384. 385. 394. 401. 402. 420. 421. 432; Bedeutung seines Erscheinens 49; Vergleich 224. 225. 228.
Karl VI. 432. 437.
Karl der Dicke 280.
Karl der Große 93. 112. 122. 205. 270 ff. 282. 294. 302; Vergleich 72. 246. 270.
Karl der Kahle 277. 278. 279.
Karl der Kühne von Burgund 366. 377.
Karl I. von England 398. 399. 400. 401. 418; K. II. 417.
Karl V. von Frankreich 350; K. VI. 354. 358; K. VII. 358. 366; K. IX. 386; K. X. 478.
Karl IX. von Schweden 406. 407; K. XII. 60. 433. 434. 436.
Karl von Anjou 341. 342. 348.
Karl, Erzherzog 460. 461. 466.
Karl Martell 265. 266. 267. 382.
Karlmann, Sohn Karl Martells 267. 268; Bruder Karls des Großen 270.
Karlowitz, Friede von 430.
Karmel 23.
Kärnthen 161. 220. 278. 300. 342.
Karthago 5. 20. 75. 89. 108. 131. 133 ff.; Gründung 68; Zerstörung 154.
Kaspisches Meer 238. 484.
Kassandros 119.
Katharina II. 434. 445. 447. 448. 475; Vergleich 214; K. von Bora 383; K. von Medici 385. 386.
Kathay 370.
Katieh 21. 44.
Katzbach, Schlacht an der 471.
Kaukasus 448. 475.
Kaunitz 443.
Keith 441.
Kelten 10. 126 ff. 233.
Kent 283.
Kerkyra 98.
Kerman 118.
Kiew 298. 333.
Kilikien 72. 77. 197. 198.
Kimbrer 161.
Kimmerier 37.
Kimon 96.
Kingsley, Zitat 377.
Kischon 22. 45. 50.
Kisyl Irmak 71. 72.
Kleist, H. v., Zitat 216.
Kleisthenes 92.
Kleon 171; Vergleich 99.
Kleopatra 181. 182. 186. 187. 188.
Knidos, Seeschlacht bei 106.
Kniephof 437.
Knox, John 378.
Kodomannos 114.
Kolin, Schlacht bei 439. 440.

Köln, Dom 80.
Kongo 67.
Kontah 197.
Königgrätz, Schlacht bei 488.
Konon 101. 106.
Konrad I. 288. 289. 321.
Konrad II. 300. 301. 302.
Konrad III. 316. 321.
Konrad IV. 329. 341.
Konrad von Lothringen 293.
Konradin 342.
Konstanz 230.
Konstantinopel 239. 241. 242. 246. 259. 496; Gründung 229; Konzil zu 235; Eroberung 266. 361.
Konstantinus 224 ff. 245. 268; Vergleich mit Karl d. Gr. 270. 274.
Konstantius Chlorus 223. 224; K., Sohn des Konstantin 230.
Konstanz, Konzil von 354. 355.
Koran 256. 260. 448.
Korea 503.
Korinth 98. 108. 199; Zerstörung 154.
Koroneia, Schlacht von 87.
Korsen 25
Korsika 186.
Kossowo Polje 361.
Krain 342.
Kreta 200
Kroatien 210 249.
Kroisos 71 72.
Krupp 436.
Krum 169. 484.
Kujuk 335
Kulm, Schlacht bei 471
Kunara, Schlacht bei 49 104 105
Kunersdorf, Schlacht bei 441.
Kurden 323.
Kurdistan 29. 31.
Kurfürst, d. Gr. 107; Vergleich 111. 245. 407.
Kurland 355. 405.
Kuruſch 71.
Kuſch 26.
Kutſchuk Kainardſchi, Frieden von 448.
Kyaxares 38. 70.
Kyros I. 63. 71.
Kyros d. J. 103 ff.; Bedeutung ſeines Todes 49. 105.
Kyzikos, Seeſchlacht von 101.

L.

Ladoga-See 283.
Lahore 117.
Laines, Jakob 394.
Lally Tollendal 443.
Lambert von Spoleto 291.
Lancaſter 351. 367.
Langobarden 249. 269. 271.
Laodikeia 67.
Laon, Schlacht bei 471.
Larino 145.
Larinum 145.
La Rothiere, Schlacht bei 471.
Las Caſas 94.
Latakieh 67.
Latium 126. 128
Laudon 441.
Lear, König 30.
Lechfeld, Schlacht auf dem 293
Lee 500.
Legnano, Schlacht bei 323.
Leicester, Graf v. 331
Leipzig 83; Schlacht bei 94 471.
Le Mans, Schlacht bei 490.
Lenbach 71.
Leo I. 239; L. III. 274; L. IX. 305.
Leoben, Frieden von 460.
Leon 248. 313. 314.
Leonidas 94. 95.
Leontes 41.
Lepidus 185. 186.
Lerida 179.
Leſſing, Zitat 2.
Leuktra, Schlacht bei 109.
Leuthen, Schlacht bei 440; Vergleich 433.
Leuvigild 248.
Levante 260.
Libanon 22. 41.
Licinius 224. 228. 229.
Liegnitz, Schlacht bei, Deutſche gegen Mongolen 334; Preußen gegen Oeſterreicher 443.
Liga 403. 405. 407.
Lilybaeum 137.
Lion, Golf du 266.
Lippe, Fürſtenthum 123; Fluß 209. 210.
Liſſabon 374.
Litthauen 350.
Livia Druſilla 188.
Livius, Zitat 146.
Livland 355. 407. 428. 433. 435. 444.
Loire 240. 243. 247. 266. 346
Lombardei 485; Vergleich 75.
Lombarden 323.
Longus, Tib. Sempronius, Konſul 142
Lorenzſtrom 442.
Lothar I 277, L. II. 278; L. der Burgunder 293; L. von Frankreich 295; L. von Supplinburg 316; L. von Conti 327.

Lothringen 278. 282. 291. 295. 369. 438. 491; Haus 445.
Louisburg 442.
Louisiana 445.
Louis Philipp 171. 479. 481.
Loyola, Ignaz 386. 394.
Lübeck 350.
Lucaner 130. 131.
Lucanien 149.
Lucca 174.
Lucullus 168 ff.
Ludolf von Schwaben 293.
Ludwig II. 278. 279.
Ludwig IV. von Frankreich 291; L. V. 299; L. IX. 330. 341. 344; L. XI. 244. 366. 371. 379. 385. 435. 454; L. XII. 378; L. XIII. 397. 398.
Ludwig XIV. 23. 107. 419. 420. 421. 424. 425. 426. 428. 429. 430. 431. 432. 472; Vergleich 246. 389.
Ludwig XVI. 353. 386. 455; L. XVIII. 478.
Ludwig das Kind 282. 296.
Ludwig der Baier 347. 348.
Ludwig der Deutsche 277. 278. 279. 280. 302.
Ludwig der Fromme 93. 276. 277.
Luneville, Frieden von 462.
Lusitanien 157.
Luther 188. 354. 368. 375. 376. 377. 378. 383. 384. 385. 386. 436. 495; Vergleich 173. 376. 386; Hans L. 368.
Lutheraner 198.
Lutter am Barenberge, Schlacht bei 404.
Lüttich 281.
Lützen, Schlacht bei 49. 408.
Luxemburg 425.
Luxemburger 349.
Lydien 36. 101.
Lykaonien 197.
Lykurg 90.
Lysander 102. 103. 104.
Lysimachos 119. 163.
Lystra 197. 198.

M.

Maas 176. 247.
Macedonien 111 ff. 148. 151. 152. 154. 179. 184. 198. 199.
Macra 134.
Macrinus 221.
Madras 443.
Magalhaens 373.
Magdeburg 297; Zerstörung 407.
Magenta, Schlacht bei 485.
Magnesia, Schlacht bei 152.
Maharbal 144.
Mahdi 27.
Mähren 209. 281. 356. 361. 403.
Mailand 141. 142. 222. 223. 323. 363. 432.
Main 209. 247. 488.
Maine 324. 325.
Mainz 282.
Makkabäer 170.
Maleventum, Schlacht bei 133.
Malojaroßlawez, Vergleich 118.
Malplaquet, Schlacht bei 432.
Malta 67. 200. 463.
Mameluken 360. 461.
Manfred 341.
Mangu Timur 335.
Manissa s. Magnesia.
Mansfeld, Stadt 375; General 404.
Manteuffel 490. 491.
Mantineia, Schlacht bei 110.
Mantua 363. 459.
Marathon, Schlacht bei 79. 93. 96.
Marbod 209. 210. 213.
Marc Aurel 217. 220. 221. 222.
Marcellus, M. Claudius, Prätor 147. 148.
Marchfeld, Schlacht auf dem 342.
Marengo, Schlacht bei 462.
Maria, Tochter Jakobs II. 419; M., die Katholische 388; M. Stuart 388. 389. 398; M. von Burgund 377; M. Thesia, Tocht. Philipps IV. 420; M. Thesia von Oesterreich 437. 443. 448.
Marignano, Schlacht bei 379.
Marius 57. 160 ff.
Markomannen 209. 220 221.
Marlborough 431. 432.
Marmara-Meer 114.
Marokko 237.
Marozia 292.
Marsala 137. 138.
Marseille 140. 143.
Marser 126.
Marston Moor, Schlacht bei 399.
Martin V. 355.
Maryland 450.

Maſſachuſetts 450.
Maſſena 465.
Maſſilia 140.
Maſſiniſſa 150. 153. 160.
Maſtai-Ferretti 481.
Mathilde 292.
Matthias Corvinus 361; M. Kaiſer 403.
Maupertuis, Schlacht bei 346.
Max von Baiern 402. 403. 404.
Maxentius 224. 225.
Maximianus 223. 224.
Maximilian I. 371. 377; M. II. 402.
Maximinus 223.
Mazarin 420.
Mecklenburg 404.
Meder 70 ff. 180.
Medici 363.
Medina 254. 255. 259.
Meerſen, Vertrag zu 278.
Megiddo, Feſtung 22; Schlacht bei 62.
Mehemed Ali 475.
Mekka 253. 254. 255. 376.
Melchiſedek 5.
Memphis 9. 11. 20. 36. 39. 83.
Mercia 283.
Merowinger 268. 270.
Merw 175.
Méry a. Seine 238.
Meſſalina 213. 214.
Meſſana 90. 134. 135
Meſſenien 90.
Metaurus 150.
Metellus, L. Cäcilius, Konſul 137.
Metz 384. 489; Kapitulation von 490
Mexiko 6. 370. 373. 374. 375. 477. 499
Micha, Zitat 61
Michael Cärularius 305; M. Feodorowitſch 427.
Midianiter 45.
Mikado 502. 503.
Milazzo, Kap, Seeſchlacht bei 136.
Milet 78. 199.
Milo, T. Annius 174. 177.
Miltiades 79. 93.
Miltitz 377.
Minden, Schlacht bei 441.
Mirabeau 392. 455; Vergleich 100. 171.
Miſenum, Vertrag von 186.
Miſſiſſippi 442.
Mithridates I. von Parthien 175. 181; M. VI. von Pontos 163. 164. 165. 168. 169. 208.
Mnemon 103. 113.
Moab 42. 55.
Moawija 258. 259. 265.
Modena 184. 479. 485.
Mohacs, Schlacht bei 382.
Mohammed 253 ff. 280. 376; Vergleich mit Moſes 254; Unterſchied gegen Chriſtus 255. 256; M. II., Sultan 361.
Mohammedaner 219.
Mohammedanismus 253 ff.
Molah 81.
Moldau 447. 475. 495.
Moltke 58. 59. 488. 489; Vergleich 128; Zitat 256. 491.
Monda 182
Mongolen 333. 334. 335. 360. 361. 370
Montcalm 442
Mont Cenis 141. 225
Montesquieu 454. 455.
Montezuma 374
Mont Genevre 141.
Montmartre 295.
Moreau 460. 462; Vergleich 100. 172.
Moritz von Sachſen 383. 384.
Moſel 176. 247.
Moſes 47; Vergleich mit Mohammed 254.
Moskau 118. 198. 333. 380. 427. 469.
Moſul 33.
Mühlberg, Schlacht bei 383; Vergleich 225.
Mühldorf, Schlacht bei 347.
Muiron 461.
Müller, Johannes 153.
Mummius, L., Konſul 154.
Munda, Schlacht bei 182. 184.
Münſter, Friede zu 410; Vergleich 107; Wiedertäufer 382.
Murad II. 361.
Murten, Schlacht bei 366.
Murviedro 140.
Mutina, Schlacht bei 184.
Mykale, Schlacht bei 95. 96.
Myriandros 67.
Myſien 198.
Myſore 451.

N.

Nabopolaſſar 38.
Nabulus 45.
Naharain 22.
Nahr el Litani 41.
Naiſſus, Schlacht bei 222
Nancy, Schlacht bei 366
Nantes, Edikt von 397; Aufhebung 425 452. 485.
Napoleon 60 71. 112. 132. 145. 205 244. 392. 400 404. 458 ff. 495; Ausſpruch 8 335; Vergleich 100 105. 107. 113.

117. 118. 142. 156. 172. 212. 238. 436; Vergleich mit Attila 237, mit Tschingis Chan 335; N. III., Louis 483. 484. 485.
Narni 149.
Narses 246. 249.
Narwa, Schlacht bei 433. 434.
Naseby, Schlacht bei 400.
Nassau-Oranien 446.
Navarin, Seeschlacht von 476.
Navarra 313. 314. 368. 396.
Navas de Tolosa, Schlacht bei 335.
Neapel 249. 342. 432. 464. 476.
Nebukadnezar 62.
Necho 62.
Nelson 461. 464.
Nero, G. Claudius, Konsul 149; röm. Kaiser 214. 215. 220.
Nerva 216.
Nervier 174.
Nestor 85.
Neufundland 417. 432. 442.
Neustrien 248. 263. 265.
Newa 433.
Newbury, Schlacht bei 399.
New-Hampshire 450.
New-Jersey 450.
New-York 450.
Ney 465.
Nibelungenlied 231.
Niederlande 248. 365. 391. 392. 393. 394. 396. 410. 419. 421. 425. 429. 432. 446.
Niemen 468.
Nikäa, Konzil zu 229. 235. 239.
Nikias, Friede des 99.
Nikolai I. 475. 484.
Nikolaus I. 279; N. II. 304. 307.
Nikomedes III. 168.
Nikomedia 223.
Nil 8 ff. 41.
Ninive 33. 36. 38. 62. 63. 70.
Nisch 222.
Nizza 459. 485.
Nola 128.
Nordkarolina 450.
Nördlingen, Schlacht bei 409.
Noreja, Schlacht bei 161.
Norfolk 283.
Normandie 176. 283. 312. 324. 325.
Normannen 279. 280. 281. 282. 307. 308. 309. 310. 324. 355.
Northumbria 283.
Norwegen 350. 434. 446.
Notion, Seeschlacht von 101.
Novara, Schlacht bei 483.
Nowgorod 333.
Nubien 27.
Numantia 158.
Numidien 160. 182.
Numidier 257.
Nürnberg 355. 408; Nürnberger Religionsfriede 382.
Nymwegen, Frieden von 421. 424. 429. 431.
Nystadt, Frieden von 434.

O.

Obotriten 271.
Ochos 103. 113.
Octavia 186. 187.
Octavianus 184 ff.; Vergleich mit Karl d. Gr. 270.
Odensen, Reichstag von 391.
Oder 280.
Odo von Paris 280. 282.
Odoaker 241. 242.
Odyssee 85.
Odysseus 85. 86.
Oesterreich 134. 178. 326. 342. 356 ff.; Vergleich 75. 98. 103. 104. 244.
Ofanto 145. 149.
Ogotai 333. 335.
Ohio 442.
Oldenburg 391. 446.
Oleg 298.
Oliva, Friede von 428.
Olmütz, Uebereinkunft von 306. 483.
Omaija, Omaijaden 257. 258. 259. 272. 314.
Omar 257. 258.
Ombrone 130. 139.
Ophir 504.
Orchomenos, Schlacht bei 165.
Orléans 324. 385; Haus O. 479; Schlacht bei 490.
Ormasd 81.
Orodes 175.
Osman 75. 257. 258. 263.
Osmanen 361.
Osnabrück, Friede zu 410; Vergleich 108.
Ostangeln 283.
Ostgothen 233 ff. 356.
Ostindien 441. 442. 451. 452. 486.
Ostrolenka, Schlacht bei 479.
Otho 215.
Otto I. 290. 291. 292. 293. 294. 300. 301. 302. 309. 321; O. II. 295. 296. 302; O. III. 296. 297. 298. 299. 302; O. IV. 327.
Otto der Erlauchte 288.
Otto von Wittelsbach 328.

Ottokar II. 342.
Oudenarde, Schlacht bei 431.
Overyssel 393.
Ovid 211.
Oxenstjerna, Axel 409; Ausspruch 409.

P.

Palästina 170. 257. 260. 320. 326. 333. 360.
Palermo 137.
Palmyra 222.
Palos 369.
Pamphylien 197.
Panama 373. 374.
Pandaros 87.
Panormos, Schlacht bei 137.
Panslawisten 157. 207. 214. 497. 499.
Paphos 197.
Pappenheim 407.
Paraguay 477.
Paris 128. 295. 372. 385. 455. 456. 457. 469; belagert, Vergleich mit Rom 146; mit Alesia 176; Friede zu 445; Vertrag zu, zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten 451; kapitulirt (1814 471; Frieden zu, Rußland und die Westmächte 484; belagert 489, 490; kapitulirt 1871 491.
Parma 393. 479. 485.
Parther 174. 182. 183. 222.
Partherreich 217.
Parthien 77. 119. 171. 175.
Parysatis 104.
Pasargadä 71.
Paskiewitsch 476. 480.
Patroklos 88.
Paul I. von Rußland 460; Vergleich 214.
Paul II., Papst 363.
Paulus 197. 198. 199. 200. 201. 205. 231. 376.
Pausanias 95.
Pavia 269; Schlacht bei 379.
Peipus-See 283.
Peisistratos 92.
Pelasger 89.
Pelopidas 110.
Peloponnes 90. 93 ff.
Pelusium, Schlacht von 75.
Pendschab 117.
Pennsylvanien 450. 500.
Pentheus 175.
Perdikkas 119.
Pergamos 119. 152. 159.
Perge 197.
Perikles 96 ff.
Perser 69 ff. 222; Vergleich mit den Römern 129.
Perseus von Macedonien 152.
Pertinax 221.
Peru 6. 370.
Perugia 144. 186.
Perusia 186.
Pescennius Niger 221.
Peschawer 117.
Peter III. 444. 445; Vergleich 214.
Peter der Große 71. 175. 431. 433. 434. 444. 447. 495; P.s Sohn 444.
Petersburg 433; Friede zu 445; P. in Amerika 500.
Petrus 197. 198; Bischofsthum 2; Grab St. Petri 294; Fels Petri 317; Stuhl Petri 352. 353; Patrimonium Petri 493.
Pfalz 403. 429.
Pharisäer 190. 191. 195. 197.
Pharnakes 181.
Pharsalos, Schlacht bei 179. 182. 188.
Pherä 110.
Phidias 79.
Philipp von Anjou (Ph. V. von Spanien) 431. 432.
Philipp von Habsburg 377.
Philipp von Hessen 382.
Philipp von Macedonien 111, 112; Vergleich mit Pippin dem Kurzen 270.
Philipp III. von Macedonien 151.
Philipp von Schwaben 327. 328.
Philipp II. von Spanien 231. 389. 392. 393. 394. 396. 406. 420. 425. 477. 499.
Philipp IV. von Spanien 420.
Philipp August von Frankreich 325. 326. 328. 330.
Philipp der Schöne (Ph. II. August) 344. 345. 485.
Philipp der Gute 365
Philipp der Kühne von Burgund 365.
Philippi 198; Schlacht bei 185. 186. 188.
Philippus 223.
Philister 42 ff.
Phönizier 29. 32. 65 ff. 219.
Phraortes 38. 70.

Phrygien 198.
Phul 34.
Piacenza 141. 142.
Piasten 350.
Piemont 459. 482. 484. 485. 486. 487.
Pilatus 1.
Pippin 262. 263. 265; P. von Heristal 265; P. der Kurze 267. 268. 269. 271. 274. 302; Vergleich mit Philipp von Macedonien 269; P., Sohn Ludwigs des Frommen 277; dessen Sohn 277.
Pisa, Konzil zu 354.
Pisidien 197.
Pistoria, Schlacht bei 172.
Pitt 57. 442. 443. 450.
Pittsburg 442.
Pius IX. 481. 494.
Pizarro, Franz 374.
Pjöng-Yang, Schlacht bei 503.
Plassey, Schlacht bei 442.
Platää, Schlacht von 95. 96.
Plato 501.
Plessis, Jean Armand du 397.
Plewna, Schlachten bei 496.
Po 139. 141. 161.
Poitiers, Schlacht von Tours und P. 267.
Poitou 324.
Polen 77. 297. 298. 301. 348. 350. 356. 360. 361. 379. 380. 381. 405. 406. 427. 428. 433. 434. 435. 438. 446. 447. 458. 459. 473. 475. 479. 480. 481. 482. 495.
Poltawa, Schlacht bei 433. 434.
Polybios 153.
Pommern 331. 410. 473.
Pompeji 501.
Pompejus 167 ff.; Gnäus P. 182; Sextus P. 182. 184. 186. 188.
Pondichery 451.
Pontos 120. 163. 169.
Poppäa Sabina 214.
Populonia, Schlacht bei 132.
Poros 117.
Port Arthur 503.
Portugal 157. 313. 314. 368. 374.
Poscherun, Poscheruner Mühle 469.
Potocki 446.
Prag, Frieden zu 488.
Preßburg, Frieden von 464.
Preußen 270. 295. 311; 392. 419. 427. 428. 432 ff.; Vergleich 15. 98. 107. 129. 130. 131. 134. 244. 381. 433.
Preußisch-Eylau, Schlacht bei 465; Vergleich 117.
Priamus 87.
Proletarier 158.
Provence 367.
Prusias I. von Bithynien 152
Pruth 434. 467. 484.
Psammetich 36.
Ptolemäos 119; P. der XII. 181.
Puritaner 399. 400.
Puteoli 200.
Pydna, Schlacht bei 153, 154.
Pyrenäen 140. 244. 248. 262. 266. 272.
Pyrrhos 130. 132 ff.

Q.

Quaden 220.
Quebec, Schlacht bei 442.
Quiberon, Seeschlacht bei 443.

R.

Radetzky 483.
Radziwill 446.
Raleigh 390.
Ramillies, Schlacht bei 431.
Ramses II. 24. 50.
Ramses XII. 25.
Ranke, Zitat 50; Vergleich 95.
Rastatt, Friede von 432.
Regensburg 216; Regensburger Interim 382.
Regulus, M. Atilius, Konsul 137.
Rehabeam 54.
Rekkared 248.
Rems 216.
Renaissance 360.
Requesens 393.
Restitutionsedikt 404.
Rhegion 200.
Rhein 174. 176. 209. 213. 216. 222. 225. 232. 236. 237. 238. 267. 424. 428. 429. 457. 459. 460. 462. 464.
Rheinbund 464.
Rheinprovinz 248. 278.
Rhense, Kurverein zu 348.
Rhode-Island 450.
Rhodos 67.
Rhone 140. 141. 240. 278. 423.
Rhosos 67.
Richard II. 351; R. III. 371; R. von York 367; R. Löwenherz 325. 326.

Richelieu 59. 107. 244. 397. 405. 408. 409. 419. 436. 472; Vergleich 344.
Richmond 500.
Ricimer 240. 241.
Rimini 132. 134. 143. 149
Rion 170.
Robert Guiscard 307; R. von der Normandie 283.
Robespierre 171. 457. 458.
Rom 5. 101. 122 ff., Vergleich mit Griechenland 57. 58; mit Venedig 364.
Romanen 188. 210. 318. 385. 406. 418.
Romanow 427.
Romeo 390.
Römer 122 ff.; Vergleich 129; Vergleich mit Griechen 157.
Romulus Auguſtulus 241.
Roon 487. 490.
Roquemaure 140.
Roßbach, Schlacht bei 440.
Rotteck 95.
Rouen 291. 359.
Rouſſeau 455.
Ruad 67.
Rubicon 131. 178.
Rückert, Zitat 375.
Rudolf II. 402. 403; R. von Habsburg 342. 343. 346; R. von Schwaben 307.
Rufinus 235.
Rugier 241.
Rumänien 495. 496.
Ruprecht von der Pfalz 354.
Rurik 283. 298. 333.
Ruſſen 215. 242 360; Vergleich 116. 156. 363
Rußland 259. 262. 298. 310 ff.; Beamtenſtaat 19, Ackerbauſtaat 20; Vergleich 76 77. 103. 114. 124. 155. 156. 157. 193. 194. 207. 214. 239. 257. 265. 266. 274. 311. 433.
Ryßwijk, Friede von 429. 431.

S.

Saale 209. 247. 278. 279. 291.
Sab, Kleiner 32.
Sabiner 126. 130.
Sachſen 247. 249. 270. 271. 272. 283 ff.; Haus 289 ff.; Herzogthum 282 ff.
Sadducäer 191.
Saguntum 140.
Sahara 160.
Saida 67.
Saladdin 323. 326. 333.
Salamis, Schlacht von 95. 96; S. auf Cypern 197.
Saleph 324.
Salerno 308; Buſen von 130.
Salier 300. 312. 316. 321.
Salihich 21.
Salinator, M. Livius, Konſul 150.
Salmanaſſar I. 33; S. II. 34. 55; S. IV. 34.
Salomon 52 54.
Samaria 25; Fall der Stadt 34. 55; Weib von S. 194
Sambre, Schlacht an der 171
Samniter 126 ff.
Samos 199
Samothrake 198.
Samuel 47 48. 190; Bücher S 85
Sancho III 313.
Sanherib 35.
San Juſte 384. 473.
San Salvador 504.
San Stefano, Frieden von 496.
Saratoga, Kapitulation von 451.
Sardanapal 36.
Sardes 71. 72. 77. 104. 107.
Sardinien 138. 139. 185. 186. 432.
Sargon 34 ff.
Saſaniden 222.
Saul 5. 47 ff. 71. 190. 231.
Saulus 197. 376.
Savoyen 485.
Saxa Rubra, Schlacht bei 225.
Scala 363.
Schapur I. 222.
Scharnhorſt 467.
Schat el Arab 29.
Schiiten 258.
Schiller 467; Zitat 426.
Schleſien 145. 331. 334. 356. 362. 403. 437. 438. 443.
Schleswig-Holſtein 161. 245. 391. 487. 488; Mark Schl. 291.
Schmalkalden, Bund von 382. 383.
Schotten 221 390. 400.
Schottland 138. 388. 398. 399. 417.
Schwaben 282. 291. 300. 316 321.
Schwarzenberg, Zitat 111.
Schweden 350. 391. 401. 405 406 407 408. 409. 410 421. 426. 427. 428. 429 433 435. 438. 440 445 467. 468. 473. 478. 486

Schweiz 278. 366. 410. 463; Vergleich 86.
Schwerin 441.
Scipio der Jüngere, P. Cornelius Aemilianus 154. 158. 418.
Scipio, Gn. Cornelius 148.
Scipio, P. Cornelius 140. 142. 143. 148; dessen Sohn 149. 150. 152.
Scipio, Q. Metellus 177.
Scribonia 187.
Scurcola, Schlacht bei 342.
Sedan, Schlacht von 489; Vergleich 128.
Seeland 393.
Segni, Graf von 327.
Seinab 222.
Seine 238. 247. 324.
Seleucia 197.
Seleukos 119.
Semiten 65. 70. 80; erstes Auftreten 29.
Sémur 176.
Senne 210.
Sentinum, Schlacht bei 130. 131.
Septimius Severus 221. 222.
Serbien 475. 496.
Sergius III. 292.
Sertorius, Q. 167.
Servilia 183.
Servilius, Gn., Konsul 143. 144.
Seti I. 24.
Seydlitz 441.
Sforza 363.
Shakespeare 88. 231. 390. 391. 400. 492; Zitat 172. 358. 418.
Sherman 500.
Shimonoseki, Frieden von 503.
Shogun 502.
Sichem 45.
Sicilien 67 ff. 134 ff. 185. 186. 284. 307. 327. 348. 363. 486.
Sidon 39. 67. 200; Zerstörung 68.
Siebenbürgen 234.
Sièges, Vergleich 171.
Siegmund 354. 357.
Sigibert 247.
Sigismund III. Wasa 406.
Silas 198.
Simon von Montfort 331.
Simplon 141.
Sinacherib 35.
Sineus 283.
Sirgulla, Stadt 30.
Sixtus IV. 363.
Skiren 241.
Skobelew 59; Vergleich 100.
Skythen 37. 78.
Slavonien 249.
Slawen 10. 107. 210. 271. 272. 276. 279. 280. 283. 290 ff.
Smerdis 74. 76.
Smorgonj 469.
Soissons 243.
Solferino, Schlacht bei 485.
Solon 91. 92.
Sophie, Prinzessin von Anhalt-Zerbst 445.
Sophokles 98.
Sorben 271.
Soria 158.
Soult 465.
Spanien 139 ff.; Versinken 6; dezentralisirt 42; Vergleich 217. 257.
Spanier 262.
Sparta 90 ff. 136.
Spartacus 167.
Speier, Reichstage zu 380.
Spezzia 134.
Spoleto 144.
Samarkand 116.
Seldschuk 320.
Seldschuken 320. 333.
Setledsch 117.
Sewastopel 484.
Suleiman 381.
Sunniten 258.
Suworow 461.
Syr Darja 116.
Tängebro, Schlacht bei 406.
Staufer 312. 327. 328. 342. 348. 372.
St. Bernhard, Großer und Kleiner 141.
Steiermark 342.
Stein 188. 467.
Steinmetz 489.
Stephan II., Papst 269; St. d. Heilige von Ungarn 297. 298; St. von Blois 324.
St. Germain, Friede von, mit den Hugenotten 384; Frankreich mit Brandenburg 429; Vertrag zu 409.
St. Helena 417. 473.
Stilicho 235. 236. 241.
Stockholm, Blutbad von 391.
Stolo, G. Licinius, Tribun 127.
St. Quentin 265; Schlacht bei 491.
Strafford 398. 399.
Stralsund 434.
Straßburg, Schlacht bei 232; Vergleich 351. 425.
Struma 185.
Stuart, General 500.
Stuarts 418. 419. 445.
Sudanesen 26.
Südermannland 406.

Südkarolina 450.
Sueven 236. 237. 248.
Suffolk 283.
Sulla 57. 160. 162 ff. 208.
Sulpicius, P. S. Rufus, Tribun 163. 164.
Sumerier 30.
Sumir 31.
Sur 67.
Susa 77. 106. 107. 113.
Sussex 283.
Sutech 21.
Swjätopolk 281.
Syagrius 243.
Sybel 170.
Sylvester II. 297.
Syphax 150.
Syrakus 108. 133. 134. 135. 148. 200.
Syrer 257.
Syrien 22. 25. 34. 115 119. 151. 152. 170. 174. 175. 184. 197. 198. 215. 221. 222. 257. 258. 259. 260. 333. 335. 360. 461.

T.

Taannuck 22.
Taiko 502.
Taine, Zitat 230.
Takazzieh 8.
Talamone 139.
Talleyrand, Vergleich 107; Ausspruch 113.
Tanaron, Kap 112.
Tannenberg, Schlacht bei 356.
Tarabulus 67.
Tarent 131 132. 134. 149; Vertrag von 186.
Tarik 260. 262.
Tarsus 197. 376
Tataren 334.
Taurus 71
Teano 147
Tebessa 182.
Teja 246.
Telamon, Schlacht bei 139.
Tel-el-Kebir 21.
Templer 320. 344.
Temudschin 333. 361. 404.
Tenchterer 176.
Testri, Schlacht bei 265.
Teutoburger Wald, Schlacht im 210.
Teutonen 161.
Tewksbury, Schlacht bei 367.
Texas 499.
Thapsos, Schlacht bei 182. 183.
Thassilo 272.
Theben in Aegypten 36; Reich von 20; Theben in Griechenland 109 ff.; Zerstörung der Stadt 112.
Themistokles 93 ff.
Theoderich 173. 241. 242. 244. 245. 356.
Theodora, Gemahlin von Justinian 245; Mutter Johanns XI. 292.
Theodosius 234. 235. 236.
Theophano 294.
Thermopylen 94.
Thersites 85. 99.
Thessalien 151. 152. 179.
Thessalier 110.
Thessalonich 198.
Theuderich 247; Th. III. 265.
Theuth 501.
Thiers 95.
Thracien 151.
Thukydides 98.
Thurii, Schlacht bei 132.
Thuringe 247.
Thuringen 247. 329.
Thutmosis I. 22. 26 31; T. II 22; T. III 22. 23. 31.
Tiber 126 ff
Tiberius 209 ff.
Ticino 142. 143.
Tiglatpilesar I. 31. 33. 70; T. III. 34. 36.
Tigranes 168. 169.
Tigranokerta, Schlacht bei 168.
Tigris 29 ff.
Tilly 403, 404, 407.
Tilsit, Frieden von 465; Vergleich 118.
Timoleon 108.
Timurlenk 361.
Tiribazos 107.
Tissaphernes 77. 101.
Titus, Begleiter des Paulus 198; röm. Kaiser 215. 216.
Todleben 484. 496.
Togrül Beg 320.
Tolstoi 498.
Tolteken 373.
Torbay, Bucht von 419.
Torgau, Schlacht bei 443.
Torstenson 410.
Toscana 485.
Totila 246.
Toul 384.
Toulon 460.
Toulouse, Graf von 330.
Touraine 324. 325.
Tours, Schlacht von T. und Poitiers 267. 334.
Towton, Schlacht bei 367.
Trafalgar, Seeschlacht von 464.
Trajan 216. 220.
Transkaukasien 163.
Trapani 137. 138.
Trasimenischer See, Schlacht am 144.
Trebbia, Schlacht an der 142.
Treitschke 95. 153.
Trient, Konzil von 59. 306 394 401. 402. 406. 494

Trier 425.
Trifanum, Schlacht bei 128.
Tripolis 67.
Troas 198. 199.
Troer 86.
Troja 88.
Truwor 283.
Tſchardſhni 116.
Tſchechen 482. 496.
Tſchesme, Seeſchlacht von 447.
Tſchingis Chan 333. 334. 335. 444.
Tudor 371. 387. 454.
Tunis 237. 257; Schlacht bei 137.
Turenne 421.
Turgenjew 498.
Turin 141. 142. 476; Schlacht bei 431.
Türken 207. 336. 360. 381. 382. 430. 431. 434. 448. 495.
Turkeſtan 116.
Turkmenen 30.
Twain, Mark, Zitat 501.
Tyrus 67. 199; Zerſtörung 68. 115.

U.

Ulm, Kapitulation von 463.
Ungarn, Land 30. 298. 334. 354. 361. 381. 382. 482; Volk 282. 293. 297. 482. 496.
Union 403.
Unſtrut, Schlacht an der, Heinrich I. gegen die Ungarn 290; Heinrich IV. gegen die Sachſen 303.
Ur, Stadt 30.
Ural 87.
Urartu 34.
Urban VI. 352.
Ur-Bau 30.
Uria 25. 51.
Uruguay 477.
Uſedom, Inſel 405.
Uſipeter 176.
Utika 67. 183.
Utrecht 393; Utrechter Union 393; Friede von U. 432. 435. 441. 463.

V.

Vadimoniſcher See, die Schlacht am 132.
Vambery, Zitat 256.
Valencia 161.
Valens 233. 234.
Valentinian 233. 234; V. II. 234.
Valerian 222.
Valmy, Kanonade von 457.
Valois 345. 351. 365.
Vandalen 236. 237. 240. 243. 245. 246. 248.
Varro, G. Terentius, Konſul 145. 146.
Varus 210.
Vasco de Gama 374.
Vaſſy, Blutbad von 386.
Vatikaniſches Konzil 494.
Vejer de la Frontera 262.
Veji, Einnahme 126. 127.
Vendée 457.
Venedig 20. 249. 364; Vergleich 364. 446.
Veneter 176.
Venetien 485. 488.
Venezuela 477.
Venus von Milo 79; V. Victrix 220.
Vercelli, Schlacht bei 161.
Vercingetorix 176.
Verdun 384; Vertrag zu 277.
Verona, Reichstag zu 296.
Verſailles 455; Kaiſerproklamation zu 490; Vergleich 294; Bündniß zu 438; Frieden zu 452.
Veſpaſianus 215. 216.
Veſuv, Schlacht am, Römer und Samniter 128; Oſtrömer und Gothen 246.
Vicksburg 500.
Viktor Emanuel 486.
Vilagos, Kapitulation von 482.
Vindex, G. Julius 214.
Vindobona 220.
Virgil 211.
Virginien 450. 500.
Viriathus 157. 158.
Visconti 363.
Vitellius 215.
Volsker 126. 127. 128. 129.
Voltaire 318. 454. 455; ſ. auch Arouet.

W.

Wadi Abu Nahr 23.
Wagner, Richard 492.
Wagram, Schlacht bei 467.
Waiblingen 318.
Waik 297.
Walachei 447. 475. 495.
Wales 138.
Wallenſtein, Albrecht v. 104. 404. 405. 408. 409.
Wandewaſh, Schlacht bei 443.
Wan-See 33. 34.
Waräger-Ruſſen 283.
Warna, Schlacht bei 361.
Warſchau, Einnahme 480; Vergleich mit Jeruſalem 215.
Wartburg 378.
Waſa, Haus 427.

Waſhington, George 450. 451; W., Stadt 500.
Weichſel 209. 233. 271. 273. 356.
Wei-Hai-Wei, kapitulirt 503.
Weißer Berg, Schlacht am 403.
Welf von Baiern 277.
Welfen 316. 318. 321. 322. 323. 326. 327.
Wellington 466. 472. 473.
Wenden 271. 296. 302.
Wentworth, Thomas 398.
Wenzel 349. 354.
Weſer 213. 247.
Weſier 283.
Weſterås, Reichstag von 391.
Weſtfalen 270.
Weſtgothen 234 ff.
Weſtminſter, Bundniß zu 431.
Wiclif 352. 354. 378.
Wien 220. 222. 430. 439. 466. 472; Belagerung 382; Friede mit Napoleon I. 467; mit Dänemark 488; mit Italien 488.
Wilhelm I., Kaiſer 302. 429. 488 489. 490. 491; Vergleich 242. 246. 290. 389. 390.
Wilhelm II. von England 324; W. der Eroberer 310.
Wilhelm, Graf von Holland 329. 341.
Wilhelm Tell 2.
Wilhelm von Oranien 393; W. von Oranien (W. III. von England) 419. 421. 425. 430.
Wilzen 271.
Wimpfen 128.
Winfried 267.
Winterfeld 441.
Witigis 246.
Wittelsbacher 347.
Wittenberg 122. 375. 376. 377.
Wladimir der Heilige von Rußland 298.
Wladimir, Stadt 333.
Wladislaw III. 361.
Wolfe 442.
Wolga 334.
Worceſter, Schlacht bei 417.
Worms 375; Wormſer Konkordat 308; Reichstag zu W. 378.
Wörth, Schlacht bei 489.
Wulfila 234.
Württemberg 216. 382. 464.
Würzburg, Reichstag zu 323.
Wyborg 435.

X.

Xenophon 105.
Xeres de la Frontera, Schlacht bei 262.
Xerxes 94. 95. 103. 104.

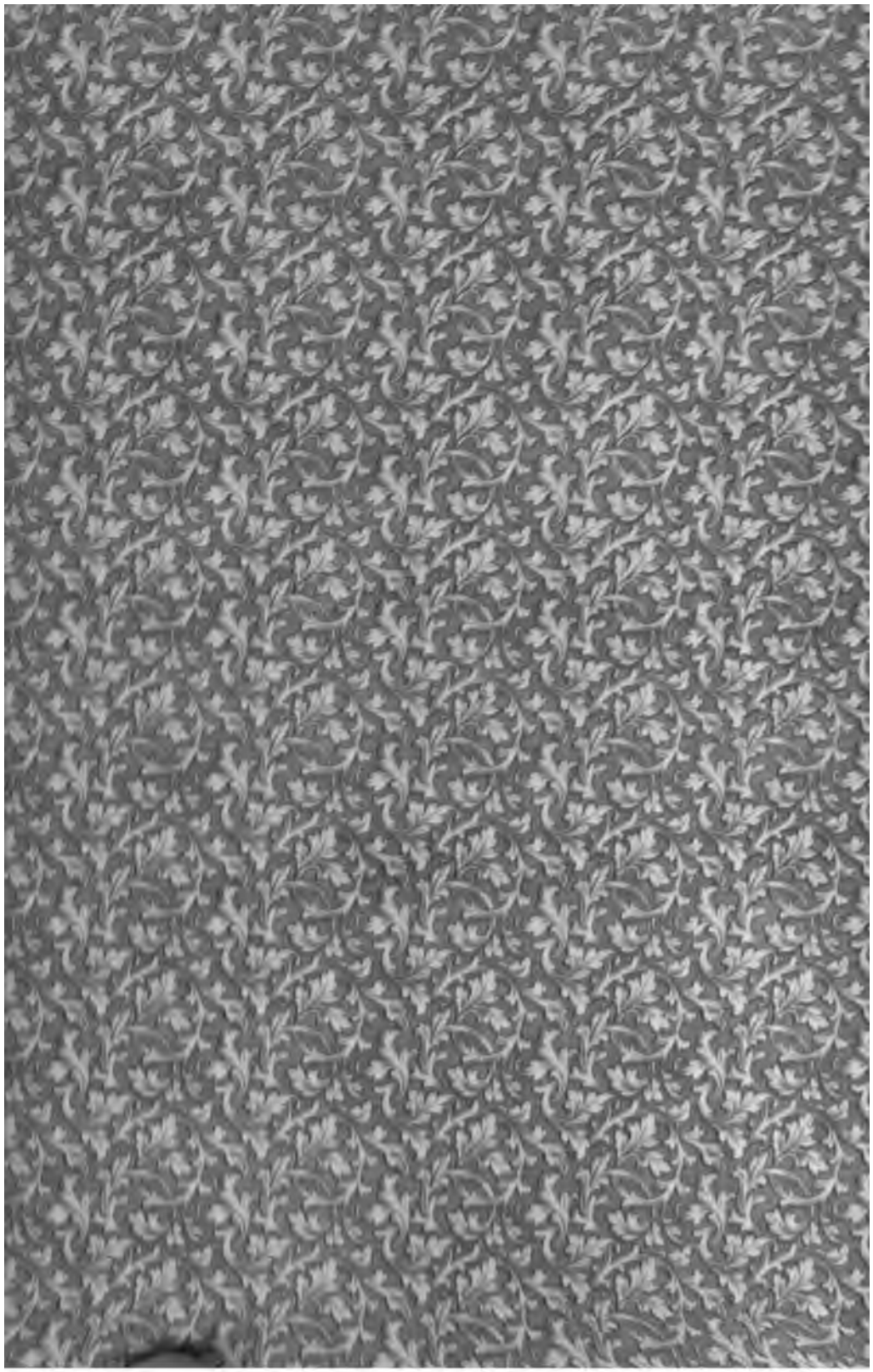
Y.

Yemen 22.
York, General 469.
York 221. 222. 367.
Yorktown, Kapitulation von 452.

Z.

Zacharias 268.
Zama, Schlacht bei 150. 154.
Zankle 90.
Zarathuſtra 81.
Zedekia 62. 63.
Zeila, Schlacht bei 181. 182.
Zenobia 222.
Zeus 86. 87. 88. 97; Z. Olympios 79.
Ziegenfluß, Schlacht am 103.
Zieten 441.
Zileh 181.
Zin-Ru 502.
Zipangu 370.
Zorndorf, Schlacht bei 440.
Zoroaſter 81.
Zürich, Frieden von 485.
Zweibrücken 427.
Zwingli 378.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin, Kochstraße 68—71.



3 2044 020 542 2

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413

WIDENER
SEP 10 1997
BOOK DUE
JUL 2 1998
CANCELLED